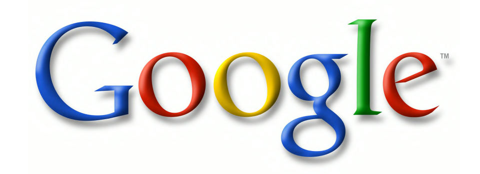


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
RECEIVED BY EXCHANGE
Class P3
N5
1908
MAIN





Neue
Philologische Rundschau

Herausgegeben

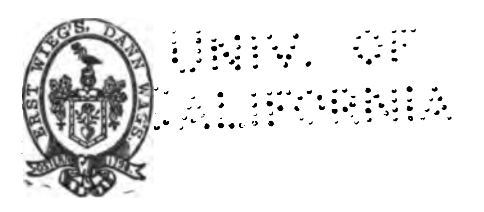
von

Dr. C. Wagener und **Dr. E. Ludwig**

in

Bremen.

Jahrgang 1908.


UNIV. OF CALIFORNIA

Gotha 1908.
Friedrich Andreas Perthes
Aktiengesellschaft.

Discontinued Publication

UNIV. OF
CALIFORNIA

Register zur „Neuen Philologischen Rundschau"

Jahrgang 1908.

231824



5244 UNIV. OF CALIFORNIA

Gotha, 11. Januar. Nr. 1, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

1) **R. Richter, De ratione codicum Laur. plut. 69, 2 et Vatic. 126 in extrema Thucydidis historiarum parte.** Diss. philol. Halenses vol. XVI pars 3. Halis Saxonum, M. Niemeyer, MCMVI. S. 253—344. 8. ℳ 2.40.

Dafs der Vatic. von VI 92 an von den anderen Handschriften des Thukydides sehr abweicht, ist längst bekannt, und man hat sich auch schon wiederholt mit der Erklärung dieser Erscheinung beschäftigt, ohne jedoch bis jetzt zu einem völlig befriedigenden Ergebnis zu gelangen. Schöne, Classen u. a. waren der Ansicht, dafs die abweichenden Lesarten des Vatic. von Konjekturen herrühren, die im Laufe der Zeit teilweise entstellt worden sein. Dagegen macht der Verfasser der vorliegenden tüchtigen Abhandlung die grofse Zahl der Lesarten geltend, die gar nicht auf Konjekturen beruhen können, sondern aus einer anderen Überlieferung stammen müssen. Eine solche Überlieferung nimmt auch Hude für manche Lesarten des Vatic. an, glaubt aber, dafs diese einst gute Überlieferung

später von einem Grammatiker verschlechtert worden und so in den Vatic. übergegangen sei, eine Annahme, welche die Verschiedenheit zwischen den zwei Teilen des Vat. I—VI 92 und VI 92 bis Schlufs nicht erklärt, wie der Verfasser mit Recht bemerkt. Im zweiten Teil des Vatic. liegt vielmehr, worauf manche Lesarten, sowie die Bemerkung zu VIII 92, 10 *καὶ ἐν ἄλλῳ ἀντιγράφῳ κτλ.* hinweisen, eine Mischung der beiden Handschriftenfamilien (A B C G E F U und H) vor, die auf die Vorlage des Vatic. zurückgeht, und so entsteht die Frage, welcher Handschriftenfamilie die Lesarten der anderen beigeschrieben wurden. Wilamowitz meinte, von VI 92 an sei zu der Überlieferung, die im Vatic. vorliege, die andere hinzugefügt worden; nach dem Verfasser ist die Sache gerade umgekehrt. Die Vorlage des Vatic. ist in ihrem ganzen Umfange aus der Handschriftenfamilie A B C G E F U abgeschrieben, aber von VI 92 an wurde sie nach einem Cod. der anderen Handschriftenfamilie emendiert, so dafs im letzten Teile des Vatic. die Lesarten beider Familien zusammenflossen; warum dies nur im letzten Teil von VI 92 an geschah, wissen wir nicht. Wie H. zeigt, war die Vorlage des Vatic. im letzten Teile besser als der Vatic.; aus ihr stammen alle die Lesarten, in denen der Vatic. allein das Richtige bietet. Hinsichtlich der übrigen Lesarten mufs man jeweils prüfen, woher sie stammen; gehen sie auf die Vorlage des Vatic. zurück, so stellen sie die bessere Überlieferung dar.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

2). **J. A. Jolles, Vitruvs Ästhetik.** Inauguraldissertation. Freiburg i. Br., Troemers Universitätsbuchhandlung, 1906. VI und 101 S. 8.

Auf die Wichtigkeit der antiken Schönheitslehre, die uns im ersten Buche von Vitruvs Werk über Baukunst, das dieser dem Kaiser Augustus (s. S. 8) gewidmet hat, hatte bis jetzt nur Puchstein in seiner Abhandlung über Architectura (Pauly-Wissowa) hingewiesen, während Müller (Theorie der Kunst bei den Alten) und Walter (Gesch. der Ästhetik) nicht erkannt hatten, dafs diese Auseinandersetzungen des altrömischen Baumeisters eine einheitliche Künstlertheorie bilden. J. Jolles, dem wir bereits die schöne Arbeit: „Zur Deutung des Begriffes Naturwahrheit in der bildenden Kunst“ (Freiburg i. Br. 1905) verdanken, gibt in der Einleitung die hohen Anforderungen bekannt, die Vitruv an die Bildung des Baumeisters stellt: er mufs schriftkundig sein, Zeichnen, Geometrie, Optik

und Arithmetik, Geschichte, Philosophie und Musik verstehen und ein wenig mit Medizin, Rechtswissenschaft und Astrologie bekannt sein. Dann wird der Versuch gemacht, die genaue Bedeutung der Ausdrücke, Begriffe und Definitionen, die Vitruv in seinem ästhetischen Abschnitte benutzt, festzustellen, indem für die lateinischen Wörter ausschliefslich von dem Wortgebrauch des Vitruv selbst ausgegangen wird. Es werden in dem Abschnitte über die ästhetische Einteilung der Architektur (S. 9—38) die sechs Begriffe ordinatio, dispositio, eurythmia, symmetria, decor und distributio in gründlicher Erörterung nacheinander behandelt und das Ergebnis S. 38 und 39 übersichtlich zusammengestellt. Ich glaube, dafs es J. gelungen ist, bei der Erklärung der erwähnten Ausdrücke das Richtige zu treffen. Die praktische Einteilung der Architektur beschliefst den ersten Teil der Arbeit („Die ästhetischen Kategorien bei Vitruv").

In der zweiten Hälfte, welche die Überschrift trägt: „Die griechischen, der vitruvianischen Ästhetik entsprechenden Anschauungen", wird mit Hilfe der dem lateinischen Text von Vitruv beigefügten griechischen Wörter nachzuweisen versucht, dafs dieses bei dem Römer in fachgemäfser Weise überlieferte System Begriffe enthält, die den griechischen Philosophen und Künstlern bereits seit dem 5. Jahrhundert bekannt waren. Indem Jolles die einzelnen Schriftsteller Griechenlands — Xenophon, Platon, Aristoteles, die Techniker und Künstler — durchmustert, kommt er zu dem Ergebnis, dafs sich im Altertum überall Spuren von der Ästhetik finden, die uns der römische Baumeister als Ganzes überliefert hat. Diese vitruvianische Schönheitslehre kann nicht ausschliefslich auf die Kunst angewandt werden, sondern die Kunst gehört in jene Reihe von Gebilden, die nur durch eine gewisse Anordnung zustande kommen, ihren Zweck erreichen und Schönheit erlangen: das Weltall, der Staat, die Haushaltung, ein Gebäude, eine Tragödie, ein Gewebe, ein menschlicher Körper, eine Statue usw. sind alles Zusammensetzungen, die nach diesem System angeordnet sind (S. 99). — So liefert diese lehrreiche Arbeit eine Bestätigung und Ergänzung zu dem Satze Puchsteins (a. a. O. Bd. II, Sp. 543): „Da Vitruv augenscheinlich nach griechischen Quellen gearbeitet hat, bietet uns seine Darstellung zweifellos die Anschauungen, die sich in Griechenland über das Wesen der Architektur gebildet hatten und in der für uns gänzlich verschollenen griechischen Fachliteratur vorgetragen worden waren."

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

3) **Vilelmus Lundström, L. Juni Moderati Columellae opera** quae exstant. Fasciculus septimus *rei rusticae librum undecimum* continens. Collectio scriptorum veterum Upsaliensis. Upsaliae in libraria Lindequistiana. Lipsiae, Otto Harrassowitz, 1906. 70 S. 8. ℳ 2. 50.

Dem 1902 veröffentlichten zehnten Buche der kritischen Ausgabe des Columella (vgl. Jahrgang 1903 dieser Zeitschrift Nr. 24, S. 554) ist nach Verlauf von vier Jahren das elfte gefolgt. Es weist dieselben Vorzüge auf: Gründlichkeit, Übersichtlichkeit und saubere Ausstattung. Die abweichenden Lesarten der Handschriften sind in Fufsnoten angegeben; mit welcher Sorgfalt dies geschehen ist, kann man z. B. aus Kap. 3, 42 erkennen, wo folgende Angaben zu chaerephyllum gemacht werden: chaerefilium S a, chaerephylium A, cherephylum m, cherefylium u, cerfilium d, chaerephylium C, cherefilium c q, cerefolium g p.

In der Hauptsache folgt der Herausgeber dem Codex Sangermanensis Petropolitanus (S) und dem Ambrosianus (A), erst in zweiter Linie kommt eine ganze Reihe jüngerer Handschriften. Wenn die Überlieferung offenbar Unrichtiges bietet, werden Verbesserungsvorschläge anderer Gelehrter oder eigene Konjekturen aufgenommen. So wird gegen die besten Handschriften 1, 1 mit Gesner studiosorum für studiorum geschrieben, 2, 32 fecimus für facimus, 3, 46 scopiones für scorpiones, so 1, 118 nach dem Vorgange von Schneider languidior est statt languidiorem ut und nach dem von Buchner 2, 9 vennuculum statt vennaculum, während z B. 1, 16 Lundström permeabit in permeavit und 2, 29 habeant in habeat geändert hat. So entspricht denn der Text der neuen kritischen Ausgabe den Anforderungen, die man an eine wissenschaftliche Arbeit unserer Zeit stellt, und damit ist dem lange vernachlässigten römischen Schriftsteller volle Genüge getan. Möchte das abschliefsende zwölfte Buch recht bald dem elften nachfolgen!

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

---

4) **K. Brugmann, Die distributiven und die kollektiven Numeralia der indogermanischen Sprachen.** (Abhandl. d. philolog.-historischen Klasse der Kgl. Sächsischen Ges. d. Wiss., Bd. XXV, Nr. V.) Leipzig, B. G. Teubner, 1907. 80 S. 4°.

Von der vorliegenden Monographie über eine bestimmte Art von Zahlwörtern, die man bisher nach dem Vorgange der römischen National-

grammatiker, speziell des bekannten Priscian, bei dem sich die Bezeichnung 'Distributiva' zuerst findet, der daneben aber auch die Termini 'Dispertiva', 'Impertiva' und 'Dividua' gebraucht, unter dem an erster Stelle angeführten Terminus 'Distributiva' zusammenzufassen pflegte, gilt, was A. Walde in dem letzten Jahresbericht über romanische Philologie I, 10f. von der im Jahre 1904 in denselben Abhandlungen erschienenen Monographie „Die Demonstrativpronomia der indogermanischen Sprachen", über welche der Unterzeichnete in dieser Zeitschrift 1904, S. 572—574 Bericht erstattet hat, folgendermafsen geäufsert hat:

„Ebenso wie desselben Gelehrten frühere Untersuchung der Ausdrücke für den Begriff der Totalität [1]) zeigt auch die vorliegende in eindringlicher Weise, dafs nur bei Erfassung der gröfseren Zusammenhänge zwischen bedeutungsverwandten Gruppen Erkenntnisse zu erlangen sind, die ein isolierendes Herausgreifen von Einzelheiten nie zu liefern vermag. Auch der Einzelphilologe, der Fragen dieses Gebietes anzuforschen unternimmt, wird der in der Brugmannschen Arbeit gewiesenen Richtungslinien nicht entraten können."

Der reiche Inhalt der vorliegenden Untersuchung läfst sich in folgender Weise charakterisieren. In den „Vorbemerkungen" (S. 3—8) wird dargetan, dafs man zwischen wirklichen Distributiva, welche die Vorstellung zum Ausdruck bringen, „dafs eine bestimmte Anzahl in einem beliebig grofsen Ganzen sich gleichmäfsig wiederholt" (S. 8), und Kollektiva oder Sammelzahlwörtern, wie z. B. lat. *bini* in Wendungen wie 'bini boves' „ein Paar Ochsen" oder 'bina castra' „zwei Lager" wohl unterscheiden müsse. Um gerade bei diesem Beispiel zu bleiben, so wird mit Recht darauf hingewiesen, dafs die distributive Bedeutung fälschlich als Grundbedeutung angenommen worden sei, eine Auffassung, die auch noch im „Thesaurus" obwaltet. In Wirklichkeit wird im Verlaufe der Untersuchung dargetan, dafs *bīnī* einen doppelten Ursprung hatte (S. 31) und dafs gerade dieser doppelte Ursprung auch seine doppelte Verwendung als Distributivum und Kollektivum vollkommen rechtfertige und erkläre. Die eigentlichen distributiven Numeralia, das sind „diejenigen Zahlausdrücke distributiven Sinnes", „bei denen dieser Sinn nicht auf kollektiver Bedeutung des zur Verwendung gekommenen Zahlwortes beruht", werden S. 8—21 behandelt. Die Dis-

---

1) Sonderabdruck aus dem Renuntiationsprogramm der philosophischen Fakultät der Universität Leipzig für 1893—1894. Vgl. diese Rundschau Jahrg. 1895, S. 54—56.

tribution wird durch Iterierung erzielt, z. B. ai. *dvā-dvā* „je zwei, zwei und zwei“, ferner durch Hinzufügung von „jeder“ oder von adverbiellem „jedesmal, je“, z. B. gr. *εἷς ἕκαστος* lat. *ūnus quisque,* ‘mos erat Lacedaemoniis a maioribus traditus, ut duos haberent semper reges’. Weiter ist zur Darstellung der Distribution die Hinzufügung einer Präposition dienlich, z. B. gr. *κατά ἀνά* (‘*κατὰ*, *τρεῖς*’, ‘*ἀνὰ ἑκατὸν ἄνδρας*’), wonach auch im Romanischen *cata* in Wendungen wie spätlat. ‘cata singulos mynos’, ‘cata mane mane’ (hier zugleich das Mittel der Iteration); vgl. Grandgent, An introduction to vulgar Latin (Boston V. S. A. 1907), § 19 und 71. Mit den zuletzt erwähnten präpositionalen Ausdrücken berühren sich dem Sinne nach die altindischen Adverbia auf *-śás*, wie *ēka-śás* „einzelweise, einer nach dem anderen“, mit denen die griechischen auf *-κάς*, wie *ἑ-κάς* „für sich, abseits, fern“, *ἀνδρα-κάς* „Mann für Mann“ in nächste Beziehung zu setzen sein dürften. Die Bildung der kollektiven Numeralia wird S. 21—36 behandelt, und zwar erfolgt sie mittels der drei Formantien *-o-*, *-no-*, *-qo-*. Formen der ersten Art sind in weitem Umfang im Arischen und Baltisch-Slawischen lebendig, für die *-no*-Bildungen darf das Lateinische als interessanter Beleg angeführt werden, als Beispiele von *-qo*-Bildungen mögen ai. *dvika-s* „aus zweien bestehend“, russ. *dvójka* „das Paar“ dienen. Hinsichtlich der Gebrauchsweise der Kollektiva (S. 36—55) lassen sich, wenn man zunächst die nicht distributiven Verwendungen ins Auge faſst, folgende unterscheiden: 1. „Das Numerale bezeichnet eine Zusammengehörigkeit, Zusammenfassung, Gruppierung dessen, was gezählt wird“, z. B. lat. ‘trini anni’, das inhaltlich mehr dem ‘triennium’ als dem ‘tres anni’ entspricht. 2. „Mittels der Kollektiva werden nicht nur Einheiten gezählt, deren jede als ein Individuum vorgestellt ist, sondern auch Einheiten, deren jede in sich ein Mehrfaches ist, und während dort durch das Zahlwort die Zusammengehörigkeit aller gezählten Gegenstände bezeichnet ist, drückt hier das Zahlwort den Zusammenschluſs dessen, was die einzelne engere Einheit bildet, aus, und das Ganze bleibt ein allgemein pluralischer, zahlenmäſsig nicht bestimmter Begriff.“ Hierher gehören z. B. lateinische Wendungen, wie ‘bina castra’ (Verbindung der Kollektiva mit Pluralia tantum), und ‘binae literae’ „zwei Briefe“ gegenüber ‘duae literae’ „zwei Buchstaben“ (das Substantiv hat im Plural eine andere Bedeutung als im Singular). Auf die weiteren Einzelheiten dieses etwas komplizierten Kapitels soll hier nicht näher eingegangen werden.

Den Schluſs dieses Abschnittes bildet der distributive Gebrauch der

Kollektiva, der bekanntermafsen im Lateinischen der regelmäfsige geworden ist. In einem ausführlichen Exkurs (S. 55—70) wird sodann das Thema „Got. *twaddjē* ahd. *zwei*, gr. *δοιοί* und **dui̯ei-*, **trei-* als Vorderglieder von Komposita" behandelt, und im Anhang S. 71—76 hat E. Sievers eine erschöpfende Gebrauchsübersicht von altnordisch *tvenn(i)r*, *þrenn(i)r*, *fernir* beigesteuert.

Nachdem ich so die Leser dieser Zeitschrift über den reichen Inhalt der vorliegenden Untersuchung unterrichtet habe, möchte ich die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, hinsichtlich der Bildung von lat. *bēs* und *bēssis* zu bemerken, dafs S. Pieri in der Revista di filologia 34, 417 ff. mit Unrecht bestritten hat, dafs im ersten Gliede, wie ich Historische Grammatik I, 126, 165, 378 angenommen hatte, der starke Stamm *dṷei-* stecke, mag darin nun das Adjektivum **dṷeió-* oder das einfache **dṷei-* (Brugmann S. 23 und 68 der vorliegenden Untersuchung) zu erkennen sein. Als völlig sicherer Beweis für die Richtigkeit der Herleitung von *bēs* aus **dṷei-ass* mufs, abgesehen davon, dafs es eine andere den anerkannten Lautgesetzen entsprechende Erklärung unseres Kompositums überhaupt nicht gibt, die Länge des *e* gelten. Hinsichtlich der formalen Verhältnisse bemerke ich jetzt mit Bestimmtheit, dafs von **dṷei̯-ass-* auszugehen und Kontraktion aus **due-ass-* vor Eintritt des Volkalschwächungsgesetzes anzunehmen ist; vgl. *dēgō* aus **dē-agō* und meine Ausführungen darüber in den Indog. Forsch. XVIII, 463. Und hinsichtlich der Bedeutung, von welcher aus Pieri unsere Erklärung bestreitet, genügt es darauf hinzuweisen, dafs dem Kompositum ohne Gewalttätigkeit der Sinn „binae partes assis, zwei Drittel von einem jeden zwölfteiligen Ganzen" untergelegt werden kann. Auf die weiteren Ausführungen in dem angezogenen Artikel 'I composti d'as', welche speziell auf meinen Hist. Gramm. I, 378 niedergelegten Erklärungsversuch dieser in der Tat sehr schwierigen Zusammensetzungen sich beziehen und zum Teil zu entschiedenem Widerspruch herausfordern, gedenke ich an anderer Stelle einzugehen.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

5) **Hermann Menge, Lateinisch-deutsches Schulwörterbuch** mit besonderer Berücksichtigung der Etymologie. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), 1907. XVI und 813 S. zu 2 Sp. 4. Eleg. geb. ℳ 8.—.

Nachdem Verf. vor vier Jahren sein griechisch-deutsches Schulwörterbuch herausgegeben hatte, hat er ihm jetzt als vollkommenes Seitenstück

das vorliegende Werk folgen lassen. Es ist nach denselben Grundsätzen wie jenes bearbeitet und sieht ihm auch äufserlich völlig ähnlich. Bestimmt ist es für die Zwecke der Schule, nicht blofs der Schüler, daher auch für Lehrer brauchbar. Es sind ausschliefslich die für Schul- und Privatlektüre gewöhnlich herangezogenen Schriftsteller berücksichtigt. Doch ist dieser Kreis keineswegs eng gezogen; denn er umfafst auch Curtius, Justinus, Aurelius Victor, Eutropius, Catullus, Tibullus und Propertius; ausgeschlossen sind die Komiker. Dafs die Briefe des jüngeren Plinius und Suetonius dasselbe Schicksal erfahren haben, kann man bedauern. Doch wird das Buch auch nach dieser Seite hin den nächsten Anforderungen, selbst den Bedürfnissen der Studierenden der Philologie gerecht werden. Stellen zu zitieren hat Verf. aus pädagogischen Gründen unterlassen; denn es ist eine gewöhnliche Erfahrung, dafs Schüler sich leicht damit begnügen, nach der Bedeutung der ihnen gerade vorliegenden Stelle zu suchen. Besonderes Gewicht legt Verf. auf die Etymologie; indessen befafst er sich nicht mit Hypothesen oder dem Aufstellen von Fragen, sondern er bringt das nach dem heutigen Stande der Sprachforschung wissenschaftlich Feststehende in präziser Fassung, höchstens fügt er dann und wann, wo noch nicht alles fest begründet ist, ein „vielleicht“ oder „wahrscheinlich“ hinzu. Gerade hierdurch wird das Wörterbuch Schulmännern, die auf dem Gebiete der vergleichenden indogermanischen Sprachforschung keine Spezialstudien gemacht haben, wertvoll und willkommen sein. Die etymologischen Angaben sind jedesmal, wo sie gebracht werden, am Schlusse der Artikel in einem besonderen Absätzchen angefügt Bei diesen Angaben stützt sich Verf., wie er selbst bekennt, zum guten Teil auf das von der wissenschaftlichen Welt mit Zustimmung anerkannte „Lateinische etymologische Wörterbuch“ von A. Walde. So wird Menges Buch ein für den Augenblick ebenso relativ zuverlässiges wie bequemes Nachschlagebuch sein, zumal von den indogermanischen Sprachen durchgehends fast ausschliefslich die altindische, griechische, gotische und deutsche zur Vergleichung herangezogen sind.

Was die lexikalische Behandlung der Wörter betrifft, so ist bei der Aufführung der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes von einer systematischen historischen Entwicklung nach semasiologischen Grundsätzen abgesehen; sind doch die Grundprinzipien der Semasiologie noch keineswegs festgestellt. Dagegen ist sorgfältig unterschieden zwischen klassischem und nichtklassischem Sprachgebrauch; aufserdem sind Phraseologie und Syno-

nymik berücksichtigt, wie auch die Konstruktionen genau angegeben werden. Die zur Erreichung der Übersichtlichkeit in weitem Umfange angewandten typographischen Hilfsmittel, neben Fettdruck auch Sperrdruck und Kleindruck, sowie Abkürzungen, Zahlen und Zeichen, werden jedem Benutzer des Buches bereits nach kurzem Gebrauche geläufig sein. Auch die Quantität der von Natur langen und kurzen Silben ist durchweg angegeben. Die antiquarischen und geschichtlichen Mitteilungen kann man als ausreichend betrachten. Zu den Formen, die, wie die Etymologie, am Schlusse der Artikel zusammenstehen, sind nicht bloſs seltene und archaistische wie *ausim* oder *audibo* und *audibam*, sondern selbst die regelmäſsigen mit aufgeführt; so steht unter *audax*: „abl. sg. -i, pl. neutr. -ia, gen. -ium", so daſs also selbst auf den schwachen Anfänger Rücksicht genommen ist. — Der Druck ist zwar etwas klein (72 Zeilen auf der Seite), aber scharf, wie er von den verschiedenen Wörterbüchern desselben Verlages bekannt ist. Nur selten begegnet ein Versehen oder eine Ungenauigkeit. S. 388 steht *inquie* statt *inquies*. S. 229 *disiectus* heiſst (mit Rücksicht z, B. auf Tac. ann. 3,2) nicht bloſs „zerstreut wohnend".

So wird das Mengesche Schulwörterbuch, das wir durchaus empfehlen können, auch neben Heinichen-Wagener und Stowasser seinen Weg finden.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

6) **Th. Steinwender, Die Marschordnung des römischen Heeres zur Zeit der Manipularstellung.** Danzig, Kafemann, 1907. 42 S. 8. ℳ —.80.

Diese kleine Schrift ist mit hoher Freude zu begrüſsen, denn der Verfasser, schon längst bekannt als Forscher auf dem Gebiete des römischen Heerwesens, kommt zu Ergebnissen, denen man fast ausnahmslos zustimmen muſs. Vergleicht man noch (was der Verfasser nicht tut) die Darstellung im 1. Abschnitt, der von dem Aufbruch aus dem Lager handelt, mit den entsprechenden Bestimmungen des Exerzier-Reglements für die Infanterie vom 29. Mai 1906, so wird man staunen über die Übereinstimmung der alten römischen und der modernen Verhältnisse. Denn was St. über die Verwendung der Signale nachweist, deckt sich fast mit den Worten des Exerzier-Reglements S. 161: Die Signale werden vornehmlich im Standortsdienste und im inneren Dienste der Truppen angewendet. Bei den Übungen bedient sich der Leitende der Signale, um das Gefecht abzubrechen, weiterführen zu lassen oder die Kommandeure oder

die Adjutanten zu versammeln, sowie zum Sammeln und Abrücken der Truppen. Bezüglich der Marschkolonne beweist St., dafs die Römer zu vier Mann marschiert sind, was wiederum übereinstimmt mit Bild 5 der deutschen Marschkolonne, das S. 33 des Exerzier-Reglements gegeben wird. — Die Gefechtslinie eines konsularischen Heeres berechnet St. auf 2½ km Ausdehnung. An Bagage setzt er 40 Zelte und ebenso viele Packpferde für die Kohorte, d. h. je einen Manipel der Hastaten, Prinziper und Triarier an, für das konsularische Heer im ganzen 2250 Zelte und die entsprechende Zahl der Packpferde und Trofsknechte. — Vielleicht möchte diese Zahl etwas zu gering sein, da die cohors praetoria reichlicher mit Zelten und Reittieren ausgerüstet gewesen sein wird.

Auch den Gleichschritt setzt St. schon für die Manipularlegion an, „ohne den sich keine Kolonne bewegen liefs". Die Marschleistung berechnet er auf 4—4½ Meilen, also gegen 30 km für den Tag. — Für die Schlacht wurden aber so gewaltige Anmärsche, wie sie unsere Truppen zu leisten haben, nicht gefordert, denn in der Regel lagen die Gegner unweit voneinander und innerhalb des trennenden Raumes kam es zur Schlacht; trotzdem sagt St. mit einem modernen Heerführer — auch von der römischen Manipularlegion: „der Sieg ruht in den Beinen des Soldaten". Man sieht also, dafs die Römer bereits 3 Jahrhunderte vor Chr. auf der Höhe der Leistungsfähigkeit waren.

Wenn ich nun auch mit der Methode und den Ergebnissen der Forschungen vollkommen einverstanden bin, so möchte ich doch darauf hinweisen, dafs Vegetius mehrfach unrichtig oder ungenügend herangezogen ist. Zweimal sagt St., Vegetius lasse das Heer in Abteilungen „articulatim" vom rechten Flügel (a primis) und im Schritt (gradu) ausrücken. Das Wort articulatim kommt bei Vegetius überhaupt nicht vor. III, 22 (Lang[2] 49, 9) steht particulatim.

Auch ist nicht die porta decumana dem Feinde zunächst, sondern die praetoria. Bei dem Abschnitt über die Bagage hätte Vegetius II, 13 (47, 5) zitiert werden müssen: rursus ipsae centuriae in contubernia divisae sunt, ut decem militibus sub uno papilione degentibus unus quasi praesset decanus.

Dieser decanus ist unser Korporalschaftsführer, der gegebene Vorgesetzte der Zeltgenossenschaft. In dem Abschnitt über agmen quadratum wird Vegetius III, 26 (122, 15), eine offenbar verderbte Stelle, herangezogen,

UNIVERSITY

besser paſst III, 20 (106, 7); una depugnatio est fronte longa quadro exercitu sicut etiam nunc et prope semper solet proelium fieri.

Mit diesen Bemerkungen will ich aber Steinwenders Verdienste durchaus nicht herabsetzen.

Wolfenbüttel. **H. Brancke.**

---

7) **Théodor Link, Grammaire de récapitulation de la langue française à l'usage des écoles secondaires.** Edition B. Französische Repetitionsgrammatik für Mittelschulen. Ausgabe B. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1907. VIII u. 134 S. 8. ℳ 2. —.

Die vorliegende französische Grammatik, die nur eine gekürzte Ausgabe der für die bayerischen Realgymnasien bestimmten Grammaire de Récapitulation desselben Verfassers ist, hat die Bestimmung, in den Oberrealschulen und in den oberen Klassen der Realschulen benutzt zu werden, bietet in knapper, anschaulicher und übersichtlicher Darstellung die Formenlehre und die Hauptregeln der Syntax und schlieſst sich im ganzen den Breymannschen Lehrbüchern an, was gewissermaſsen an sich schon die praktische Verwendbarkeit für den Unterricht gewährleistet. Nach meiner Ansicht kann aber diese Grammatik auch in den oberen Klassen der Gymnasien und höheren Töchterschulen, kurz überall da benutzt werden, wo der grammatische Unterricht im Französischen in französischer Sprache erteilt werden kann. Bei der im wesentlichen nicht so groſsen Verschiedenheit der Lehrziele in den neueren Sprachen an den einzelnen Arten der höheren Lehranstalten sollte überhaupt, um die Verbilligung der Schulbücher zu ermöglichen, auf eine einheitliche Form derselben hingearbeitet werden, indem ja doch, trotz der schlimmen Notlage, von der besonders minder bemittelte kinderreiche Familien ein Lied zu singen wissen, bei dem allgemeinen Drange zu individualisieren und angeblich neue Methoden auszutifteln, an einheitliche Lehrbücher wenigstens in den einzelnen Ländern oder auch nur Städten gar nicht zu denken ist! Wenn auch durch den Gebrauch der französischen Sprache im grammatischen Unterricht des Französischen eine gewisse Einseitigkeit und mechanische Monotonie eintreten kann, so ist die Gefahr doch nicht so groſs, und es haben diese Sprechübungen jedenfalls den Vorzug, sprachlich und logisch eine bessere und gründlichere Bildung zu verschaffen als manche sich heute noch breitmachende öde, Geist und Interesse ertötende Papageien-

plappermethode. Wie ich schon hervorgehoben habe, scheint mir der in dieser Grammatik gebotene grammatische Lehr- und Lernstoff nach allen Richtungen hin ausreichend zu sein; wenn auch der eine etwas mehr, der andere etwas weniger verlangen wird. So würde ich im Anfange noch eine kurze Lautlehre und am Ende eine kurze Verslehre, vor allem aber ein recht ausführliches Wort- und Sachregister wünschen, damit der Schüler alles hübsch beieinander hätte und sich leicht zurechtfinden könnte. Selbstverständlich setze ich neben dieser Grammatik noch ein Übungsbuch voraus, denn ich gehöre zu den altmodischen, jetzt vielleicht wieder etwas neumodischen Leuten, die im Übersetzen aus der Muttersprache in die fremde Sprache, insbesondere in den oberen Klassen, das Hauptmittel zu ihrer gründlicheren Erlernung wie zur allgemeinen geistigen Ausbildung erblicken. Das Buch entspricht auch in seiner Ausstattung den Anforderungen, die wir jetzt an ein Schulbuch zu stellen gewohnt sind. Der Druck ist sehr korrekt; an Druckfehlern ist mir nur aufgefallen: S. 59 me (met), S. 64 sovoir (savoir), S. 106 denselben (demselben), S. 116 Kriegsherr (Kriegsheer, besser Heer!) S. 121 fehlt das Komma vor si. Die typographische Anordnung könnte zuweilen etwas übersichtlicher sein: S. 5 sollte Anmerkung 1 u. 2 in den leeren Raum unter der Einrahmung gesetzt werden und ähnlich S. 9 Rem ; S. 108, 5 ist Quel, le que durch den Druck etwas undeutlich geworden (le sollte näher an Quel stehen oder ganz fehlen). In der Bezeichnung der Disponierung des Lehrstoffs fällt auf, dafs S. 20 nach A, B, C gleich die Unterabteilung *α*, *β*, *γ* statt a, b, c folgt, S. 21 Rem. 2 steht a), b), c), dagegen S. 22 in der grammat. Erläuterung *α*), *β*), *γ*), S. 86 6. *α*), *β*), *γ*), und zu *γ*) Rem. *α*), *β*), *γ*), S. 4 fallen die Doppelakzente bei 3: a) und b) auf, S. 128 ist in der grammat. Erklärung 2 und 3 statt 1 und 2, dagegen 1 vor Un tel complément zu setzen. Die Reihenfolge bei den Musterbeispielen stimmt öfters nicht mit der in den grammatischen Erläuterungen überein: S. 100 Rem. 2 Les poètes qui (ceux des poètes, ces poètes qui), während es in der grammat. Erläuterung heifst L'allemand (besser weggelassen!) derjenige, employé adjectivement, se rend ordinairement par ce (celui de) ou l'article, wo es heifsen sollte par l'article (celui de) ou ce; S. 114, 8. a) La ville aux sept collines; l'homme aux ceraises und nachher a) pour désigner les qualités physiques ou morales d'une personne ou d'une chose; S. 87 sollte es géographiques et politiques heifsen. S. 116, 2, c, ist das fett gedruckte seulement zu streichen. An mehreren Stellen sollte die deutsche Bedeutung angegeben sein, S. 8 chandelier, chandelle und

besonders S. 10, 13—17 usw. Zuweilen fehlen Beispiele zu den Regeln, wie S. 40 und 41 bei den Präpositionen und Konjunktionen; auch S. 131 bis 134 wäre eine gröfsere Zahl solcher sehr angezeigt. Obgleich, wie schon hervorgehoben ist, der grammatische Stoff durchaus genügend ist, und sogar manche interessanten Einzelnheiten angeführt werden, die sich in den meisten Grammatiken — von der reichhaltigen Grammatik Plattners natürlich abgesehen! — nicht vorfinden, so halte ich doch auch einige Veränderungen oder Zusätze für wünschenswert: S. 1 würde ich den gewöhnlichen Ausdruck verbes auxiliaires statt verbes abstraits beibehalten, weil dieser letztere recht wenig gebräuchlich ist, während dagegen für être der Ausdruck verbe substantif im Gegensatze zu den verbes attributifs häufiger vorkommt; S. 3 würde ich zu inchoatifs noch réguliers und S. 4 II analytiques zu périphrastiques hinzufügen; S. 13, A. 2 könnte der Ausdruck d inorganique durch hinzugefügtes (consuere) erläutert werden; S. 15 ist veux und voulez als Imper., S. 17, A. 2 (les ayants-cause die Rechtsnachfolger, les ayants-droit die Berechtigten) anzuführen; S. 19 hinter langue française n'a pas wäre à peu d'exceptions près und in Klammern einige Beispiele erhaltener Deklination hinzufügen; S. 21 zwei Scheren deux paires de ciseaux und S. 24 hinter l'honneur noch le labeur hinzuzufügen; S. 27 ist zu vieil die Bemerkung zu machen, dafs jetzt dafür meist vieux, S. 28 dafs statt nouveau-nés meist nouveaux-nés und S. 33 dafs meist de demain en huit ohne jours gesagt wird; S. 55 sollte die Aussprache von soit in dieser Bedeutung angegeben und S. 63, 3 die Regel L'allemand doch ... ne se traduit pas en français etwas eingeschränkt sein, weil das entsprechende pourtant ziemlich häufig vorkommt, ebenso S. 77 die Regel Les adverbes suivants exigent l'inversion, weil danach nur gewöhnlich Inversion stattfindet, wie auch bei den Beispielen erwähnt wird (mais aussi sans inversion); S. 107 ist zu schreiben (joints à un substantif ou à un pronom personnel); S. 112 ist die in allen Grammatiken gegebene Regel, dafs très nur beim Adj. und Adv. und nicht beim Verb steht, insofern einzuschränken, als es jetzt namentlich beim Part. passé häufiger vorkommt; ich führe als neuestes Beispiel den Satz des ausgezeichneten Kritikers Emile Thomas aus der Revue critique vom 27. Mai 1907 an: Si pour l'ensemble, l'auteur n'a pas changé d'avis, il a très remanié le détail; S. 114 ist der hier, wie in den meisten Grammatiken, zwischen pot à lait und pot au lait gemachte Unterschied nicht vorhanden, und es heifst immer nur pot au lait, pot à l'eau, während sonst in diesem Falle nur à

gebraucht wird: pot à beurre, à confitures, à fleurs; S. 115, § 160, 2 ist hinter du nord noch du sud hinzuzufügen; S. 118 ist zu γ) a) zu bemerken, dafs aufser den angeführten noch eine sehr grofse Zahl von kleineren Städten und Dörfern den bestimmten Artikel haben, z. B. les Martigues, ein interessantes Fischerstädtchen „la Venise française“ am Etang de Berre (Bouches du Rhône), das auch bei Sachs irrtümlich ohne Artikel angeführt wird, la Grave, beliebter Luftkurort am Lautaretpasse (Hautes Alpes); S. 120 III, 5 sollte durch Hinzufügung von partitifs hinter indéfinis der Grund für den jetzigen Sprachgebrauch angedeutet und S. 125 I, a zu galant noch liebenswürdig, aufmerksam hinzugefügt werden; S. 127, 2, γ ist der irrtümliche Zusatz qui ont perdu leur sens primitif wegzulassen; S. 131, III Rem. mufs es statt parce que désigne une cause inconnue heifsen désigne une cause, un motif, denn schon der weiter oben angeführte Beispielsatz Les hommes se jugent mal, parce qu'ils se méconnaissent zeigt die Unrichtigkeit der gegebenen Erklärung. Was den sprachlichen Ausdruck der Regeln anbetrifft, so ist anzuerkennen, dafs er im ganzen korrekt und idiomatisch ist. Nur hat sich zuweilen der Verfasser zu sehr von dem ursprünglichen deutschen Wortlaute der Regeln bestimmen lassen, und die französische Fassung ist dann etwas hart, schief, breit, oder auch schwülstig geworden. Nach dieser Richtung hin ist das Buch noch einer sorgfältigen Revision zu unterziehen, die am besten von einem kompetenten Franzosen vorgenommen wird. Friedrich der Grofse hat sein Französisch von Voltaire korrigieren lassen, und Alexander von Humboldts französisch geschriebenen Werke sind — was nicht bekannt sein dürfte — von dem damaligen Direktor des Jardins des Plantes in Paris einer genauen Durchsicht unterzogen worden. Ich führe einige Stellen an, wo mir eine solche notwendig erscheint, und erlaube mir zugleich anzudeuten, wie der Text etwa zu ändern wäre, ohne damit sagen zu wollen, dafs meine Vorschläge unbedingt mafsgebend seien. S. 49 lorsqu'on veut mettre plus vivement sous le regard du lecteur (lorsqu'on veut frapper plus fortement l'imagination du lecteur) und Rem. Si ob peut précéder le futur (si ob peut être suivi du futur); S. 51 même répétées plusieurs fois (même répétées); S. 57 Sentiments sympathiques . . . apathiques (Sentiments agréables ... désagréables); S. 71 fortifier (renforcer) le sens du gérondif; S. 73 il résulte de là que le pronom relatif doit être immédiatement après son antécédent (voilà pourquoi le pronom relatif doit suivre immédiatement le nom ou antécédent auquel il se rapporte; S. 78

d'une certaine étendue (longueur). S 81 c'est le masculin qu'adopte l'adjectif prédicatif (l'adjectif prédicatif prend le genre masculin); S. 82, II quand il est en rapport avec ... est en relation avec (se rapporte à); S. 84 un rapport de départ (le départ); S. 85 comparez ci-dessus p. 47 (voir p. 47); S. 93 précède ou suit le verbe de près (immédiatement); S. 95 Mais il faut encore que le mot possédé ne figure pas dans la même phrase que le mot possesseur et que le mot possédé ne soit pas le régime d'une préposition (der an sich schon schwierige Gebrauch von en in diesem Falle wird durch die unklaren Ausdrücke mot possédé und mot possesseur — der Gegenstand des Besitzes, der besitzende Gegenstand bei Plattner — nur noch schwieriger; am besten faſst man wohl die Regel nach Lucking en s'emploie au lieu de son, sa, ses, leur leurs quand ces pronoms se rapportent au sujet, au régime direct ou à un nom prédicatif); S. 103 par manière d'exclamation (comme exclamation); S. 109 Devant (vor) exprime la place (le lieu); S. 109 surtout la relation d'une chose avec le dedans, l'intérieur (surtout l'interieur d'une chose); S. 115 Rem. qui n'est pas encore usé (qui n'est pas encore en usage); S. 116, 2 devant les noms de pays, auxquels se rattachent les grandes îles (devant les noms des pays et des grandes îles und ebenso S. 117, 1 devant les noms de personnes, de villes et de petites îles); S. 118, 3 und 125, I devant l'apposition postpossé — préposé, postposé (placée après le substantif — adjectifs placés avant, après le substantif); S. 120, 2 après les indications (noms), 3 figure comme génitif (est au gén.); S. 125 que joints (que quand ils sont joints); S. 127, c. 1 avec comparaison (d'une manière relative, par rapport, aber wohl am einfachsten und deutlichsten Le superlatif relatif exprime un très haut degré).

Trotz mancher Ungenauigkeiten und Unebenheiten, die sich in der Linkschen Grammatik noch vorfinden, bin ich doch der Ansicht, daſs sie auch schon in der jetzigen Gestalt beim Unterricht im Französischen gute Dienste leisten kann und nach Beseitigung der kleinen Übelstände sich sicherlich als ein recht brauchbares Lehr- und Lernbuch erweisen wird.

Straſsburg i. E. **X. Mollweide.**

---

8) **Richard Fricke, Le langage de nos enfants. Französisch für Anfänger.** III. Für Quarta (und Tertia). Leipzig und Wien, Freytag & Tempsky, 1907. 192 S. 8. geb. ℳ 2.40.

Mit dem vorliegenden dritten Teil ist das Frickesche Werk zu einem gewissen Abschluſs gebracht worden. Der Stoff ist zunächst für die Quarta

berechnet, soll aber auch in der Tertia noch verarbeitet werden. Nach der Meinung des Verfassers ist nun „eine weitere lehrbuchartige Führung für die folgenden Stufen nicht notwendig“, und er hegt die Hoffnung, „dafs das neue Buch für einen nachfolgenden Sprachbetrieb aus dem Vollen heraus eine feste Stütze bietet“. Auch ich wünsche, dafs diese Hoffnung sich erfüllen möge, kann ich doch dem unermüdlichen Fleifs, der gründlichen Sorgfalt, der liebevollen Hingabe des Verfassers nur uneingeschränktes Lob zollen, und ich zweifle nicht, dafs sich bei gutem Willen mit dem Buche anerkennenswerte Erfolge werden erzielen lassen. Der vorliegende dritte Teil hat mir besonders gut gefallen, namentlich wegen der durchweg vortrefflichen Auswahl des Lesestoffes; die historischen Texte sind ausgezeichnet, und bei den anderen herrscht eine solche Vielseitigkeit, dafs der Lehrer nie in Verlegenheit kommen wird. Auch die Texte zum Übersetzen ins Französische verdienen eine freundliche Beurteilung, mag ihr Gesamtumfang für viele auch als zu gering erscheinen. Das grammatische Pensum erstreckt sich schon sehr weit, um so mehr hat der Verfasser recht, wenn er das Buch auch in der Tertia verwenden will. Das Wörterbuch zu den einzelnen Lesestücken ordnet die Wörter nach Gruppen und bringt infolgedessen auch manche Vokabeln, die nicht gerade in dem Stück, ja sogar solche, die überhaupt im Buche nicht vorkommen. Für diese Abweichung von der Schablone sei dem Verfasser besonders gedankt. Den Schlufs des Buches bilden hundert Wortfamilien, die Lehrern und Schülern in gleicher Weise willkommen sein werden.

Nauen. **Fries.**

---

9) **Is it Shakespeare?** The great question of Elizabethan Literature answered in the light of new revelations and important contemporary evidence hitherto unnoticed by A Cambridge Graduate. With Facsimiles. London, John Murray, 1903. XII u. 387 S. 8.

Wieder ein Baconbuch, und zwar eins von der schönsten Sorte! Wes Geistes Kind es ist, zeigen zwei Proben aus dem Anfang. Shakespeares *Rape of Lucrece* beginnt mit folgenden beiden Versen:

> FROM the besieged Ardea all in post,
> Borne by the trustlesse wings of false desire, ...

Aus dem Anfange der beiden Zeilen mit *Fr* und *B* und aus der — im übrigen völlig unauffälligen und häufigen — Tatsache, dafs der erste

Buchstabe *F* noch einmal so grofs ist wie die beiden zunächst stehenden (*R* und *B*) folgert der findige *Graduate*, dafs das nichts anderes als *Francis Bacon* bedeuten könne. — Noch schöner ist Beispiel Nr. 2: Der Schlufs desselben Gedichtes lautet:

The Romaines plausibly did giue consent,
To TARQVINS euerlasting banishment.

Mitten darunter steht in ein paar Zeilen Abstand FINIS. — Nun braucht man blofs mit dem Lineal vom Fufse des *F* in *Finis* eine schräg nach rechts oben verlaufende gerade Linie bis zum Schlufs der Silbe *con* in *consent* zu ziehen; diese schneidet dann netto die erste Silbe *ba* von *banishment* ab; sie verbindet also ganz wundervoll *F*... *ba* ... *con*. Kann da ein vernünftiger Mensch überhaupt noch einen Augenblick zweifeln, dafs hier in bewufster Absicht und ebenso geist- wie geschmackvoller Weise Francis Bacon seine Visitenkarte am Ende des Werkes niedergelegt hat?! Das wird genügen; denn so und ähnlich geht es durch das ganze Buch weiter, das ich allerdings nicht bis zu Ende habe lesen können, weil ich es nicht aushielt. Auf eine Widerlegung darf man verzichten, denn sie wäre zwecklos, und in Fällen wie hier versagen ja die Mittel des Verstandes und der Wissenschaft. Unsere Leser können sich die nähere Bekanntschaft des dicken Schmökers ersparen; mögen sich die Baconianer mit Wonne in ihn versenken!

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

10) **W. Bang** and **W. W. Greg, Ben Jonson's Every Man out of his Humor,** reprinted from Holme's Quarto of 1600. VIII u. 128 S.

Dass. reprinted from Linge's Quarto of 1600. VII u. 128 S. [A. u. d. T. Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, begründet und herausgegeben von **W. Bang.** Band XVI und XVII. Louvain, A. Uystpruyst, Leipzig, O. Harrassowitz, 1907.] Je 10 frs., für Subskribenten je 8 frs.

Dem Rivalen Shakespeares hat sich die wissenschaftliche Forschung und auch das allgemeine Interesse der Gebildeten letzthin in einem geradezu erstaunlichen Mafse zugewandt. Ausgaben drängen sich an Ausgaben, Abhandlungen an Abhandlungen. Jetzt wird dem „unsterblichen Ben“ in den „Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas“ eine Gedächtnisstiftung errichtet, die in ihrer vornehmen und zuverlässigen Art fast den

Wert der alten Quartos drückt. Jedenfalls sichert sie dem, der nicht nach seinem Belieben Jahr für Jahr die Gastfreundschaft englicher Bibliotheken geniefsen kann, eine so sichere Grundlage, dafs sie den Besitz oder Gebrauch des Originals oder eines Faksimiles eigentlich entbehrlich macht. Nimmt man noch hinzu, dafs die alten Quartoausgaben die Augenkraft oft auf eine starke Probe stellen, diese moderne Ausgabe mit ihrem einfach hervorragenden Druck eine Lust zu lesen ist, so wird man den Wert ahnen, der in den beiden diplomatisch genauen Abdrücken von Ben Jonsons Spiel liegt. Wie der Titel zeigt, entsprechen die beiden Bände den beiden alten Quartos vom Jahre 1600, von denen diejenige Linges jedoch auf der Holmes, nicht auf dem Original beruht. Nur ein paar Exemplare der ersten Druckausgaben sind noch vorhanden, und um zu ermitteln, ob es sich bei diesen auch tatsächlich um denselben Druck handelt, haben die Herausgeber mit kritischen Sinn je ein Exemplar kopiert und die Korrektur mit je einem anderen gelesen. Da es darauf ankam, die Originale genau beizubehalten, sind alle Druckfehler einschliefslich auf dem Kopf stehender Buchstaben und sonstiger Druckeigentümlichkeit, soweit es anging, beibehalten worden. Dagegen ist Zeilennumerierung eingeführt worden (4513) und am Rande Vergleichszählung zur Folioausgabe vom Jahre 1616 (wozu man Band VII der Sammlung vergleiche) eingeführt worden.

Überschaut man die beiden stattlichen Bände mit der in ihnen niedergelegten Arbeit und Sorgfalt, so kann man die beiden Herausgeber nur aufs neue beglückwünschen und der Freude darüber Ausdruck geben, dafs auf diesem Gebiete der Anglistik durch ihre Initiative ein so energisches Vorwärtsstreben bekundet wird.

Bremen. **Heinrich Spies** (Berlin).

---

11) **W. Otto, Macaulay, William of Orange** and his descent on England. (Aus „The History of England".) Perthes' Schulausgaben, Nr. 56. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1907. VI u. 104 S. 8. *M* 1.—.
Wörterbuch. 29 S. 8. *M* —.40.

Die Auswahl umfafst Abschnitte aus dem VII. und IX. Kapitel von Macaulays History, den Abschlufs der politischen Entwicklung, welche zur endgültigen Verdrängung der Stuarts führte. Die Einleitung orientiert über Macaulay und seine Werke und über die politischen Ereignisse, die der Landung Wilhelms vorausgingen und sie herbeiführten. Wie es sich

bei der klaren Prosa Macaulays von selbst ergibt, sind die beigegebenen Anmerkungen zumeist sachlicher Art, sie sind knapp, aber völlig zureichend und „to the point“. Einige Kleinigkeiten: Druckfehler 3, 27 mufs der Punkt am Zeilenschlufs weg; 7, 11 nervest statt naves, 7, 13 tha statt that; 7, 14 ist (-) statt (,) zu setzen. 2, 15 feigned hat hier nicht blofs den Sinn äufserlich sondern: insincere, false; 22, 4 auf die langjährige Feier dieses Tages z. B. in den Theatern hätte vielleicht hingewiesen werden können; 26, 12 warum lamented?; 22, 28 wenn gesagt wird, dafs Whig und Tory Schimpfwörter, möchte man doch gerne wissen, was diese Schimpfwörter bedeuten; 60, 26 hue and cry war zu erklären, das im Wörterbuch angegebene Geschrei genügt nicht. — Messmate nicht = Schiffsgenosse, sondern: one who eats at the same table, es entspricht z. B. oft dem deutschen „Regimentskamerad“. — Einband, Druck und Papier sind gleich gut wie bei den anderen Bändchen der Sammlung.

München. **M. Degenhart.**

---

12) **Journal of the Gypsy Lore Society.** Printed privately for the members of the G. L. S. Liverpool, Gypsy Lore Society. Vol. 1. No. 1, July 1907. No. 2. October 1907. 192 S. 8.

Die Gypsy Lore Society wurde am 1. Mai 1888 gegründet und veröffentlichte vier Jahre hindurch eine vierteljährlich erscheinende Zeitschrift, welche Beiträge von den bekanntesten Autoritäten auf dem Gebiete der Zigeunerkunde brachte. Darauf trat in der Tätigkeit der Gesellschaft ein längerer Stillstand ein. Da sich aber im Laufe der Zeit wieder viel Material angesammelt hat und da das Interesse für das merkwürdige Volk, dessen Sprache und Eigentümlichkeiten immer mehr dem nivellierenden Einflufs der umgebenden Zivilisationen und Nationalitäten zum Opfer fallen, stetig zugenommen hat, ist die Gesellschaft unter dem Vorsitze ihres ersten Begründers David Mac Ritchie wieder zusammengetreten und hat mit dem 1. Juli 1907 eine neue Reihe von Veröffentlichungen begonnen. Wie früher, wird das Organ der G. L. S. in erster Linie streng wissenschaftliche Arbeiten über die Sprache, Ethnologie und Folklore der Zigeuner bringen; besondere Aufmerksamkeit hofft man dem Studium der bisher fast unbekannten asiatischen Dialekte zuwenden zu können. Dabei sollen auch gediegene populär geschriebene Aufsätze nicht ganz ausgeschlossen sein. Beiläufig werden aufserdem verwandte Gebiete wie Geheimsprachen, Cant und Slang und namentlich das Shelta, die alte Eigensprache der

irischen Kesselflicker, berücksichtigt werden. Die Gesellschaft befindet sich im Besitze unveröffentlichter Arbeiten gerade über dieses merkwürdige Idiom, teils von Prof. Kuno Meyer, teils von John Sampson und teils von dem verstorbenen Charles Godfrey Leland (vgl. unten). Ferner sollen mit Erlaubnis der Verfasser auch früher erschienene, jetzt schwer zugängliche Arbeiten und Mitteilungen wieder abgedruckt und endlich überhaupt alle Einzelheiten gesammelt werden, welche für die Zigeunerkunde irgendwelches Interesse besitzen.

Leider können wir den reichen Inhalt, welchen die beiden ersten Nummern der wieder ins Leben gerufenen Zeitschrift aufweisen, nicht einer näheren Besprechung unterziehen. Für den Kundigen wird aber die Anführung der Titel schon ausreichen. Das erste Heft enthält aufser einer Vorrede von D. Mac Ritchie folgende Aufsätze: John Sampson: Gypsy Language and Origin. J. H. Yoxall: A Word on Gypsy Costume (mit einer Abbildung). John Sampson: Welsh Gypsy Folk-Tales. H. Th. Crofton: Supplementary Annals of the Gypsies in England, before 1700. Fr. Nicolaus Finck: Die Grundzüge des armenisch-zigeunerischen Sprachbaus. Alice E. Gillington: The River running by (eine Skizze aus dem Zigeunerleben). Friedr. S. Kraufs: 2 Gypsy Tales from Slavonia. W. E. A. Axon: A Gypsy Tract from the 17th Century. Ch. G. Leland: 1. Shelta or the lost language of the Bards, and how it was recovered. 2. The Tinkers. — In der zweiten Nummer finden wir ein Bildnis Alexander Paspatis mit einigen begleitenden Zeilen, ferner folgende Aufsätze: D. Mac Ritchie: Gypsy Nobles. John Sampson: The German Gypsies at Blackpool. W. M. Gallichan: The Gypsies of Andalusia. B. Gilliat-Smith: The Gypsies of the Rhine Province in 1902/3. T. R. Gjorgjević: Die Zigeuner im Vlasenicaër Bezirke in Bosnien. John Sampson: Welsh Gypsy Folk-Tales. Nr. 2. H. Th. Crofton: Borde's Egipt Speche (mit Faksimiles). Ch. G. Leland: The Tinkers' Talk. — Den Schlufs jedes Heftes bilden Bücherbesprechungen und allerlei Miszellen.

Die Zeitschrift wird nicht für den Buchhandel, sondern nur für Mitglieder der G. L. S. gedruckt. Nähere Auskunft über die Statuten der Gesellschaft erteilt der Honorary Secretary R. A. Scott Macfie in Liverpool, 6 Hope Place, an den auch der Jahresbeitrag von 1 Pfund Sterling einzusenden ist. **P.**

13) **Rudolf Imelmann, 1. Die altenglische Odoaker-Dichtung. — 2. Zeugnisse zur altenglischen Odoaker-Dichtung.** Mit einer Tafel. Berlin, Julius Springer, 1907. 48 u. 47 S. 8. je ℳ 2.—

In diesen beiden dünnen Heftchen, die tatsächlich blofs 40 und 39 Seiten Inhalt haben, errichtet der Verfasser ein recht kühnes Hypothesengebäude; es scheint aber auf ziemlich unsicherem Grunde zu ruhen.

Im ersten Heft konstruiert sich Imelmann eine ganz neue englische Odoaker-Dichtung durch eine eigenartige Interpretation der *Zweiten Klage* (sonst Erstes Rätsel oder Klage um Wulf), der *Ersten Klage* (= Klage der Frau) und der *Botschaft des Gemahls*, indem er sie in einen inneren, sachlichen Zusammenhang zu bringen sucht, den man bisher so noch nicht erkannt hatte. Unter Odoaker ist aber nicht etwa „der römische Kaiser" (so zweimal S. 42! verbessert II, 14) zu verstehen, sondern ein höchst unbedeutender Sachsenherzog, von dem Gregor von Tours II, 18. 19 erzählt. Es mufs hier genügen, nur ganz allgemein auf die aufserordentliche Subjektivität und die gelegentlich sehr willkürlichen Auffassungen des Verfassers hinzuweisen, der seiner Idee zuliebe aus dem Texte oder auch aus seiner eigenen Umgestaltung desselben so manches herausliest, was ihm vorteilhaft erscheint. Am willkürlichsten ist das Experiment mit der Runenstelle der *Botschaft* (S. 39 ff.). Auf noch andere sehr bedenkliche Schwächen hat Holthausen im Beibl. z. Anglia XVII, S. 206—208 hingewiesen. Vor allem kann aber auch aus der Gregorstelle, die Imelmann selbst einen Wirrwarr nennt, nicht die geringste überzeugende oder entscheidende Ähnlichkeit mit der angeblichen Odoaker-Dichtung herausgefunden werden. Auch der Versuch der Rekonstruktion der ganzen Dichtung an sich, wobei zu den vorhandenen drei Stücken vier verlorene angenommen werden, erscheint mehr als gewagt.

Das zweite Heft geht zunächst von der Meinung aus, als ob in Heft I wirklich der Nachweis geführt worden sei, dafs die beiden Klagen und die Botschaft zusammengehören; das ist aber nicht geschehen, sondern nur nachdrücklich behauptet worden. Dann bringt es neue Zeugnisse für die Odoaker-Dichtung. Das erste steckt in *Deor*. Verf. nimmt an, Strophe IV sei unvollständig und nicht in der ursprünglichen Fassung erhalten, Strophe V sei unecht. Der Dichter habe nun in der alten, echten Fassung noch nicht den in V genannten Ermanarich als Feind Theoderichs gekannt, sondern Odoaker (= Eadwacer); es müsse schon wegen der Ana-

logie zu den anderen Strophen in IV Dietrichs Gegner, eben Odoaker, erwähnt worden sein. Also „war in IV von Eadwacer die Rede“, und das „scheint eine erlaubte, ja fruchtbare Vermutung, denn sie wirft auf die Überlieferungsgeschichte von *Deor* ein Licht“ (S. 21). Wie es der Verfasser dann fertig bringt, zu erklären, dafs der so in das Gedicht hineingebrachte Odoaker, der doch zusammen mit Dietrich von Bern genannt ist, nicht der berühmte historische Usurpator sein soll, sondern sein neuer, übrigens nicht von ihm selber, sondern von einem Kollegen entdeckter (I, 42) Sachsenherzog — das ist nicht ganz klar zu ersehen. Auf alle Fälle ist aber in irgendeinem Zusammenhange mit Dietrich nur der grofse Odoaker denkbar und möglich, für einen anderen ist da kein Platz übrig.

Das zweite neue Zeugnis findet Imelmann in dem Londoner Walfischbeinkästchen (*Frank's Casket*). In der bisher unklaren Darstellung auf der rechten Seite, von der übrigens eine gute Nachbildung beigegeben ist, sieht er „die auffälligste Übereinstimmung mit der Handlung unserer Odoakergedichte zutage“ treten. Er gibt natürlich eine genaue Erklärung und Deutung der Bilder, aber auch hier arbeitet er mit einer Reihe von angenommenen Fehlern und Irrtümern, die als solche nicht ohne weiteres zugegeben werden können.

Nach alledem kann ich vorläufig der Hypothese Imelmanns, bei deren Aufstellung und Begründung der Wunsch allzusehr der Vater des Gedankens gewesen zu sein scheint, keinen rechten Geschmack abgewinnen und mufs mich ablehnend zu ihr verhalten.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

14) **Arnold Bennett, The Ghost.** Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1907. 270 S. 8. *ℳ* 1.60.

Der Geist, eine Phantasie über moderne Themata, ist der volle Titel dieses Werkes, dessen Verfasser schon mehrere solcher erfolgreichen Phantasien abwechselnd mit seinen eigentlichen Romanen geschrieben hat. Anhänger des Okkultismus werden das vorliegende gern in die Hand nehmen; denn der Glaube an die Geisterwelt ist der hauptsächlichste der behandelten modernen Gegenstände.

„Die uns umgebende Welt ist voll geheimer Einflüsse, die beständig für oder gegen uns wirken, ohne dafs wir ihr Dasein ahnen, weil wir der Einbildung ermangeln und deshalb die Wahrheit nicht sehen können.“ „Wollten wir nur mit Überlegung auf gewisse Geschehnisse unseres Lebens

zurückblicken, so würden wir genug finden, die uns als geheimnisvoll aufgefallen sind, und durch die wir an der Küste der unbekannten Welt gestanden haben." Auf solchen Gedanken ist die Erzählung geschickt aufgebaut.

Der Geist des Lord Clarenceux, der nicht nur denen, die er schädigend beeinflufst, sondern auch Unbeteiligten sichtbar wird, sucht zu verhindern, dafs irgendein anderer seine ehemalige Verlobte gewinne, mit der er infolge seines frühen Todes nicht hatte vereint werden können. „Sein Einflufs ist so gewaltig, dafs die von ihm Verfolgten, auch wenn sie sich in klareren Momenten immer wieder sagen, dafs sie nur das Opfer ihrer Einbildung sind, sich doch verwünscht wähnen und in der Gewalt eines Feindes zu sein glauben, der mit alllen Schrecken der unbekannten Welt ausgerüstet ist, und der ihre Willenskraft so vollkommen lähmt, dafs sie sich nicht gegen ihn aufbäumen können."

Bennett, der fast in allen seinen Werken gut zu unterhalten verstand, hat es nun trefflich ersonnen, dafs die eine der Hauptpersonen aus Schottland ist, wo ja bekanntlich noch viel Aberglauben herrscht, wie in den meisten Gebirgsgegenden. Indem dann sein Leben mit dem mehrerer Theatergröfsen verknüpft wird, die in London, Paris u. a. Orten auftreten, ist für genügende Abwechslung durch Theaterintrigen gesorgt. Andere moderne Themata sollen wohl der Eisenbahn- und Schiffsunfall sein. Der angebliche Juwelendiebstahl, bei dem nur die Kassette entwendet, aber doch unmotiviert Anzeige bei der Polizei erstattet wird, ist geradezu herausgefordert. Der Träger der Kassette erzählt es jedermann, der es hören will, was für ein Kästchen er so behutsam überall mit sich herumträgt. Allerdings kann man zugeben, dafs es ein wirksames Mittel war, das Stehlen der Juwelen, die er bei sich trug, zu verhindern. Dies und die Idee, dafs die etwas ältliche ehemalige Primadonna gegen eine jüngere erfolgreiche Kollegin zu nächtlicher Stunde an unwegsamen Orten auf Unheil ausgeht und nicht davor zurückscheut, selbst mit einigermafsen kriminellen Mitteln deren Auftreten in früher von ihr selbst gespielten Rollen zu verhindern; endlich jenes merkwürdige Zusammentreffen in ihrem mit Schlupfwinkeln und Falltüren versehenen Hause in Paris rechtfertigen die Bezeichnung Phantasie genügend. Unterhaltend und spannend ist das Buch jedenfalls geschrieben, wenn man es auch nicht eins erster Ordnung nennen kann. Gut und korrekt gedruckt ist es auch.

Borna. **Teichmann.**

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

Die Fragmente
der
Vorsokratiker.
Griechisch und Deutsch
von
Hermann Diels.

—— Zweite Auflage. ——

Zweiter Band.

Erste Hälfte.

Gr. 8°. (VIII u. S. 467—864.) Geh. 10 ℳ.

Dieser zweite Band enthält zuerst den bei der zweiten Auflage nicht in den ersten Band mitaufgenommenen Anhang, nämlich I. Kosmologische Dichtung des sechsten Jahrhunderts (Orpheus, Musaios, Epimenides); II. Astrologische Dichtung des sechsten Jahrhunderts (Hesiod's Astronomie, Phokos, Kleostratos); III. Kosmologische und gnomische Prosa (Pherekydes, Theagenes, Akusilaos, die 7 Weisen); IV. Ältere Sophistik (Protagoras, Xeniades, Gorgias, Prodikos, Thrasymachos, Hippias Antiphon, Kritias, Anonymus Iamblichi, Dialexeis). Die kritischen Anmerkungen stehen hier unter dem Texte.

Die zweite Abteilung des Bandes enthält die kritischen Anmerkungen zu den Fragmenten der Vorsokratiker des ersten Bandes. Den Schlufs bilden zwei Indices (Stellen- und Namenregister S. 737—864).

Das Wortregister, das besonders die philosophische Terminologie berücksichtigen wird, erscheint als zweite Hälfte des zweiten Bandes im Jahre 1908.

Erster Band.

Gr. 8°. (XII u. 466 S.) 1906. Geh. 10 ℳ; in Leinw. geb. 11.50 ℳ.

Enthält die Fragmente der Vorsokratiker griechisch und deutsch nebst den Berichten der alten Quellen [98

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Die Anschauungsmethode
in der Altertumswissenschaft.
Von
K. Sittl.

Preis: ℳ —.60.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Lc1303

Gotha, 25. Januar. Nr. 2, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

15) **H. Kluge, Homers Odyssee.** Für den Schulgebrauch erklärt. Erstes Heft. Gesang I–III. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1906. 124 S. 8. ℳ 1.—.

Nachdem Kluge zuerst das in der Bibliotheca Gothana fehlende dritte Heft der Odyssee, welches die Bücher 7—9 umfaſst, herausgegeben hatte (vgl. die Anzeige in dieser Zeitschrift Jahrg. 1906, S. 337 ff.), hat er jetzt das erste Bändchen (Buch 1—3) nachfolgen lassen.

Wir haben jetzt viele gute erklärende Ausgaben Homers, gelehrte und feinsinnige, die auch auf den Schulgebrauch berechnet sind; aber die Klugesche scheint dem Referenten doch besonders geeignet zu sein für den Schüler. Sie führt ihn am sichersten in das eigentümliche Denken und Sprechen Homers ein. Neben verständigen sachlichen Erläuterungen werden nicht nur die abweichenden Formen erklärt und der Sinn der einzelnen Worte hergeleitet oder festgestellt, auch der ganze Gedanke wird viel häufiger als in anderen Ausgaben klipp und klar zum Ausdruck gebracht. Nun hat der Schüler erst ein volles, festes Bild, in dem nichts schwankt und unklar bleibt. In ähnlicher Weise werden bei Erlernung einer neuen Turnübung die einzelnen Erklärungen des Lehrers dem Schüler nicht so förderlich sein als das Vorturnen der ganzen Übung. Die Erklärer täu-

schen sich gar zu oft darüber, wie unzulänglich ihre Einzelhinweisungen für den Vollzug der Gesamtleistung sind. Überhaupt ist K. ein Feind der Unsicherheit und Unklarheit und der halben Erklärung. Das ganze Heftchen hindurch hat man seine Freude an der peinlich genauen Anschmiegung an die Worte Homers und die lückenlos vollständige Erklärung des ganzen Textes, zudem an einer wohltuenden Selbständigkeit.

Von diesem allgemeinen Urteil glaubt Referent nichts abzunehmen, wenn er einige Bemerkungen zu einzelnen Punkten hinzufügt.

Zu 1, 88. Referent ist überzeugt, dafs die Odyssee als Ganzes von einem Dichter geschaffen ist. Gewifs ist uns nun auffällig und auch dem Schüler „auffällig", dafs Athene, die eben die Rückkehr des Odysseus so lebhaft betrieb, jetzt erst noch etwas anderes, nämlich die Ermahnung des Telemach, auf Kundschaft nach seinem Vater auszuziehen, ins Werk setzt. Sollte man nicht den Schüler darauf hinweisen können, dafs Homer im kleinen wie im grofsen noch im Nebenordnen befangen ist, dafs er das, was er nebenordnet, kräftig für sich herausarbeitet, sich daher nicht scheut, Athene 1, 85 sogar jenes *ὡς τάχιστα* aussprechen zu lassen, und nachher keine Gewissensbisse spürt, wenn er erst am siebenten Tage Zeus den Befehl geben läfst, dafs Kalypso den Odysseus ziehen lassen solle? Und wie wundervoll benimmt sich Athene im Anfang des fünften Buches gegen ihren Vater! Mit keinem Worte spricht sie von dem „Beschlufs" der Rückkehr des Odysseus. Mit vollem Verständnis des Lesers, der jetzt die Zustände in Ithaka kennen gelernt hat, klagt sie nur über die Undankbarkeit der Untertanen und das Festgehaltensein des Odysseus einerseits und die Not des Telemach anderseits, und Zeus, der sich schuldig fühlen mufs wegen des noch nicht ausgeführten „Beschlusses", macht der Tochter Vorwürfe über ihre Klagen. Sie läfst sich schelten, aber der polternde Vater, der in gewissem Sinne Schuldige, tut mit grofser Würde, was die kluge Tochter wollte.

Zu 1, 186. „Nach Dörpfelds gut begründeter, von anderen allerdings bestrittener, Annahme ist eine Änderung der Namen eingetreten, und die später Leukas genannte Halbinsel war früher eine Insel und hiefs Ithaka". K. scheint sich Dörpfelds Ansicht zuzuneigen. Referent würde weiter nichts als die pure Möglichkeit zugeben, dafs Dörpfelds Ansicht richtig sein könne, selbst wenn auch bei ihr nicht alles stimmen sollte. Da aber dieses auch bei ihr nicht der Fall ist, hat Referent seinen Schülern gesagt, dafs man keinen Grund habe, sie an die Stelle der alten zu setzen.

Zu I, 253. ἦ δὴ πολλὸν ... δεύῃ scheint dem Referenten nicht „du vermissest“, sondern mit Weck „du stehst zurück“ zu bedeuten. Mit Absicht scheint Athene dem kraftlos Klagenden ihren Unwillen über seine unmännliche Haltung zu erkennen geben zu wollen, damit sie ihn stärke, wie sie es 1, 89 ausgesprochen. Man peitscht jemanden aber durch einen Vorwurf auf, nicht aber, indem man seine Lage mitbeklagt.

Zu 1, 319. Man kann in dem letzten Satz des Verses auch das Objekt des vorhergehenden Satzes, das Geschenk des Telemach, als Subjekt verstehen und übersetzen: für dich aber wird es eine Gegengabe wert sein, dein Geschenk wird sich ein Gegengeschenk verdienen. Es fällt dann die unangenehme Hervorhebung des Wertes des Gegengeschenkes fort.

Zu 1, 320/2. τῷ bis πάροιθεν soll plusquamperfektisch übersetzt werden. Referent meint, Athene tat das eben jetzt bei ihrem Abgange in wunderbarer Einwirkung.

Zu 1, 420. Auch hier meint Referent, daſs Telemach diese Erkenntnis erst in diesem Augenblick gewann, während es 323 geheiſsen hatte: ὀΐσατο.

Zu 2, 171. „Ich behaupte, daſs sich dem Odysseus alles erfüllt hat.“ Die Erklärer scheinen den Vers alle so zu verstehen, als wolle Halitherses die Glaubwürdigkeit seiner Prophezeiung über die Freier damit sachlich begründen, daſs er infolge des Vogelzeichens Grund habe zu der Behauptung, daſs sich seine Prophezeiung über Odysseus schon erfüllt habe, er also auch guten Grund habe zu jener anderen Prophezeiung. Allein er hat seine Prophezeiung über Odysseus doch schon vor zwanzig Jahren ausgesprochen und hat doch auch da schon gemeint, es zu wissen. Sein Wissen stammt also nicht aus diesem Vogelzeichen her. Ferner aber soll das γάρ des Verses gar keine sachliche Begründung der einen Prophezeiung durch die andere geben. Halitherses hebt vorher hervor, daſs er nicht als Unerfahrener, sondern als Wissender seine Weissagung ausspreche. Er fährt nun fort zu denken: und daſs ich sage, wovon ich überzeugt bin, ist berechtigt, und ich verfahre auch sonst so, denn ich halte auch meine Prophezeiung über Odysseus aufrecht. Er führt als Grund, warum er einmal seine Überzeugung sagt, einen zweiten Fall an, in dem er sie auch sagt, indem der eigentliche sachliche Grund für das Aussprechen in beiden Fällen in der Berechtigung liegt, überhaupt seine Überzeugung aussprechen zu dürfen. Bei dieser Auffassung aber steht nichts mehr im Wege, das τελευτηθῆναι futurisch zu verstehen.

Zu 2, 206. K. weicht von der gelehrten Erklärung ab, die τῆς als gen. poss. fafst, und übersetzt „um diesen Vorzug“, nämlich die Verheiratung mit Penelope. Noch einfacher scheint dem Referenten die Übersetzung „um der bekannten (auch vorher geschilderten) Vorzüglichkeit willen“, natürlich der Penelope.

Zu 2, 213. Der rücksichtslose Verstand kommt bei enger Verbindung des διαπρήσσωσι κέλευθον mit dem ἔνθα καὶ ἔνθα zu der Deutung des letzteren als „hin und zurück“. Diese Übersetzung ist eine Errungenschaft der Gelehrten. Das natürliche Empfinden und eine gesunde Anschauung von ἔνθα καὶ ἔνθα sträubt sich dagegen. Man nehme aus dem Verbum nur ein Partizipium von weiterer Bedeutung heraus: „das Meer befahrend“, so kann man ἔνθα καὶ ἔνθα von beliebigen Bahnen verstehen, die zu befahren dem Führer der Reise vielleicht wünschenswert wird erscheinen können.

Zu 2, 215—251. Bei Aufnahme der Lesart in 251 εἰ πλέονές οἱ ἕποιντο glaubt K. für 245 den Sinn fordern zu müssen: „es ist selbst für eine Überzahl schwer, auch eine geringere Zahl zu bekämpfen, wenn es sich um Essen und Trinken handelt.“ Aber erstens wird von K. selbst nachher in 251 der Begriff „Überzahl“ nicht festgehalten, und zweitens würde doch hier die Überzahl nicht so, wie man das gewöhnlich meint, um Essen und Trinken kämpfen, d. h. nicht, damit ihnen dieses werde, sondern damit die Minderzahl es verliere. Versteht man das καὶ πλεόνεσσι in 245 wie gewöhnlich: „und zwar gegen viele“, so müfste die von K. in 251 aufgenommene Lesart den Sinn haben: er würde den Tod finden, falls er überhaupt den Kampf unternähme, was er nur tun würde, wenn er nicht allein wäre; sonst würde kein Kampf und kein Unterliegen seinerseits zu folgern sein.

Zu 2, 314. ἄλλων μῦθον ἀκούων πυνθάνομαι „dadurch, dafs ich anderer Leute Reden höre, Verständnis bekomme“. R. versteht als Objekt zu πυνθάνομαι den von Telemach vorangestellten Gedanken seines Erwachsenseins. Sein Selbstbewufstsein bedarf eben noch sehr der Stärkung durch das Urteil anderer, gesteht er in rührender Naivität.

Zu 3, 62. Die zu „erfüllte selbst alles“ hinzugesetzte Beschränkung „nämlich durch das Gebet und das Trankopfer“ kennzeichnet den Verfasser als Freund vorsichtiger Besonnenheit. Referent macht die Beschränkung nicht.

Zu 3, 227. 228. Die meisten Erklärer nehmen das ἔλπεσθαι des

Telemach als nichtwirklich an, La Roche als wirklich (er übersetzt: nach meinem Wunsche); Referent meint, man könnte es auch als möglich setzen = εἰ ἐλποίμην, was ich wohl gern möchte und du mir nahelegst. Im ersten Fall würde Telemach auch gar nichts anderes sagen, als er schon 226 gesagt hat. Auch liegt eine gefühllose Kälte in solcher Erwiderung, und es würde widernatürlich sein, wenn der scheinbar doch immerhin erschütterte (ἄγη μ' ἔχει) Jüngling den Worten des Alten gegenüber nicht so viel zugäbe, dafs ein ἔλπεσθαι seinerseits wenigstens möglich wäre.

Zu 3, 321 Anm. Referent weifs nicht, wie er im Sinne des Verfassers die Anmerkung mit der bestimmten Angabe in 14, 257 in Einklang bringen soll, nach der man in fünf Tagen von Kreta nach Ägypten gelangen konnte. Referent sieht in der märchenhaften Darstellung Nestors dem unerfahrenen Jüngling gegenüber einen Beweis von der Neigung Homers, märchenhaften Vorstellungen Raum zu geben, wo er es glaubt tun zu können.

Zu 3, 354 ... ἔπειτα ... λίπωνται übersetzt K. als selbständigen Wunschsatz, unabhängig von dem vorhergehenden ὄφρα, in einer splendid isolation.

Wer könnte aber in allen diesen Fällen sagen, was die Wahrheit ist? Verbesserungsbedürftig erscheinen dem Referenten indessen die Anmerkungen zu 1, 9 und 1, 144, die erste im Ausdruck, die zweite im Aufbau. Auch könnte nach der Anm. zu 1, 7 der Schüler denken, dafs neben den Dativendungen -αις, -ῃς, -ῃσι auch -αισι vorkomme. Referent macht noch aufmerksam auf 1, 30 Anm. „wurde gerettet und ... geflüchtet"; 1, 205 sind neben den Futurformen auch wohl die Aoristformen zu erwähnen; 1, 227 versteht Referent die Bezeichnung des ὡς als „konklusiv" nicht. Bei 1, 315 kann man wohl schwerlich sagen, dafs die konzessive Bedeutung von πέρ hier verschoben sei. Der Verfasser hat den Vers ja selbst ohne Verschiebung des πέρ übersetzt. 2, 89 müfste der Schüler wohl auf die erst noch kommenden Verse 2, 106. 107 verwiesen werden, sonst könnte er nach der Grammatik die Zeitangaben in 89 auch anders verstehen. Zu 2, 99 könnte der Schüler wohl auf das sonderbare ι subscriptum in Formen wie καθέλῃσι besonders aufmerksam gemacht werden.

An Druckfehlern hat sich Referent notiert: 1, 88 δ', 149 Anm. χεῖρα, 164 Anm. ἔδοιντο, 248 Anm. fehlt Komma; 2, 106 über redete, 171 Anm.

Komma, 358 Anm. Anführungsstriche; 3, 108 Anm. κατεκάθησαν, 224 Anm. ἐπελάθοιτο, 270 Anm. „wurde“.

Möchte das vortreffliche Buch die weiteste Verbreitung finden.

Landsberg a. W. **Hans Nauck.**

---

16) **B. Grenfell and A. Hunt, The Hibeh Papyri.** Part I. Edited with translations and notes (by B. G. and A. H.). With ten plates. London, The offices of the Egypt Exploration Fund, 1906. XIV u. 410 S. 8.

Der neue Band Papyri, mit dem die unermüdliche Tätigkeit Grenfells und Hunts die gelehrte Welt wieder beschenkt hat, führt den Titel Hibeh-Papyri, weil sie in Hibeh am Ostufer des Nils zwischen Benisuêf und Schêkh Fadl (Cynopolis) gefunden wurden. Die Ausgrabungen, von denen sie herrühren, fanden im März und April 1902, sowie im Januar und Februar 1903 statt und lieferten eine recht dankenswerte Ausbeute, obwohl hier schon in den Jahren 1895—1896 von einem Araber Ausgrabungen veranstaltet worden waren. Die von dem Araber gefundenen Papyri waren teilweise nach Kairo gekommen, dann dort von den Engländern im Jahre 1896 angekauft und hierauf von Grenfell und Hunt im zweiten Band der griechischen Papyri veröffentlicht worden. Daher kommt es, dafs sich manche der jetzt aufgefundenen Papyri als Stücke der schon im zweiten Band veröffentlichten erweisen, und so beide sich gegenseitig ergänzen; die Verfasser haben diese zum Teil in neuer, verbesserter Lesung im vorliegenden Band wieder zum Abdruck gebracht. Die Hauptmasse der Papyri gehört dem 3. Jahrhundert v. Chr. an.

Die Anordnung der Papyri im vorliegenden Band ist dieselbe wie in den früheren; auf die Einleitung folgen die Papyrustexte, 171 an Zahl, dann die Anhänge und Indices. Unter den Texten nehmen die neuen klassischen Fragmente, deren es achtzehn sind, die erste Stelle ein. Daran schliefsen sich die Fragmente aus vorhandenen Autoren, acht an Zahl. Dann folgt ein Kalendar und schliefslich die Papyri, die sich auf das Staats- und Privatleben erstrecken. Daran reihen sich drei wertvolle Anhänge, von denen der erste den mazedonischen und ägyptischen Kalendar, der zweite die Datierung der Urkunden nach den Jahren der Könige und der dritte die ἱερέας ἐπωνύμους von 301—221 v. Chr. behandeln.

Ich gehe hier nur auf die klassischen Texte näher ein. Nr. 1 ent-

hält die Einleitung zu *γνῶμαι* des Epicharm, von denen auch Nr. 2 Reste bringt, vierzehn ganze trochäische Tetrameter und eine gröſsere Anzahl verstümmelter. Die Herausgeber schreiben sie auf Grund von Athen. XIV 648 d vermutungsweise dem Axiopistos zu, den H. Diels in das 4. Jahrhundert v. Chr. setzt und dem Kreise des Herakleides Pontikos angehören läſst. Diese Zuweisung könnte man aber nur dann als sicher betrachten, wenn feststände, daſs nur Axiopistos solche Auszüge aus Epicharm, mit anderen Gnomen vermischt, gefertigt hätte; viel wahrscheinlicher ist aber, daſs mehrere solcher Gnomensammlungen im Umlauf waren. Nr. 2 fr. b lieſse sich mit Epicharm. fr. 277: *πρὸς ⟨δὲ⟩ τοὺς πέλας πυρεύοΥ ΛΑμπρὸν ἱμάτιον ἔχων,* | *καὶ φρονεῖν πολλοῖσι δόξεις, τυχΟΝ Ισως οὐδὲν φρονῶν*, wenn bei den als zweifelhaft bezeichneten Buchstaben *ΕΠΙ* die Lesung *ONI* möglich ist, identifizieren.

Noch unsicherer als bei Nr. 1 und 2 ist die Zuweisung bei Nr. 3 und 4, zwei tragischen Fragmenten, deren erstes nach Fr. Blaſs aus Sophokles Tyro stammen soll, während das zweite nach demselben Gelehrten Euripides Oineus angehört; hinsichtlich des ersten steht nicht einmal soviel fest, daſs es von Sophokles herrührt. Dagegen hat Blaſs Nr. 5 mit groſser Wahrscheinlichkeit dem Philemon gegeben; wir scheinen hier wirklich einen Teil des Stückes zu haben, auf dem Plautus' Aulularia beruht. Nr. 6, gleichfalls ein Komikerfragment, muſs herrenlos bleiben, trotzdem die erhaltenen Stücke recht ansehnlich sind. Nr. 7 enthält Trümmer einer Anthologie, darunter auch die Verse 367—378 der Elektra des Euripides. Die Nrn. 8—12 bringen zwei epische, zwei tragische und ein Komikerfragment. Die zwei tragischen Fragmente gehören meiner Ansicht nach einer Tragödie an, die einen Stoff aus dem troischen Sagenkreis behandelte; V. 5 wird Achilleus genannt, und beim Lesen der Verse 39 ff. fällt einem sofort Neoptolemos ein, der, im Verborgenen auf Skyros entsprossen, vom Schicksal dazu ausersehen war, Pergamons Zinnen zu zerstören. Sehr interessant ist Nr. 13, das Bruchstück einer Rede über Musik, nach Blaſs von Hippias von Elis, jedenfalls ziemlich alt, da darin von dem enharmonischen System so gesprochen wird, daſs man daraus ersieht, es war noch in vollem Gebrauche; der Redner bestreitet in dem vorliegenden Bruchstück, daſs die Musik imstande sei, bestimmend auf gewisse Eigenschaften der Menschen einzuwirken. Nr. 14 ist ein Stück der Rede des Lysias gegen Theozotides, die Pollux VIII 46 erwähnt wird, und Nr. 15 einer, wie es scheint, dem Leosthenes in den Mund gelegten

Rede, in der die Athener nach dem Tode Alexanders ermahnt werden, sich wieder ihre alte Freiheit zu verschaffen. Nr. 16 zeigt philosophischen Charakter; es bespricht die Atomenlehre Demokrits; ob es aber, wie Blafs vermutete, von Theophrast ist, mufs dahingestellt bleiben. Nr. 17 enthält Aussprüche des Simonides, besonders über Ausgaben, und Nr. 18 drei kurze, verstümmelte Fragmente, die nach Blafs einer Komödie entstammen; die Herausgeber haben Fr. 1 und 2 verbunden, bemerken aber, dafs diese Verbindung durchaus nicht sicher sei.

Unter den Fragmenten, die auf uns gekommenen Schriftstellern angehören, nehmen die aus Homer den gröfsten Raum ein; Nr. 19 bringt Teile aus Ilias II und III, Nr. 20 aus III—V, Nr. 21 aus VIII, Nr. 22 aus XXI—XXIII und Nr. 23 aus Odyssee XX. In einer den Fragmenten vorausgeschickten Abhandlung weisen die Herausgeber darauf hin, dafs sich A. Ludwichs Annahme, als ob die Homervulgata aus voralexandrinischer Zeit stamme, angesichts der Papyrusfunde nicht aufrecht erhalten lasse. Diese von ihnen schon früher ausgesprochene Ansicht werde durch die neuen Funde nur bestätigt. Es stehe fest, dafs bis 200 v. Chr. das Vorkommen der Vulgata die Ausnahme, nicht die Regel sei. Die Scheidelinie lasse sich etwa um 150 v. Chr. ziehen; nach dieser Zeit kämen Abweichungen von der Vulgata nur selten vor. Was der Vulgata in den Jahren 200—150 v. Chr. zum Siege verholfen habe, sei schwer zu sagen; jedenfalls habe das Alexandrinische Museum wesentlich dazu beigetragen. Nr. 24 besteht aus Stücken aus Euripides' Iphigenia in Tauris, nämlich aus V. 174—191, 245—255, 272—286, 581—595 und 600—629. Der Papyrus bringt zu den Versen 587 und 621 neue Lesarten, zu den Versen 252 und 618 Bestätigung der Konjekturen Reiskes und Bothes. Auch Nr. 25 betrifft den Euripides; das Bruchstück enthält nämlich die Verse *πολλαὶ μορφαὶ κτλ.*, mit denen die Stücke Alkestis, Andromache, Bakchae und Helena schliefsen. Nr. 26 ist der längste unter dem in diesem Bande veröffentlichten literarischen Papyri; er besteht aus 17 Bruchstücken aus der sog. *Ῥητορικὴ πρὸς Ἀλέξανδρον*, die Spengel dem Anaximenes zuwies, was durch den jeztigen Fund noch wahrscheinlicher wird. Da der Papyros in die erste Hälfte des 3. Jahrhunderts fällt, so mufs die Abhandlung selbst jedenfalls dem 4. Jahrhundert angehören, kann also nicht, wie Susemihl wollte, im 3. Jahrhundert verfafst sein. Der Papyrus ist für den Text der Rhetorik von Wichtigkeit.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

17) **B. Delbrück, Synkretismus.** Ein Beitrag zur germanischen Kasuslehre. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1907. VII u. 276 S. 8. geh. ℳ 7.—.

Neben den zahlreichen Abhandlungen über die Kasussyntax der einzelnen germanischen Sprachen fehlte bisher, da auch Winklers Arbeit (Germanische Kasussyntax, Berlin 1896) sich im wesentlichen auf das Gotische beschränkt, eine vergleichende Darstellung, die allein imstande ist, auf schwierige Fragen, deren Erklärung dem Einzelforscher nicht gelingt, ein helleres Licht zu werfen. In diese Lücke tritt mit seinem neuesten Werke Delbrück ein, dessen Untersuchungen über altindische und indogermanische Syntax längst als grundlegend anerkannt sind. Er stellt zunächst durch Vergleichung des in den Einzelsprachen überlieferten den urgermanischen Gebrauch fest, und zwar bei einer reichen Fülle von Verben, Adjektiven und Präpositionen. Sodann behandelt er auf Grund dieses Materials der Reihe nach die für die Frage des Zusammenfalls in betracht kommenden Kasus, den Instrumentalis, Lokalis, Dativ und Genitiv, und schliefst mit einer allgemeinen Betrachtung über die Bedeutung und Verwendung dieser Kasus im Germanischen.

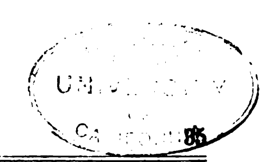
Die Frage, was man von der ursprünglichen Bedeutung der Kasus zu halten habe, streift D. diesmal nur kurz und richtet sein Hauptaugenmerk darauf festzustellen, wie weit sich in dem Gebrauch der im Germanischen noch lebendigen und der wenigen erstarrten Formen die ehemalige gröfsere Mannigfaltigkeit des Indogermanischen erkennen läfst. So ist der alte Ablativ aus syntaktischen Gründen im germanischen Dativ aufgegangen Auch der Instrumentalis, anfangs noch teilweise in den Einzelsprachen lebendig, geht allmählich, meist infolge lautlicher Entwicklung, in den Dativ über; und der Localis hatte schon vorher dasselbe Schicksal. Hier tritt D. in Gegensatz zu Winkler, der wohl mit Unrecht den Dativ als die überall zugrunde liegende Vorstellung ansieht und eine Ableitung seiner zahlreichen Funktionen aus verschiedenen idg. Kasus nicht zulassen will. Besondere Schwierigkeit macht der Genitiv, da die durch ihn ausgedrückten Beziehungen so mannigfaltig sind, dafs sie nicht unter einem einheitlichen Gesichtspunkt betrachtet werden können. Hier nimmt D. gegenüber dem schwer zu begrenzenden Gebrauch der Ursprache eine assoziative Erweiterung an und weist besonders für das Westgermanische als neue Typen einen separativen, vom alten Genitiv abhängigen, einen instrumentalen Genitiv und einen Genitiv der Beziehung und Ursache nach.

Zu dem reichen und sorgfältig gesammelten Material noch einige kleine Anmerkungen: unter auþjan ist in der herangezogenen Stelle Gþr. I, 20, doch wohl mit Gering 'svá at lýþom land of eyþeþ' zu lesen, da eyþa sonst nur mit dem Acc. vorkommt. Für 'brugþenn golle' (S. 17), mit Gold umwickelt, ist am einfachsten eine Komposition mit bi anzunehmen, analog den bedeutungsverwandten biwindan, biwaibjan u. a. m. Zu Vkv. 9: 'bar hann hana bjóre' (unter beran) gehört noch Od. 4: 'hér liggr Borgný of boren verkjom'. Einen Fingerzeig für die schwierige Erklärung scheint mir Beow. 2285: 'þá was hord rásod, onboren béaga hord', 'imminutus' (Grein) und Gû. 917: 'bréosthord onboren', 'enfeebled' (Thorpe) zu geben.

Bremen. **R. Vosshof.**

18) **Franz Stürmer, Griechische Lautlehre auf etymologischer Grundlage.** Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1907. 80 S. 8. ℳ 1.—.

Der Verfasser des kleinen ansprechenden Versuches hat vor Jahresfrist in einer eigenen Schrift über die etymologische Grundlegung des Wörterlernens in beachtenswerter Weise der Verwertung sicherer Erkenntnisse der neuesten Sprachforschung warm das Wort geredet. In der vorliegenden Veröffentlichung überträgt er seinen Vorschlag auf das Gebiet der Lautlehre und bietet eine klare und im wesentlichen richtige Übersicht über die hauptsächlichsten Erscheinungen. Auf dem kürzesten Wege vermag sich der Lehrer hier zu unterrichten über die wichtigsten Punkte der gegenwärtig herrschenden Lehre, so über die drei Gutturalreihen (die nur deutlicher mit k, k̂ und q bezeichnet sein sollten), über die Ablauts- und Dehnstufentheorie, über die silbenbildenden Nasen-, Zitter- und Gleitlaute. Auch im einzelnen findet man einige schlagende und belehrende Etymologien, die noch nicht zum Gemeinbesitz geworden sind. Die Fassung der Lehrsätze ist meist gut und treffend, vielleicht hie und da noch ein wenig zu äufserlich: wo auseinandergehende Entwicklungen derselben Lautgruppe begegnen, sollte der Grund wenigstens angedeutet sein. An Einzelheiten habe ich mir u. a. bemerkt: *κάπρος*, nicht *καπρός*; *ἴδμεν*, *πέφασμαι* nicht aus *ἴδμεν* **πέφανμαι* (das Sternchen als Zeichen nur erschlossener Formen zu setzen dürfte sich empfehlen); *ὄνος* nicht ohne weiteres zu ăsĭnŭs, ob zu lat. ŏnŭs? *ὦμος* nicht aus **ὄμσος*, sondern aus **ὤμσος*, mit Ablaut zu lat. ŭmerŭs (aus *ŏmĕsŏs); *δαίμοσι* nicht aus



*δαίμονσι mit Ausfall des ν, sondern aus *δαιμᾰσί (⟨*δαιμnσί) mit analogischer Umfärbung des ᾰ zu ο. τείχη nicht τείχδη, ὀμφαλός, nicht ὄμφαλος. Alles in allem erblicken wir in dem Heftchen einen erfreulichen Beleg dafür, dafs die Schule sich regt, um die von der Wissenschaft ihr entgegengebrachte Förderung zu benutzen.

Stuttgart. **Hans Meltzer.**

---

19) **H. Steuding, Denkmäler antiker Kunst.** Für das Gymnasium ausgewählt und in geschichtlicher Folge erläutert. Zweite, umgearbeitete Auflage. Leipzig, E. A. Seemann, 1907. Zwölf Bogen. geb. ℳ 1.80.

Auf 66 Tafeln von 28 cm Länge und 19,5 cm Breite, sowie auf 21 Seiten Text wird der reiche Stoff zur Einführung in das Verständnis der antiken Kunst übersichtlich angeordnet und zweckentsprechend erläutert. Die Paragraphen der Erklärung sind sehr knapp gehalten, bieten aber doch das Notwendige; sie nehmen dem erklärenden Lehrer nicht jedes Wort vor dem Munde weg. Für die Gruppierung der Denkmäler sind wohl in erster Linie die Ansichten von Studnitzka und Löschcke mafsgebend gewesen, aber auch Furtwänglers Forschungen, namentlich die Meisterwerke der griechischen Plastik sind berücksichtigt worden. Mit gutem Rechte sind aber wissenschaftliche Streitfragen in diesem für die Schule bestimmten Werke nicht angeschnitten. Die Tafeln sind klar und deutlich. So stellt sich dieses Buch würdig neben Luckenbachs „Kunst und Geschichte" (I. Teil München und Berlin 1904) und findet hoffentlich in den Schulen eine recht weite Verbreitung.

Bei einer neuen Auflage möchte es sich empfehlen, für Tafel 17, die den Westgiebel des Aphaiatempels zu Aegina in der Strafsburger Ergänzung bringt, eine Darstellung nach Furtwänglers Aegineten in der Glyptothek, München 1906 — einzusetzen. Nimmt man mit Furtwängler den Namen Aphaiatempel an, so mufs auch seine zweifellos richtige Anordnung der Giebelfiguren aufgenommen werden.

Ferner müfste Tafel 47, Fig. 4 der farnesische Stier nach den von Studnitzka in der Zeitschrift für bildende Kunst N.F. XIV (1903) S. 172 bis 182 (auch Verlag von Seemann) gegebenen Erklärungen besprochen und ohne die störende Figur der Antiope unter anderem Gesichtswinkel zur Darstellung kommen.

Wolfenbüttel. **H. Bruncke.**

20/21) **R. Kron, Französische Taschengrammatik des Nötigsten.** Freiburg (Baden), J. Bielefeld, 1906. 64 S. kl. 8.
geb. ℳ 1.—.

R. Kron, Englische Taschengrammatik des Nötigsten. Freiburg (Baden), J. Bielefeld, 1907. 80 S. kl. 8.
geb. ℳ 1.25.

Der Verfasser folgt in den beiden Büchlein, die eine ähnliche Quintessenz des grammatischen Stoffes der Sprache bilden wie Regels „Eiserner Bestand", einem und demselben Plan und versieht beide mit einer bis auf geringfügige Abweichungen identischen Vorrede. In sehr praktischer Weise wird das Syntaktische mit dem Formellen verbunden, soweit nicht eine gesonderte Behandlung syntaktischer Erscheinungen am Schlufs vorgezogen werden mufste. An manchen Stellen ist die Seite rechts mit Bemerkungen ausgefüllt, die die kurzen formellen Angaben der linken Seite erklären und ergänzen, stellenweise sogar trotz des beschränkten Raumes auch sprachgeschichtliche Erläuterungen enthalten. Die Sprache ist einfach und leicht verständlich, so dafs der Zweck, denen zu helfen, die im Berufsleben ihre sprachlichen Schulkenntnisse in möglichst kurzer Zeit auffrischen möchten, hier wirklich erreichbar ist. Die Unterscheidung der Zeiten erfolgt in beiden Büchern nach dem einfachen und lichtvollen Gouinschen System. Der französische Konjunktiv, der ja für den mündlichen Gebrauch weniger in Betracht kommt, wird aus eben diesem Grunde vermutlich nur kurz behandelt. Die Bemerkungen des Verfassers über den Unterschied zwischen shall und will sind gewifs logisch und korrekt, aber ich möchte doch in diesem Falle bezweifeln, dafs sie ihren Zweck sicherer und besser erreichen als die sonst üblichen Erörterungen darüber. Man darf überzeugt sein, dafs die Bücher des verdienten Sprachkenners viele Freunde finden und viel Nutzen bringen werden.

Dessau. **Bahrs.**

---

22) **Richard Ackermann, Percy Bysshe Shelley.** Der Mann, der Dichter und seine Werke. Nach den besten Quellen dargestellt. Dortmund, Fr. Wilh. Ruhfus, 1906. X u. 382 S. 8.
ℳ 5.—, geb ℳ 6.—.

Die Veranschaulichung eines Dichterlebens — wie schliefslich des Lebens grofser Menschen überhaupt — kann im wesentlichen auf zwei Wegen erreicht werden. Der Autor kann uns mit all den kleinen Zu-

fälligkeiten inneren wie äufseren Geschehens im Leben seines Dichters vertraut machen, und er wird hierbei zweckdienlicherweise streng chronologisch verfahren; oder er kann sich erheben über die Einzelheiten, sich befreien von dem Ballast des Alltäglichen, dessen, was lediglich den äufseren Menschen berührt, nicht ohne es jedoch auf Einflüsse hin durchstudiert zu haben, und uns so ein gewissermafsen verklärtes, in das Reich der Idee erhobenes Bild entwerfen, eine Vergegenwärtigung des Bleibenden, des Herz und Geist fesselnden Ewigkeitswertes eines Dichters. Den zweiten Weg gehen Literarhistoriker, die einen Dichter mit ihrer Seele zu erfassen und ihn aus ihr neu erstehen zu lassen vermögen. Auf dem ersten Wege können auch gewissenhafte Nur-Philologen durch Fleifs und System zu einem befriedigenden Ziele gelangen. Und auf ihn sah sich auch Ackermann in seiner Shelley-Biographie angewiesen.

In breitester Ausführlichkeit berichtet der Verfasser, gestützt auf ein in langjähriger Arbeit gesammeltes Material, aus dem er früher schon gelegentlich mitgeteilt, über das Leben Shelleys. Seine Darstellung ergeht sich in kleinster Detailwiedergabe, der wir unmöglich referierend folgen können, zumal das Wesentliche ja aufserdem bereits sicherer Besitz der Literaturgeschichte ist. Bei dieser Art minutiösester Betrachtung aller Umstände kann es natürlich nicht ausbleiben, dafs die grofsen Linien der Lebensführung Shelleys vielfach verwaschen, wichtige, markante Ereignisse ihrer tiefen Bedeutung entkleidet erscheinen. Und so gewinnt man den Eindruck, dafs sich A. von seinem Stoffe mit tausend Fängen umklammern läfst und sich nicht gebieterisch über ihn zu erheben vermag. Doch sein Verdienst beruht vielleicht gerade darauf, dafs er uns alles, was über Sh. bekannt geworden ist — und manches hat er sicherlich selbst zutage gefördert —, mitteilt. Er hat bis ins kleinste nachgeprüft, die Schuldenkontos des Dichters sowie seine Darlehen an Freunde, die Wirtshausrechnungen wie die Mieten, die Shelleys Börse auf seinen weiten Fahrten oft in Verlegenheit brachten, alles hat A. durchstöbert, und — er legt uns Rechenschaft ab wie ein gewissenhafter Registrator. Er bucht und kalkuliert fleifsig, er vergleicht Aktiva und Passiva, und alles ist gut geordnet. Doch seine Buchführung rührt nicht an unser Herz, sie läfst uns selten einen Hauch jenes Dichtergenius spüren, den er uns nahebringen, in dessen oft schönheittrunkene, oft leidenschaftlich aufflammende, oft verzagende, oft tatendurstig nach dem Licht ringende Seele er uns einführen will. Obwohl Ackermanns Werk nach dem heu-

tigen Stande der Sh.-Forschung sicher lückenlos und neben Dowdens Sh.-Biographie unbedingt zuverlässig ist, so kann man doch nicht umhin, ihr den Vorwurf allzu trockener, pedantischer Darstellung zu machen, ganz zu schweigen von gelegentlicher Schwere im Ausdruck, ja selbst sprachlichen Normwidrigkeiten (z. B. die englische Wendung: „er resignierte sein Amt“ u. a.). Auch die Übersetzungsproben sind hin und wieder nur mattes Glas, in das die echten Perlen schillernder Kunst verkehrt sind. Was hat A. aus dem Bilde tiefster seelischer Zerknirschung: „the mad endeavour would scourge thee to severer rangs“ gemacht — „solch Beginnen drückt dir den Stachel noch mehr fest.“ Dagegen finden sich aber auch gute Verdeutschungen, wie der Song to the men of England, dessen Kraft durch die Übersetzung kaum eingebüfst hat.

Die Besprechungen der Werke des Dichters sind erschöpfend, und es ist der Versuch allseitiger Würdigung gemacht, allerdings in eng philologischen Bahnen, über die sich jedoch zuweilen der Biograph durch seinen Dichter zu höherem Fluge heben läfst. Was die allgemeine Anordnung angeht, so wäre es vielleicht empfehlenswert gewesen, nicht so peinlich chronologisch vorzugehen, vor allem uns nicht, wie es so oft geschieht, plötzlich aus dem Gebiete nüchternster Lebensbeschreibung in die Poesien, wenigstens die kleineren, des jeweiligen Zeitabschnittes hinüberzuführen. Doch dann hätte ja der strenge Gang der Darstellung abgeändert werden müssen, und A. wäre zu einem mehr ästhetisierenden Dichterbiographen geworden, was offenbar nicht seine Absicht war. Das Werk klingt aus in eine gerechte Würdigung der sozialpolitischen Bestrebungen Shelleys, die einen so gewaltigen Resonanzboden in der neuen stürmischen Zeit gefunden haben.

Alles in allem genommen, müssen wir A. dankbar für die Arbeit sein, birgt sie doch eine Fülle gründlicher Studien, die man stets zu Rate ziehen und benutzen müssen wird, wenn Shelley uns beschäftigt.

Frankfurt a. M. **Max Kämmerer.**

---

23) K. Luick, Studien zur Englischen Lautgeschichte. (= Wiener Beiträge zur Englischen Philologie. XVII.) Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1903. XI u. 218 S. 8.

Luicks vielbesprochenes Werk ist im wesentlichen eine Fortsetzung oder Umarbeitung seiner früheren Untersuchungen über die Entwicklung von ae. *ĭ* und *ŭ* in offener Silbe, die er in den „Untersuchungen zur Eng-

lischen Lautgeschichte" 1896 dargelegt und durch Einzelaufsätze erweitert oder modifiziert hatte.

Das frühere Ergebnis Luicks war, dafs ae. *u*- und *i*- (= *u*, *i* in offener Silbe) auf nordhumbrischem und angrenzendem Gebiete vor dem 14. Jahrhundert zu ō und ē gelängt seien, seine Beweismittel, unter Ausschlufs der Schreibung (später in ungenügender Weise ergänzt), auf die Reime der wichtigsten nordenglischen und der beiden ältesten schottischen Denkmäler beschränkt. Sein jetziges Ergebnis widerruft einen beträchtlichen Teil des früheren, dadurch dafs das *i*-, *u*- in den durch das Verstummen des End-*e* (also im Nordhumbrischen sehr früh) geschlossen gewordenen Silben von der Dehnung ausgenommen wird, dadurch dafs ferner die Dehnung von *i*-, *u*- auch für den Süden („aber dialektisch beschränkt") zögernd zugegeben wird, also die Sonderstellung des Nordens fällt; endlich ist umfangreiches Material aus der früher bewufst ausgeschlossenen Schreibung beigebracht und somit dies einseitige Reimmaterial der „Untersuchungen" ergänzt. Zwei Jahre vor Luicks neuem Buche erschien meine Abhandlung über die me. Entwicklung von *ŭ* (*ĭ*) in offener Silbe E. Stud. 27, 353 ff. im Gegensatz zu Luicks früherem Buche von 1896, dessen Aufstellungen eine erregte Debatte hervorgerufen hatten und von ihm selber trotz aller Anfechtungen energisch aufrecht erhalten waren. Mein zwingend erwiesenes — und jetzt auch von Luick angenommenes — Ergebnis war, dafs die nordhumbrische Dehnung von *u*-, *i*- **vor** Verstummen des End-*e* durch die Schreibung guter nordhumbrischer Texte vollkommen ausgeschlossen werde und dafs der Gegensatz einer nordhumbrischen und südhumbrischen Entwicklung von *i*-, *u*- von Luick künstlich konstruiert und in Wahrheit nicht vorhanden sei; ferner wies ich im Gegensatz nicht blofs zu Luick, sondern der allgemeinen Ansicht Übergang von *ŭ* in offener Silbe zu *o* nach (vgl. *thorough* - *thurgh*) und damit ein allgemein englisches Lautgesetz, das im Nordhumbrischen allerdings durch das Verstummen des End-e eingeschränkt werde, aber auch dort in erhaltener offener Silbe völlig gesetzmäfsig, d. h. ausnahmslos und ohne das geringste Schwanken in der Schreibung auftrete.

Dies sind bis heute die einzigen wirklich nachgewiesenen und gesicherten Tatsachen geblieben, sie sind — bis auf das letzte — auch in Luicks neuestem Werke vertreten und verwertet, und keinerlei Widerspruch hat sich erhoben. Dies sind aber **meine** Resultate und **meine** Beweise, nicht diejenigen Luicks. Dafs Luick den ganz unhaltbaren Teil

seiner Ansichten aufgegeben und widerrufen hat, ist ihm hoch anzurechnen, da dadurch eine allgemein annehmbare, relativ sichere Grundlage für die weitere Untersuchung geschaffen ist, denn von einer allseitigen Lösung sind wir noch weit entfernt. Wann er aber für sich zu der Erkenntnis seiner Irrtümer gekommen ist, ob ein paar Tage vor dem Erscheinen meiner Arbeit oder später, was ihm die Augen geöffnet hat, welche Privatkorrespondenz er darüber geführt hat, das ist seine Privatangelegenheit und geht die Öffentlichkeit nichts an; für uns kommt nur die Tatsache in Betracht, dafs er früher das Gegenteil behauptet hat und jetzt in den „Studien" (1903) Ansichten vertritt und Beweise anwendet, die nach den einfachsten Rechtsgrundsätzen das Eigentum eines anderen sind, der sie zwei Jahre früher publiziert hat (1901). Ich will es Luick nicht verargen, wenn er Gewicht darauf legt, seine Überzeugung auf Grund selbständiger Überlegungen geändert zu haben, leider aber sind dadurch gefällige oder oberflächliche Rezensenten seines Buches veranlafst, mehr oder weniger als sein Eigentum hinzustellen, was einem anderen gehört.

Das Verdienst der „Studien" besteht zumal in einer ausführlichen Zusammenstellung der Schreibung der wichtigeren nordenglischen und schottischen Denkmäler von drei Jahrhunderten (ca. 1300 bis 1600), der besseren wie der schlechteren; er hat damit die Resultate, die ich aus wenigen, aber zuverlässigen und konsequenten Texten gewonnen habe, in dankenswerter Weise erweitert und ergänzt. Stichhaltige neue Resultate hat er dabei nicht gewonnen, wohl aber die von ihm seinerzeit völlig übersehenen Beweismittel, die gerade die Schreibung im Gegensatz zu dem Reime bietet, fleifsig verwertet. Einwandfrei ist sein Material allerdings nicht immer, da er unter den nordenglischen Denkmälern einige Texte mitbehandelt, die überhaupt nicht nordenglisch sind, nämlich Cursor Mundi F (= Lancaster), die Kriege Alexanders und die Zerstörung Trojas; diese Texte zeigen eine sehr bedenkliche Mischsprache mit starken nördlichen Einschlägen, sind aber im Grunde nordwestmittelländisch, was zumal für das wichtige End-*e* schwer ins Gewicht fällt [1]).

So sehr ich die Beharrlichkeit und die Energie schätze, mit der Luick seine Aufgabe verfolgt, so interessant und fruchtbar seine Anregungen sind, so mufs ich doch sein eigenes kunstvoll aufgebautes Gebäude als ein

1) Die älteste Form nordenglischer Überlieferung in einem Denkmal, dessen Bedeutung noch nicht erkannt zu sein scheint, werde ich in dem nächsten Anglia-Hefte nachweisen.

bedenkliches Gebilde bezeichnen, das vor ernster Kritik zusammenbricht. Was Luick beweisen will, geht aus dem, was er gebracht hat, nicht hervor; er schliefst und behauptet zu viel ohne sichere Grundlage; zur wirklichen Lösung der Frage reicht das Material noch immer nicht aus, und neue Beweise hat er nicht hinzugebracht. Luick hat sich offenbar lange Jahre hindurch fortwährend mit der Frage beschäftigt, und der leidenschaftliche Wunsch, allen Anfechtungen zum Trotz zu sicheren und festen Resultaten zu kommen, scheint mir die Unbefangenheit seines Blickes getrübt zu haben. Es ist nach wie vor unbewiesen, dafs die nordhumbrische Dehnung von *i*-, *u*- allgemein sei, und ganz unhaltbar, dafs sie vor 1300, vor unseren ältesten nordhumbrischen Niederschriften eingetreten sei. Es ist nackte Willkür zu behaupten, dafs jedes *e* für *i*- in nordhumbrischen Texten langes *e* bedeutet, wie es früher verhängnisvoll für ihn geworden ist, aus einzelnen Reimen von *i*- : *ē*, *u*- : *ō* in guten Denkmälern sichere Dehnung zu erschliefsen, weil die „Reime rein sein müfsten". Es ist mehr als gewagt, ein jahrhundertelanges Nebeneinander von Doppelformen für ungefähr das ganze einschlägige Material anzunehmen, denn der „Ausgleich nach der einen oder anderen Richtung", mit dem sich die Sprache derartiger unerträglicher Zustände sehr bald zu entledigen pflegt, ist nach seinem eigenen Material in me. Zeit überhaupt nicht eingetreten (vgl. besonders *i*-). Die Rückschlüsse aus den modernen Dialekten sind ganz vage und unsicher, aufserdem spricht das mehr als spärliche Material mehr gegen als für ihn, obgleich er schott. *simmer, hinnie* (= *summer, honey*) ohne das leiseste Bedenken aus Formen mit *ọ̄* ableitet.

Immerhin läfst sich in allen diesen Behauptungen oder „Schlüssen" auch für ungläubige Gemüter manche Anregung herausholen, einen Irrweg und einen Rückschritt bedenklichster Art aber sehe ich in seiner Auffassung der gemeinmittelenglischen Schreibung *o* für *u* in offener Silbe. Noch immer ist er der Meinung, dafs die konsequente gemeinmittelenglische Schreibung *o* für *u*- rein graphisch sei, so im Süden sicher, im Norden sicher wenigstens für die romanischen Lehnwörter. Und weshalb? weil in einigen Texten wirklich graphisches *o* für *u* nach *w* und vor *n*, *m*, *u* (= *v*) eintritt. Dafs letzteres Schreibtendenz aus Deutlichkeitsgründen ist, die in einzelnen Texten auftritt, in anderen nicht, dafs aber *o* für *ŭ* in offener Silbe ein gemeinenglischer Lautübergang ist, der in allen Texten seit etwa 1300 ausnahmslos auftritt, habe ich E. St. 27, 391 ausführlich nachgewiesen.

Luicks im Süden „völlig deutlich zutage tretende" Schreibertendenz müfste doch einen graphischen Grund haben, wie er für *o* = *ŭ* vor *n* usw. vorhanden ist; er hält es aber nicht für nötig, ihn uns mitzuteilen. Augenscheinlich genügt ihm vollkommen, dafs *ŭ* in offener und geschlossener Silbe heute im Gemeinenglischen zusammengefallen sind, ohne dafs es ihn bedenklich macht, dafs der heutige Laut ein ganz anderer ist als der des me. *ŭ*; derartige Rückschlüsse sind weiter nichts als Trugschlüsse. Wir können daher von seinen Schlüssen aus der nordenglisch-schottischen Schreibung von *u*- absehen, zumal da er selber zugibt, dafs sie nichts Rechtes ergeben, da *o* für *u*- undurchsichtig sei.

In der Tat sind die Schreibungen für *i*- besser geeignet, um seine Ausführungen zu widerlegen, da das vielfach erhaltene *i* nur Kürze und nicht Dehnung darstellen kann, von einzelnen späten Texten abgesehen. Dieses *i* aber zeigt sich auch in der entscheidenden Gruppe mit erhaltener offener Silbe, welche nicht durch die Analogie von endungslosen Formen beeinflufst wird, durch die sämtlichen angeführten älteren Denkmäler (bis zum Prick of Consc.) hindurch überwiegend, und zwar, was bezeichnend ist, meist ohne Verdoppelung des folgenden Konsonanten, also ohne Übertritt zu *ĭ* (d. h. in geschlossener Silbe).

Man vergleiche a. a. O., p. 53 Prick of Consc. (Hs. Anfang des 15. saec.): *mykel, yvel, siker, hider, þider, myry, byry, bysy,* P. p. *biten, writen* usw. Doppelkonsonanz begegnet dort nur dreimal (*written, wymmen*), *e* häufiger nur in *þederward, whederward* einmal, *weman* dreimal und in vier anderen Fällen; das Scherzhafte ist nun, dafs nach Luicks eigener Ansicht gerade in dem häufigeren *þederward* als dreisilbigem Worte die „Dehnung" eigentlich nicht eintreten sollte. Auch sonst, in Gruppe I und II, tritt *e* nur auf in *leve* (ne. *live*) neben häufigerem *lif, lyve* und in regelmäfsigem nebentonigem *-shepe*; etwas häufiger findet sich *e* in romanischen Wörtern *cete, preson, suspecion* usw.

Und damit ist das gesamte Material erschöpft. So also spiegelt sich das schöne nordhumbrische Lautgesetz von der Dehnung des *i*-, die vor der Niederschrift der ältesten nordhumbrischen Niederschriften eingetreten sein soll, noch in einem Denkmale des 15. Jahrhunderts ab; d. h. dort ist diese Dehnung im wesentlichen beschränkt auf Fälle, wo sie niemand vermutet hätte, auf ursprünglich vortoniges *i* in altfranzösischen Wörtern und auf nebentoniges *i* in der Endsilbe *-ship*. Und noch schärfer als Prick of Consc. stellen sich Cursor E und Cursor C, die beiden ältesten

Texte. Wenn nun zwischen den ältesten und den späteren nordenglischen Denkmälern manche Handschriften in denselben Wörtern der Gruppe III überwiegend *e* zeigen, wo jene *i* aufweisen, so findet dies durch das Bestreben, die offenere Qualität des *i* in offener Silbe zum Ausdruck zu bringen, also durch eine sehr berechtigte Tendenz der Schreibung, seine ungesuchte und natürliche Erklärung, — nach Luick bezeichnet jedes *e* für *i-* in nördlichen Texten durch Dehnung entstandenes *ē*.

Das Wortmaterial, das von dieser „Dehnung“ betroffen wird, ist überall ein recht eigentümliches, da, wie er jetzt zugibt, *i-* (*u-*) in Silben, die durch Verstummen des End-e geschlossen werden, zunächst nicht in Betracht kommt. Es umfafst

1) die Ableitungen von Wörtern wie *gif*, die also der Analogiewirkung ausgesetzt sind (*gif-gifes*),
2) Wörter, wie *hider*, *myry*, bei denen auf die Tonsilbe ein *-el*, *-er*, *-y* usw. folgt und die sich darum überall (auch für *a-*, *e-*, *o-*) der Dehnung zu entziehen suchen,
3) Wörter altfranzösischen Ursprungs, bei denen *u-*, *i-* ursprünglich vortonig war und darum, wie man annehmen sollte, der Dehnung entzogen.
4) Recht peinlich ist endlich, dafs auch sichere Kürze vor Doppelkonsonanz hier und da „Dehnung“ zeigt; z. B. *beding* (= *bidding*), *wekid* (= *wicked*), *sterap* (= *stirrup*, ae. *ī* wird verkürzt zu *ĭ*, nicht zu *ĭ-*), *sethen* (ae. *siþþan*, = *sîþ þan*). Fast zur Regel wird schottisches *sone* (ae. *sunne*).

Ich wiederhole daher, im Gegensatz zu Luick, meine frühere Behauptung, dafs das Auftreten von *e* neben *i* für *i-* in erhaltener offener Silbe zunächst nur die Veränderung der Qualität des Lautes, also die Vorstufe der Dehnung, nicht aber die Dehnung selbst darstellt und dafs ein grofser Teil des hierher gehörigen Materials zweifellos niemals Dehnung erfahren, auch niemals gedehnte Nebenformen besessen hat, wie Luick zu Unrecht aus der falsch und willkürlich gedeuteten Schreibung *e* schliefst.

Die Fortdauer des me. kurzen Vokals in offener Silbe geht aus Schreibungen wie *hider*, *iuel*, *mikel*, *writen*, d. h. mit *i* und einfacher Konsonanz, unwiderleglich hervor; fassen wir die allmählich um sich greifende Schreibung *e* als offener werdende Lautschattierung, so erklärt sich das **gesamte** Material der Schreibung ohne weiteres, d. h. auch *e* für *i* in altfranzösischen Wörtern und vor ursprünglicher Doppelkonsonanz;

fassen wir *e* mit Luick als unbedingtes Zeichen der Dehnung, so macht die gröfsere Hälfte des Materials Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Alle me. kurzen Vokale in offener Silbe gehen später unter; wo Dehnung nicht eintritt, fallen sie durch Verdoppelung der Konsonanten mit den kurzen Vokalen in geschlossener Silbe zusammen, denn die englische Schriftsprache zeigt hier ganz dieselbe Entwicklung wie die deutsche. Da die Entwicklung nun nicht sprungweise vor sich gehen kann, sind Übergangszustände wahrscheinlich und für diese empfiehlt sich aus praktischen Gründen der vorsichtige, dehnbare Ausdruck „schwebende Betonung", welche die Entwicklung (zur Länge wie zur Kürze) nach beiden Seiten hin freiläfst. So sehe ich in *sekir* neben *sikkir, hedir* neben *hidder* nur die ältere (schwebende) Form und Schreibung neben der jüngeren mit leichter Verschiebung des Lautwertes und der Quantität, also schwankende Schreibung, nicht grundverschiedene Doppelformen mit ĭ und ē; und die natürliche Rückwirkung ist unberechtigtes *sheling* neben *shilling, wekid* neben *wicked.* Auch die Entwicklung zur Dehnung macht nicht die geringste Schwierigkeit und ist ohne weiteres anzunehmen, sobald deutliche Anzeichen vorliegen (z. B. *euil*). Die Möglichkeit der Dehnung habe ich nie geleugnet, sondern im Gegenteil die wenigen **sicheren** Fälle festzustellen gesucht; wohl aber zweifle ich, dafs die Dehnung trotz der sie durchkreuzenden und lahmlegenden Einflüsse einen gröfseren Umfang angenommen habe.

Sichere Dehnung findet sich nun merkwürdigerweise gerade da, wo sie eigentlich nicht hingehört, d. h. in Silben, die durch das Verstummen des End-*e* geschlossen geworden sind. Mit Recht erklärt Luick Fälle wie *speir, leif* aus den flektierten Formen *sperid, levid.* Mit Recht betont er auch die Wirkung des Ausgleichs zwischen ursprünglichem *spir, sperid* und die dadurch entstehenden Doppelformen, ja er hätte die Ausgleichsformen noch deutlicher nachweisen können, wenn er die Schreibung der folgenden Konsonanz beachtet hätte (vgl. *lifed, liffed, levid; cummen, cumen, comen* usw.). Aber Formen mit sicherer Dehnung treten erst in den späteren Texten auf, die gesamten nordenglischen Denkmäler kennen eigentlich nur *spir, gif.*

Der widerspruchsvolle Reimgebrauch von *u-*, *i-* wird in Luicks letztem Buche nicht wieder herangezogen, er bleibt also hier bei seinen früheren Ansichten und erklärt die Reime zu Längen einerseits und zu Kürzen andrerseits durch Doppelformen, welche allerdings für die hier be-

sonders in Betracht kommenden geschlossen gewordenen Silben wichtig sind. Immerhin lassen die Reime auch andere Deutungen zu, zumal sich Ähnliches auch in südhumbrischen Denkmälern findet; ich habe auf die Möglichkeit einer Zwischenstellung im Reime hingewiesen, auch Ungenauigkeit ist in Betracht zu ziehen. Wir müssen uns so gut wie möglich mit dieser Schwierigkeit abzufinden suchen, aber wir dürfen keinen Augenblick vergessen, dafs ein **Beweis** für das Eintreten der Dehnung durch jene widerspruchsvollen Reime zumal der älteren Denkmäler ebensowenig geliefert wird wie durch die Schreibung *e*. **Beweisbar** aber ist auch aus den Reimen wie vorher aus der Schreibung, dafs *i*- **nicht** vor der Abfassung der ältesten nordhumbrischen Denkmäler gedehnt ist, denn die Denkmäler vor Prick of Conscience [1]) vermeiden Reime von *i*- zu *ê* ängstlich, während sie Reime von *u*- : *ô* aufweisen, genau wie die Schreibung *i* auch in erhaltener offener Silbe lange getreulich bewahren, während in derselben Gruppe *u*- von Anfang an ausnahmslos durch *o* wiedergegeben wird. Es ist also grundfalsch zu behaupten, die Dehnung des *u*- scheine der des *i*- vorangegangen zu sein, beide lägen aber sicher noch vor 1300, vor den ältesten nordhumbrischen Niederschriften (p. 141). Das *i*- ist in Reim und Schreibung der älteren nordhumbrischen Denkmäler noch völlig **intakt**, die Bewegung des *i*- hat also sicher später eingesetzt als die des *u*-, ganz wie im Südhumbrischen, und liegt sicher nicht vor 1300, unsicher aber bleibt nach wie vor, ob und wann diese Bewegung in den älteren Denkmälern bereits zur Dehnung geführt hat.

Wir berühren hier den Grundfehler der beiden Bücher Luicks: er scheidet nicht scharf zwischen dem, was er nachweisen möchte, und dem, was er nachweisen kann; auch bei nicht oberflächlicher Lektüre wissen wir nicht immer, wo der Beweis aufhört und die Hypothese anfängt. So baut er mehrfach im einzelnen auf Scheinbeweisen auf und hat wirklich nachweisbare Erscheinungen übersehen. So hat er auch trotz aller Verdienste um die Förderung der Frage eine klare Grundanschauung nicht gewonnen, da er noch immer den gemeinenglischen Charakter der *u*- und *i*-Bewegung verkennt, wenn auch nicht mehr so sehr als im Anfang, da er meinte, ein spezifisch nordhumbrisches Dehnungsgesetz gefunden zu haben. Ein tieferes Verständnis der ganzen Entwicklung erscheint nicht möglich,

---

1) Das älteste Denkmal, Cursor Mundi, hat Reime von *i*- : *ê* für das eine Wort *stere* (ae. *stirian*); hier mufs Einflufs von *stēre* (ae. *stîeran*) vorliegen.

solange man den gemeinenglischen Übergang von *u-* zu *o*, der im engsten Zusammenhang mit der allgemeinen Entwicklung der kurzen Vokale in offener Silbe steht und ein völlig konsequent durchgeführtes, klar nachweisbares und nachgewiesenes Lautgesetz darstellt, mit fadenscheinigen Ausflüchten leugnet, wie es Luick tut.

Göttingen. **W. Heuser.**

---

24) **John G. Robertson, The Modern Language Review.** A quarterly journal devoted to the study of medieval and modern literature and philology. Volume II. Numbers I (96 S. 8), and II (S. 97—200). Cambridge, University Press. London, Cambridge University Warehouse C. F. Clay. Jährlich 8 s.

Die zwei ersten Nummern des zweiten Bandes setzen verheifsungsvoll ein. Sie setzen den im ersten Bande gemachten guten Anfang nach deutschem Muster fort, bringen vielerlei und vieles und dazu Ergebnisse, die für die Forschuug der germanischen und romanischen Sprachen einen Gewinn bedeuten.

In der ersten Nummer schöpft der Meister der englischen Theatergeschichte E. K. Chambers aus neuen archivalischen Quellen und eröffnet der Forschung ein neues Feld mit seinem Aufsatz über „Court performances before Queen Elizabeth“. G. G. Coulton weist eine von dem amerikanischen Professor Schofield (der übrigens im Wintersemester 1907/8 an der Berliner Universität über mittelenglische Literatur liest) aufgestellte Hypothese zurück, dafs die „Perle“ kein autobiographisches Material enthalte. Zu Lessings „Minna von Barnhelm“ wird vom Herausgeber der Zeitschrift, J. G. Robertson, in Farquhars „The Beaux' Stratagem“ eine neue Quelle nachgewiesen. — Zum zweiten Hefte leitet der Artikel Arthur Tilleys (S. 14 ff. und 129 ff.) über, der sich mit der Verfasserschaft der 1562 erschienenen „Isle sonnante“ befafst. Hier interessieren vor allem die Untersuchungen von P. Toynbee und L. G. Kastner. Ersterer befafst sich mit Boccaccios „Commentary on the Divina Commedia“ und stellt weitere Studien darüber in Aussicht; letzterer erweist Thomas Lodge „as an imitator of the Italian poets“, besser würde nach dem Resultat gesagt werden „als einen Plagiator schlimmster Sorte“. Viele kleinere Notizen und Anzeigen beschliefsen beide Hefte.

Bremen. **Heinrich Spies** (Berlin).

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Der Lucidus Ordo des Horatius.

Ein neuer Schlüssel für Kritik und Erklärung, gewonnen aus der Dispositionstechnik des Dichters.

Von

Dr. A. Patin

in Regensburg.

Preis: ℳ 1.20.

Platons Gorgias.

Für den Schulgebrauch

erklärt

von

Dr. **Lothar Koch** in Bremen.

Preis: ℳ 2.40.

Platons Phädon.

Für den Schulgebrauch

erklärt von

Dr. **Karl Linde,**

Oberlehrer am Herzogl. Gymnasium zu Helmstedt.

Preis: ℳ 1.20.

Die Anschauungsmethode in der Altertumswissenschaft.

Von

K. Sittl.

Preis: ℳ —.60.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

LA CLASSE EN FRANÇAIS.

Ein Hilfsbuch

für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache

von

Dr. **K. Engelke,**

Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.

Zweite, verbesserte Auflage. Preis: *M* 0.80.

FIRST STEPS IN ENGLISH CONVERSATION.

For use in schools.

Ein Hilfsbuch

für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache.

Auf Grund der neuen Lehrpläne von 1901

bearbeitet von

Dr. phil. et jur. **M. Thamm,**

Oberlehrer des Kadettenkorps.

Preis: *M* 0.80.

Leitfaden

der

römischen Altertümer

für Gymnasien, Realgymnasien und Kadettenanstalten

von

Dr. **Adolf Schwarzenberg,**

Professor an der Dreikönigschule (Realgymnasium) zu Dresden-Neustadt.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis: gebunden *M* 1 20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

S 1903 ⁊ 11

Gotha, 8. Februar. **Nr. 3, Jahrgang 1908.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

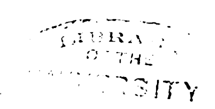
Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Inhalt:

25) **A. Vogliano, Ricerche sopra l'ottavo mimiambo di Heroda** (Ἐνύπνιον) **con un excursus IV 93—95.** Milano, Antonio Cordani, 1906. 55 S. 8.

Excursus Heroda VIII 76—79. Ebenda 1907. 9 S. 8.

Der Verfasser behandelt auf S. 1—23 den achten Mimus des Herondas, um den sich Kenyon im Archiv für Papyrusforschung, Bd. I, 1901, S. 379 f. und Crusius in der vierten Auflage seiner Ausgabe verdient gemacht haben. Der Verfasser schliefst sich im allgemeinen diesen Forschern an, schlägt aber an einigen Stellen auch selbst Verbesserungen vor, wie V. 11 *μή ... τρύχωσιν*, indem er *ἔρια* von den Haaren der Magd versteht, V. 28 *σχιστὸν κροκωτόν*, da der Raum für *σχιστοῖς κροκωτοῖς* nicht hinreiche, V. 66 *τὤναρ ὧδ' ἰᾶσθαι δεῖ*, V. 72 f. *ὧδ' ἐγὼ 'οικα* | ... *ἔχων*, alle, etwa von V. 28 abgesehen, wenig wahrscheinlich, und dies gilt auch von V. 12 *βάζεις; οὐχ ἡμῖν κτλ.* und der Auffassung von V. 75 als selbständiger Frage, deren Antwort als selbstverständlich unterdrückt sei, etwa: 'dann wäre mein Sieg vollständig gewesen'. Die Schlufsverse 96 f. stellt der Verfasser im Exkurs so her, dafs er *ἔξω κλέος, φλέγ' ἐξ ἰάμβων,*



δευτέρῃ ᾽γνωκεν, τὸν πάλαι δεινόν und *ἐπιοῦσι*, das andere mit Crusius liest.

Mit S. 24 beginnt der Verfasser die Erklärung des Mimiambus. Dabei handelt es sich zunächst darum, aus den erhaltenen Überresten und aus den sonstigen in dem Gedicht vorhandenen Andeutungen den Inhalt des erzählten Traumes so vollständig als möglich zu erschliefsen, und darin ist der Verfasser im ganzen glücklich. Freilich hätte er V. 23 *καὶ ἄλλης δρυὸς κτλ.* wegen *κἠγώ* V. 22 nicht auf die Ziegenhirten und V. 25 *ἐποίουν* wegen *οἱ δέ* V. 24 nicht auf den Erzähler beziehen und ferner aus V. 75 den Schlufs ziehen sollen, dafs den Versen 58 ff. der Vorschlag des Alten, der Erzähler solle mit ihm einen Bund machen, vorausging. Demnach wird der Verlauf des Traumes im wesentlichen etwa folgendermafsen gewesen sein: Dem Dichter kam es vor, als ob er einen grofsen Ziegenbock mit Mühe aus einem tiefen Abgrund heraufgezogen habe; in der Nähe befanden sich Ziegenhirten, die ein Fest feierten; sie nahmen den Ziegenbock und gerieten so mit dem Dichter in Streit; ihr Anführer, der sog. Alte, machte dem Dichter den Vorschlag, sich mit ihnen zu verbinden, was dieser zurückwies; nun bemächtigten sich die Ziegenhirten gewaltsam des Bockes und richteten ihn zur Mahlzeit für sich her; als der Dichter dagegen Einsprache erhob unter Zustimmung eines jungen Hirten, gab der erzürnte Alte den Befehl, ihn samt dem Jungen zum Tode zu führen. Darüber erwachte der Dichter.

Wie der Dichter den Traum gedeutet wissen will, gibt er selbst in den Versen 67 ff. an. Diese Verse fafst der Verfasser so, dafs er V. 68 ergänzt: 'aber mir gaben sie das Fell' und V. 72 *τιλεῦσιν* von *τιλέω* = *τιλάω* herleitet. Da nun nach ihm das Fell das Zeichen des Sieges ist, so ergibt sich der Sinn: viele bringen mühsam Gedichte hervor, aber in Wahrheit bin ich der Sieger, und hätte ich mit dem Alten einen Bund geschlossen, so wäre mein Sieg vollständig; aber ich werde immer Ruhm haben'. Diese Auffassung verträgt sich mit dem Traume nicht, nach dem der Dichter des Ziegenbockes beraubt und samt seinem Gönner beseitigt wird. Die Form *τιλεῦσιν* mufs von *τίλλω* herkommen; und der Sinn mufs sein: 'viele zerrupfen meine Gedichte und bringen mich um den verdienten Preis; aber in Wahrheit bin ich doch der Sieger, und hätte ich mich mit dem Alten verglichen, wäre ich auch allgemein berühmt.' Die „Ziegenhirten" sind nach dem Verfasser die Bukoliker, der „Alte" ist Hipponax und der „Junge" Theokrit, lauter Deutungen, die auf Wahr-

scheinlichkeit keinen Anspruch machen können; denn die Bukoliker würden nicht *αἰπόλοι*, sondern *βουκόλοι* heifsen, Hipponax würde nicht als ihr Anführer bezeichnet werden, der Anführer der Bukoliker würde mit Herondas nicht auch Theokrit beseitigen, und Hipponax würde keine Strafe, geschweige denn die Todesstrafe gegen seinen Schüler Herondas aussprechen; ja, hatte nicht Herondas mit Hipponax einen Bund gemacht? Konnte Hipponax in V. 78 mit Namen genannt werden, wenn er V. 75 als *γέρων ὀργισθείς* bezeichnet war? Pafst das Lob am Schlusse des Gedichtes zu der Schilderung des Alten in den vorhergehenden Versen? Vermutlich sind unter dem „Alten" und dem „Jungen" gar keine bestimmte Persönlichkeiten gemeint, sondern es ist damit nur der allgemeine Gedanke zum Ausdruck gebracht, dafs Herondas' Dichtung den Vertretern der vorhandenen Poesie nicht gefiel, die ihn und seine Anhänger, die Jugend, nicht aufkommen liefsen, weil sie sich nicht an sie anschlossen. Jedenfalls sind die *αἰπόλοι* nur gewählt, weil von einem *τράγος* die Rede ist.

Den Schlufs der Arbeit bildet ein Exkurs zu IV 93 f.; der Verfasser sieht in diesen Versen einen Scherz, der aus dem Doppelsinn von *ὑγίη* und *μοίρη* mit '*Ὑγίη* und *Μοίρη* entsteht; der Sinn ist nach ihm: 'gib mir die Gesundheit, die mehr wert ist als die Moira'. *β.*

---

26) **Edward A. Sonnenschein, T. Macci Plauti Mostellaria** edited with notes explanatory and critical (by E. A. S.) Second edition. Oxford 1907 at the Clarendon Press. VIII u. 176 S. 8. geb. 4 Sh. 6 d.

Eins der schönsten Stücke des Plautus, die Mostellaria, ist so schlecht überliefert, dafs man zu besonderem Dank jedem verpflichtet ist, der in der Konstituierung der Versmafse oder des Textes einen Schritt vorwärts macht. Besser sieht es mit der Erklärung aus, für die schon die treffliche Ausgabe von Lorenz (2. Aufl. Berlin 1887) so ziemlich alles Wünschenswerte bietet. Daher kann man es Sonnenschein auch nicht zum Vorwurf machen, dafs er mit ihr eine weitgehende Übereinstimmung aufweist. Wo er mehr gibt, gibt er Erläuterungen, die Lorenz für überflüssig gehalten hat und deren Notwendigkeit oder Zweckmäfsigkeit sich nur durch den Leserkreis erklären läfst, für den Sonnenschein schreibt und der in England wohl ganz anderer Art sein mufs als in Deutsch-

land. Oder ist bei uns ein Plautusleser denkbar, dem man erklären mufs 'minime feceris' a form of prohibition similar to 'ne feceris' (v. 272), 'cedo bibam' give me to drink (373), 'sicut' just as (381), 'egon? quid censeam?' I? Wat I think? (556), 'modo' not long before (1002), 'res novas' news, um nur einiges anzuführen?

In der Konstituierung der Verse weicht Sonnenschein vielfach von den anderen Ausgaben ab, wird aber die Begründung seiner Ansichten erst nachträglich in einem besonderen Werk über Metrik und Prosodie, mit dem er seit vielen Jahren beschäftigt ist, darlegen. Als Vorläufer dieses Werkes ist im Jahrgang 1906 der Classical Review ein Aufsatz von ihm erschienen: Accent and Quantity in Plautine Verse. Der Grundgedanke, von dem Sonnenschein ausgeht, ist, dafs die plautinische Poesie nicht wie die griechische quantitierend, sondern halbquantitierend sei; im plautinischen Verse könne der fehlende quantitierende Rhythmus unter Umständen durch den Wortakzent ersetzt werden. Aus dem halbquantitierenden Charakter des plautinischen Verses erklärt sich auch die folgende Beobachtung: „Die dritte Hebung im jambischen Trimeter [besser Senar] und die fünfte im trochäischen Septenar ist regelmäfsig eingeführt durch eine Silbe, die einen Wortakzent und zwar entweder einen Haupt- oder Nebenakzent trägt oder zu tragen geeignet ist; fehlt der Akzent hier, so ist der Mangel in dem durch den Akzent bewirkten Rhythmus entweder ausgeglichen durch einen Wortakzent in der vorletzten Hebung — oder sonst findet Synalöphe bei dem die Regel verletzenden Wort statt.“ Der Gedanke, dafs der Wortakzent für den Versbau bei Plautus nicht ohne Bedeutung sei, ist zwar nicht neu, doch verdient die Frage, wie weit sich diese Bedeutung erstreckt habe, eine umfassende und gründliche Untersuchung, die möglicherweise zu wichtigen Ergebnissen für die Metrik des Plautus führt. Man wird also die Beurteilung der vorliegenden Ausgabe in dieser Beziehung bis zum Erscheinen des in Aussicht gestellten Werkes aufschieben müssen, vorläufig können wir uns noch nicht entschliefsen, Verse für plautinisch zu halten, die so aussehen:

Advórsum veníri mihi ád Philólachém
Voló temperi. Aúdi: em, tibi imperátúmst (313. 314)

oder

Nunc cómisatum íbo ad Phílolachétém (317)

oder

Heus tú, si volés verbum hoc cógitáré

oder Hiate zu dulden wie:

Sed Philolachetis sérvom eccum Tránium (560)

oder

Turbávit? Immo éxturbavit ómnia (1032)

oder

Quid vís? I mecum, óbsecro, uná simul (1037).

Metrische Gründe sind es auch, die Sonnenschein veranlassen, zu der Namensform Theoropides zurückzukehren, an deren Stelle man seit Th. Bergk allgemein den in der Überlieferung allerdings nur schwach bezeugten, aber aus anderen Gründen glaubhafteren Namen Theopropides gesetzt hat. An allen übrigen Stellen, meint Sonnenschein, passen beide Namen in den Text, nur 784 passe Theopropides nicht und sei auch nicht ohne Gewaltsamkeit einzuführen. Die Überlieferung des bacchischen Verses ist in A im wesentlichen:

Heus Theoropides ++ Hem, quis hic nominat me

in B:

Heus Theupropides ++ Hem, quis nomiuat me

Daraus hat Bugge, dem Lorenz sich anschliefst, gemacht:

Heus Théopropides ++ Hém nam quis híc nominát me?

während man bei Schöll liest:

Heus Théopropides ++ Hém quis prope híc nominát me?

Bei Sonnenschein lautet der Vers in genauem Anschlufs an A:

Heus Théoropidés ++ Hem, quis hic nominat me?,

während Schöll die im ganzen Lesart von B mit Ausfüllung der von diesem angezeigten Lücke wiedergibt. Man kann kaum sagen, dafs einer von beiden der Überlieferung mehr als der andere folge. Aber selbst wenn das der Fall wäre: was kann in einem Stück, in dem auch nach Sonnenscheins Ansicht unendlich viele grofse und kleine Lücken in den Handschriften sind, ein so überlieferter Vers entscheiden?

Unter den Versen, die Sonnenschein nach eigner Vermutung hergestellt hat, weisen mehrere Lücken auf, die von dem einen Herausgeber auf diese, von dem anderen auf jene Weise ausgefüllt sind, ohne dafs die eine Lesart sicherer als die andere wäre. An anderen Stellen schreibt er sich ein Verdienst zu, das anderen gebührt. V. 148 sagt er: „Ich habe quam für quin cum in P geschrieben“, aber schon Lorenz liest ebenso, dessen zweite Auflage vor der ersten von Sonnenschein erschienen ist. V. 150 heifst es: „Ich habe den Ausfall eines Verses nach 150 angezeigt“, aber dasselbe ist schon bei Lorenz geschehen. V. 862 schreibt er sich das Weglassen des Pronomens vor si zu, aber dasselbe findet sich ebenfalls schon

bei Lorenz. Ebenso steht es mit der Umstellung parasite impure (887). Von den sonstigen Vermutungen Sonnenscheins ist nimis male (278) und aecum (557) von Schöll wohl mit Recht in den Text aufgenommen, aufserdem hat 123 atque für das überlieferte et und 241 die Hinzufügung von eu vor edepol einiges für sich, die übrigen können auf Beachtung keinen Anspruch erheben.

Der Herausgeber gibt an, dafs in den 22 Jahren seit dem Erscheinen der ersten Auflage des Stückes die Erfahrung ihn an vielen Stellen gelehrt habe, dafs eine beargwöhnte Lesart der Handschriften richtig sei, und schliefst sich daher mehr als andere Herausgeber an die Überlieferung an, und zwar besonders an solchen Stellen, an denen diese aus metrischen Gründen Änderungen vorgenommen haben. Für diese Abweichungen von den anderen Ausgaben wird, wie gesagt, das in Aussicht gestellte Werk die Rechtfertigung nachliefern müssen. Gelingt es ihm, so wird man nicht leugnen können, dafs die vorliegende Ausgabe erhebliche Vorzüge vor ihren Vorgängerinnen hat, gelingt es nicht, so wird man anerkennen, dafs sie, abgesehen von den dem Herausgeber eigenen Ansichten auf dem Gebiet der Metrik und Prosodie, die Ergebnisse der bisherigen Forschung mit gesundem Urteil zusammenstellt, ohne selbst unsere Kenntnis in wesentlichen Punkten zu fördern.

Wohlau. **Leopold Reinhardt.**

---

27) **John A. Scott, Prohibitives with πρός and the Genetive.** Reprinted from Classical Philology, Vol. II, No. 3, July, 1907. Published by the University of Chicago Press. Leipzig, Harrassowitz [1907]. 5 S. 8.

Von Homer angefangen bis einschliefslich Demosthenes führt Scott in schablonenmäfsiger Folge sämtliche Stellen auf, an denen sich Prohibitive in Verbindung mit *πρός* c. G. finden, und sucht dabei in wenig anziehender und auch nicht tief genug gehender Erörterung den von ihm aufgestellten und nach seiner Behauptung keine Ausnahme erleidenden Satz zu erhärten, solche Prohibitive stünden in klassischer Gräzität im Präsens, falls es sich mehr um das Interesse der angeredeten Person handle, dagegen im Aorist, falls mehr das der redenden Person in Betracht komme, wofür insbesondere Soph. O. R. 1153 zusammengeholten mit 1165 ein vollwertiges Beispiel bilde, da die nämliche Person zu der nämlichen Person, nämlich der ehemalige Diener des Laios zu Ödipus, redend das erste

Mal den Aorist anwende, weil sie selbst körperlicher Züchtigung entgehen wolle, das zweite Mal aber das Präsens, weil sie in des Ödipus' Interesse ein Eingehen auf weitere Fragen aufs entschiedenste abweise. Weil nun das Gesamtmaterial nur 64 Stellen umfafst, hält Scott die Untersuchung, richtiger Schülerarbeit, für leicht und vermeint gewissermafsen spielend der Sache Herr werden zu können, indem er an Stellen, an denen die Kardinalfrage, in wessen Interesse vorzugsweise die Aufforderung erfolgt, weniger klar liegt, durch arabeskenartig hingeworfene Interpretationsbemerkungen dem Leser die Richtigkeit seiner Auffassung annehmlicher und glaubhafter zu machen sucht. Im Gegensatze hierzu bin ich der Ansicht, dafs, je geringer die Stellenzahl ist, desto gröfsere Vorsicht geboten erscheint, wie indes auch Scott durch Hinzusetzung des Wörtchens „mehr" solche walten zu lassen für gut fand, und hielte ein Hereinspielen des Zufalls selbst dann nicht für unbedingt ausgeschlossen, wenn alle Beispiele restlos sich dem aufgestellten Satze unterordneten. Letzteres freilich ist zunächst nur bei jenen wirklich der Fall, in welchen es sich ausschliefslich um das Interesse der einen oder anderen Person dreht, findet sich indes auch bei den meisten anderen teils positiv bestätigt, teils zum mindesten nicht direkt widerlegt bzw. widerlegbar, und die Beobachtung dieser Tatsache mag den Verfasser zur Aufstellung seiner Hypothese veranlafst haben; aber in einigen Stellen hapert es mit derselben doch bedenklich, und Scott bemüht sich wohl vergeblich durch deutelndes Drehen und Wenden die Richtigkeit seiner Auslegung herausfühlen zu lassen. Unnötig, weil an sich nicht beweiskräftig, ist in solchen Fällen die wiederholt beliebte Heranziehung der Übersetzung Jebbs.

Schon das Emphatische des Ausdruckes mit πρός schliefst den Gebrauch derartiger Prohibitive in ruhig schlichter Erzählung aus. So fehlen denn auch Belege aus Herodot und Thukydides gänzlich. Desgleichen liefern Epos und Lyrik, sieht man von einer Stelle der homerischen Hymnen ab, keinen Beitrag. Ja sogar unter den zehn Rednern weisen blofs drei, nämlich Isäus, Lysias und Demosthenes Beispiele auf, ersterer eines, Lysias drei und nur der letztere zwölf. Ebenso dürftig sind Xenophon und Plato vertreten, ersterer mit vier, letzterer mit drei Stellen. Die meisten Belege finden sich bei den Dramatikern, von denen aber wiederum Äschylus unvertreten ist. Obenan steht Sophokles mit 20 Beispielen, es folgt Euripides mit 14, worauf Aristophanes mit sechs die

Reihe schliefst. Von sämtlichen Beispielen stehen 56, also $^7/_8$ im Aorist, so dafs auf das Präsens nur $^1/_8$ entfällt.

Für den Aorist stimmt Scotts Regel, so oft das erste Personalpronomen Objekt des Prohibitivs ist. Unter den mehr als 30 hierher gehörigen Beispielen, darunter Hom. hymn. 4, 187 f., findet sich keine Ausnahme. Dieser Fall hat natürlich auch dann statt, wenn an Stelle des Pronomens mit Emphase ein Substantiv tritt, wie Eur. El. 1165 *μητέρα*, Herakl. 271 *κήρυκα*, oder das Pronomen schon im vorhergehenden Satze steht, wie Dem. 40, 53, oder ohne irgendwie Ausdruck gefunden zu haben, hinzugedacht werden mufs. Auffälligerweise hat in letzterer Beziehung Scott, während er Aristoph. Vesp. 1419 die Änderung von *μή, μὴ* in *μή μοι* vorschlägt, Soph. El. 1208 die noch leichtere von *μή, ..., μὴ ξέλῃ* in *μή, ..., μ' ἐξέλῃ* sich entgehen lassen. In den Stellen Soph O. R. 326 f, Phil. 1183, Eur. Herakl. 227 f. und Med. 853, ferner zeigen die Verbalformen *προσκυνοῦμεν*, *ἱκετεύω*, *ἄντομαί σε καὶ καταστρέφω χεροῖν* und *ἱκετεύομεν* an sich noch keineswegs, in wessen Interesse die Bitte erfolgt, dies kann nur aus dem Zusammenhange erschlossen werden. Ähnlich steht die Sache Soph. Tr. 436. Dafs weiterhin Scott auch solche Fälle hierher rechnet, in denen der Redner sein Interesse mit dem eines anderen identifiziert, wo z. B. Lys. 13, 95 mit dem seiner ein Opfer der Dreifsig gewordenen nächsten Verwandten, mag unbeanstandet hingehen. Wenn man aber als oberste und unverrückbare Richtschnur bei einem Forscher ungeschminkte Wahrheitsliebe voraussetzen mufs, dann stellt sich der Verfasser durch die Unterdrückung des *εἴπερ*-Satzes Soph. O. R. 1060 f., die ganz nach Verschleierung des zwischen seinem Ideal und der unerbittlich rauhen Wirklichkeit klaffenden Widerspruchs aussieht, ein verdächtiges Zeugnis aus, wobei ihm in Anbetracht seiner sonst bewiesenen Beobachtungsgabe kaum mildernde Umstände zugebilligt werden können. Wohl scheint der folgende Satz *ἅλις νοσοῦσ' ἐγώ* sc. *εἰμι*, den aber Scott ohne Punkt und überhaupt ohne jedes Unterscheidungszeichen unmittelbar an *ματεύσῃς* anfügt, die Auffassung zu ermöglichen, als ob die redende Person d. h. Jokaste in ihrem eigenen Interesse der angeredete d. h. Ödipus von weiteren Nachforschungen abbringen wolle, und es gelingt ihr sogar bei Ödipus diese Täuschung hervorzurufen. Aber in Wirklichkeit liegt die Sache doch anders. Jokaste selbst ist sich ja durch den Bericht des Boten aus Korinth über den wahren Sachverhalt schon vollständig klar geworden und so sagt sie denn

auch in gar nicht mifszuverstehender Weise *μὴ πρὸς θεῶν, εἴπερ τι τοῦ σαυτοῦ βίου κήδῃ, ματεύσῃς τοῦτ'.* Nun aber läge, die Richtigkeit der These Scotts vorausgesetzt, ein unlösbarer Widerspruch in dem Verhältnis des Inhalts des Nebensatzes zu der prohibitiven Aoristform, also stimmt dieses Beispiel nicht. Wenn ich noch obendrein bei Scott selbst lese, dafs Dem. 19, 78, wo es sich in ähnlicher Weise um die Interessen sowohl des Redenden als auch der Angeredeten handelt, auch das Präsens hätte gebraucht werden können, so mufs ich doch sagen, dafs, wenn anders ein lebendiges Gefühl für den unterschiedlichen Sinn der beiden Tempora vorhanden gewesen wäre, in solchen Fällen die redende Person es für angezeigter hätte halten müssen, das Präsens zu gebrauchen. Daneben soll, weil eben ein solcher Indizienbeweis nicht vollständig ausreicht, das Präsens mahnend und drohend, der Aorist bittend und ersuchend gebraucht werden, als ob nicht beide Arten im Interesse der einen wie der anderen Partei zur Anwendung kämen. Dieser Unterschied mufs nämlich herhalten zur Erklärung des einzigen präsentischen Beispiels bei den Rednern, Pseudo-Demosthenes 40, 61, insofern hier der Redner nicht um eine Gunst bitte, sondern sein gutes Recht fordere. Aber gleich bei dem ersten der acht präsentischen Beispiele, Soph. El. 1483, will mir scheinen, als ob man mit dieser Unterscheidung ebenfalls nicht weiter komme, wenn auch natürlich zuzugeben ist, dafs Elektra in erster Linie in ihres Bruders Interesse spricht, weil sonst, wie sie fürchtet, Orestes sein Ziel verfehlen könnte. Wie läfst sich aber gar Scotts eigenes Diktieren zu *μὴ κρύπτε με* Eur. Med. 65 „it is too mild for the aorist" mit jener Untersuchung reimen?

Mag also, was Scott zugunsten seiner Hypothese ins Treffen führt, viel Bestechendes haben, jedenfalls leidet diese, abgesehen von der immerhin dankenswerten Beispielsammlung, an einem bei amerikanischen Philologen ganz ungewohnten Mangel an Akribie. Einen solchen finde ich namentlich auch darin, dafs Scott auf den gegensätzlichen Jussiv, der sich bei manchen Stellen findet, bald im Tempus übereinstimmend, z. B. Soph. Ph. 967, Lys. 4, 20, Isaeus 2, 47, Xen. Mem. 3, 63, Plato Meno 71 d, bald abweichend, z. B. Soph. Tr. 1043, Eur. Phoen. 926, Dem. 20, 74 mit keiner Silbe eingeht. Der Druck ist bis auf einige falsche Spiritus und das Fehlen von Interpunktionszeichen und eines Akzents ganz sauber.

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

28) G. **Veith, Geschichte der Feldzüge C. Julius Cäsars.** Mit einem Bildnisse Cäsars und 46 Beilagen. Wien, Seidel und Sohn, 1907. XX u. 552 S. gr. 8. ℳ 25.—.

Das Buch ist nicht für Philologen und nicht für die Schule geschrieben, sondern von „einem Soldaten für Soldaten, für denkende Offiziere". Aber die philologischen Cäsarforscher und auch die Schule können ansehnlichen Nutzen von ihm haben. Es wird ja mancher Lehrer versucht haben, seinen Schülern „die psychologischen Momente und Motive" für die einzelnen Handlungen Cäsars und seiner Gegner klar zu machen und mancher den Primanern Cäsar nicht nur als grofsen Feldherrn, sondern auch als weltumgestaltenden Staatsmann dargestellt haben, aber er wird hier doch noch zu einem tieferen Verständnis für die Einzelereignisse, und auch für die gesamte Persönlichkeit Cäsars hingeführt. Das Buch ist wirklich, wie der Verfasser mit einigem Selbstbewufstsein hervorhebt, etwas wesentlich anderes als die bisherigen Werke über Cäsar. Am meisten ist Veith von Th. Mommsen beeinflufst. Als sein Ziel stellt er S. XII folgendes hin: „Was mir vorschwebt, ist keine ausführliche Detailgeschichte, kein Quellen- und Nachschlagewerk, auch nicht eine Übertragung moderner ‚Generalstabswerke' ins Altrömische; es soll eine prägnante, einheitliche und übersichtliche Darstellung der Feldzüge Cäsars werden, mit der ausgesprochenen Tendenz, die Persönlichkeit Cäsars in seinen Taten zu charakterisieren: nicht einfach, was damals geschah, sondern was Cäsar tat, soll ersichtlich sein, und nicht nur, was er tat, sondern wie und warum er es tat, mit Hinweglassung aller Details, die zu dieser Beurteilung nichts beitragen, und bewufster Betonung jener, die für die Charakteristik von Wichtigkeit sind; keine endlose Reihe farbloser Skizzen, sondern ein einheitliches, lebendiges Bild, einheitlich eben durch prononcierte Hervorhebung der Einheitlichkeit von Cäsars gesamten Feldzügen." Seine Auffassung der Persönlichkeit Cäsars ist aus den ersten Seiten zu ersehen. Ein kurzes zusammengefafstes Urteil findet sich S. 223: „Cäsars einheitliches Ziel, der einzige Zweck seines Handelns war das von ihm geplante Kulturwerk. Das Mittel dazu war die von ihm erdachte neue Monarchie, mit anderen Worten die Herrschaft; und nur das weitere Mittel zur Erreichung dieser Herrschaft, und zwar das letzte und äufserste Mittel, war der Krieg." Cäsar wurde also eigentlich nicht, wie andere Menschen, sondern er war von Anfang an der grofse Mann, wie er uns später erscheint.

Von seinen Vorgängern schätzt Veith blofs Stoffel und Rüstow, dessen dickes Buch über Napoleons Cäsar er freilich gar nicht zu kennen scheint. Einer Widerlegung würdigt er eigentlich nur den Zivilstrategiker Delbrück und zuweilen Fröhlich (der übrigens vor Delbrück sein Kriegswesen Cäsars geschrieben hat). Die einschlägige Literatur kennen zu lernen, hat er sich offenbar wenig bemüht; sonst würden wir doch wenigstens Bücher wie Victor Gantier, La Conquête de la Belgique par Jules César (Bruxelles 1882) und F. Rice Holmes, Caesar's Conquest of Gaul (London 1899) angeführt finden. Erst später sieht der Verfasser ein, dafs er wohl auch aus mancher Einzelabhandlung manches hätte gewinnen können. Einen gewissen Vorteil hat es ihm freilich auch wieder gebracht, dafs er nicht durch fremde Auffassungen beirrt worden ist. Eine besondere Sorgfalt hat er dem Bürgerkrieg — im weiteren Sinne — zugewandt, der in Deutschland noch keine zusammenhängende Darstellung gefunden hat: hier ist vieles in ein neues Licht gerückt und Lückenhaftes in „plausibler Weise“ ergänzt.

Das Buch ist folgendermafsen eingerichtet: Vorausgeschickt ist eine Charakteristik Cäsars, dann folgt eine Darstellung des Kriegswesens zur Zeit Cäsars (bis S. 63), dann die Behandlung der Eroberung Galliens (bis S. 216), hierauf „der Kampf um die Herrschaft“ (bis S. 438). Jedem Kriegsjahre des Gallischen Krieges ist ein besonderer Abschnitt gewidmet, der jedesmal mit einer wertvollen Betrachtung über die „Ergebnisse“ abschliefst. „Der Kampf um die Herrschaft“ zerfällt in drei Kapitel: der Krieg gegen die mit Pompejus verbündete Republik, die Pazifizierung des Orients, die Kämpfe gegen die Reste der Republikaner und Pompejaner. Auch hier schliefst jeder Abschnitt mit einem Kapitel „Ergebnisse“, und ebenso werden am Ende der beiden Hauptteile „Ergebnisse“ festgestellt, am eingehendsten und vielseitigsten am Schlusse des ganzen Buchs. Angefügt ist (bis S. 552) ein „Anhang“, Diskussionen enthaltend über fragliche Dinge und anschauliche Übersichten über die Verwendung der einzelnen Legionen in den Jahren 58—45. Beigegeben sind 46 Beilagen, teils Karten, teils Pläne, die aufserordentlich geeignet sind, die jeweilige Kriegslage und die Schlachten anschaulich zu machen. Dafs die Karten einerseits und die Pläne anderseits in dem gleichen Mafsstabe, aber nirgends zu klein gezeichnet sind, erleichtert auch das richtige Verständnis. Vermifst habe ich nur einen Plan von Avarikum, und gern hätte ich auf einigen Plänen noch einige Namen gesehen.

Am wenigsten Wert ist dem „römischen Kriegswesen zur Zeit Cäsars“ beizulegen. Veith begnügt sich hier nicht, das mitzuteilen, was wir aus Cäsar sicher wissen, sondern er ergänzt — aber ohne das merken zu lassen — aus anderen Quellen und aus seiner militärisch geschulten Phantasie. Man vergleiche z. B., was er über die Antesignani sagt. S. 14 heifst es: „Die einzige, auch formelle taktische Neuschöpfung Cäsars bildet die Institution der Antesignanen.“ Aber Antesignani finden sich schon bei Livius nicht selten für frühere Zeiten bezeugt. S. 153 weifs der Verfasser sogar, dafs Cäsar sich diese Truppe infolge der Erfahrungen des Kriegsjahres 54 geschaffen hat. Am bestimmtesten spricht sich Veith S. 27 aus, ohne aber etwas von seinen Behauptungen belegen zu können; Cäsar erwähnt die A. zu selten; im Gallischen Kriege überhaupt nicht. Die Mehrheit der „Zivilstrategen“ ist mit Zander der Meinung, dafs Antesignani bei Cäsar wie bei Livius diejenigen Truppen bezeichnet, die im Kampfe vor dem Legionszeichen aufgestellt sind. Diese Ansicht teilen Mommsen und v. Göler (II, 38). S. 28 behauptet V., dafs auch die Kohorten ein besonders signum gehabt hätten; er weifs sogar, wie es aussah. Das mufste ihm doch schon deshalb zweifelhaft erscheinen, weil ja die Legionskohorte auch keinen besonderen Führer hat. Über die technischen Truppen, über die Bewachung des Lagers sagt V. auch viel mehr, als sich erweisen läfst. Und dafs Cäsar nicht von Anfang an zehn Legaten hatte (S. 71), das konnte er aus seinen eigenen Mitteilungen S. 525 schliefsen. Wer also über Cäsars Kriegswesen sicheres wissen will, der wende sich an eine andere Darstellung, von Fröhlich, oder von Öhler (in seinem Bilderatlas zu Cäsars Gallischem Kriege).

Aber in diesem Abschnitte liegt auch nicht der Schwerpunkt des Buches. Der liegt in der Würdigung der Gesamtpersönlichkeit Cäsars und in der innerlich zusammenhängenden Darstellung der Taten Cäsars. Vom hohen Gesichtspunkte aus — nicht ohne Rhetorik — zeichnet V. in kraftvollen Strichen die Tatsachen und sucht sie psychologisch zu begründen. Er weifs zwischen den Zeilen zu lesen und die Höhenpunkte stark herauszuheben. Mit erhöhter Bewunderung für den genialen Feldherren paart sich dann bei dem Leser die Bewunderung für den Schriftsteller Cäsar, der in Lapidarstil wirklich fast alles das gesagt oder angedeutet hat, was V. herausgelesen hat. Die sonst üblichen Untersuchungen über die Lage von Punkten, über die Deutung von sprachlichen Wendungen fehlen, manchmal zum Nachteil der Sache. Kleinigkeiten läfst er weg,

um anders um so stärker zu betonen. Nur selten wird man ihm das zum Vorwurfe machen. Aber einiges wird doch vermifst. So vergifst er in der Vorgeschichte den Aufstand der Allobrogen im Jahre 61 zu erwähnen, auf den von Cäsar im Gallischen Krieg I, 6 hingewiesen ist. Bei der Schilderung des Kampfes mit den Usipeten und Tenchtherern beachtet er nicht genug, dafs diese bei Cäsars Überfall deshalb so ratlos waren, weil ihre Führer ja zu Cäsar ins Lager gegangen und von diesem zurückgehalten waren. Über das Verhalten Cäsars in diesem Falle vermeidet er ein Urteil zu fällen. Man kann sonst nicht sagen, dafs er infolge allzu grofser Bewunderung für Cäsar andere ungerecht behandle. So bemüht er sich offenbar, den Pompejus billig zu beurteilen (bes. S. 354 f.) und für Vercingetorix hat er Worte der Bewunderung; deshalb ist es gewifs auch nicht mit Absicht geschehen, wenn er nicht darauf hinweist, dafs Cäsar von Vercingetorix VII, 18—21 in eine Falle gelockt worden ist, wie ihm das ja nachher auch bei Dyrrachium widerfahren ist. Nachdem Vercingetorix seine Fufstruppen in einer unangreifbaren Stellung gelagert hatte, verliefs er sie mit seiner Reiterei und liefs das Cäsar wissen, durch Überläufer. Dieser rückte, in der Hoffnung das Heer ohne Feldherrn schlagen zu können, vor die feindliche Stellung. Sich hier eine taktische Niederlage zu holen, war er zu klug, aber dafs er unverrichteter Sache wieder abziehen mufste, war auch eine Niederlage. Die List des Vercingetorix war gelungen. Weitläufiger ist das dargelegt worden von Paul Menge in Pforta, Neue Jahrb. f. Philol. u. Pädag. 1905, S. 520 f.

Etwas gestört haben mich die vielen entbehrlichen Fremdwörter (S. 517 steht geschrieben: „supercilium“ übersetze ich mit „rideau“; das ist doch keine Übersetzung ins Deutsche) und die Nachlässigkeit im Schreiben der Namen. So findet sich ständig mit einer Ausnahme Mithrydates, ferner Sysiphus, Vinganne statt Vingeanne, Agendicum statt Agedinsum; auch ist es nicht richtig mit Späteren Illyria und Lucca zu schreiben, wenn man die Zeit Cäsars behandelt.

Aber das sind Kleinigkeiten, die dem inneren Werte des Buches keinen Eintrag tun. Wer es als Lehrer für Zwecke des Unterrichts durchstudiert, wird seinen Schülern die Lektüre Cäsars noch fesselnder zu gestalten wissen.

Oldenburg i. G. **Rudolf Menge.**

29) **Th. Abele, Der Senat unter Augustus.** (A. u. d. T. Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, im Auftrag und mit Unterstützung der Görresgesellschaft herausgegeben von E. Drerup, H. Grimme und J. P. Kirsch. I. Band, 2. Heft.) Paderborn, Ferd. Schöningh, 1907. VIII u. 78 S. 8. ℳ 2.40.

Die vorliegende Schrift ist durch die Meinungsverschiedenheiten veranlafst, die auf dem Historikertag zu Heidelberg 1903 über die Stellung des Augustus im römischen Staat und sein Verhältnis zum Senat hervortraten. In der Einleitung sind die Ansichten von E. Meyer, K. J. Neumann und E. Fabricius kurz dargelegt. Dann wird in zeitlicher Folge eine Übersicht über die Senatsverhandlungen unter Augustus gegeben, soweit sie dazu dienen können, die staatsrechtliche und politische Stellung des Senats und des Augustus zu beleuchten. Wo über die Richtigkeit der Überlieferung oder über die Bedeutung der Verhandlungen und Beschlüsse Meinungsverschiedenheiten herrschen, geht der Verfasser näher auf die vorliegenden Nachrichten ein, um zu sicheren Ergebnissen über die einzelnen Punkte zu gelangen.

Der letzte Teil der Schrift, deren Titel richtiger „Augustus und der Senat“ gewesen wäre, ist überschrieben „Die rechtliche und politische Stellung des Senats unter Augustus“. Der Verfasser stellt die Änderungen in der Organisation des Senats, dessen Verhältnis zum Volk und zur Magistratur fest, erörtert die Gesetzgebung und die Wahlen und behandelt endlich die Stellung des Augustus. Das Endergebnis, zu dem er gelangt, ist sicherlich richtig: „Der princeps war nicht formell Herr des Reiches, aber doch tatsächlich. Er hatte die ausschlaggebende Macht schon 27 v. Chr. in Händen. Auch gab er niemals, nicht 27 v. Chr. und nicht 23. v. Chr., etwas von wirklich politischem Einflufs auf. Die Entwicklung der prinzipalen Machtstellung war vielmehr eine stetig fortschreitende.“

Diesen seinen eigenen Worten gegenüber stellt sich der Verfasser in einen gewissen Widerspruch, wenn er zu Anfang wie zu Ende des zweiten Teiles (S. 66 und 78) von einer fortwährenden Minderung des Senats spricht. Die einzelnen Übertragungen von Machtbefugnissen an den Augustus, worin der Verfasser eine solche Minderung findet, sind doch nichts anderes als formelle Anerkennungen der schon tatsächlich bestehenden Rechte des Alleinherrschers. Sonst wäre Augustus nach 27 v. Chr. nicht Herr des Reiches gewesen und hätte seine unumschränkte Macht tatsächlich aufgegeben, um sie allmählich durch einzelne Beschlüsse des

Senats wiederzuerlangen. Die grofse Komödie des Jahres 27 v. Chr. verbirgt die bestehende Monarchie hinter dem Bilde einer Pseudo-Republik und sie gibt der senatorischen Aristokratie einesteils den Schein der Herrschaft mit Ehren und Titeln wieder, andernteils überliefert sie dieser einen Teil des Reiches, die senatorischen Provinzen, allerdings nur unter Oberhoheit des Augustus, der die militärischen und finanziellen Machtmittel in der Hand behält. Das hätte der Verfasser schärfer hervorheben müssen, ebenso dafs die formelle Bedeutung des Senats fast ganz durch den Beschlufs des Jahres 13 n. Chr. aufgehoben wird, nach welchem die Beschlüsse des kaiserlichen Staatsrats die Geltung von Senatsbeschlüssen haben sollten.

Sondershausen. **Erichsen.**

---

30) **Bogdan Filow, Die Legionen der Provinz Moesia von Augustus bis auf Diokletian.** Mit einer Karte. Sechstes Beiheft zu Klio, Beiträge zur alten Geschichte. Herausgegeben von C. F. Lehmann-Haupt und E. Kornemann. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), 1906. X und 96 S. gr. 8.

Für die Abonnenten der Beiträge ℳ 4. — ; Einzelpreis ℳ 5. —.

Während die Spezialforschung sich vielfach mit der Geschichte einzelner Legionen im Verlaufe der Kaiserzeit beschäftigt hat, wozu die immer reicher zutage tretenden Inschriften anreizen, will dieses Werk feststellen, welche Legionen in der wichtigen Grenzprovinz Moesia bis auf Diokletian gestanden haben, wie lange ihr Aufenthalt dort dauerte, an welchen Kriegen sie beteiligt waren. Unberücksichtigt geblieben ist die Geschichte der einzelnen Legionen und das System der Grenzverteidigung an der unteren Donau überhaupt. Die Zeit, von der begonnen wird, ist das Jahr 9 n. Chr., von wo an unmittelbar nach Niederwerfung des pannonisch-dalmatischen Aufstandes ein besonderes und dauerndes Militärkommando in Mösien gestanden hat. Eigene Verwaltung hatte die Provinz seit 44, seit 86 war sie geteilt in Moesia superior und inferior. Sicheres über die mösischen Legionen ist aus unmittelbarer Überlieferung wenig zu entnehmen, es mufs auf Umwegen ermittelt werden. Hierzu weifs der Verfasser das nicht allzu reichlich vorhandene Inschriftenmaterial ausfindig zu machen und durch geschickte Kombinationen zu verwerten; wie er denn die erste sichere Nachricht über die mösischen Legionen aus einer

bei Boljetin an der Donau eingegrabenen Strafseninschrift (aus dem Jahre 33/34 n. Chr.) feststellt. Hauptsächlich ist hier von Wert die Inschrift des Ti. Plautius Silvanus Aelianus aus Tibur (CJ. XIV 3608), die vollständig mitgeteilt und eingehend besprochen wird, um einerseits darzutun, dafs die kaiserlichen konsularischen Grenzprovinzen der Regel nach zwei Legionen gehabt haben, anderseits zu bestimmen, welche Legionen Plautius Silvanus von früher her noch gehabt hat, als er mit drei Legionen in Mösien stand. So werden die mösischen Besatzungstruppen bis zur Schlacht bei Cremona (Oktober 69) festgestellt, die vorübergehend auch die mösischen Legionen nach Italien zog. Welche nach dieser Entscheidungsschlacht nach Mösien verlegt wurden, erörtert ein neuer Abschnitt, der die militärischen Verhältnisse und Vorkommnisse in der Provinz (namentlich zahlreiche Einfälle der Barbaren) bis zu ihrer Teilung (86) fortführt. Es folgen die Donaukriege Domitians und die Dakerkriege Trajans, wobei überall die mösischen Legionen beteiligt waren. Der letzte ausführliche Abschnitt (§ 6) behandelt die Zeit von Hadrian bis auf Diokletian, beinahe zwei Jahrhunderte. Trotz der meist belanglosen literarischen Nachrichten und der wenigen ergiebigen Inschriften findet Verfasser doch manches über die Tätigkeit der mösischen Legionen heraus, so über ihre Heranziehung zu den Partherkriegen unter Caracalla u. a. Das wesentliche Ergebnis ist, dafs in der hier behandelten Periode sich eine stetige Vermehrung der römischen Besatzungstruppen wahrnehmen läfst: unter Augustus standen an der unteren Donau zwei Legionen, ihre Zahl wurde zur Zeit Domitians verdoppelt, zur Zeit Diokletians vervierfacht. Der Grund ist ein dreifacher: 1) das stetige Vordringen der Barbaren in jener Zeit der Völkerbewegungen; 2) das zähe Festhalten der einheimischen Völker an ihrer Stammeseigentümlichkeit und ihre Ablehnung der römischen Kultur; 3) die Notwendigkeit, im Osten auch gegen die Grofsmacht der Parther stets Streitkräfte zur Verfügung zu haben. So beleuchtet Verfasser durch seine Darstellung von einer bestimmten Seite aus jene Verhältnisse, die allmählich die Verschiebung des Schwerpunktes der Monarchie nach dem Osten, die Verlegung der Reichsresidenz von Rom nach Konstantinopel herbeigeführt haben, und er fördert in hohem Mafse das Verständnis der Weiterentwicklung der Dinge auf der Balkanhalbinsel. Von diesem allgemeinen Gesichtspunkte aus beurteilt, gewinnt das Buch Wert weit über den Rahmen einer Einzelschrift hinaus.

Hanau. **O. Wackermann.**

31) **K. Brugmann uud A. Leskien, Zur Kritik der künstlichen Weltsprachen.** Strafsburg, K. J. Trübner, 1907. 38 S. 8. ℳ —.80.

Gegenüber der heute wie vor einigen Jahrzehnten einem Gipfelpunkt zustrebenden Weltsprachbewegung haben sich die beiden berühmten Sprachforscher, der eine vor allem Indogermanist, der andere Slavist, vereinigt und auf Anregung der Sächsischen Akademie der Wissenschaften ein Gutachten verfafst, das in durchaus ablehnendem Sinne ausgefallen ist. Sie haben sich so in die Arbeit geteilt, dafs der erstere die allgemeinen grundsätzlichen Gesichtspunkte, der letztere die Einwände gegen das Esperanto im besonderen behandelt hat. Brugmann macht vornehmlich geltend, dafs unter den begeisterten Vertretern des Gedankens fast ausschliefslich Dilettanten und nur wenig Fachleute zu finden seien: wenn man von Max Müller absehe, dessen Verdienste, genau betrachtet, auf dem abliegenden Gebiete der Religionsgeschichte zu suchen seien, so bleibe eigentlich nur der allerdings geniale H. Schuchardt übrig, während die Stellung der ebenfalls hervorragenden Gelehrten Baudouin de Courtenay und O. Jespersen schon nicht ganz klar scheine. Jedenfalls habe keiner von ihnen Hand an die praktische Ausführung der Aufgabe gelegt. Sodann werde, da vorläufig keine Kulturnation auf ihre Sprache werde verzichten wollen, nur eine Mehrbelastung eintreten durch den Zwang eine weitere Sprache zu lernen, die weder im wissenschaftlichen noch im alltäglichen Verkehr das Eigenste zu sagen gestatten würde. Ferner sei die Aneignung durchaus nicht so mühelos wie man die Sache hinzustellen pflege, zumal für jemand, der etwa vorher nicht den romanischen Wortschatz beherrsche. Endlich aber — und dies wiege am schwersten — würden die eigentlichen Verlegenheiten erst dann beginnen, wenn die Weltsprache gewonnenes Spiel hätte und nun von allen Völkern wirklich angewendet würde: denn nach dem für alle geistigen Schöpfungen gültigen Gesetze der Entwicklung müfste sie sich fortwährend verändern und wäre unaufhörlich in der äufseren wie in der inneren Form, d. h. in Lautgebung, Abwandlung, Satzlehre, Wortschatz, Ausdruck, kurzum in der ganzen Gestaltung und Färbung, einem nicht einzudämmenden Auseinanderfallen in Mundarten ausgeliefert. So würde dieses künstliche, homunkulusartige Gebilde, das man höchstens auf einer völlig abgeschlossenen Insel des Ozeans unberührt erhalten könnte, bald derselben Macht unentrinnbar anheimfallen, der es sich unnatürlicherweise bei seiner Geburt zu entziehen versuchte,

nämlich der geschichtlichen Überlieferung. Höchstens etwa im schriftlichen Verkehr und innerhalb engerer Kreise werde so die Bewegung Aussichten haben, zumal in Deutschland, wo durch Männer wie H. Paul und W. Wundt die Einsicht in das wirkliche Wesen der Sprache in so erfreulicher Weise gewachsen sei.

A. Leskien weist nach, dafs im besonderen das Esperanto billigen Wünschen hinsichtlich leichter Handhabung in keiner Weise genüge. Sein Erfinder, Dr. Zamenhof, mute dem Deutschen Lautgruppen zu wie *tš* und *dž*, dem Franzosen Doppelvokale wie *ai, oi,* dem Engländer Verbindungen wie *kn* im Wortbeginn; er übersehe ferner, dafs die Abfolge *Konsonat* + *i* + *Vokal* in *kiu, kia, kie, tiu, tio, tschia* zu den stärksten Umbildungen förmlich zwinge. Weiterhin nötige die Regel, dafs der Ton stets auf die vorletzte Silbe gelegt werden solle, zur Hervorbringung von farblosen und verschwommenen Vokalen in den schwachbetonten oder unbetonten Silben. Auch an der Wortbildung sei vieles verfehlt, so wenn nach *patro* 'Vater', die Mutter *patrino* heifse = 'Vaterin'. Endlich: in der Syntax sei eine ganze Menge von Überflüssigkeiten rein nach dem Muster der jetzigen Sprachen beibehalten, wodurch die Einfachheit unnötig beeinträchtigt werde. Dr. Zamenhof könne der Vorwurf nicht erspart bleiben, dafs er an die Lösung seiner Aufgabe durchaus ohne die unerläfslichen Vorkenntnisse der Sprachphysiologie herangetreten sei, ganz abgesehen davon, dafs das Esperanto auch für einen in diesen Dingen Geübten tatsächlich nicht leichter zu erlernen sein dürfte, als jede andere Sprache, wie der Kritiker von sich selbst aus versichern könne. Die Esperantisten lieben es, auf die Bedenken ihrer Gegner zu erwidern, dafs Erscheinungen, wie die *Κοινή* im Altertum oder die grofsen Schriftsprachen der Gegenwart, zumal die englische, für ihren Plan ins Feld zu führen seien; auch getrösten sie sich allen Schwierigkeiten gegenüber des Wortes, dafs Not Eisen breche und wo ein Wille, da auch ein Weg sei. Für solche, die zwar grundsätzlich Anhänger ihres Planes sind, die bisherigen Arten seiner Verwirklichung aber anfechten, werden sie vermutlich darauf hinzuweisen nicht unterlassen, dafs die von Brugmann mit vollem Recht erhobene Forderung, es solle erst einmal ein tüchtiger Fachmann die Sache praktisch in die Hand nehmen, vielleicht bald erfüllt werden werde: tatsächlich hört man in gut unterrichteten Kreisen davon munkeln, dafs der mit allem linguistischen Rüstzeug gewappnete Sprachforscher H. Sweet bereits an der Arbeit sitze. Soviel steht jedenfalls fest, dafs die aus der Tiefe

der Sachkenntnis geschöpften lichtvollen Darlegungen der beiden deutschen Gelehrten in ihrer vornehmen Sachlichkeit theoretisch nicht leicht zu widerlegen sein werden und dafs die Nüchternheit, mit der sie das Wasser der Kritik in den brausenden Wein der Begeisterung giefsen, solange gerechtfertigt ist, als nicht durch die Tatsachen der Gegenbeweis geliefert erscheint.

Stuttgart. **Hans Meltzer.**

32/33) 1. **Ralph Waldo Emerson, Representative Men.** Collection of British Authors. Tauchnitz Edition. Vol. 3962. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1907. 283 S. 8. ℳ 1.60.

2. **Wilhelm Miefsner: R. W. Emerson, Natur und Geist.** Aus dem Englischen übertragen (von W. M). Buchausstattung von Fritz Schumacher. Jena, Eugen Diederichs, 1907. 251 S. 8. geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—.

1. Am 25. Todestage Emersons, 27. April 1907, hat Bernhard Tauchnitz dem deutschen Publikum die im Jahre 1850 zuerst erschienenen 'Representative Men' dargeboten: Plato, Swedenborg, Montaigne, Shakespeare, Napoleon und Goethe. Wie Carlyle und Ruskin verficht Emerson die Ansicht von der Ungleichheit der Menschen und betont, dafs die Menschheit bei jedem Schritte, den sie vorwärts tue, von Tüchtigeren als die übrigen geleitet werde. Während Carlyle hierbei auf die wirklichen Taten das Hauptgewicht legt, stehen bei Emerson gewisse Ideen im Mittelpunkte, die er in seinen Repräsentanten symbolisiert, verkörpert sieht. So in Plato den Philosophen, in Montaigne den Skeptiker, in Napoleon das Denken und Streben der betriebsamen Mittelklassen. Von Plato und Swedenborg ist Emerson wohl am meisten beeinflufst worden; sein Verhältnis zum Montaigne wird beleuchtet und erklärlich durch den Satz: „Der Zweifel ist ein unvermeidliches Stadium zur höheren Entwicklung.“ Shakespeare und Napoleon sind für jedermann eine anregende Lektüre trotz Emersons Behauptung, dafs Shakespeare die Symbolik der Dinge wohl erkannt habe, aber doch im Ästhetischen steckengeblieben sei. Napoleon erscheint von einer ganz neuen Seite; Goethe befriedigt am wenigsten. Emerson ist aktuell, wobei man mit gleichem Rechte sagen kann, trotz wie wegen seines transzendentalen Idealismus. Originalität und Gedankentiefe haben ihn zu einem der Grofsen des verflossenen Jahrhunderts gemacht; er fesselt dauernd jeden, dem nicht sein philosophischer Standpunkt von vornherein mifsfällt.

2. Auch dieser Band, der sechste der von Eugen Diederichs veranstalteten Übersetzung der Werke Emersons, ist eine Gabe zu seinem 25. Todestage. Er enthält zunächst 'Natur'; ein begeisterter Hymnus aus dem Jahre 1836 und die erste Frucht ernsten Studiums griechischer und deutscher Philosophie sowie des Mystizismus. Andere Essays, teils als Reden gehalten, teils im 'Dial' zuerst veröffentlicht, füllen den Rest des Bandes und sind inhaltlich interessant, wie: Der Krieg, Das Komische, Das Tragische, Unsterblichkeit u. a. m. Die von H. Conrad übersetzten Hauptwerke Emersons: Bd. II, III, IV und V (teilweise) sind in einer früheren Anzeige den Lesern dieser Zeitschrift als eine gute Leistung empfohlen worden. Leider läfst sich von Miefsners Übersetzung nicht das Gleiche sagen. Es fehlt dem Übersetzer an ausreichender Kenntnis der englischen Sprache und an Pietät vor dem Originale, woraus sich die schwersten Mifsgriffe ergeben. Emersons Sätze werden oft ohne Not in kleine, zusammenhanglose zerrissen, seine Gedanken vergewaltigt, d. h. entweder falsch übertragen oder mit Hilfe einer unleugbar vorhandenen stilistischen Gewandheit dem Original ungefähr angeglichen, oft auch phantasievoll nach dem Gutbefinden des Übersetzers zurechtgestutzt, wenn er den Sinn Emersons nicht erfafst hat. Dem ahnungslosen Leser dürften merkwürdige Gedanken über Emerson aufsteigen, wenn er sich gläubig dem Übersetzer überläfst.

Ich könnte hiermit schliefsen, denn die Zahl grober Mifsgriffe ist zu grofs, um auch nur annähernd vollständig angeführt zu werden. Doch mufs ich gegenüber dem angesehenen Verlage mein ablehnendes Urteil durch einige Beispiele begründen.

S. 8 ist: 'the guest sees not how he should tire of them (i. e. the woods) in a thousand years' übersetzt durch: 'der Fremde sieht keine Möglichkeit, ihnen in den nächsten tausend Jahren davonzulaufen'. S. 13. Miefsner: 'Indem es (das Auge) seine Form nach seinen Absichten und nach den Gesetzen des Lichtes verändert' usw. Em. wörtlich: 'Durch die ineinandergreifende Wirkung seines Baues und der Gesetze des Lichtes erzeugt es eine Fernsicht' usw. S. 15 ist 'the genial influence of the summer' durch 'die genialische Stimmung d. S.' übersetzt. S. 16 soll: 'The blue pontederia ... swarmds with yellow butterflies in continual motion' — 'Die blaue Sumpfkresse ... wogt auf und ab mit gelben Dotterblumen (!) im Reigen' heifsen. S. 22 'a snake is subtle spite' eine Schnecke ist ein kleiner Verdrufs, statt 'eine Schlange bedeutet

listige Bosheit'. Snake: Schnecke kehrt wieder S. 66 und S. 203. S. 24. Kennt M. nicht 1 Kor. 15, 44, dafs er 'It is sown a natural body; it is raised a spiritual body' nicht mit den Worten der Bibel wiedergibt? S. 26 steht 'die Sonnenglut des politischen Lebens' statt 'der Zank' (broil) ib. 'Der Flufs übereilt sich' (rolls!). S. 28 'Ein Klepper im Recht wird einen Renner im Unrecht schlagen'. Em. dag. 'Ein Krüppel (cripple) auf dem richtigen Wege wird einen Läufer auf dem falschen schlagen'. S. 29 M.: 'Und die eine Tatsache ist das Ende oder die letzte Absicht des Geistes: das Sichtbare, die Begrenzung im Geschaffenen ist die Zirkelführung der unsichtbaren Welt' (?). Em. sagt verständlich: 'Eine Tatsache ist das Ende oder das letzte Ausströmen des Geistes; das Sichtbare ist die Grenze oder die Peripherie der unsichtbaren Welt'. S. 32 ist 'What disputing of prices! übersetzt durch 'Preise werden verteilt'. S. 36 soll 'All things . . . preach to us' 'beten (!) zu uns' heifsen. S. 37 'preacher of self-command' 'Fürbitter (!) der Selbstbeherrschung'. S. 55 'We do not know the notes of birds': 'Wir kennen die Abzeichen (!) der Vögel nicht'. S. 61 'plead with' kämpfen mit'. S. 63 'mysterious, yet contested facts', gut bezeugte (!) Tats. S. 64 soll 'baldness' 'Kühnheit' heifsen, S. 67 'arts' 'Sitten', S. 68 'cotton' 'Häuser'. S. 72 'The wedge turns out to be a rocket': 'Eine Klamotte kehrt den Felsen heraus' (!) statt 'Der Keil hat sich schliefslich in eine Rakete verwandelt'. S. 95 'islands and continents were built by invisible infusories': 'durch das Einströmen unsichtbarer Kräfte (!). Genug?' Dann hinten noch einige Sachen.

S. 201 'if your fork sticks upright in the floor': 'wenn du auf dem Hausflur Hölzer anspitzt'. S. 207 und 208 wimmeln von Unsinn: 'the matted grass': 'die ermatteten (!) Grasbüschel'. S. 208 M.: „Es ist meine Pflicht", sagt Sir Charles Bell, die Wächter (!) im Hospital zu besuchen, denn zu ihnen kommen sonst (!) nur die Kranken, die die Einbildung mit unerträglichen Vorstellungen von Not und Todesgewifsheit erfüllen. Und sie entbehren obendrein jenes Gefühl der Gemütsruhe und des Frohmuts, den ihre kranken Hausgenossen zumeist mitbringen'. Wer vermöchte darin die Worte Em.s wiederzuerkennen: '„Es ist meine Pflicht", sagt Sir Ch. Bell, „gewisse Reviere (wards!) im Hospital zu besuchen, wo nur Kranke mit dem Leiden aufgenommen werden, welches die Einbildungskraft mit unerträglichen Vorstellungen von Schmerz und Todesgewifsheit erfüllt. Und diese Reviere sind besonders bemerkenswert wegen der Gemütsruhe und des Frohsinns ihrer Insassen." So konstruiert sich

M. oft was zusammen, wenn sein Wissen in die Enge gerät. S. 236 'pit of stomach' heifst nicht 'das Loch im Magen', sondern 'die Magengrube'. S. 237 ist 'the noble toughness of the palm-tree' durch 'die angenehme Würde' (!) übersetzt. S. 240 'I do not live to wear out my boots' durch ... um meine Boote (!) abzunutzen. S. 241 (vgl. S. 82) 'shoot the gulf' durch 'den Strudel zustopfen'. S. 245 'to bolster up in cockney fashion' durch 'in einen Küchenjungen aufbauschen', statt 'nach Spiefsbürgerart zustutzen'. S. 248 'the stern limits' durch 'die Sternengrenze (!)' und ebenda 'the frivolus population' durch 'die fatale Popularisierung'.

Dies ist ein kleiner Bruchteil meiner Ausstellungen. Auf die vielen unverstandenen und falsch übersetzten Stellen habe ich kaum eingehen können. Aber das obige Material genügt, um Miefsner die Befähigung abzusprechen, Emerson übersetzen zu können.

Bremen. **F. Wilkens.**

---

34) **E. Lavisse, Histoire de France depuis les origines jusqu'à la Révolution,** publiée avec la collaboration de Mm. Bayet etc. Tome VII, 2: Louis XIV. La Religion. Les Lettres et les Arts. La Guerre (1643—1685) par E. Lavisse. Paris, Librairie Hachette et Co., 1907. 415 S. 8.

Dieser Band behandelt zunächst die religiösen Bewegungen, welche die Regierung Ludwigs XIV. erfüllen: den Jansenismus, den Gallicanismus, das Vorgehen gegen den Protestantismus, die Einwirkung der Jesuiten, die Beziehungen zwischen König und Papst; letztere blieben unabhängig von den grofsen Aktionen: Papst Innocenz XI. verzichtete darauf das skandalöse Hofleben in Frankreich zum Gegenstande der Zensur zu machen, war vielmehr durch Dispensen behilflich, als einer der illegitimen Sprößlinge Ludwigs die geistliche Karriere ergreifen wollte. — In dem Kapitel über die Literatur findet man Bossuet, Molière, Racine und die anderen Klassiker dieser Zeit glänzend charakterisiert. — Die äufsere Politik war durch den Gegensatz gegen die beiden Linien des Hauses Habsburg bestimmt, nur dafs Ludwig XIV. im Jahre 1664 als Mitglied des rheinischen Fürstenbundes an dem Feldzuge gegen die Türken sich beteiligte. Während sonst die auswärtigen Publikationen fleifsig benutzt sind, vermifst man im Quellenverzeichnisse S. 265 einiges, was von der Wiener Akademie der Wissenschaften neuerdings der Öffentlichkeit übergeben wurde, so die von A. F. Pribram in den „Fontes rerum Austriacarum"

1903 f. herausgegebenen Privatbriefe Kaiser Leopolds I. an seinen Gesandten in Spanien, den Grafen Pötting (1662—1673). Im übrigen verdient dieser Band Lavisse dasselbe Lob, das wir den früheren gespendet haben.

Prag. **J. Jung.**

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia.

Von
Prof. Dr. **Ernst Bachof.**
Dritte Auflage.
Preis: broschiert ℳ 2.

Übungsstücke

zum

Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische

im Anschlufs an die Lektüre für die Oberstufe des Gymnasiums:

1. Heft: **Hachtmann, C.**, Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros vierte Rede gegen Verres. Preis kart. ℳ 0.80.
2. Heft: **Knaut, C.**, Übungsstücke im Anschlufs an die beiden ersten Bücher von Tacitus' Annalen. Preis kart. ℳ 0.80.
3. Heft: **Strenge, J.**, Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros Rede für Archias. Preis kart. ℳ 0.50.
4. Heft: **Strenge, J.**, Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros Rede für Murena. Preis kart. ℳ 0.70.
5. Heft: **Ahlheim, A.**, Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros Briefe. Preis kart. ℳ 0.80.
6. Heft: **Wackermann, O.**, Übungsstücke im Anschlufs an Sallusts Jugurthinischen Krieg. Preis kart. ℳ 0.80.
7. Heft: **Hachtmann, C.**, Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros Reden gegen L. Sergius Catilina. Preis kart. ℳ 0.80.
8. Heft: **Lehmann, J.**, Übungsstücke im Anschlufs an Ciceros Rede über das Imperium des Cn. Pompeius. Preis kart. ℳ 0.50.
9. Heft: **Kleinschmit, M.**, Übungsstücke im Anschlufs an Livius' 21. Buch. Preis kart. ℳ 0.80.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Xenophons Anabasis.

Bearbeitet von **Dr. Reimer Hansen.**
1. Heft: Buch I. Preis: ℳ 3.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Lateinisches Übungsbuch
im Anschluſs an Cäsars Gallischen Krieg.

Von

Dr. Friedrich Paetzolt,

Direktor des Königl. Gymnasiums zu Brieg.

I. Teil. Für die Untertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 1—29; Buch II—IV.

Zweite Auflage.

Preis: broschiert ℳ 1.

II. Teil. Für die Obertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 30—54; Buch V—VII.

Zweite Auflage.

Preis: broschiert ℳ 1.25.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Ovids Metamorphosen.

Bearbeitet von **Dr. Adolf Lange.**

1. Heft: Buch I—V. Preis: ℳ 4.

Der Lucidus Ordo
des Horatius.

Ein neuer Schlüssel für Kritik und Erklärung,

gewonnen

aus der Dispositionstechnik des Dichters.

Von

Dr. A. Patin

in Regensburg.

Preis: ℳ 1.20.

Hauptschwierigkeiten der lateinischen Formenlehre
in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt

von

Carl Wagener.

Preis: broschiert ℳ 2.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

17 1908

9244

Gotha, 22. Februar. Nr. 4, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

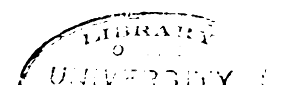
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

35) **Fredericus H. M. Blaydes, Sophoclis Oedipus Rex, Oedipus Coloneus, Antigone.** Denuo recensuit et brevi annotatione critica instruxit (Fr. B.). Halis Saxonum, in Orphanotrophei Libraria, 1904. VIII u. 104 S. 8. ℳ 2.—
1904. 126 S. 8. ℳ 2.40.
1905. 104 S. 8. ℳ 2.—.

Blaydes bezeichnet es in einem Vorwort zum Oedipus rex als seine Absicht, eine Ausgabe des Sophokles zu bieten, die bequem und ohne Beschwerde gelesen werden könne; er will keiner Schwierigkeit aus dem Wege gehen, sondern alle Anstöfse des Textes durch fremde und eigene Konjekturen beseitigen oder durch den Obelus kenntlich machen. Wer die Art des Herausgebers kennt, wird nach dieser Bemerkung nicht zu sehr überrascht sein, einen stark subjektiv gefärbten, um nicht zu sagen, interpolierten Text zu finden. Eine noch gröfsere Fülle von Einfällen hat Blaydes in den kritischen Anmerkungen und in den Addenda verzeichnet. Wie es bei der Belesenheit und dem Scharfsinn des greisen Gelehrten, der schon manche Textverderbnisse des Sophokles geheilt hat,


LIBRARY OF ... UNIVERSITY

nicht anders zu erwarten ist, befinden sich auch unter seinen neuen Vorschlägen nicht wenige beachtenswerte und anregende. Jeder, der sich mit der Kritik der Tragiker beschäftigt, wird zu ihnen Stellung nehmen müssen, der Leser aber, der eine zuverlässige, von Willkür freie Textausgabe des Sophokles wünscht, wird nach wie vor besser nach Dindorf-Mekler oder Jebb greifen.

Heidelberg. **F. Bucherer.**

---

36) **Arthur Alexis Bryant, Boyhood and youth in the days of Aristophanes.** S.-A. a. d. Harvard Studies XVIII, 1907. [Leipzig, O. Harrassowitz.] S. 73—122. 8.

Von seinem Lehrer J. W. White angeregt bespricht der Verfasser einige Fragen, die die Erziehung und das Leben der athenischen Jugend in den Jahren 450—375 betreffen. Er macht uns (II) glaubhaft, dafs die Verpflichtung, nach Erlangung der Volljährigkeit zwei Jahre lang als Ephebe Dienst in der Grenzwache zu tun, damals noch nicht existierte, vergleicht (III) die pädagogischen Ideale von 490 mit denen des genannten Zeitraums, stellt (IV) die Licht- und Schattenseiten der Knabenliebe, (V) den Umfang der höheren Bildung und die Beschäftigung eines athenischen Jungbürgers dar und (VI) konstatiert auch in dem „neuathenischen“ Erziehungsideal jener Zeit einen Ewigkeitsgehalt („eternal note“: heroism, idealism, sacrifice, S. 122).

Die Abhandlung ist flott und mit warmer Begeisterung für ihren Gegenstand geschrieben; alle Schriftsteller der genannten Zeit, nicht nur Aristophanes, werden unter besonnener Kritik zum Beweis herangezogen; die zahlreichen Fufsnoten verraten uns, dafs der Verfasser die Literatur über diese Fragen beherrscht und zwar, was besonders angenehm berührt, nicht nur die in seinem Vaterland erschienene. Selten fühlt man sich zum Widerspruch herausgefordert. Zu bedenken möchte ich nur folgendes geben: durch die von Br. (S. 98) angeführten Stellen (Aristoph. Nub. 573, Pax 50. 765. Eupol. fr. 244. Plato Legg. II 658. Apol. 18 b) ist nicht erwiesen, dafs Knaben den Komödienaufführungen beiwohnten; die Frage selbst möchte Referent damit nicht verneinen. — Befremdend ist das Urteil (S. 104): Plato in his Symposium, which is little more than a beautiful defense of this love between men. — Mufs man (S. 83) als Grund, weshalb Aristophanes seine ersten Komödien unter fremden Namen aufführen liefs, gesetzliche Minderjährigkeit annehmen? — Platos (?) Al-

cib. I (s. S. 80 ff., 94 f., 105 f.) beweist für die behandelte Zeit wohl nicht viel; vgl. hierzu neuerdings Arbs, De Alcibiade I qui fertur Platonis. Kieler Diss., Bonn 1906.

München **Ernst Wüst.**

37) **R. Ellis, Appendix Vergiliana** sive carmina minora Vergilio adtributa, recognovit et adnotatione critica instruxit (R. E.) (Scriptorum classicorum bibliotheca Oxoniensis.) Oxonii e typographeo Clarendoniano; Londini et Novi Eboraci apud Henricum Frowde, 1907. 8 Bogen. 8.

Ellis' Appendix umfafst Culex Ciris Moretum Dirae (Lydia) Copa (Priapea) Catalepton Est et non Vir bonus Maecenas (nicht Rosetum) und einen Index nominum. In der Vorrede wird die antike und die handschriftliche Tradition dieser Gedichte kurz und treffend erörtert. In Ciris *folgt* Ellis am meisten dem Bruxellensis, den übrigen, auch dem Helmstadtiensis nur wenig. In handschriftlicher Beziehung bietet Ellis immer etwas Neues; man vergleiche seine Ausführungen zu Culex Dirae Est et non (vgl. jedoch die Ausonüberlieferung) und den folgenden Stücken.

Wenn jemand berufen war, eine neue Ausgabe dieser teilweise stark verderbten Gedichte zu schaffen, so war es nach meiner Ansicht gerade Ellis wegen seiner weit umspannenden, in die entlegensten Schlupfwinkel der römischen Dichtung eindringenden Gelehrsamkeit, wegen seiner vielen Arbeiten gerade auf diesem und auf verwandten Gebieten, wegen seiner konjekturalen Gewandtheit und wegen seines stets auf die Sache, nicht auf die eigene Person gerichteten Urteils. Einen endgültigen Text oder wenigstens eine recht vielen annehmbare Vulgata hier zu kreieren wäre wohl auch dem strengsten Kritiker oder starrsten Methodiker bei der oft ganz verzweifelten Lage der Handschriften nicht möglich gewesen. Es ist hier durchaus statthaft, in den Noten viele Versuche mitzuteilen, auch wenn die Cruces im Texte (wie im Anfang der Ciris) beibehalten werden. Aber sogar im Texte ist die Kühnheit in gewissem Grade berechtigt.

Ich führe hier einige von Ellis in den Text gesetzte Vermutungen an: Culex Vers 57 *in rivi prostantis imaginis umbra,* 62 *fervent,* 140 *et fleta,* 233 *ostia,* 260 *tranamus,* 366 (nach dem Corsinianus) *cui cessit Lydi timefacta,* Ciris 12 *sophiae,* 66 *Hecateis,* 118 *icere,* 128 *morsilis,* 189 *tanto sceleris* (vgl. zu der ganzen Stelle Sudhaus im Hermes XLII, S. 469 f.), 197 *vagi laris ante,* 321 *praes sit,* 323 *commenta,*

350 *venientis enim,* 384 *Rhauci,* 524 *vigentum,* Moret. 99 *interit,* Dir. 74 *cogulet,* Cop. 7 *kelebes*; Catal. 9, 43 *toties,* 13, 6 *qua mas sim.*

Diese Vermutungen sind nicht alle sicher, aber so beachtenswerte und immerhin anregende Lesarten bringt nicht leicht ein anderer. Bedenkliche oder gar mifslungene Textesänderungen sind kaum zu verzeichnen. Nur in den Noten werden bisweilen unnötige, teilweise vom Herausgeber herrührende und von ihm selbst verworfene Vorschläge angeführt. Dagegen wird einiges im Apparate vermifst; vgl. z. B. was in der D. L.-Z. 1907 Sp. 2274 etwas empfindlich angemerkt wird.

Um eine volle Vorstellung von den wirklichen Vorzügen dieser Ausgabe zu geben, sind noch die vielen bündigen Erklärungen und Parallelstellen zu erwähnen. Vieles freilich hat der Herausgeber unerklärt gelassen, was vielleicht seinem Wissen selbstverständlich erschien.

In diesem Heftchen steckt doch mehr als in vielen Büchern, und Ellis kann uns (aus Cir. 46) zurufen: accipe dona meo multum vigilata labore.

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

---

38) **C. Bardt, Die Sermonen des Q. Horatius Flaccus.** Deutsch von C. B. Dritte, vermehrte Auflage. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907. VIII u. 258 S. 8. ℳ 4.—.

Bardts Horazübersetzung, die vor einiger Zeit aus dem Verlage von Velhagen & Klasing in den Weidmannschen übergegangen ist, erscheint hier in dritter Auflage: für ein derartiges Buch ein seltener und wohlverdienter Erfolg. Was ich in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1900, S. 563) zum Lobe der ersten Auflage sagen konnte, bleibt natürlich in vollem Umfang bestehen. Ich stehe nicht an, die in gereimten fünffüfsigen Jamben gehaltene Übertragung Bardts für die beste aller Horazübersetzungen zu erklären; ich halte sie auch für die einzige, der jemand ohne Kenntnis des Originals Geschmack abgewinnen kann. Mögen einige der Arbeit besonders wegen der freien Form den Namen einer Übersetzung absprechen — ihr Wert wird darum nicht geringer. Vermehrt ist die neue Auflage um Sat. I 2, 7; II 7; B. hat sich zu ihrer Aufnahme nachträglich mit Recht entschlossen, „weil fortgesetzte Übung gelehrt hat, dafs man auch anstöfsige Dinge unanstöfsig sagen kann, sodann, dafs man vor einem Gedichte, dessen Pointe ein Wortspiel ist, nicht gerade die Flucht zu ergreifen braucht“. Vielfach sind kleine Änderungen vorgenommen, die mir meist glücklich, manchmal aber nicht gerade notwendig

scheinen. Besondere Schwierigkeiten scheint der Übersetzung Sat. I 3 zu bieten, in der auch verhältnismäfsig viel geändert ist. „Klöfschen“ (N. 48) will mir als Kosenamen für ein Kind nicht gefallen; vielleicht fällt dem Verfasser gelegentlich etwas Besseres ein, wenn er nicht die andere Deutung der Stelle adoptieren will, nach der Varus, Scaurus usw. Eigennamen sind.

Büdingen. **O. Dingeldein.**

39) **Th. Breiter, M. Manilii Astronomica.** I. Carmina. Lipsiae, Sumptibus Dieterichii, MDCCCCVII. XI u. 149 S. 8. ℳ 3.80.

Mit Freuden begrüfsen wir die neue Ausgabe eines Dichters, dem sowohl in der Geschichte der menschlichen Kultur (Hellwald), wie in der Geschichte des Okkultismus (Karl Kiesewetter) ein Platz eingeräumt worden ist, zumal da sie aus der Feder eines unermüdlichen Forschers stammt, der sich seit länger als einem halben Jahrhundert um die erhaltenen fünf Bücher Astronomica nicht geringe Verdienste erworben hat. Vor der Bechertschen im Corpus poetarum Latinorum von Postgate (London 1900) erschienenen Ausgabe hat die neue von Th. Breiter besorgte vor allem das handliche Format und den gröfseren Druck voraus. Im übrigen werden wir uns nicht streiten, welcher von beiden der Vorzug gebührt, sondern uns freuen, dafs wir Deutsche nun zwei brauchbare Texte der astrologischen Dichtung besitzen.

Leider ist das Buch durch zahlreiche Druckfehler entstellt, die bei einer neuen Auflage beseitigt werden müssen. Von einer erschöpfenden Aufzählung sehe ich natürlich ab; eine grofse Zahl hat Kleinguenther, dem ich überhaupt in allem wesentlichen beistimmen kann, in der D. L. Z. 1907, Nr. 42 aufgezählt und zugleich darauf hingewiesen, dafs auf einem dem Werke beigefügten Zettel eine Anzahl Corrigenda notiert seien. Da mir dieser nicht zugegangen ist, so dafs ich nicht weifs, was dort bereits angegeben ist, möge wenigstens noch angeführt sein: S. v, Anm. 2 discoueries statt discoveries (vgl. daselbst Review); S. 8 in I 235 fehlt hinter rotunda die Interpunktion; S. 21 in I 620 steht solo statt sole; S. 39 in II 220 chelis statt libra; S. 55 falsche Überschrift: iber I statt Liber II; S. 72 in III 217 terat statt ferat; S. 76 in III 330 orbis statt orbe; S. 138 in V 426 furtiuue statt furtiue; S. 112, Z. 6 v. u.: 666 statt 660. Hoffentlich finden sich keine Fehler bei der Angabe der Lesarten der Handschriften.

Über die Art, wie diese für die Gestaltung des Maniliustextes zu verwenden sind, gehen die Ansichten der Forscher leider noch immer auseinander. Während nämlich Jacob dem Vossianus II (Leidensis 390) den Vorzug gab, hat Bechert für seine Ausgabe (vgl. Corp. poet. Lat. fasc. III, S. vi) den Codex Gemblacensis (Bruxellensis 10012), den er für alt (10./11. Jahrh.) und sehr gut hielt, in erster Linie verwertet. Dagegen nahm Kleinguenther in seinen Quaestiones ad Astr. libros pertinentes (Lips. 1905; besprochen N. Ph. R. 1906, Nr. 8, S. 171) einen vermittelnden Standpunkt ein. Für ein ähnliches Verfahren entscheidet sich unser Herausgeber. Es ist jedoch schade, dafs er für seine Ausgabe die gründlichen Arbeiten über den Wert und das Verhältnis der Handschriften von Thielscher im Philologus (1907, Bd. LXVI, S. 85—134) sowie im Rhein. Mus. (1907, Bd. LXII, S. 46 ff. und S. 485 ff.), über die man das Nähere bei Kleinguenther in seinen textkritischen und exegetischen Beiträgen zum astrologischen Lehrgedicht des sog. Manilius (Leipzig 1907, S. 6—12, und S. 50) sowie in der D. L. Z. (a. a. O. Sp. 2657) nachlesen kann, nicht mehr hat benutzen können. — Nach der Ansicht dieses Gelehrten, die voraussichtlich viel Beifall finden wird, sind alle Handschriften der Astronomica, wie es ja auch schon Jacob richtig erkannt hat, aus einer verloren gegangenen Urhandschrift entsprungen. Aus dieser stammen zwei Klassen von Handschriften, von denen die eine durch den Codex Lipsiensis (11. Jahrh., l), die andere durch den Matritensis (15. Jahrh., m) vertreten wird: m ist besser als l, enthält aber einzelne Lesarten aus einer Handschrift der Klasse l. Aus l ist der Gemblacensis (11. Jahrh., g) entstanden und zwar mit Benutzung des Archetypus (Th. § 4, bes. S. 115). Also ist g nicht, wie man lange geglaubt hat, älter, sondern jünger als l. Revera, sagt Th., et g et l saec. XI. esse arbitror, cum Jacobus de Lipsiensis, Bentleius de Gemblacensis aetate errarit, et non l, sed g recentiorem esse necesse est: nam g est codicis l apographum. Demnach ist g viel niedriger einzuschätzen, als es bisher geschehen ist. Und für die Rekonstruktion des Archetypus, also für die Gestaltung des Textes der Astronomica sind lediglich l und m von Bedeutung. — In dem kritischen Apparat seiner Ausgabe, der dieser ihren bleibenden Wert verleiht, gibt nun Breiter die Lesarten der vier Handschriften: g, l, c (Cusanus, Bruxellensis 10699) und m (14. oder 15. Jahrh. nach Br.), von denen er in der Zeit von 1853—1892 die ersten drei selbst verglichen hat, während er von dem letzteren nur die durch G. Loewe ver-

anstaltete Kollation einsehen konnte. Auch noch weitere Codices hat Br. selbst verglichen oder durch andere vergleichen lassen. Über den Wert der Handschriften und ihre Benutzung handelt die ausführliche, lateinisch geschriebene Einleitung (S. III–XI, wozu noch Wochenschr. f. kl. Phil. 1904 zu vergleichen ist).

Der Lipsiensis (l), von dem Br. sagt, er sei älter als der Cusanus (c) und nicht jünger als g, hat an unzähligen Stellen Korrekturen von einer um 100 Jahre jüngeren Hand, so dafs der korrigierte und der nicht korrigierte l zu unterscheiden sind — ut Lipsiensem non correctum et Lipsiensem correctum duorum codicum instar credere possis, qui ex diverso fonte promanaverint. Und zwar hat der Korrektor durch die ganze Handschrift hindurch mit Punkten und Strichen einzelne Buchstaben und Silben als falsch bezeichnet und seine Korrekturen darüber geschrieben in einer von der ursprünglichen Hand verschiedenen Schrift. Diese Lesarten sind im kritischen Apparat sorgfältig verzeichnet; z. B. I 40 et nataruque (+natura), 140: creantur (+en), 156: aequore (a).

Die Lesarten des Lipsiensis non correctus finden wir meist in m, die des Lips. correctus in c wieder (p. VIII). Im Matritensis, der lange unbekannt war und erst durch G. Loewe 1879 wieder aufgefunden worden ist, fehlen I 1—82. Nach Loewe ist diese Handschrift nicht verschieden von dem Kodex, den Poggio in Konstanz gefunden hat, während Ellis (Hermath. XIX, 1893) und Clark (The literary discoveries of Poggio. The Classical Review XIII, 1899) eine andere Anschauung vertreten: letzterer meint, der m sei die Abschrift, die Poggio in Konstanz angefertigt habe oder habe anfertigen lassen. Aus dem m stammen Cod. Urbinas Nr. 668 (*u* 1) und Urbinas 667 (*u* 2), sowie die beiden Vossiani, so dafs diese vier Handschriften eine von den übrigen verschiedene Familie darstellen. Ob aus m noch andere Handschriften als die erwähnten stammen, wissen wir nicht. Den g, dessen Wert von den einzelnen Forschern — von Scaliger bis Housman — aufserordentlich verschieden angeschlagen worden ist, setzt Br. im Verzeichnis p. III an erste Stelle und weist ihn dem 11. Jahrhundert zu: er bildet eine Familie für sich. Dafs er aus derselben Quelle wie l und m stammt, läfst sich nicht erweisen. Für Breiters Gesamturteil sind die beiden Sätze bezeichnend: 1. Concludo Matritensem et Lipsiensem non correctum vetusti exemplaris et virtutes et vitia fide servare, correctiones Lipsiensis et Cusani lectiones ad iuniorem

familiam referendam esse, Gemblacensem fere in medio relinqui. 2. Inter omnes convenit Gemblacensem, licet saepe vel metri vel sententiae causa priscas lectiones correxerit, totidem tamen locis quot Matritensem et Lipsiensem genuinam lectionem solum servasse, atque, ubi ab his libris discrepet, utros sequamur, pro loci natura accurate esse ponderandum.

Was die Textgestaltung selbst betrifft, so ist Br. im grofsen ganzen konservativ, und so lesen wir denn in seinem Texte:

I 779 tota acies partus, trotz Stoecker (Berl. Ph. W. 1907, Nr. 25, Sp. 777),

I 84 in commune bonum commentum laeta dederunt, trotz Housman (verteidigt von Kl. Textkrit. Beitr., S. 22),

I 145 semper erit genus in pugna, trotz Kl. (a. a. O., S. 23),

I 786 Pyrrhi per bella Papirius ultor, trotz Housman,

I 790 victorque necati, trotz Housman,

I 750 Nec mihi celanda est famae vulgata vetustas,

wo ich nach erneuter Prüfung des Manilischen Sprachgebrauchs und unter Berücksichtigung der Einwendungen Breiters und Kleinguenthers, zumal da Manilius nur vulgatus (I 91, III 30 und 218) und nirgends evulgatus gebraucht, meine Korrektur, die ich ja ohnehin nicht vorgebracht habe, ohne zu betonen, dafs wir damit den festen Boden der Überlieferung verlassen (De locis etc., S. 32 und 33) zurückziehe, um der einstimmigen Angabe der Handschriften zu folgen. Je länger man sich nämlich mit den Astronomica beschäftigt, desto mehr mufs man Bechert recht geben, dessen Worte (p. VII) jeder Herausgeber des Manilius beachten sollte: In corrigendis poetae verbis eo cautior fui, quo magis in dies singularem Manilii dictionem perspicere coepi: etenim illud „dies diem docet", quam verum sit, imprimis in his Astronomicis interpretandis mihi intellectum est. — Endlich lesen wir I 414 bei Breiter mit den Codices:

Emeritum magnis mundum tenet a c t a periclis,

und ich glaube, es kann kein Zweifel darüber sein, dafs wir ihm zu Dank dafür verpflichtet sind, dafs er allen Versuchungen gegenüber, die gerade an dieser Stelle an ihn herangetreten sind, standhaft geblieben ist. Wenn nämlich Kl. — D. L. Z. 1906, Nr. 44 — die Bemühungen, das überlieferte acta periclis zu schützen, als gescheitert betrachtet, solange keine direkte Belegstelle für den Gebrauch der Phrase periculis agi (= periculis agitari, denn die Dichter gebrauchen actus des Metrums wegen ganz gleichbedeutend mit agitatus) beigebracht sei, so kann ich

ihm nicht' beistimmen. Dürfen wir denn etwa alle Stellen der Literatur, an denen ἅπαξ εἰρημένα vorkommen, für verderbt halten? Dürfen wir dasselbe tun bei Stellen, an denen sich die kühnen Wortschöpfer Äschylus oder Klopstock Neubildungen gestattet haben? (Vgl. Todt, Comm. d. Aeschylo vocab. inventore; Sittl, Gesch. d. gr. Lit. III, S. 253; Christoph Würfl, Über Klopstocks poet. Sprache.) Abgesehen also davon, dafs ich die Hoffnung agi oder agitari periculis irgendwo zu finden noch nicht aufgegeben habe, müssen Analogien hier genügen. Diese aber finden sich reichlich bei antiken und mittelalterlichen Schriftstellern (Lucan de bell. civ. I 306; Mureti Juvenilia, Julius Caesar tragoedia act. IV, S. 673; infaustis casibus actus s. Koerting, Boccaccios Leben und Werke, Leipzig 1880, S. 357). So eng dürfen wir dem Dichter die Grenzen für die Handhabung seiner Muttersprache nicht ziehen. Es sei auch an das Wort Platos (Cratylus ed. Stallbaum 389) erinnert: *Οὐ παντὸς ἀνδρὸς ὄνομα θέσθαι ἐστὶν, ἀλλά τινος ὀνοματουργοῦ· οὗτος δ' ἐστὶν ὡς ἔοικεν ὁ νομοθέτης, ὃς δὴ τῶν δημιουργῶν σπανιώτατος ἐν ἀνθρώποις γίγνεται.* Man möchte sogar glauben, dem Dichter habe allerdings an der in Rede stehenden Stelle das ovidische acta lacertis (Met. IV 706) vor Augen geschwebt, und er habe sinnentsprechend periclis geändert. Diejenigen aber, welche für diese Stelle Verbesserungsvorschläge vorzubringen für notwendig erachteten, haben nicht genügend geprüft, ob sich aus der von ihnen vorgeschlagenen Lesart, wenn man sie als die ursprüngliche voraussetzt, die jetzige zwanglos erklären läfst, und dies ist doch eine wesentliche Forderung der Divinationskritik. Wer an dem Maniliustexte, wie ihn die Überlieferung bietet, rütteln und Konjekturen machen will, sollte nicht versäumen, noch einmal nachzulesen, was Wilamowitz-Möllendorff, Einleitung in die griech. Trag. S. 244 sagt. Wie grofse Vorsicht einer einigermafsen brauchbaren Überlieferung gegenüber am Platze ist, hat gerade in jüngster Zeit, abgesehen von Housman, (s. Breiter, W. f. Kl. Ph. 1906, Nr. 49; Stoecker a. a. O.) René Pichon in seinen Études sur l'histoire de la littérature latine dans les Gaules (Paris 1906) gezeigt, der Aus. Mos. 376 statt des überlieferten in oris einsetzen wollte in orsis, obwohl doch die Virgilstelle (Aen. II 117), die hier vorgeschwebt hat, deutlich beweist, dafs die Handschriften recht haben — also ein ganz ähnliches Beispiel wie in unserem Falle, wo das beabsichtigte Anklingen an Ovids acta lacertis die Lesart acta schützt. Ein vortreffliches Beispiel aus allerjüngster Zeit, das zur Vorsicht zu mahnen geeignet ist, bietet Hoppenstedt, Die Schlacht der Zukunft, 1907,

S. 9, wo „Hessisch" gelesen wird und doch ohne Zweifel gemeint ist „Nassauisch".

So glaube ich denn, dafs Breiter der Überlieferung gegenüber meist den richtigen Standpunkt gefunden hat in Befolgung der Anweisung eines Meisters der Philologie: Wie wir unser Geschäft nur dann recht besorgen, wenn wir in jedes alte Buch, das wir unter den Händen haben, nicht unseren Geist hineintragen, sondern das herauslesen, was darin steht, so liegt überhaupt die spezifisch philologische Aufgabe in dem Erfassen einer fremden Individualität.

Der gekennzeichnete Standpunkt hindert natürlich Breiter nicht, manche Stellen als verderbt zu brandmarken, besonders Lücken durch *** anzudeuten, ferner ganze Verse gegen die Überlieferung der Handschriften umzustellen (vgl. I 29 ff., 420 ff., 560 ff., 640 ff., 740 ff., 840 ff.; II 590, 670 ff., besonders 673, 760 ff.; III 10—25; IV 260—270, 489—505, 665—670; V 160—170, 338, 339, 514, 529) oder als unecht zu bezeichnen, indem sie entweder ganz ausgelassen (z. B. I 811 und 812; V 6 und 7) oder durch schiefen Druck als Interpolation kenntlich gemacht werden (z. B. im ersten Buche V. 37, 214, 235, 385 und 386, 428, 444, 594—596, 707, 664, 766), oder endlich an sichtlich korrupten Stellen fremde Konjekturen aufzunehmen oder auch eigene, die uns meist aus den früheren Veröffentlichungen des Gelehrten sowie aus der Zusammenstellung in Becherts kritischem Apparat bekannt sind; jedoch ist an solchen Stellen Bedacht darauf genommen (praef. XI), dafs die Lesung der Handschriften deutlich erkennbar ist. Hier gehen also Breiter und Bechert verschiedene Wege; denn der letztere kennzeichnet seinen Standpunkt mit den Worten (p. VI): Coniecturas tantum in adnotationes recepi. Bei Breiter lesen wir im Texte V 266 Medos (Konj. v. Bentley st. des überl. medios), V 579 maritam, das, wie wir aus Kleinguenthers Textkrit. Beitr., S. 4, Anm. 1, ersehen, bereits Schrader vorgeschlagen hat; II 28 liest Br. Persea et Andromeden poena matremque dolentem gegen die Tradition, der Bechert gefolgt ist:

Persei et Andromedae poenas etc.

Ein treffendes Beispiel für den Unterschied in der Behandlung der Überlieferung durch Breiter und den noch viel konservativeren Bechert [1]) ist

1) Umgekehrt ist beider Verhalten IV 660, wo Bechert gegen die Handschriften mit Bentley aeternum Trebiam liest, während Br. aeternam beibehält.

II 874, wo Br. Scaligers Konjektur in den Text aufgenommen hat, der demnach folgendermafsen lautet:

Merito Typhonis habentur
Horrendae sedes, quem tellus saeva profudit,
Quum bellum caelo peperit(,) nec matre minores
Exstiterunt partus.

Hier hatte Bechert, Scaligers Interpunktion folgend, den Satz hinter peperit geschlossen und die Lesart der Handschriften exstiterint im neuen, mit nec beginnenden Satze beibehalten. Der Breiterschen Auffassung möchte ich entschieden den Vorzug geben. Auch Kl. (Textkrit. Beitr., S. 31) verwirft Becherts Zeichensetzung, will aber zu dem Plusquamperfektum exstiterant, das nach Ellis' N. M., S. 67, in einigen alten Ausgaben enthalten ist, zurückkehren; nach meinem Urteil sind jedoch die aus Manilius (I 325 und 774) beigebrachten Beispiele für den Wechsel des Plusquamperfekts und Perfekts nicht passend; denn Kl. läfst doch selbst beide Verben (peperit und exstit.) von der Konjunktion cum abhängen: da ist dieser Wechsel ebensowenig möglich, wie wenn man dem Euripides unterstellen wollte, Optativ und Konjunktiv in demselben Finalsatz gebraucht zu haben (vgl. Wilamowitz a. a. O., S. 247).

In dem in neuerer Zeit viel besprochenen (Kl. D. L. Z. 1906, Nr. 44; N. Ph. R. 1906, Nr. 8) Verse I 10:

Das animum viresque facis ad tanta canenda,

wie die Handschriften übereinstimmend angeben, ist der Versuch, ein tu einzuschieben, gescheitert. Denn wer z. B. I 7; II 694, 909, 917, 937; III 568; IV 336, 360, 464, 589, 603, 706, 736, 756, 791, 794; V 176, 238, 300 einsieht, wird zugestehen müssen, dafs Manilius die Apostrophe mit tu nur bei folgendem Eigennamen verwendet. Wenn aber Breiter die Konjektur von Lachmann, der zu Lucr. VI 385 an Stelle des

überlieferten *FACIS*
eingesetzt hat *EXCIS*,

unbedenklich in den Text der Astronomica aufnimmt, so ist das, glaub' ich, ein Mifsgriff: denn unser Dichter gebraucht sonst nirgends das Wort excire, geschweige denn die Wendung vires excire; nur das Simplex kommt ein einziges Mal vor: V 441 alternosque cient motus; er verwendet nur vires dare und facere, z. B. I 253, V 743. Die leichtesten Änderungen wären ja wohl

Das animum viresque et das ad tanta canenda

oder Das animum atque facis vires,

was Kl. D. L. Z. 1906, Nr. 44 vorgeschlagen hat. Ich glaube jedoch, wir müssen facis halten und dem Dichter eine metrische Freiheit zugestehen. Beifall dagegen mufs ich Br. spenden, wenn er zu I 795 seine Konjektur Clausorum (s. Becherts Ausgabe zur Stelle) aufgibt, der Einsetzung des tu durch Kl. Folge leistet und demgemäfs liest:

Emeritus caelum, et tu, Claudi magna propago.

Auch dafür endlich wird jeder, der sich mit unserem Dichter beschäftigt, Breiter dankbar sein, dafs er die Jacobsche Zählung der Verse beibehalten hat. — Mit noch gröfserer Spannung, als wir an die Lektüre der Breiterschen Ausgabe der Astronomica herangetreten sind, sehen wir dem versprochenen (Vorrede p. xi) Kommentar entgegen, der die sachlichen und sprachlichen Erläuterungen bringen soll: hier wird der erfahrene Philolog Gelegenheit haben, uns über vieles die gewünschte Aufklärung oder Begründung nachträglich zu bringen und sich mit Thielscher über das Verhältnis der Handschriften auseinanderzusetzen. Hoffentlich brauchen wir auf diesen sehnsüchtig verlangten zweiten Teil von Breiters Werk nicht zu lange warten. Ich möchte diese Besprechung nicht schliefsen, ohne dem Wunsche Ausdruck zu verleihen, dafs die mit sorgsamem Eifer und unter Aufwand unendlicher Mühe geschaffene Ausgabe des hochverdienten Forschers allen denen, die an diese merkwürdige Dichtung Hand anlegen, als ein monumentum aere perennius deutschen Gelehrtenfleifses in allen Fragen die gewünschte Hilfe bringen möge!

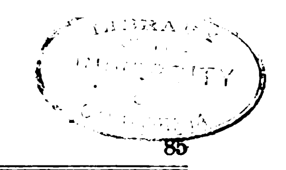
Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

---

40) **M. Rostowzew, Römische Bleitesserae.** Ein Beitrag zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der römischen Kaiserzeit. Mit 2 Tafeln. Drittes Beiheft der Beiträge zur alten Geschichte. Herausgegeben von **C. F. Lehmann-Haupt** und **E. Kornemann.** Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), 1905. XI u. 131 S. gr. 8.

Für die Abonnenten der Beiträge ℳ 6. —; Einzelpreis ℳ 7. —.

Der Petersburger Gelehrte hat sein zwei Jahre vorher in russischer Sprache verfafstes Werk hier in neuer Bearbeitung, nicht Übersetzung, weiteren gelehrten Kreisen zugänglich gemacht und verdient schon um deswillen Dank. Aber das vorliegende Buch bezeichnet auch einen wesentlichen Fortschritt gegenüber dem ursprünglichen Werke, auf das es naturgemäfs vielfach Bezug nimmt. Denn während dieses die Sammlung und



systematische Bearbeitung des vollständigen Materials zum Gegenstande hat, demzufolge auch sehr umfangreich ist, liegt der Schwerpunkt der deutschen Bearbeitung, wie gleich der Untertitel andeutet, in der Verwertung der historischen Ergebnisse des Materials, so dafs also die Tesserae hier in die Reihe der sonst bekannten geschichtlichen Quellen eingeführt werden. Trotzdem die Einzeluntersuchungen des russischen Werkes nur zum Teil Aufnahme gefunden haben, auch die auf den beigegebenen zwei Tafeln sorgfältig ausgewählten Beispiele von Tesserae nur ein beschränktes Bild der Typen zur Anschauung bringen, so ist das vorliegende Buch in seiner übersichtlichen Darstellung doch zur Orientierung und zur Einführung in die ganze Frage vortrefflich geeignet, und es gibt zugleich ein Muster, wie archäologisches Material, auch scheinbar unwesentliches und leicht zu übersehendes, zur Aufhellung bedeutsamer Perioden — hier der römischen Kaiserzeit — geschichtlich zu verwerten ist.

Die Tesserae haben ihre Vorbilder in den griechischen *σύμβολα*, Erkennungszeichen in der Form von Stäbchen oder münzartigen Täfelchen; in Griechenland waren auch Abdrücke privater oder öffentlicher Siegel auf Wachs, Ton und besonders Blei üblich, wovon es nicht blofs in Athen Massenprägungen gab. In Rom wie überhaupt in dem westlichen Römerreiche wurden diese *σύμβολα* nachgeahmt und *tesserae* genannt. Die römischen Bleimarken gehören ausschliefslich der Kaiserzeit an, und steinerne Gufsformen hat man gleichfalls mehrere gefunden. Das schlechte Material, die mangelhaften Inschriften, die Abgenutztheit der meisten Stücke, die keinen Nutzen für die Wissenschaft versprachen, hat sie die Forscher lange übersehen lassen. Verfasser hat sich hierdurch nicht abschrecken lassen und durch fleifsiges Sammeln und Vergleichen sie als oft recht wertvolles geschichtliches Material erkannt. Unwiderleglich weist er nach, dafs man seit Augustus bei Korn- und Geldspenden besondere Marken, eben unsere Tesserae, verwendete, die zum Empfange der Spende berechtigten. In der Tat gibt es deren seit Augustus in nicht unbeträchtlicher Zahl aus Blei wie aus Bronze; sie haben im Laufe der Zeit mannigfache Veränderungen erfahren, wie denn die Bronze als Material seit Nero verschwindet. Auch der Besuch des Theaters wurde seit der Zeit des Augustus durch Tesseren reguliert, die von den Schauspielgebern für ludi aller Art, für Gladiatorenkämpfe, Circus, venationes usw. ausgegeben wurden. Eine so geregelte Kontrolle war wohl geeignet, die Verwaltung mehr und mehr in bestimmte — in die kaiserlichen — Hände zu lenken.

An der Hand der „Tesserae der städtischen und munizipalen *iuventus*“ gibt Verfasser im dritten Kapitel eine lichtvolle und erschöpfende Darstellung der Bedeutung und Organisation der der attischen Ephebie ähnlichen Iuventus unter den Kaisern. Diese sollte nach den Reformen des Augustus eine ernste Vorbildung für den Heeresdienst sein, die körperliche und sittliche Kraft der Jugend heben. Die von ihr veranstalteten Spiele, für deren Geschichte Verfasser eine ganze Anzahl von Tesseren nutzbar zu machen weifs, wurden seit Nero recht sportliche Veranstaltungen, die Iuventus selbst ein Hofpagenkorps, das die regelmäfsige Begleitung des Kaisers bildete — nach dem Vorbilde der Hofeinrichtungen der hellenistischen Zeit. Die Tesseren lassen collegia iuvenum im 2. und 3. Jahrhundert in ganz Italien und den westlichen Provinzen erkennen. Die durchweg sich zeigende Ähnlichkeit mit der Iuventus in Rom läfst darauf schliefsen, dafs die Augusteische Reformation weit über die Grenzen der Hauptstadt hinaus die Jugend zu Pflichtgefühl, zur alten Zucht und alten Religion erziehen sollte. Aber die Ausartung der körperlichen Erziehung zu Sport, die Verirrung der politischen Tätigkeit zu Ruhestörungen und Agitation lenkten von den alten Bahnen ab.

Auch Privatverbände, geschäftliche Genossenschaften aller Art bedienten sich der Tesseren. Wie die letzteren oft der Erklärung solcher Verbände dienten, so lassen sich bei genauer Kenntnis dieser hinwiederum manche Abkürzungen auf den Tesseren auflösen. Da solche Marken sich überall als vortreffliches Kontrollmittel erwiesen, so drangen sie ziemlich früh überall auch in den Privatgeschäftsverkehr ein (bei Badeanstalten, beim Flufsschiffsverkehr und sonst); Händlermarken zeigen sich besonders im 1. und 2. Jahrhundert, der Zeit des mächtigen Aufblühens der Stadt Rom, des schnellen Wachsens der Bevölkerung und des regsten Lebens innerhalb der Mauern der Stadt. Wiederholt verweist Verfasser hier auf ähnliche Einrichtungen in Frankreich, England und Holland.

Neben der Bestimmung der einzelnen Tesseren und dem Nachweis der Rolle, die ihre Verwendung im römischen Leben spielte, vermag Verfasser zum Schlusse auch einiges beizubringen, was einen gewissen Einflufs dieser Marken auf die Entwicklung der römischen Kleinkunst kennzeichnet. Die Kaiserköpfe darauf sind ursprünglich mit besonderer Feinheit ausgeführt, die Stücke mit einer gewissen Sorgfalt hergestellt, bis allmählich die fabrikmäfsige Anfertigung mehr und mehr eine öde Einförmigkeit herbeiführt.

Wohl sind viele Einzelheiten von dem, was in diesem Buche vorkommt, schon von anderen gelegentlich vorgebracht, schon manche tessera ist gelegentlich verwertet; aber den ganzen Gegenstand im Zusammenhange und erschöpfend behandelt zu haben, ist das Verdienst des Verfassers, der ein oft unscheinbares archäologisches Material in die Reihe der geschichtlichen Urkunden eingeführt hat zur Beleuchtung allgemeiner Zustände in der Kaiserzeit.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

41) **Bechtel-Glauser, Sammlung französischer Aufsatzthemata** (mit Dispositionen und Vokabular). I. Teil für die unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Zweite, revidierte, der amtlichen Rechtschreibung von 1902 angepafste Auflage. Leipzig, Julius Klinkhardt [o. J.]. XVI u. 180 S. 8. ℳ 2 20.

Die zweite Auflage unterscheidet sich im ganzen nicht von der ersten, die im Jahrgang 1898, Nr. 16 dieser Zeitschrift besprochen worden ist. So sind jetzt wie damals veraltete Auflagen von Lesebüchern und Grammatiken zugrunde gelegt (siehe Listes des ouvrages auxquels se rapportent les renvois). Gleich das erste dort angeführte Buch z. B.: Anthologie des poètes français, herausgeg. von Benecke, Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1890, existiert gar nicht mehr, es ist ersetzt durch: Choix de Poésies françaises etc., herausgeg. von Engwer, ebenda 1906, ein Buch, das sich auch inhaltlich völlig von ersterem unterscheidet.

Breslau. **Curt Reichel.**

---

42) **K. Afsfahl, Je fünfzig französische und englische Übungsstücke.** Vierte Serie. Stuttgart, Bonz & Co., 1907. 64 S. 8. ℳ —.80.

Mit diesen deutschen Texten zum Übersetzen in das Französische bzw. Englische wird die Sammlung von Aufgaben abgeschlossen, welche bei der württembergischen Zentralprüfung für den Einjährig-Freiwilligendienst gestellt wurden. Wie die Stücke der früheren Serien sind auch diese den verschiedensten Stoffgebieten entnommen. In bunter Abwechslung bringen sie kürzere Abschnitte aus der Geschichte, Geographie, Naturbeschreibung und erfreulicherweise auch aus den Tagesereignissen: z. B. dem russisch-japanischen Kriege, südwestafrikanischen Kriege; sogar die letzte Hauptversammlung des Flottenvereins in Stuttgart ist herangezogen

worden zu einem Exkurs über die Bedeutung der Marine für eine Kolonialmacht. Das sprachliche Gewand der einzelnen Texte zeigt auch hier wieder manches Undeutsche in Wortstellung und Ausdruck: z. B. „angekommen in Moskau, erhält er ...“ (1); „wer würde nicht staunen, wann er vernimmt“ (5); „um des Fuchses Entwischen zu verhindern“ (Engl. 27) u. ä. Bei den Vokabeln, selbst bei selteneren, fehlt leider die Angabe des Geschlechtes, auch sind wiederum selbst für eine Prüfungsarbeit reichlich viele z. T. ganz bekannte Wörter angegeben worden. Im grofsen und ganzen sind also dieselben Ausstellungen zu machen wie bei der früheren Sammlung. Es mag genügen, auf die Besprechung dieser im Jahrgang 1906, S. 522 zu verweisen.

Jüterbog. **M. Prollius.**

---

43) **Jack London, Wenn die Natur ruft.** Neue autorisierte deutsche Übersetzung von **L. Löns.** Mit Illustrationen von C. L. Bull und P. R. Goodwin. Kopfleisten von Heinz Fiermann. Hannover, Adolf Sponholtz, 1907. 202 S. 8. geb. ℳ 5.50.

Der Roman eines Hundes! Man wird es niemandem übel nehmen, wenn er mit einigem Bedenken an die Lektüre eines Hunderomanes geht. Aber jeder wird beim Lesen von Jack Londons „Wenn die Natur ruft“ angenehm enttäuscht sein. Es ist nichts Märchenhaftes, nichts Überspanntes an der Geschichte des braven Buck, auch nichts Plattes oder Gemeines. Der Leser wird über sich selbst erstaunen, dafs er dem Geschick eines Hundes ein so grofses Interesse und so lebhafte Teilnahme entgegenbringt. Das rührt zum Teil freilich daher, dafs auch Menschen darin vorkommen, die des Lesers Aufmerksamkeit erregen, und dafs das Leben in den Schneefeldern Klondykes — da spielt die Geschichte in der Hauptsache — ihm mit grofser Anschaulichkeit vor Augen tritt. Aber die „Hauptperson“ ist weitaus Buck, der Bernhardinerbastard, der, aus seinem beschaulichen Wohlleben auf einem südlichen Landsitz grausam herausgerissen, als Ziehhund schwere Tage erlebt und schliefslich „von der Natur gerufen“ die Freiheit sucht. Etwa ein Dutzend vortrefflicher, farbiger Illustrationen bilden eine besondere Zierde des hübsch ausgestatteten Buches.

Apenrade. **Herting.**

---

44) **Richard Wülker, Geschichte der englischen Literatur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.** Zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage. II. Band. Mit 129 Abbildungen im Text, 14 Tafeln in Farbendruck, Holzschnitt und Tonätzung und 8 Faksimilebeilagen. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1907. VIII u. 571 S. 8. geb. ℳ 10.—.

Kurze Zeit nach meiner Anzeige des I. Bandes dieser Literaturgeschichte in der N. Phil. Rundschau 1907, Nr. 20, S. 575 ff., erschienen zwei andere, recht eingehende Besprechungen, die — namentlich in ihrem gegenseitigen Verhältnis — bemerkenswert sind. Der Privatdozent für englische Philologie Dr. F. Brie in Marburg äufsert sich im Archiv für neuere Spr. u. Literaturen (N. S. XIX, S. 217—222) im wesentlichen anerkennend, rühmt insbesondere sehr die Bearbeitung der neuesten Literatur von Groth im II. Bande und die der amerikanischen von Flügel und bringt dabei eine ganze Reihe von Nachträgen und Berichtigungen. Der Schriftsteller und Übersetzer Dr. M. Meyerfeld aber betrachtet es im *Literarischen Echo* X (15. Nov. 1907, Sp. 248 ff.) nur mit mitleidigem, ja höhnischem Achselzucken, läfst insbesondere an Groths Anteil auch nicht einen guten Bissen und stellt — mit Recht — eine ganze Anzahl Fehler fest. Gegen eine derartige Herabsetzung des Werkes, wie Meyerfeld sie vornimmt, ist nun aber ganz entschieden Verwahrung einzulegen. Selbstverständlich hat Meyerfeld recht — und auch Brie deutet das an — wenn er sagt, Wülker sei kein geistreiches, blendendes Buch wie etwa Scherers oder Scherrs Literaturgeschichten, und es sei ziemlich trocken, beschränke sich auf Mitteilung der nackten Tatsachen und bringe viele Inhaltsangaben. Aber die Kritik hat doch ganz gewifs nicht das Recht, ohne weiteres den Standpunkt des Verfassers, noch dazu eines lang bewährten und allgemein anerkannten Gelehrten, einfach umzustofsen, zu mifsachten und zu sagen, das Buch müfste ganz anders sein! Wülker wollte eben ein Handbuch schreiben, in dem man vor allem die Tatsachen verzeichnet findet, aus dem man lernen und sich belehren kann — als Student, als Lehrer, als gebildeter Mensch überhaupt. Wenn man diesen Standpunkt anerkennt, und das mufs man meines Erachtens unbedingt, wenn man nach Recht und Billigkeit verfährt, so wird man entschieden ein günstiges Gesamturteil fällen müssen, an dem auch die vorhandenen wirklichen Fehler und Versehen nichts ändern. Ästhetisierende, philosophisch-kulturgeschichtliche oder psychologische Literaturgeschichten sind eben eine Sache für sich,

zweifellos von höchstem Werte, aber für den, der in erster Linie Belehrung über die Tatsachen sucht, mitunter gar nicht zu brauchen, wie z. B. die an sich ganz prachtvolle französische Literaturgeschichte von Lansson zeigt.

Demgemäfs halte ich mein anerkennendes Urteil, das ich über den ersten Band aussprach, durchaus aufrecht und dehne es auch auf den zweiten aus, ohne damit leugnen zu wollen, dafs im einzelnen noch manches Versehen mit untergelaufen ist.

Der zweite Band gehört nur etwa zur Hälfte Wülker, der noch die Zeit von der Restauration bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts behandelt (S. 1—272), was den S. 351—606 der ersten Auflage entspricht. „Die englische Literatur der Gegenwart" hat Prof. Ernst Groth übernommen und in den drei grofsen Gruppen, lyrische Dichtung, novellistische Literatur und Bühnendichtung der Gegenwart besprochen (S. 273—412), wobei eine schier unübersehbare Fülle von Namen und Werken an uns vorüberzieht. Ein Urteil über diesen Teil zu fällen, ist aufserordentlich schwer; es kann das eigentlich nur jemand tun, der systematisch die schöne Literatur Englands verfolgt hat und noch verfolgt, was bei uns in Deutschland doch wohl nur wenige Menschen machen. Meyerfeld tut es seit etwa einem Jahrzehnt, wovon unter anderem seine Berichte im „Literarischen Echo" Zeugnis ablegen, aber er scheint dabei so in englisches Fahrwasser geraten zu sein, dafs sein Urteil schon kaum mehr dem deutschen Geschmacke entspricht. So ist er aufs äufserste entrüstet, dafs Groth vor allem die Schriftsteller berücksichtigt hat, die in der Tauchnitz Edition enthalten sind. Nach meiner Meinung ist das ganz richtig; denn Wülkers Literaturgeschichte ist für deutsche Leser geschrieben, der Durchschnittsdeutsche kennt aber zumeist die neueste englische Literatur durch die Vermittlung der Tauchnitz Edition. Der Engländer hinwiederum wird nicht den Wülker zur Hand nehmen. — Den Schlufs bildet Flügels Darstellung der nordamerikanischen Literatur, die ebenfalls sehr reichhaltig ist und den Charakter sachlicher Berichterstattung wahrt.

Zum Beweise, dafs ich nicht blofs nach einem oberflächlichen Eindrucke das Werk günstig beurteile und wohl erkenne, dafs manches hier und da etwas anders sein könnte, knüpfe ich auch an diesen Band einige anspruchslose Bemerkungen und nur solche, die nicht schon Brie oder Meyerfeld gemacht haben. S. 22/23. Bei Colley Cibber konnte auch seine berühmte und lebenskräftige Bearbeitung von Shakespeares Richard III. erwähnt werden (vgl. dazu R. Dohse in den *Bonner Beitr. z. Angl.* II (1899). — S. 71. Die beiden Zeilen über W. Collins können so mifs-

verstanden werden, als ob er überhaupt blofs die beiden genannten Oden geschrieben hätte. — S. 94. Bei Chatterton finden sich einige kleine Ungenauigkeiten; Ch. schrieb noch von Bristol aus, nicht erst in London, im Jahre 1769 an Walpole, und dieser „gute Kenner" der älteren englischen Literatur merkte zuerst gar nichts von den Fälschungen, sondern antwortete sehr gnädig; erst später wiesen ihm Gray und Mason nach, dafs es solche seien (vgl. H. Richter, Th. Chatterton [1900], S. 151 bis 156). — S. 96. Ähnlich ist es bei Wolcot (Peter Pindar); dieser wurde nicht in Jamaika zum Priester geweiht, sondern in London, wohin er eigens zu diesem Zweck zurückreiste. Auch die Bemerkung, dafs der *Lousiade* eine „wahre Geschichte" zugrunde liege, findet sich wieder: Wolcot selbst aber sagt *It was not a louse, but a hair on his plate.* (Vgl. Reitterer, Leben und Werke P. Pindars (Wien 1900), während das in den Anmerkungen erwähnte Buch von Gaehde gar nicht vollständig, sondern nur teilweise als Dissertation erschienen ist). — S. 208. Das Entstehungsjahr von Beckfords *Vathek* ist falsch angegeben; das Werk wurde nicht 1798 gedichtet, sondern erschien 1784 [oder 1786?] in einer unrechtmäfsigen Ausgabe in England und rechtmäfsig erst 1787 in Paris und Lausanne. — Bei den Literaturangaben (S. 542—561, doppelspaltig) wäre unter anderem noch folgendes zu wünschen: zu S. 54. Bei Goldsmith müfste neben Fischers Schrift auch Neuendorff, Die Entstehungsgeschichte des Vicar of Wakefield (Berlin 1903) genannt sein. — Zu S. 76 vermifst man A. Krebs, Ed. Young als Dramatiker (Königsberger Dissertation 1905). — Zu S. 80 fehlt Chr. Gaehde, David Garrick als Shakespeare-Darsteller (Berlin 1904). — Zu S. 151 fehlt Thomas Moores neueste Biographie von St. Gwynn in den *English Men of Letters* (London 1905). — Zu S. 252. Für G. Eliot kommt auch H. Richters Buch, G. Eliot in den „Wissenschaftl. Frauenarbeiten", herausgeg. von Jantzen u. Thurau, Bd. I. Heft 4/5 (Berlin 1907) in Betracht. — Zu S. 316 vermifst man J. Weifsel, J. Thomson der Jüngere (Wien 1906).

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

45) **Clemens Klöpper, Englische Synonymik und Stilistik** für höhere Schulen, Studierende und zum Selbststudium. Breslau, J. U. Kerns Verlag (Max Müller), 1907. VII u. 340 S. 8. ℳ 8.—.

Der Verfasser des vorliegenden Werkes ist rühmlichst bekannt durch seine vielen Veröffentlichungen auf dem Gebiete der neueren Sprachen.

Diese Schriften kommen sämtlich dem praktischen Bedürfnisse in dankenswerter Weise entgegen. Auch dieses neueste Werk hat vor allem praktische Zwecke. Es will dem Benutzer bei dem Studium der englischen Sprache hilfreiche Hand bieten. Der Verfasser teilt sein Werk, wie schon der Titel sagt, in zwei Teile: Synonymik (S. 1—125) und Stilistik (S. 127 bis 299). Ein ausführliches Inhaltsverzeichnis (Wort- und Sachregister S. 300—340) erleichtert den Gebrauch des Buches. Über den Nutzen eines synonymischen Handbuches herrscht keine Meinungsverschiedenheit. Beim Übersetzen aus dem Deutschen ins Englische und umgekehrt ist die Kenntnis der Synonyma notwendig, um ein richtiges Verständnis der fremden Sprache zu erzielen. Darum fordern auch die Lehrpläne Bekanntschaft mit der Synonymik. Für den Schüler freilich wird selbstverständlich eine geringere Anzahl sinnverwandter Ausdrücke ausreichen. Um den Bedürfnissen der Schule entgegenzukommen, hat der Verfasser für die Hand des Schülers eine kleine Ausgabe der Englischen Synonymik bearbeitet, die für diesen Zweck völlig ausreichend ist. Vorliegende Synonymik ist wohl mehr für Studierende und für den Lehrer bestimmt, allenfalls auch für Schüler der oberen Klassen. Sie ist eine Neubearbeitung der im Jahre 1881 erschienenen Englischen Synonymik; gröfsere Ausgabe für Lehrer und Studierende. In deutsch-alphabetischer Anordnung werden 564 Gruppen sinnverwandter Ausdrücke besprochen. Der Verfasser hat sich bemüht, die einzelnen englischen Ausdrücke durch das passende deutsche Wort und meist nur durch dieses allein auszudrücken. Wo eine längere Auseinandersetzung zur Erklärung notwendig erscheint, ist das passendste deutsche Wort Druck durch hervorgehoben; hierdurch wird die Übersicht sehr erleichtert. Auch sind die Beispiele auf ein Mindestmafs beschränkt, aber doch immerhin genügend, um die Bedeutung und den Gebrauch des englischen Wortes hinreichend zu veranschaulichen. Auf etymologische Angaben hat der Verfasser, nach unserer Ansicht mit Recht, verzichtet, dagegen der synonymischen Phraseologie einen weiteren Raum gegönnt. Redensarten, die mit der betreffenden synonymischen Gruppe in Beziehung stehen, sind am Fufse der Gruppe in Kleindruck beigefügt. Mit Recht sind auch solche Wörter und Gruppen aufgenommen, die, streng genommen, nicht synonym sind. Diese Scheinsynonyma z. B. debt, fault, guilt (Schuld); lot, doom, ticket (Los); difficult, heavy (schwer); light, easy (leicht) usw. sind in einem für Nichtengländer und für praktische Zwecke geschriebenen synonymischen Handbuche unerläfslich. Die folgenden

kleinen Ausstellungen, deren Beachtung wir dem Verfasser für eine neue Auflage, die wir seinem Werke gerne wünschen, empfehlen, sollen das Interesse bekunden, mit dem wir das Buch durchgelesen haben. Es würde angebracht gewesen sein, wenn der Verfasser etwa in der Vorrede die Bemerkung eingeflochten hätte, dafs in den meisten Fällen der sächsische Ausdruck der schlichte und einfache ist, während der dem Normännischen entnommene Bestandteil der gewählteren Sprache angehört. Bei Gruppe 32 (Angriff) vermissen wir den Hinweis auf die betreffenden Zeitwörter, in 33 (anklagen) den Hinweis auf die betreffenden Hauptwörter. Auch hätte hier wohl to impeach nicht fehlen dürfen, schon wegen des auf unseren Schulen so oft gelesenen Essay on Warren Hartings. Zu 43: to cite, to quote und to allege hätten wohl unter eine neue Gruppe „anführen" gebracht werden können, statt unter anziehen". Zu 43 (Arzt): Man gebraucht meist (statt: auch) doctor. Gruppe „annehmen" to receive, to accept, to adopt; to suppose vermissen wir ungern. Ebenso vielleicht auch Bank (bench, bank). Unter bauen 59 wäre wohl to erect (a monument) hinzuzufügen. Mitunter können auch Hinweise auf das Französische gute Dienste leisten; z. B. unter bitten 103, dafs to demand (franz. demander) nicht bitten heifst, bei 104 (bleiben) und 383 (Ruhe), dafs to rest (franz. rester) nicht bleiben heifst; in Gruppe 472 könnte daran erinnert werden, dafs to submit nicht mit franz. soumettre zu verwechseln ist. In Gruppe 373 (Rede) füge hinzu (s. Sprache).

Der zweite Teil behandelt in zwei Abteilungen die Stilistik, von denen die erste in zehn Unterabteilungen die verschiedenen Wortarten bespricht, während die zweite Abteilung in drei Abschnitten den englischen Satzbau untersucht. Die Überschriften dieser Abschnitte sind: a) Wortstellung, b) Euphonie des Ausdrucks und Tropen und Figuren, c) der Satz (einfach und zusammengesetzt). Hieran schliefsen sich Proben. Einige kurze Bemerkungen seien uns gestattet. Was heifst S. 129: Ein Diner der Diners: a dinner of dinners? S. 128 K. kürzer und klarer: man und woman im allgemeinen Sinne. Hierzu pafst dann auch das Beispiel: man is mortal. S. 130 unten: das Beispiel to hold up one's head gehört zu S. 196 B_1. An dem deutschen Ausdrucks „in Abrede nehmen" to contest S. 135 nehmen wir Anstofs. Zu S. 136, 4 würden wir to put to death hinzufügen. S. 146, Z. 5 lies prisoners statt prisoner. S. 158, 18: Nicht nur der unbestimmte Artikel, sondern auch ein hinweisendes und unbestimmtes Fürwort oder ein Zahlwort können most voran-

gehen. S. 169, letzte Zeile, mufs in dem Beispiele he had his money in a chest he had got made, das Komma nach chest wegbleiben. Zu S. 182 B: „Ist das Subjekt ein Personalpronomen, so tritt dafür das entsprechende Possessivpronomen ein"; doch wohl nur dann, wenn das Subjekt ein anderes ist, als das des regierenden Satzes; sonst bleibt das deutsche Subjekt unübersetzt, wie in dem Satze: we help ourselves by helping others. — In dem ersten Teile (Wortarten) ist das schwierige Kapitel der Präpositionen in grofser Ausführlichkeit behandelt. Einen wohl allzu breiten Raum beanspruchen die Verben, Adjektive und Substantive in Verbindung mit Präpositionen. Hier wäre weniger besser gewesen, zumal da ja die meisten Grammatiken diese Verzeichnisse bringen.

Trotz dieser Ausstellungen, die bei der Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des gebotenen Stoffes geringfügig sind, möchten wir unser abschliefsendes Urteil über das vorliegende Buch dahin zusammenfassen, dafs wir es als ein für das Studium der englischen Sprache durchaus zweckdienliches Hilfsmittel bezeichnen können. Es wird besonders in denjenigen höheren Schulen gute Dienste leisten, in denen das Englische mehr als das Französische in den Vordergrund tritt.

Aachen. **Heinrich Schmitz.**

---

46) **Meyers Grofses Konversationslexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Fünfzehnter Band. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. 926 S. zu je 2 Sp. 8. geb. ℳ 10. —.

Der vorliegende Band umfafst die Erklärungen von Öhmichen bis Plakatschriften. Die grofse Summe der eingeschlossenen Artikel bekundet die vielseitigste Berücksichtigung alles Wissenswerten. Am Neuesten in der Wissenschaft, Kunstwelt Geschichte und Politik läfst sich am besten feststellen, wie aufmerksam Redaktion und Mitarbeiter alle Fortschritte verfolgen und in ihren Bereich hineinziehen. So findet man unter Persien schon die Anfänge der jetzigen Wirren berücksichtigt, die Folgen des spanisch-amerikanischen Krieges unter Philippinen, die Gründung der Republik Panama und die Wiederaufnahme des Kanalbaues unter den bezüglichen Stichworten. Südwestafrikanisches bietet Ovambo und Otavi. — Das Einrücken des Japanischen Reiches in die Grofsmachtstellung gibt den Biographien der Staatsmänner Okuma und Okubo sowie der Generale Oku und Oyama besonderes Interesse. Für das Verständnis des englisch-japanischen

Zweibundes leistet die sehr ausführlich gehaltene Monographie „Ostindien“ (mit trefflichem Kartenwerk) gar gute Dienste. Zur Orientierung über die Ausgleichskämpfe in Österreich-Ungarn findet man in dem Artikel Österreich ein ausgiebiges Material, das die Verfassungsgeschichte des Nationalitätenstaates bis zu den Tagen der Drucklegung fortführt. Freunde und Feinde des Flottenvereins werden sich aus dem Aufsatz Panzerschiffe die beste Information holen, und alle Interessenten des Schiffsbaues finden in den meisten der mit „Panzer“ beginnenden Artikel reichen Stoff der Belehrung. Im Bereich der klassischen Studien seien aus dem vorliegenden Bande u. a. notiert: Philologie und (gesondert behandelt) Orientalische Philologie, Paläographie, Papyrusrollen; ferner Olympia und Pergamon mit den Berichten über den Stand der Ausgrabungen. — Was der Verlag an Illustrationen jeglicher Art zu leisten vermag, zeigen die mannigfachen Karten und Abbildungen zu den historisch-geographischen und technologischen Artikeln; man vgl. auch noch die Titel: Orden, Ornamente, Orchideen, Pferd, Pflanzen, Pilze.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Die Entwickelung
der
Französischen Litteratur
seit 1830.
Von **Erich Meyer.**
Preis: ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—.

Der Lucidus Ordo
des Horatius.
Ein neuer Schlüssel für Kritik und Erklärung,
gewonnen
aus der Dispositionstechnik des Dichters.
Von
Dr. A. Patin
in Regensburg.
Preis: ℳ 1.20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Lateinisches Übungsbuch
im Anschlufs an Cäsars Gallischen Krieg.

Von
Dr. Friedrich Paetzolt,
Direktor des Königl. Gymnasiums zu Brieg.

I. Teil. Für die Untertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 1—29; Buch II—IV.
Zweite Auflage.
Preis: broschiert ℳ 1.

II. Teil. Für die Obertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 30—54; Buch V—VII.
Zweite Auflage.
Preis: broschiert ℳ 1.25.

Hundert ausgeführte Dispositionen
zu
deutschen Aufsätzen
über
Sentenzen und sachliche Themata
für die obersten Stufen der höheren Lehranstalten.

Von Dr. **Edmund Fritze,**
Professor am Gymnasium in Bremen.

Erstes Bändchen:
a) Entwurf einer Aufsatzlehre.
b) Die ersten 48 Dispositionen.
Preis: ℳ 3.

Zweites Bändchen:
Die letzten 52 Dispositionen.
Preis: ℳ 2.

Griechisches Elementarbuch
für Unter- und Obertertia.

Von
Prof. Dr. **Ernst Bachof.**
Dritte Auflage.
Preis: broschiert ℳ 2.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

52415

Gotha, 7. März. Nr. 5, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

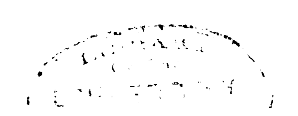
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

47) **J. Bertheau, De Platonis epistula VII^a.** (Diss. philol. Halenses, vol. XVII, pars 2, p. 115—230. 8.) Halle a. S., Max Niemeyer, 1907. ℳ 3.—.

Die endgültige Entscheidung über die Echtheit oder Unechtheit der platonischen Briefe hat H. Gompertz mit Recht eines der dringendsten Desiderata der Platoforschung genannt; denn aus der Annahme ihrer Echtheit ergeben sich die weitgehendsten Konsequenzen für die Abfassungszeit der platonischen Schriften. Christ u. a. haben schon aus ihren Angaben den Schlufs zu ziehen gewagt, dafs die Dialoge Timäus, Sophistes, Politikus ums Jahr 365 verfafst sind. Wenn man mir die Echtheit des siebenten Briefes zugibt, so glaube ich sogar den Nachweis führen zu können, dafs Überweg mit seiner Behauptung recht hatte, es sei kaum ein einziger der uns erhaltenen Dialoge vor Platos erster Reise nach Sizilien (388) verfafst worden. Zumal für die Abfassungseit der Apologie, des Gorgias und Phädrus, der Republik, des Phädon und der Gesetze gibt uns dieser Brief die wichtigsten Anhaltspunkte. Bertheau hat nun zunächst das Verdienst, die stilistischen Untersuchungen seiner Vorgänger durch



dankenswerte Beiträge ergänzt zu haben. Für den schwächsten Teil der Dissertation halte ich mit Wendland (Berl. Phil. Wochenschr. 1907, S. 1014—1020) seinen Versuch nachzuweisen, dafs wir es hier nicht mit einer Tendenzschrift, sondern mit einem wirklichen Privatbrief Platos zu tun haben; für den wertvollsten Teil dagegen den 93 Seiten umfassenden Kommentar, dessen Wert man erst dann richtig abschätzen lernt, wenn man die wunderlichen Mifsverständnisse der meisten älteren Gelehrten dagegenhält. In der Absicht, den Kommentar nutzbringender zu gestalten, möchte ich nun einige Ergänzungen bzw. Berichtigungen vorschlagen. — p. 323 E: ἐπεστείλατέ μοι νομίζειν ist mit δεῖν zu verbinden; dieser Pleonasmus findet sich nach Vb. der Aufforderung auch Gorg. 512 C; Leg. 10, 890 A. — p. 324 D: ὁρῶν δή που ist anakoluthisch; der abgerissene Faden wird erst mit ἃ δὴ πάντα καθορῶν wieder aufgenommen, wie Leg. 3, 713 C und 10, 904 A B. — ἄνδρα πρεσβύτερον ist ein urbaner Ausdruck für γέροντα. — p. 326 C: σώφρων δὲ οὐδ᾽ ἂν μελλῆσαί ποτε γενέσθαι (erg. δύναιτο) las Cicero (Tuscul. 4, 35. 100) und nicht μελλήσαι. — p. 326 D: ἴσως μὲν κατὰ τύχην erklärt Plutarch (Dio 4) richtig durch θείᾳ τινὶ τύχῃ ... κατ᾽ οὐδένα λογισμὸν ἀνθρώπινον. — p. 328 C: δεῖν πειρατέον εἶναι gehören zusammen; ähnlich p. 352 A; Civ. 7, 535 A; Alc. 2, 144 D. — μή δόξαιμί ποτε ἐμαυτῷ παντάπασι λόγος μόνον ἀτεχνῶς εἶναί τις las auch Plutarch (Dio 11). λόγος τις bedeutet den Worthelden, wie λῆρος den Schwätzer und γέλως den Lächerlichen: Theaet. 166 A und 176 D. — p. 329 A: πολλοῦ γε καὶ δεήσει. Das ungewöhnliche γε καὶ findet sich Aesch. Prom. 960. — p. 335 B: περὶ τὸ φαγεῖν mufs mit Ast gelesen werden; das einfache φαγεῖν pafst nicht in die Konstruktion. — p. 335 D: λάμψασ᾽ ἂν ἱκανῶς δόξαν παρέστησεν πᾶσι τὴν ἀληθῆ ist eine gute Verbesserung Karstens für das überlieferte λάμψασαν. ἂν darf im irrealen Satze nicht fehlen; λάμψασα pafst zu φιλοσοφία besser als λάμψασαν zu δόξαν. Letzteres hat sein eigenes Attribut in τὴν ἀληθῆ. — p. 335 E: ὁ Δίωνα ἀποκτείνας geht auf Kallippos, den intellektuellen Urheber der Ermordung Dions — Das pleonastische ὡς nach ὅ τι ist nicht zu streichen; vgl. Hipp. mai. 281 C; Civ. 5, 470 D. — 336 B: παρὰ πᾶσιν ἀνθρώποις γενομένη ἀπέσωσε (αὐτούς). Auf die Ergänzung von αὐτούς hat schon Hermann hingewiesen. Dies Pronomen fehlt sehr häufig bei Pl. — ἀμαθία bezeichnet in Pl.s letzten Schriften nicht die Unwissenheit,

sondern die Unerzogenheit: Tim. 88 B; Leg. 3, 689 A. — p. 337 B: τῶν Ἑλλήνων οὓς ἂν πυνθάνωνται ἀρίστους ὄντας ist nach Cod. A zu schreiben. Das Relativ steht häufig hinter seinem Genetiv: Civ. 4, 426 D; Leg. 6, 770 D; 11, 923 C. Dafs die Vermittler auch aus fremden Städten geholt werden sollen, ist p. 337 C mit οἴκοθεν μεταπέμπεσθαι angedeutet. — p. 340 A: τοῦτό γε οὖν ἔπραξα ὄντως = diese Rettung wurde mir auch wirklich zuteil; σωτηρία ist aus τὸ τρίτον τῷ σωτῆρι zu entnehmen, welches aber seinerseits mit ἐλθὼν zu verbinden ist. — p 341 C: ὡς τἄλλα (nicht ἄλλα) μαθήματα ist am besten überliefert; auch die Philosophie ist ein μάθημα: Civ. 6, 505 A. — p. 341 D: γραπτέα εἶναι pafst nicht zu ἱκανῶς. Man mufs mit Kirchhoff γραπτά lesen. — εἰς φῶς τοῖς πᾶσι προαγαγεῖν. Das besser überlieferte τοῖς πᾶσι hat auch Orig. c. Cels. 2, 76. — p. 342 E: τὸ ποῖόν τι bezeichnet die mannigfachen Verbindungen (Relationen) des Seienden (der Idee): Civ. 2, 368 E; 369 A. — p. 343 C. Dieser schwierige Satz ist schon von Sauppe richtig erklärt worden. ἕκαστον εὐέλεγκτον παρέχεται heifst: ein jedes läfst sich leicht widerlegen. τῇ ψυχῇ λόγῳ = der Seele dem Denken nach; κατ' ἔργα αἰσθήσεσιν = den Sinneswerkzeugen der realen Wirklichkeit nach. — τὸ προταθὲν τῶν εἰδώλων (das Den Sinnen dargebotene Abbild) ist verschieden von dem ποῖόν τι. Letzteres ist auch in der Ideenwelt vorhanden. — p. 343 E: μόγις ἐπιστήμην ἐνέτεκεν εὖ πεφυκότος. Zu ergänzen ist διδασκάλου, und nicht πράγματος. Vgl. Parm. 135 A B. — ὡς ἡ τῶν πολλῶν ἕξις (τὰ μὲν) πέφυκε, τὰ δὲ διέφθαρται. Das dem τὰ δὲ entsprechende τὰ μὲν ist stillschweigend zu ergänzen: Apol. 18 D; Leg. 1, 629 D; Xen. Cyrup. 4, 5. 16. — p. 344: τὸν μὴ ξυγγενῆ τοῦ πράγματος οὔτ' ἂν εὐμάθεια ποιήσειε —. ποιεῖν bedeutet: dazu machen, nämlich zu einem ξυγγενής. Conv. 196 E: ποιητὴς ὁ θεὸς οὕτως ὥστε καὶ ἄλλον ποιῆσαι, nämlich ποιητήν. — p. 344 D: μῦθός τε καὶ πλάνος bezeichnet die „zwangslose Plauderei" im Gegensatz zur streng methodischen Untersuchung. — p. 344 E: φιλοτιμίας δὲ αἰσχρᾶς, εἴπερ, ἕνεκα (αὐτὰ ἔγραψεν). εἴπερ drückt den Zweifel aus, ob das p. 341 B bezeichnete Gerücht wahr ist; ebenfalls isoliert steht es Civ. 6, 497 E; Euthyd. 296 B. — p. 345 C: κατὰ νόμους ⟨δὲ⟩ ἐπιτροπεύοντος. Das schon von Stephanus eingesetzte δὲ führt den Leser irre, als ob der noch unmündige Hipparinus Vormund seines Vaters hätte sein können. — p. 346 D: ἔφην εἰς τὴν ὑστεραίαν

ἀπαγγέλλειν (Cod. A) brauchte nicht geändert zu werden. Die Zukunft ist schon mit εἰς τὴν ὑστεραίαν angedeutet. — p. 347 E: οὐδὲν γὰρ ἔτι πλέον ἂν ᾤμην ποιεῖν. Die Konstruktion verlangt ἄν. Auch der Nachahmer dieser Stelle (Ep. 3, p. 316 A) schreibt: ὅπῃ πλέον ποιεῖν ἂν ᾠήθην. — p. 348: τίνα τρόπον ἀνασοβήσοι με μηδὲν ἀποδοὺς τῶν Δίωνος = Wie er mich mit Gewalt zurückhielte (wörtlich: in den Käfig zurückscheuchte), ohne mir etwas von Dions Eigentum auszuhändigen. Letzteres war nämlich die Bedingung für Platos Bleiben gewesen. Bertheau übersetzt ἐκφοβεῖν mit forttreiben; auch der Nachahmer (Ep. 3, p. 318 A) hat den Satz völlig mifsverstanden. — p. 351 C: οὔ τι δι' ὀλιγίστων θανάτων καὶ φυγῶν soll die Reform stattfinden, wie auch p. 331 D verlangt wird. — Die durch Berthau gebilligte Konjektur von Blafs: ὅ τι δι' ὀλιγίστων ist also falsch. Besser als φυγῶν ist das von Cod. A erhaltene φόνων (vgl. Leg. 3, 682 E). Es ist hier von Verbrechen die Rede, die auch an den Nachkommen gesühnt werden sollen [1]). — Die angeführten Beispiele dürften wohl gezeigt haben, dafs die platonischen Briefe auch für den Grammatiker und Textkritiker immer noch eine gute Fundgrube sind.

Schöneberg **Rudolf Adam.**

---

48) **Eberhard Nestle, Septuagintastudien V.** Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königlich Württembergischen evangelisch-theologischen Seminars Maulbronn. 1907. 23 S. 4. ℳ 1.—.

Seit ungefähr 20 Jahren hat der gelehrte Verfasser eine Reihe von wissenschaftlichen Beilagen zu den Programmen der Anstalten, an denen er gewirkt hat oder noch tätig ist, als Früchte seiner Studien zur griechischen Bibelübersetzung der Septuaginta erscheinen lassen. So gab er im ersten Programm (in Ulm 1886 erschienen) uns Beiträge zur Geschichte der Sixtina, im zweiten (Ulm 1896) Nachträge dazu und Bemerkungen über den Codex Vaticanus, dessen Text als die älteste und wichtigste Grundlage für eine Ausgabe der LXX angesehen werden mufs. Das dritte und vierte (Maulbronn 1899 und 1903) lieferten Bemerkungen zu den Apokryphen des Alten Testaments. Am Anfang des vierten Programms suchte er mit seinen Kenntnissen der Septuaginta Harnack hilfreiche Hand zu bieten.

1) Die hier vorgeschlagenen Lesarten finden sich gröfstenteils in dem mir nachträglich zugegangenen 5. Bande der vortrefflichen Platoausgabe von Burnet.

UNIV. OF

Dieser hatte in seinem Buche über die „Mission und Ausbreitung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten“ (1. Aufl. Leipzig 1902) die Akten über das angebliche Apostelkonzil in Antiochien, wie sie Bickell aus dem Cod. Monac. Gr. 380 saec. XIV in seinem Kirchenrecht veröffentlicht hatte, wieder abdrucken lassen und zu der Stelle *ἐχορτάσθησαν ὑείων καὶ ἀφῆκαν τὰ κατάλοιπα τοῖς νηπίοις αὐτῶν* trotz seines eminenten Wissens auf dem Gebiet der altkirchlichen Schriftsteller bemerkt, dafs dieses Zitat bisher nicht nachgewiesen sei. Nun zeigt Nestle, dafs diese Stelle wörtlich sich in den LXX Ps. 17, 14 im Cod. Vatic. und also auch bei Swete findet. Nach Hupfelds Übersetzung lautet sie: „sie sind reich an Söhnen und lassen ihren Überflufs ihren Kindern.“ Für *υἱείων* ist also *υἱῶν* zu lesen; doch findet sich in lateinischen Schriften hierfür auch die Übersetzung suilla und porcina, und Augustin bemerkt: Ubi dictum est „Saturati sunt porcina“ nonnulla exemplaria „Saturati sunt filiis“ habent. Leider ist diese Auseinandersetzung der neuen Auflage von Harnacks Werk nicht zugute gekommen, da derselbe den ganzen Abschnitt jetzt weggelassen hat, nicht als ob er an ihm irre geworden wäre, sondern weil er ihm an dieser Stelle unnötig erschien. Das vorliegende fünfte Heft von Nestles Septuagintastudien ist veranlafst durch das Erscheinen des ersten Heftes der grofsen Cambridger Septuagintaausgabe von Brooke und Mc Lean (1906). Dieses Erscheinen, sagt Nestle, ist ein so wichtiges Ereignis auf dem Gebiet der alttestamentlichen Textkritik, dafs es wohl gerechtfertigt ist, ihm die erste Fortsetzung zu widmen, die ich von diesen Studien seither veröffentlichen kann.

Swete hat in seiner Ausgabe der LXX den Text der vatikanischen Handschrift aufs genaueste wiedergegeben. Nur da, wo diese ihn in Stich liefs, legte er einen anderen Kodex zugrunde. Wie wenig aber eine Ausgabe befriedigen kann, in welcher der Text einer Handschrift mit allen ihren Fehlern wiedergegeben und keine Textesgestaltung versucht ist, liegt auf der Hand. So hat denn auch Nestle (Septuagintastudien III, S. 23) sowohl diesen Grund als auch andere angeführt, um darzutun, dafs die Swetesche Ausgabe nicht in jeder Beziehung befriedigen könne. In der vorliegenden Schrift äufsert er sich dahin, dafs trotz der deutlichen Erklärung der Herausgeber diese Ausgabe als etwas Abschliefsendes, gar als die echte Septuaginta angesehen und so für die alttestamentliche Textkritik verwertet, diese aber dadurch irregeführt worden sei. Als Beweis dafür führt er R. Kittels Biblia Hebraica (Leipzig 1905/6) an, welche

die Spuren davon in manchem, was sie biete und was sie nicht biete, trage. In dieser fehlen Gen. 5, 25 u. 26 für Mathusala die abweichenden Zahlen der LXX (167 und 802 statt 187 und 782), weil im Text der alexandrinischen Handschrift, welche Swete abdruckte, die echten Zahlen nach denen des hebräischen Textes korrigiert sind — und zwar erst von zweiter Hand. Ältere LXX-Ausgaben, fährt er fort, hatten das Richtige, von dem durch diese falsche Benutzung von Swete kein Leser von Kittels Biblia Hebraica etwas erfährt. Ebenso fehlt bei Kittel eine Bemerkung zu Gen. 10, 22, dafs im Gegensatz zu unserem hebräischen Texte die griechische Überlieferung sechs Söhne des Sem kennt und dem sechsten den Namen Kenan gibt. Dieser Name stand in den Ausgaben vor Swete, ist aber im alexandrinischen Kodex dem hebräischen Texte zu Liebe, der nur fünf Söhne kennt, gestrichen und daher auch von Swete nicht aufgenommen worden. Und doch ist diese Korrektur erst nachträglich erfolgt, wie selbst Swetes Apparat zu erkennen gibt; da heifst es: „sub ras. 10 circ. litt.“! Zu Gen. 27, 38 bemerkt Kittel, dafs die Septuaginta Lucians die Worte *κατανυχθέντος δὲ Ἰσαὰκ* hinzugefügt habe. Da Lucian eigenartige Quellen benutzt habe, sagt Nestle, müsse jedermann fragen, wie er zu diesem Zusatz gekommen sei; in Wahrheit aber seien diese Worte kein Zusatz, sondern gehörten der echten Septuaginta an; in allen früheren Ausgaben der LXX hätten sie gestanden, aber seien von Swete beseitigt, weil sie sich im Cod. Alex. nicht gefunden hätten. Nestle gibt noch mehr Beispiele an; doch werden die angeführten genügen, um darzulegen, wie leicht die Swetesche Ausgabe irre führen könne und wie richtig Alfr. Rahlfs in den Göttinger Gel. Anzeigen 1907 über Kittels Biblia Hebraica geurteilt habe. Dafs Kittels Werk auch in anderen Beziehungen nicht völlig den Hoffnungen, die man von ihm gehegt hat, entspricht, will ich hier nicht weiter auseinandersetzen.

Konnte man der Sweteschen Ausgabe vielleicht noch zugute halten, dafs sie fast ausschliefslich den Text einer Handschrift wiedergab, jede eigentliche Bearbeitung des Textes ausgeschlossen war, weil sie als Vorarbeit und Grundlage für die neue grofse Cambridger Ausgabe angesehen werden wollte, so kann man dies dieser grofsen Ausgabe gegenüber nicht tun. Für die Genesis lag bis Cap. 46, 28, da der Codex Vaticanus fehlte, der alexandrinische, nur für den kleinen Rest der vatikanische, ganz wie bei Swete, zugrunde. Nur wo die Texteslesart sich durchaus nicht rechtfertigen liefs, nahm Swete eine Änderung vor; es waren dies nur wenige

Stellen. In der zweiten Auflage, welche acht Jahre nach der ersten erschien (im Jahre 1895), wich er von seinen äufserst konservativen Grundsätzen etwas mehr ab und lies Besserungen an ungefähr 20 Stellen eintreten. Nestle führt an, dafs in der grofsen Ausgabe von Brooke und Mc Lean nach Swetes Vorgang an 39 Stellen Abweichungen vom Texte der Handschriften gemacht worden seien; an nur 3 Stellen habe sie weitere Änderungen eintreten lassen: Gen. 8, 2: *ἐπεκαλύφθησαν* für das handschriftliche *ἀπεκ.*, 20, 14 *Ἀβραάμ* für *αβραμ* und 24, 24 *τῷ Ναχώρ* für *αυτω N.* Mehr als wunderlich mufs es erscheinen, wenn Gen. 49, 1, wo die Handschrift *ἡμέρων* (für *ἡμερῶν*) bietet, diese Form mit dem fehlerhaften Akzente beibehalten ist. Nestle sagt (S. 7) über die Akzentuation: „der Alexandrinus hat keine Akzente; nur zum Anfang 1, 1—25 bemerken Brooke und Mc Lean: Multa evanida rescripsit A^d, qui etiam accentus addidit; im Cod. Vaticanus sind sie auch nicht von erster Hand." Dazu kommt, dafs der Gen. *ἡμερῶν* in dem Teil der Genesis, der den Cod. Alex. zur Grundlage hat, mindestens zwölfmal vorkommt, im anderen Teil, der dem Cod. Vat. folgt, er sich Cap. 47, 8 noch findet. Und trotzdem wird der Akzent nicht verändert! Wir müssen Nestle völlig beistimmen, wenn er darauf hinweist, dafs schon Grabe in seiner Ausgabe, die jetzt ihr 200jähriges Jubiläum feiere, die von ihm überaus hochgeschätzte Handschrift (den Cod. Alexandr.), welche er seiner Ausgabe zugrunde legte, in der Genesis an mehreren hundert Stellen verbessert habe. Er ist der Ansicht, dafs, wenn die Herausgeber nicht so weit hätten gehen wollen, sie wenigstens das Richtige an den Rand hätten setzen müssen. Nestle hat am Schlusse unseres Programms (S. 21—23) eine Liste derjenigen Stellen des Cod. Alex. aufgestellt, an denen die Lesart desselben von keiner einzigen Handschrift geteilt wird. Solche finden sich, sagt er, mehr als 150; bei den meisten ist es ohne weiteres klar, dafs die Textlesart reine Willkür oder Gedankenlosigkeit des Schreibers von A ist. Wer nicht glauben wollte, sagt er weiter, dafs eine so kostbare und alte Handschrift wie diese so viele Willkürlichkeiten und Fehler bieten sollte, und wer gerade bei der Genesis Bedenken tragen möchte zu ändern, weil da A zu unseren ältesten Zeugen gehört, der nehme die letzten Kapitel der Genesis, für die uns der Vaticanus erhalten ist, und sehe einmal diese durch.

Warum macht aber Nestle den Vorschlag, an den Rand die richtige Lesart zu stellen und nicht in den Text, soweit es möglich ist

diese aufzufinden? Den Anfang dazu haben ja Brooke und Mc Lean selbst schon gemacht, indem sie alle ihre Abweichungen von der Handschrift (was diese bietet, wird selbstverständlich unter dem Texte verzeichnet) im Text durch ein kritisches Zeichen (†) kenntlich machten.

Nestle hat sich der Mühe unterzogen, eine teilweise Nachvergleichung des Cod. Alex. vorzunehmen und ist dabei zu dem höchst günstigen Resultat gelangt, dafs Versehen nur in Kleinigkeiten stattgefunden. Das einzige gröfsere Versehen ist Gen. 25, 4, wo der Eigenname daselbst nicht, wie angegeben γεφαρ, sondern γεφαρι lautet. Mit der Interpunktion ist er an einigen Stellen nicht einverstanden; diese sei bisweilen nicht nach dem Befunde der Zeugen, sondern nach der eigenen Textauffassung erfolgt, besonders in den poetischen Stellen, z. B. 49, 17, wo Swetes Komma am Ende des Verses besser sei als das jetzt eingeführte Kolon (ein Komma setzt auch Lagarde in seiner Ausgabe von 1883); aber auch in prosaischen, wie 44, 18 f., wo die grofse Cambridger Ausgabe entsprechend unserem gegenwärtigen hebräischen Text habe: *σὺ εἶ μετὰ Φαραώ. κύριε.* Da die Handschrift deutlich *κύριε* mit dem Vorhergehenden verbunden und ein Kolon hinter demselben habe, so hätte dies mindestens im Apparat vermerkt werden müssen. Nestle vermifst ungern die liturgischen Einträge der Handschrift, wenn in ihr Anfang oder Schlufs eines kirchlichen Lesestücks verzeichnet sei, auch einen Abdruck der ihr vorangestellten Liste der biblischen Bücher, endlich innerhalb des Textes eine Bezeichnung, wo Spalte, Seite oder Blatt der Handschrift wechseln.

Von S. 8 an macht Nestle ausführliche Mitteilungen über den kritischen Apparat, der, wie er mit Recht bemerkt, den eigentlichen Wert der Ausgabe ausmacht. Über die Reichhaltigkeit desselben habe ich eingehender in meiner Besprechung der Ausgabe von Brooke und Mc Lean in dieser Zeitschrift 1907, S. 339/341 gehandelt. Auffallend erscheint es Nestle, dafs unter den Varianten, welche Holmes und Parsons aus Handschriften anführten, Gen. 1, 2 *τοῦ ἀβύσσου* aus „125“ fehlte (und doch gehörte diese Handschrift sogar zu den von ihnen ausgezogenen!); ebenso dafs unerwähnt geblieben ist, dafs die 2, 24 bei Brooke-Mc Lean nur aus der indirekten Überlieferung bezeugte Lesart *ἀντί* nach Holmes-Parsons auch durch „20“ der direkten bezeugt sei. Schliefslich zeigt Nestle, wie neben der Verwandtschaft der Handschriften untereinander auch die Ver-

wandtschaft eines handschriftlich bezeugten Textes mit den Übersetzungen und Zitaten zu beachten sei.

Bei einer so grofsen Fülle des Apparats wird die Übersichtlichkeit sehr erschwert. Es empfiehlt sich daher Wiederholungen zu vermeiden und besonders die Bemerkungen, welche über die Akzente, über Spiritus, über Interpunktion, über ν ἐφελκυστικόν, über ι subscriptum, über die liturgischen Einträge, über das Wechseln des Blattes oder der Spalte der Handschrift nötig erscheinen, in Prolegomenis oder am Ende, vorläufig bei jedem Buche, wie hier, später zusammengefafst anzugeben und nur in besonderen Fällen den Apparat damit zu beschweren. Besonders bei den Eigennamen fehlt jeder Aufschlufs über die Akzente. Nestle sagt mit Recht, dafs in dieser Hinsicht Swete den durchaus unberechtigten Grundsatz gehabt habe, to fall back upon the accentuation of the Massoretic Text, und dafs die grofse Ausgabe ihm gefolgt sei. Aber die Akzentuation der Massoreten ist uns ganz gleichgültig; wir wollen wissen, wie die Griechen akzentuiert haben und wie weit die massoretische Überlieferung auch anderweitig bezeugt ist. Wir lesen bei Nestle S. 8, ein Hilfsmittel zu entscheiden, seit wann die Juden die Wörter auf der vorletzten Silbe betonten, sei die Betonung der Eigennamen, wie Adam, Thamar. Im N. T. drucke z. B. Matth. 1, 3 nur Tregelles (neuerdings auch Blafs) Θαμάρ, alle anderen (auch Nestle in der Stuttgarter Ausgabe) Θάμαρ. Er fragt nach dem Grunde, ob sie das tun nur dem massoretischen System zu Liebe oder weil auch die griechischen Handschriften so haben. Das letztere bezweifelt er. Eigentümlich hilft sich Lagarde, indem er bei Eigennamen die Akzente ganz wegläfst. Was Nestle S. 7 f. über die doppelte Schreibung Ἁβραάμ und Ἀβραάμ sagt, kann mich nicht befriedigen. Blafs in seiner Gramm. des Neutest. Gr. § 4, 4 (1. Aufl.) meint zwar, dafs eine schwierige, ja unlösbare Frage die betreffs des Spir. asper oder lenis bei semitischen Wörtern sei; die handschriftlichen Zeugnisse seien an sich wenig vertrauenswürdig und unter sich keineswegs einig. Rationell erscheint ihm das, was Westcott-Hort durchgeführt haben, denen sich Swete anschlofs, ohne Rücksicht auf die Überlieferung, vgl. noch Winer-Schmiedel Gramm. des N. T. § 5, 10 f. und Herm. Roensch (Itala und Vulgata), 2. Aufl., S. 462 f. Ob ferner ι subscriptum oder adscriptum in den Handschriften steht, ist ganz gleichgültig, da ι subscr. erst seit der byzantinischen Zeit, regelmäfsig seit dem 15. Jahrhundert in ihnen sich findet. Ich füge hier hinzu, dafs θνήσκω in der grofsen Cambridger Aus-

gabe stets ohne ι subscr. geschrieben wird, wohl aber ζῆν, ἀριστᾶν, τελευτᾶν. Die 2. Pers. Sing. Med. u. Pass. findet sich nur auf η (nicht auf ει), wie φοβῆ, φάγῃ, ἔσῃ, auch δύνῃ (freilich bei Lagarde δυνήσει) 15, 5; wir lesen die Formen εὐλόγησα und ηὐλόγησα (bei Lagarde nur εὐλόγησα) usw., aber nur εὐλογημένος, ferner ηὔξατο, ἠδύνατο neben ἐδύναντο (Lagarde hat aber 37, 4 u. 45, 3 ἠδύναντο), ἠδυνάσθην 30, 8 (Lag. ἐδ.), ηὑρίσκετο 5, 24 (Lag. εὑρ.), ferner ἴδον κτλ., viel seltener εἶδον (bei Lag. stets εἰδ.), Imper. stets ἴδε, ebenso wie immer das sehr oft vorkommende λάβε, stets auch πίε; mit Aspiration ἐφίδοι 31, 49 und ἐφιδών 16, 13 (Lag. ἐπίδοι und ἐπιδών), vgl. dazu Winer-Schmiedel 5, 10, a. und Reinhold de graecitate patrum apostolicorum S. 36. Ferner εἶπα κτλ., 3. pl. εἶπαν, weit seltener εἶπον, Imp. εἰπόν (vgl. dazu Schmiedel 6, 7d), Part. εἴπας, Inf. εἰπεῖν; auch ἤλθατε, ἦλθαν 47, 18, ἀπέλθατε, παρελθάτω 30, 32, προελθάτω 33, 14, ferner ἤνεγκα κτλ., Imp. ἔνεγκον, Part. ἐνέγκας, dazu Imp. Med. ἔνεγκαι 27, 13 (vgl. hierzu Schmiedel 13, 13, S. 112). Neben εὕρομεν 47, 25 findet sich auch εὕραμεν 44, 8 (Lag. εὕρομεν), ἐμβάλατε 44, 1 u. 2 (Lag. ἐμβάλετε), καθεῖλαν 44, 11, εἵλατο und εἵλαντο in verschiedenen Compositis. Neben ἦλθον (3. P. pl.) findet sich auch ἤλθοσαν 8, 19; 12, 5; 14, 7; neben ἔφαγον auch ἐφάγοσαν 18, 8, aufserdem ἐγεννῶσαν 6, 4 und αἰνέσαισαν 49, 8; vgl. hierzu Act. 17, 27, wo Blafs in seiner Ausgabe ψηλαφήσαισαν ἢ εὕροισαν liest, vgl. auch Blafs Gr. 20, 5 und Schmiedel 13, 14, Anm. 14, S. 113. Von δίδωμι ist der Opt. Aor. stets die hellenistische Form δῴη, von ἵστημι finden wir ἀπεκαθίστων 29, 3, neben ἀνάστηθι auch ἀπόστα 19, 9; ferner ἱστήκει 19, 27, παριστήκει 18, 8; 45, 1; ἱστήκεισαν 18, 2 (was Schmiedel S. 100, Anm. 5 sagt, ist nicht zutreffend). Von ἥκω lesen wir ἥκαμεν 47, 4, ἥκατε 42, 7 u. 9, aber Imper. ἥκετε 45, 18, von στηρίζω ἐστήρισα 27, 37, aber ἐστηριγμένη 28, 12 und ἐπεστήρικτο 28, 13, von οἴγνυμι ἤνοιξεν 44, 11, ἠνοίξαμεν 43, 21, διηνοίχθησαν 3, 7, ἠνέῳξεν 8, 6 und ἠνεῴχθησαν 7, 11, von ἐργάζομαι Fut. 2. P. ἐργᾷ 4, 12 und 29, 27 (Veitch in seinen Greek Verbs führt nur die zweite Stelle an); als besondere Formen führe ich noch an ἐκέκραξεν 41, 55 (auch Act. Apost. 24, 21, vgl. Reinhold S. 73), ἁγιόχασιν 46, 32 (Lag. ἀγηόχασιν), die mir ganz unbekannte Form πριάσασθαι 42, 10 (Lag. πριᾶσθαι), während 43, 20 πρίασθαι und 43, 2 πρίασθε steht. Anstofs nehme ich an δ' in der Stelle 16, 6 χρῶ αὐτῇ ὡς δ' ἄν σοι ἀρεστὸν ᾖ (bei Lag. fehlt δ'), an 44, 20 παιδίον νεώτερον γήρως αὐτῷ, weil der Gen. bei den LXX stets γήρους (z. B. 37, 3), der Dat.

γήρει heifst (Lagarde *ἐκ γήρους*), endlich an *πᾶν χόρτον* 1, 29, während es sonst als Masc. gebraucht wird, wie 1, 30; 3, 18 (Lagarde *πάντα χόρτον*).

Dem Lob, welches Nestle der Ausgabe wegen der grofsen Korrektheit des Druckes gespendet hat, kann ich voll und ganz beistimmen. Ihm ist als einziger Fehler im Text 15, 16 ein fehlendes Jota subscriptum aufgestofsen, mir noch ein fehlender Spiritus bei *οὐκ* 43, 22, S. 128.

Wer für die Septuagintastudien einiges Interesse hat, wird die vorliegende Schrift Nestles nicht ohne vielfache Belehrung aus der Hand legen.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

49) **Gaetano Curcio, Poeti latini minores,** testo critico, commentato (da G. C.), volume II fasc. 1. Appendix Vergiliana: Priapea. Catalepton Copa Moretum. Catania, Fratelli Battiato, 1905. XVI u. 188 S. gr. 8. Lire 5.

In dieser Ausgabe werden für die Priapeia und Catalepton folgende Handschriften benutzt: **Bruxellensis** 10615 ff., **Urbinas** 353, **Helmstadtiensis** 332, **Monacensis** 18895, **Rehdigerianus**, **Arundelianus**, **X Vossianus** 78. **U** ist zuerst vom Herausgeber verglichen. Zu Copa und Moretum hat er den Vaticanus 3252 **Bembinus**, von dem ein Faksimile mitgegeben ist, neu verglichen und einige Fehler in den früheren Kollationen berichtigt; teilweise benutzt hat er noch Vatic. 2759, 1576, Urb. 350, und aus Vatic. 1577 und 1474 hat er dazu noch Glossen mitgeteilt, die aber ihm selbst in der Tat nicht viel bedeuten.

In ausführlichen, bisweilen weitschweifigen Prolegomena wird in durchaus klarer Darstellung berichtet über Texttradition, Titel, Chronologie, Auctor, Inhalt, Kunst, Stil, Sprache der betr. Stücke. Die metrischen Auseinandersetzungen erscheinen wegen des kleinen Umfanges der Gedichte gar zu mikrologisch, sind aber sehr sorgfältig. — Die Behandlung des Textes ist verständig, auch die Konjekturen nicht wertlos, wie Catal. V 2 *et ore,* XIII 21 *scortulum,* 32 *os atque*, obgleich unsicher. Moret. 59 ist *fiscis* recht beachtenswert. Die Erklärung konnte etwas mehr konzentriert sein, bietet aber, besonders bei den heutzutage oft vernachlässigten ästhetischen Gesichtspunkten, wenigstens jüngeren Lesern vieles von Interesse. In sprachlicher Hinsicht ist nicht viel getan; vgl. z. B. Catal. IV 3 *dispeream* mit VII 2. Priap. I 1 ist *venit* kaum „perfetto di conato“, Vers 5 *venerit* kaum „futuro anteriore“, sondern konzessiv.

Jedenfalls hat der Herausgeber fleifsig und selbständig in dem schwierigen Stoffe gearbeitet, in seinen Ausführungen erkennt man den begabten Lehrer und warmen Altertumsfreund.

Der schöne spatiöse Druck ist leider etwas nachlässig; besonders unglücklich ist S. 58 ausgefallen, wo im Texte zwei Druckfehler sind, in den Noten 5, alle aber, mit Ausnahme von Bibbeck, in den Errata erwähnt.

Inzwischen ist fasc. 2 (Dirae, Lydia Ciris) herausgegeben, Januar 1908.

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

---

50) **H. Kleist, Cäsars Bürgerkrieg.** Zum Schulgebrauch bearbeitet und erläutert. Mit 4 Übersichtskarten. Bielefeld, Velhagen & Klasing, 1904. Text: 202 S. kl. 8. ℳ 2.—. Kommentar. 86 S. ℳ 1.60.

Es ist erfreulich, dafs die Lektüre von Cäsars Bürgerkrieg nun auch auf den preufsischen Gymnasien wieder zugelassen ist, und begreiflich, dafs seitdem wieder mehrere Schulausgaben des Buches erschienen sind. Die Benutzung der Kleistschen Ausgabe kann man durchaus empfehlen. Bei der Feststellung des Textes ist der Gesichtspunkt mafsgebend gewesen, dafs alles möglichst auszuscheiden sei, was die Reinheit, Klarheit und Schönheit der Sprache Cäsars zu trüben geeignet sei. Eine Stelle, II, 29, 3 u. 4 (nicht 1 u. 2, wie irrtümlich in der Vorrede steht), hat Kleist, weil sie nicht für Schüler lesbar gemacht werden könne, überhaupt weggelassen. Die einzelnen Abschnitte des Textes sind mit deutschen Überschriften versehen, von Randangaben, die sich in seiner Ausgabe des Gallischen Krieges finden, hat er hier abgesehen.

Im Kommentar hat er nur das erste Buch vollständig behandelt, von den beiden anderen II, Kap. 23 bis Schlufs und III, Kap. 41 bis Schlufs.

Der Kommentar besteht nicht, wie das jetzt bei Schulausgaben wohl vorkommt, aus Anleihen bei Vorgängern, sondern ist eine eigene Leistung. Der Herausgeber bewährt sich auch hier, wie in der Schulausgabe des Gallischen Krieges, als einen tüchtigen Sachkenner und als guten Schulmann; dafs ich über das Mafs der für Tertianer nötigen Anmerkungen etwas anders denke als Kleist, ergibt mein Kommentar. Er begnügt sich öfters zum Verständnis anzuleiten und zum Nachdenken zu veranlassen, wo ich auch noch glaubte eine gute Übersetzung anbahnen zu sollen. Aber über diesen Punkt wird nie Einhelligkeit erzielt werden. Beigegeben ist eine gute Einleitung, eine Zeittafel nach dem vorjulianischen Kalender,

eine Inhaltsübersicht, vier sorgfältig vom Zeichenlehrer des Gymnasiums, Wüstemann, gezeichnete Übersichtskarten und ein 40 Seiten umfassendes erläuterndes Verzeichnis der Eigennamen, aber kein auch noch so knapper kritischer Anhang, der ja freilich auch für die Schüler überflüssig ist, aber nicht für andere. Die Ausstattung ist trefflich.

Oldenburg i. Gr. **Rud. Menge.**

51/52) **Anton Zingerle, T. Livi ab urbe condita libri.** Pars VII. Fasc. V. *Liber XXXXV.* Editio maior. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag, 1908. XI u. 78 S. 8. ℳ 1.80.

Anton Zingerle, Zum 45. Buche des Livius. (= Sitzungsberichte der Kais. Akademie der Wissenschaften in Wien. Philosophisch-Historische Klasse. 157. Band, 3. Abhandlung). Wien, Alfred Hölder, 1907. 22 S. gr. 8. ℳ —.50.

Mehr als 20 Jahre hat Prof. A. Zingerle sich abgemüht, eine neue Liviusrezension herzustellen; endlich können wir ihm unsere Freude über ihre glückliche Vollendung bezeugen. Namentlich die Neubearbeitung der vielfach lückenhaften Bücher 41—45, die in einer einzigen Handschrift, dem Codex Vindobonensis, überliefert sind, war eine schwierige und zeitraubende Aufgabe.

In dem vorliegenden Schlufsheft sind die Konjekturen vieler Forscher mit einer bisher nicht erreichten Vollständigkeit zusammengestellt. 44 Stellen werden in der zugehörigen Abhandlung erörtert. Verschiedene Lücken sind ergänzt (4, 2; 10, 15; 12, 1; 14, 5; 16, 3; 38, 4; 42, 5). 1, 10 ist *domus* ersetzt durch *domos* (vgl. 33, 4; 34, 11; 38, 14); 8, 2 und 11, 5 *rursum* durch *rursus, his* zuweilen durch *iis* (2, 4 u. 10; 10, 15). 2, 5 ist *Samothracam* nach Wesenberg aufgenommen; dieselbe Form hätte auch 40, 2 hergestellt werden können. Viele Stellen sind überzeugend geheilt. An folgenden sind mir Bedenken aufgestiegen:

3, 2 *Latinae edictae*, nach Mommsen und H. J. Müller. — 44, 22, 16 liest man: Latinis, quae pridie Kal. April. fuerunt, in monte sacrificio *rite* perpetrato protinus inde et consul et praetor Cn. Octavius in Macedoniam profecti sunt. Nun waren Perseus und Gentius besiegt worden, und jetzt erst, im siebenten Monat, soll das Latinerfest erneuert worden sein, ohne dafs Livius ein Wort über den Grund verliert, obschon doch gegen alles Herkommen der Konsul Paulus nicht dabei war. Man lese doch die umständlichen Verhandlungen über die Wiederholung eines Tages

des Festes im Jahre 176 (41, 16). An die Latinae ist hier nicht zu denken. Livius hat soeben erzählt, dafs wegen des Sieges des Konsuls Paulus über Perseus nach Senatsbeschlufs *supplicatio pro contione populo indicta est ex a. d. V. Id. Octobres cum eo die in quinque dies.* Darauf melden die Boten des Prätors L. Anicius seinen Sieg über Gentius. Deswegen *senatus in triduum supplicationes decrevit.* Nun fuhr Livius fort: *Hae indictae a consule sunt in a. d. IV. et III. et pridie Id. Novembres.* In der Handschrift steht: decreuitur latinae dictae. Mir scheint LAT aus HAE verderbt zu sein.

35, 8 eos Ser. Sulpicius Galba ... privatim imperatori inimicus, *persandro* ipse et per suae legionis milites sollicitando stimulaverat, ut frequentes ad suffragium adessent. Da *prensare* sich bei Livius nur in der ersten Dekade findet, so hat Zingerle die Lesung *prensando* aufgegeben und nach Fügners Vorschlag *persuadendo* aufgenommen. Ich denke, *precando*, durch Bitten, empfehle sich mehr.

40, 9 cum de suis rebus gestis more ceterorum imperatorum *dedisset,* memorabilis eius oratio et digna Romano principe fuit. Zingerle schrieb *edissereret* nach H. J. Müller. Livius führt in Kap. 41 nur den Schlufs der Rede des Paulus an; nur dieser war memorabilis, das Vorausgehende nicht, weil more ceterorum imperatorum. Aus *dedisset* ist also ein Plusquamperf. herzustellen, doch wohl *dixisset.*

41, 10 qui ante se *captivos* ipse duci liberos vidit. Die Ausgaben bieten *captivos captivus.* Mir scheint, dafs *captivos* neben *captivus* überflüssig und unschön sei. Dafs die Kinder captivi waren, ergibt sich genügend aus ante se duci.

Burgdorf bei Bern. **Franz Luterbacher.**

---

53) Der alte Orient. 8. Jahrgang, Heft 1: **Friedrich Ulmer, Hammurabi, sein Land und seine Zeit.** Mit 3 Abbildungen. 35 S. 8. — Heft 2: **Erich Brandenburg, Phrygien und seine Stellung im kleinasiatischen Kulturkreis.** Mit 15 Abbildungen. 31 S. 8. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1907. je *M* —.60.

Zwei interessante Themata werden in den beiden neuesten Heften der bekannten Sammlung behandelt. Hammurabi, der durch seine Gesetzsammlung berühmt gewordene König, verdiente eine besondere Berücksichtigung um so mehr, als über seine Zeit immer mehr neues Material ans Tageslicht gekommen ist. Als Zeit seines Regierungsantritts setzt Ulmer etwa



1945 an, etwa 300 Jahre später, als es anfänglich nach den ersten Funden üblich war. Hammurabis Bedeutung liegt teils darin, dafs Babylon durch ihn unbestrittene Hauptstadt Gesamtbabyloniens wurde und lange Jahrhunderte Mittelpunkt des von ihm geeinten Reiches blieb, teils in der Friedenstätigkeit, besonders in der Abfassung des Gesetzkodexes, der ohne Frage auch auf die Gesetzgebung benachbarter Länder grofsen Einflufs geübt hat. Ulmer bespricht die politischen und wirtschaftlichen Zustände jener Zeit und dann eingehender das Gesetzbuch.

Von der Geschichte Phrygiens, das als Bindeglied zwischen den alten Kulturstaaten Vorderasiens und dem alten Griechenland erst neuerdings immer mehr gewürdigt wird, wissen wir leider recht wenig, ebensowenig von seiner Sprache. Wir sind angewiesen auf archäologische Funde, auf Felsgrotten und auf die sog. Felsfassaden; an senkreckten Felswänden wurden nämlich grofse Flächen geglättet und mit Reliefs oder mit Mäandermustern verziert. Die bildlichen Fassaden waren wahrscheinlich die äufsere Verzierung von Königsgräbern; die anderen hat man als reine Kultstätten erklären wollen, ihr Hauptzweck war aber nach B.s Ausführungen wohl auch das Begräbnis von Fürsten. Sie zeigen Beeinflussung durch mesopotamische und noch mehr durch hettitische Kultur und haben, da sie älter sind als der hellenische Giebelbau, jedenfalls auf diesen eingewirkt.

Der Orient bringt immer neues für das Verständnis der griechischen Kultur; daher sei den klassischen Philologen das Studium der Hefte des alten Orients aufs neue empfohlen.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

54) **Der römische Limes in Österreich.** Heft VIII. Mit 3 Tafeln und 85 Figuren im Text. Herausgegeben von der K. Akademie der Wissenschaften. Wien, A. Hölder, 1907. 224 Sp. 8. geb.

Rasch ist dem in Nr. 14 des vorigen Jahrgangs angezeigten siebenten Heft das achte gefolgt. Die Anordnung ist dieselbe geblieben. Zuerst berichtet M. v. Groller allgemein über die im Jahre 1905 ausgeführten Grabungen, dann im besonderen über die Fortsetzung der Grabungen im Lager und in der Zivilstadt Carnuntum. In einem technologischen Anhang werden drei Kleinfunde von aufserordentlich feiner Arbeit einer eingehenden Besprechung unterzogen, eine emaillierte Bronzeagraffe, ein

Glasgefäfsbruchstück und eine Glasgemme, und über ihre Technik eingehend gehandelt. Im zweiten Teil wird über die neuerdings begonnenen Grabungen im Lager Lauriacum weiter berichtet, und im dritten kommen Nachrichten über die 1904 und 1905 erfolgte Aufdeckung eines Römerkastells in Albing dazu. Der epigraphische Ertrag der Grabungen in Carnuntum ist in diesem Bericht gering. Dagegen gibt F. Kenner am Schlufs einen umfangreichen numismatischen Anhang über „Fundmünzen aus dem Standlager von Lauriacum". Es läfst sich aus den Münzfunden zusammen mit älteren, die grofsenteils im Museum zu Linz aufbewahrt sind, in Lauriacum eine Kontinuität des Lagerlebens konstatieren, die vom Ende des zweiten bis zum Ende des vierten Jahrhunderts ununterbrochen andauert, und damit ist zugleich erwiesen, dafs das Lorcher Lager jünger ist, als das Kastell von Albing, das, wie es scheint, später verlassen wurde.

Gleichzeitig mit dem achten Limesheft ist der Bericht des Vereins Carnuntum über die Jahre 1904 und 1905 erschienen (Wien, Selbstverlag des Vereins Carnuntum 1906, XXIV u. 214 Sp. 4), dessen Inhalt sich in der Hauptsache, d. h., soweit er Carnuntum betrifft, mit dem von Limesheft VII und VIII deckt.

C. **P. W.**

---

55) **Jacob Burckhardt, Der Cicerone.** Eine Anleitung zum Genufs der Kunstwerke Italiens. Neudruck der ersten Auflage. Leipzig, E. A. Seemann, 1907. 3 Bde. 8. I. Teil: Architektur. S. 1—407. II. Teil: Skulptur. S. 408—713. III. Teil: Malerei. S. 714—1111.

Eine feinsinnigere Huldigung für das Andenken Jacob Burckhardts liefs sich nicht leicht denken als dieser Neudruck der ersten Auflage seines Cicerone, und zwar gerade unter den Auspizien des Mannes, dessen bessernde Hand bei den späteren Auflagen hauptsächlich tätig war, Wilhelm Bodes. Ein Nachruf aus seiner Feder, der ursprünglich im „Pan" erschienen war, steht an der Spitze dieses Neudrucks. Mehr als fünfzig Jahre sind seit dem Erscheinen der ersten Auflage verflossen. In diesem halben Jahrhundert hat die kunstgeschichtliche Forschung einen gewaltigen Weg zurückgelegt. Wertvolle Funde haben unseren Bestand an Kunstwerken bereichert, alte Irrtümer sind berichtigt, neue Auffassungen haben sich Bahn gebrochen. Dem allen haben die Neuauflagen des Cicerone sorgsam Rechnung getragen. Aber alle Zusätze und Verbesserungen, die übrigens

stets gewissenhaft als solche gekennzeichnet wurden, empfand man schliefslich als eine Beeinträchtigung des bahnbrechenden Werkes des Baseler Altmeisters. Der Urcicerone ist ein Werk von so klassischem Werte, dafs der Gedanke, ihn in seiner ursprünglichen Form dem Publikum zugänglich zu machen, gewifs lebhaften Anklang finden wird. Der Italienreisende und der Forscher wird nach wie vor zu den neuesten *à jour* gebrachten Auflagen greifen, der Kunstfreund aber und der Verehrer der so eigenartigen und unnachahmlichen Darstellungsweise Jacob Burckhardts wird mit Vorliebe den Urtext zur Hand nehmen, für dessen Wiederherstellung der Verlagshandlung aufrichtiger Dank gebührt. Vielleicht wäre der Kreis der Interessenten noch gröfser gewesen, wenn man sich entschlossen hätte, nur eine Auswahl zu geben. Der periegetische Charakter des Buches, den schon der Titel genugsam andeutet, bringt es mit sich, dafs die Darstellung sich oft in eine trockene Aufzählung einer Fülle von Einzelheiten verläuft. Der Cicerone, wie er jetzt ist, will kein lesbares Buch sein, sondern ein Nachschlagebuch, in dem man sich von Fall zu Fall Rat holt. Wenn man den rein inventarisierenden Teil der Arbeit ausschiede und sich darauf beschränkte, die grofsen Überblicke über ganze Perioden und Künstlergruppen, die glänzenden und in ihrer Knappheit so erschöpfenden Charakteristiken einzelner Meister und ihrer Hauptwerke zusammenzustellen — und gerade hierin beruht doch die unvergleichliche, geniale Meisterschaft Burckhardts —, so liefse sich meines Erachtens wohl ein durchweg lesbares Vademecum von beschränktem Umfange herstellen, eine Quintessenz Burckhardtscher Kunstauffassung, die des vom Meister selbst gewählten Titels „Eine Anleitung zum Genufs der Kunstwerke Italiens" im edelsten Sinne wert wäre, ein wahrhaftes *monumentum aere perennius.*

Bremen. **Ulrich Cosack.**

---

56) **Otto Kabisch: M. A. Thibaut, Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache,** neu bearbeitet (von O. K.). 150. Aufl. Braunschweig, George Westermann, 1907. 2. Teile. VIII u. 574 S.; VIII u. 737 S. 8. geb.

Der altehrwürdige Thibaut, der jetzt in 150. Auflage und in neuer Bearbeitung wieder erscheint, weist den früheren Auflagen gegenüber mancherlei Verbesserungen auf. Erfreulich ist vor allem, dafs bei der Reihenfolge der verschiedenen Bedeutungen eines Wortes das logische Prinzip noch mehr als bisher zur Geltung gebracht und der Grundbedeu-

tung stets die erste Stellung zugewiesen worden ist. Der phraseologische Teil hat eine beträchtliche Vermehrung erfahren, und zwischen älterem (veralteten) und modernem, familiärem und populärem Französisch ist immer deutlich unterschieden. Von der Verwendung technischer Zeichen, welche nachzuschlagen und auswendig zu lernen der Durchschnittsleser sich bekanntlich oft genug nicht die Mühe nimmt, ist kein Gebrauch gemacht, sondern stets durch bestimmte Notizen in Klammern auf die Gebrauchssphäre des betr. Ausdrucks hingewiesen worden. Dabei sind auch der Slang, die Gaunersprache usw., wie ein Vergleich mit z. B. Villattes Parisismes lehrt, in ziemlich starkem Mafse herangezogen, so dafs der Leser selbst bei der Lektüre von Daudet, Zola, Bourget oder Pierre Loti, in denen man doch reichliches Material an Neologismen und viel Argot findet, selten vergeblich den Thibaut zu Rate ziehen wird. Überdies zeichnen sich die längeren Artikel durch Knappheit, Klarheit und übersichtliche Anordnung aus; und so darf man gewifs sagen, dafs das Ziel des Bearbeiters ein vollständiges und zuverlässiges Hilfsmittel zu schaffen für alle Lektüre, die in Schule und Haus vorkommt, hier erreicht worden ist Bedauerlich scheint mir nur, dafs der neue Thibaut auf die Heranziehung der Etymologie zur Belehrung ganz und gar verzichtet hat. Dafs, wie in der Vorrede gesagt wird, in dieser Richtung gemachte Versuche die Kenntnis der französischen Sprache nicht gefördert hätten, dürfte wohl ein Satz sein, der keineswegs auf allgemeine Anerkennung rechnen kann. Für ein Wörterbuch vom Umfange des Thibaut war es allerdings nicht tunlich und auch nicht notwendig, in jedem Falle die Etymologie anzugeben. Aber in einer ganzen Reihe von Fällen wäre es wohl angezeigt gewesen, eine Ausnahme zu machen und einen kurzen, erklärenden Hinweis auf den Ursprung beizufügen. Mir schweben dabei Fälle vor, wie ana, quia, quibus u. a. Wer Latein gelernt hat, der wird bei diesen Wörtern stutzen und trotz seines Lateins sich nicht erklären können, wie sie zu den im Lexikon angegebenen Bedeutungen kommen. Aber auch den allerunwissenschaftlichsten und lateinlosesten Menschen werden diese Wörter so seltsam vorkommen, dafs sie ihm den Wunsch sie erklärt zu sehen, nahelegen. Bei quia würde ja das freilich einige Zeilen erfordert haben, bei ana aber der Zusatz lat. Endung -ana, vgl. Ciceroniana, Geschichten von Cicero und bei quibus der Zusatz = de quoi, vgl. Je n'ai pas de quoi payer usw. zur Aufklärung genügt haben.

Auch bei den direkt aus dem Lateinischen herübergenommenen Zitaten

wie ab hoc et ab hac, ab irato und vielen anderen vermifst man die Angabe, dafs hier wirkliches Latein vorliegt. Sie sind freilich durch Kursivschrift ausgezeichnet, aber in den Vorbemerkungen ist darauf nicht hingewiesen. Auch bei Wörtern wie da capo, polenta — obus, arquebuse, fauteuil u. a. vermifst man die kurze Notiz „ital." oder „deutsch". Die Beigaben des Nötigsten und Interessantesten auf diesem Gebiete würde den Umfang dieses Buches nicht allzusehr vergröfsert haben.

Der Teil II eines Wörterbuchs pflegt für den Verfasser in demselben Mafse schwieriger zu sein, wie es ihm schwerer wird aus der Fremdsprache in die Muttersprache als umgekehrt zu übertragen. Da aber heutzutage in Frankreich auch bereits bedeutende und zuverlässige Werke auf dem Gebiete der deutsch-französischen Lexikographie vorhanden sind, so fehlte es dem Verfasser an Hilfsmitteln nicht, und so wird auch der zweite Teil das leisten, was bei so beschränktem Umfange von einem Wörterbuch verlangt werden kann. Alles in allem darf man überzeugt sein, dafs der neue Thibaut den Vergleich mit anderen Lexiken seines Umfangs wohl aushalten kann. Ausstattung und Druck — bei einem Wörterbuch etwas sehr wesentliches – sind vortrefflich. Man hätte nur gewünscht, dafs einem Buche von so ehrwürdigem Alter bei einer solchen Jubiläumsausgabe eine kleine Abhandlung über die Geschichte des Werkes vorgedruckt oder dafs doch wenigstens von den früheren Vorreden einiges mitgeteilt wäre.

Dessau. **Bahrs.**

---

57) **K. Breul, A New German and English Dictionary.** Leipzig, Glöckner s. a. [1906]. XX, 798 u. 535 S. 8. geb. ℳ 8.—.

Die ältere Auflage des Buches war, von Mifs Weir bearbeitet, in Cassels Verlag erschienen, dessen Namen der Einband noch trägt. Da mir dieselbe nicht zur Verfügung steht, ist ein Vergleich mit dieser älteren Auflage nicht möglich. Das Werk ist in erster Linie für die Bedürfnisse englischer Benutzer berechnet, daraus erklärt sich, dafs der deutsch-englische Teil umfangreicher gehalten ist als der englisch-deutsche. Das Buch, das nach Gröfse und Umfang ungefähr dem bei uns viel verbreiteten James-Stoffel entspricht, auf Vollständigkeit hin zu prüfen, wäre unfair. Immerhin enthält es ca. 15000 Titelköpfe im deutschen und über 10000 im englischen Teil, und häufig vorgenommene Stichproben haben ein sehr zufriedenstellendes Ergebnis geliefert. Recht oft kann man

sogar eine gröfsere Vollständigkeit finden als in umfangreicheren Wörterbüchern, man vergleiche z. B. das Stichwort „Seminar“ mit demselben in Grieb-Schröer. Die Dialekte sind berücksichtigt, allerdings, wie immer, mehr die nord- als süddeutchen, so sind mir „Matz“ und gar „Metze“ als Eigennamen unbekannt; das Sprichwort „was Häuschen nicht lernt, holt Hans nimmer ein“, heifst bei uns „lernt Hans nimmermehr“. „Habenichts“ habe ich häufiger von Männern als Frauen gehört. So nützlich dieser Abschnitt — Eigennamen — ist, dürfte doch wohl manches hier angeführte in den ersten Teil des Wörterbuches gehören. Wörter wie „Dummerian, Krähwinkel, Haff“ würde ich wenigstens dort suchen. — Was nun die Brauchbarkeit des Buches für uns Deutsche betrifft, so ist für eine Neuauflage die Aussprachebezeichnung im englischen Teil unbedingt zu fordern, vielleicht mittels diakritischer Zeichen, wie sie ja auch Chambers in seinem „Twentieth Century Dictionary“ verwendet. Sehr nützlich sind dagegen die synonymischen Angaben im englisch-deutschen Teil, man sehe unter Wörtern wie cruel, crowd, crass, double, hold, proper, remain und viele andere. Die Ausstattung des Buches ist gut, der Druck scharf und übersichtlich.

München. **M. Degenhart.**

---

58) **Raoul de la Grasserie, Langue internationale pacifiste ou Apoléma,** basée sur les radicaux techniques déjà internationaux (critique des essais antérieurs, grammaire, vocabulaires, dialogues, textes traduits et analysées). Paris, Ernest Leroux, 1907. 217 S. 8. geh. 5 francs.

Das vorliegende Buch des durch eine lange Reihe linguistischer und sprachpsychologischer Arbeiten bekannten Verfassers beabsichtigt, eine Weltsprache zu schaffen, die nach ihrer grammatischen Seite hin vorwiegend analytisch ist und sich in lexikographischer Hinsicht fast ausschliefslich aus denjenigen Wortelementen aufbaut, welche bei den meisten Völkern der sog. abendländischen Kulturwelt in den griechischen Fachausdrücken der verschiedenen Wissenschaften internationales Gemeingut geworden sind. So wird aus dem Worte *hippodrome* das Substantiv *ippa* (Pferd) und das Verb *dromi* (laufen) gewonnen, und aus dem ebenso allgemein verbreiteten *panorama*: *pan* (alles, ganz) und *orami* (sehen). Der Verfasser wählt nur griechische Ausdrücke und schliefst die zum Teil ebenso oder noch mehr verbreiteten lateinischen Termini technici aus, damit man seiner

Sprache nicht den Vorwurf machen könne, dafs sie den romanischen Völkern im Gegensatze zu den germanischen und slawischen ähnliche Vorteile gewähre wie z B. das Esperanto, das er als ein „verkapptes Französisch" bezeichnet. Nach unserer Ansicht geht diese an sich sehr anerkennenswerte nationale Objektivität und Selbstlosigkeit etwas zu weit, und wir glauben, dafs weder ein Deutscher noch ein Russe etwas dagegen haben würde, wenn in der neuen Weltsprache die Rose *rosa*, die Hand *mana* und der Ort *loca* hiefse; denn bei Germanen und Slawen hat die Bezeichnung der Rose einen *s*-Laut und nicht ein *d* wie im Griechischen, und beide Sprachkreise kennen Worte wie *Manuskript* und *Lokomotive*. Es wäre also hier sicher auf schnelleres Verständnis zu rechnen als bei des Verfassers *roda* (Rose), das er aus *rhododendron* gewonnen hat, und bei dem neben *cheira* (Hand) stehenden *mana* (Dampf), welches von ihm mit einer kühnen Bedeutungsänderung des griechischen μανός aus *manomètre* abstrahiert worden ist; *loca* (vom Stamme λοχ-) bedeutet bei ihm „Bett". Sollte der Verfasser nicht auch die etymologische Einsicht derjenigen, welche griechische Fachausdrücke verwenden, und zwar selbst solcher Leute, die auf der Schule Griechisch getrieben haben, weit überschätzen, und sind nicht viele der eingeführten Termini technici auf ganz spezielle Wissenschaftsgebiete beschränkt, aufserhalb derer sie nur wenig gebraucht und noch weniger ihrer Grundbedeutung nach verstanden werden? Doch wir wollen über diese prinzipielle Frage nicht weiter rechten. Der Verfasser hat nun einmal von vornherein den einheitlichen Charakter seiner Sprache wahren wollen, und er hat sich gerade für die griechischen Ausdrücke entschieden, weil diese ihm als völlig neutral erscheinen; dafs die in dieser Wahl liegende Bevorzugung der Neugriechen andere Nationen verletzen könne, hält er wegen der politischen Bedeutungslosigkeit des kleinen hellenischen Königreichs für ausgeschlossen. — In einigen Fällen, wo die vorhandenen Termini technici versagen, geht de la Grasserie auf das eigentliche Altgriechische zurück, und gelegentlich, wie z. B. bei der Negation *den* (S. 77) und dem Moduszeichen *as* (S. 76) auf das Neugriechische (vgl. C. Wieds Grammatik § 126).

Der Raum gestattet uns hier nicht, die neue Sprache, welcher ihr Erfinder mit schönem, weltbürgerlichem Idealismus den Namen Apoléma, d. h. Friedenstifterin, gegeben hat, im einzelnen zu besprechen. Wir wollen nur noch bemerken, dafs nach unserer Ansicht die Orthographie entschieden viel konservativer behandelt werden müfste. Der Spiritus

asper müfste, ganz abgesehen davon, ob man ihn aussprechen will oder nicht, unter allen Umständen durch *h* vertreten werden, ϑ und χ müfsten (am besten mit der durchgehenden Aussprache *t* und *k*) als *th* und *ch*, nicht als *ts* und *c* (d. h. *k*) oder *ch* (d. h. *š*) erscheinen, *av* müfste *au* bleiben, und das Ypsilon dürfte, wenigstens in der Schreibung nicht mit dem Iota zusammengeworfen werden.

Wir fürchten, dafs die neue Kunstsprache auf ähnliche Schwierigkeiten stofsen wird, wie ihre Vorgängerinnen. Man mufs aber jedenfalls zugeben, dafs sie geistvoll und sinnreich erdacht ist, und schon der Umstand, dafs sie von einem sehr vielseitigen Linguisten herrührt, macht sie des Studiums wert. Von besonderem Interesse ist die Einleitung, die unter Kritik der bisherigen Systeme in klarer und zumeist einleuchtender Weise darlegt, welche Grundsätze für die Bildung einer allgemeinen abendländischen Verkehrssprache mafsgebend sein müssen. **P.**

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Die Anschauungsmethode
in der Altertumswissenschaft.
Von
K. Sittl.
Preis: ℳ —.60.

Die Entwickelung
der
Französischen Litteratur
seit 1830.
Von **Erich Meyer.**
Preis: ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—.

Matériaux
pour la méthode à suivre dans la lecture des auteurs français
à l'usage des professeurs chargés de cet enseignement
dans les écoles secondaires de tous les pays
par **Oscar Knuth,**
Docteur ès lettres et professeur au lycée de Steglitz.
Preis: ℳ 1.20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

LA CLASSE EN FRANÇAIS.

Ein Hilfsbuch

für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache

von

Dr. **K. Engelke,**

Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.

Zweite, verbesserte Auflage. Preis: ℳ 0.80.

FIRST STEPS IN ENGLISH CONVERSATION.

For use in schools.

Ein Hilfsbuch

für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache.

Auf Grund der neuen Lehrpläne von 1901

bearbeitet von

Dr. phil. et jur. **M. Thamm,**

Oberlehrer des Kadettenkorps.

Preis: ℳ 0.80.

Lateinisches Übungsbuch

im Anschluſs an Cäsars Gallischen Krieg.

Von

Dr. **Friedrich Paetzolt,**

Direktor des Königl. Gymnasiums zu Brieg.

I. Teil. Für die Untertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 1—29; Buch II—IV.

Zweite Auflage.

Preis: broschiert ℳ 1.

II. Teil. Für die Obertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 30—54; Buch V—VII.

Zweite Auflage.

Preis: broschiert ℳ 1.25.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia.

Von

Prof. Dr. **Ernst Bachof.**

Dritte Auflage.

Preis: broschiert ℳ 2.

Deutsch-lateinisches Übungsbuch für Quarta

im Anschlufs an die Lektüre des Cornelius Nepos.

Von

Dr. **Netzker,** Oberlehrer zu Forst i. L., und **Rademann,** Gymnasiallehrer zu Cottbus.

Preis: broschiert ℳ 2.—.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von

Professor Dr. **R. Schnee.**

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.

Für Quinta bis Prima.

Preis: ℳ 1.—.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Für Sekunda und Prima.

Preis: ℳ —.80.

Platons Gorgias.

Für den Schulgebrauch

erklärt

von

Dr. **Lothar Koch** in Bremen.

Preis: ℳ 2.40.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Subskriptionseinladung zur zweiten Auflage von Pierrugues, *Glossarium Eroticum* (Hermann Barsdorf Verlag, Berlin).

Gotha, 21. März. **Nr. 6, Jahrgang 1908.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

59) **H. M. Stahl, Kritisch-historische Syntax des griechischen Verbums der klassischen Zeit.** Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1907. XII u. 838 S. 8. ℳ 20.—; geb. ℳ 21.—.

In der Grammatikenreihe der ersten Abteilung (Sammlung indogermanischer Lehr- und Handbücher) der von Hermann Hirt und Wilhelm Streitberg herausgegebenen indogermanischen Bibliothek bildet Stahls Buch den vierten Band. Der Verfasser bezeichnet dasselbe als das Ergebnis langjähriger, durch das Bedürfnis sich über sprachliche Erscheinungen in der Syntax des griechischen Verbums, die er sich an der Hand der vorhandenen Lehrbücher nicht recht habe begreiflich machen können, volle Klarheit zu verschaffen hervorgerufener Studien. Da er zu diesem Behufe die Quellenwerke selbst durchgearbeitet hat, befremdet es im ersten Augenblick 162, 1 extr. zu lesen: „Andere Beispiele dieser Art sind nicht bekannt.“ Indes mag dies damit seine Entschuldigung finden, dafs sich Stahl im wesentlichen auf die klassische Literatur bis ausschliefslich Aristoteles beschränkt hat; nur bei der attischen Komödie ist er weiter

herabgegangen, „da die neue sich von der mittleren sprachlich nicht trennen läfst“, desgleichen bei den dialektischen Inschriften, unter denen das als besonders ergiebig sich bewährende Recht von Gortyn namentlich (R. G.) aufgeführt wird, „weil sich in den späteren noch hie und da Reste älteren Sprachgebrauchs erhalten haben“, gleich als ob dies in der sonstigen Literatur nicht auch der Fall wäre. Dagegen hat er sich bei den hippokratischen Schriften auf die beiden ersten Bände der Kühleweinschen Ausgabe und die von Th. Gomperz bearbeitete *περὶ τέχνης* beschränkt. Selbstverständlich sind aus sachlichem Interesse bis zu einem gewissen Mafse auch die Grammatiker (nach den Teubnerschen Ausgaben) herangezogen. Daneben begegnen einige Spuren von Einsichtnahme in die Papyri (203, 207, 289, 300, 302). Dafs die einschlägigen wissenschaftlichen Arbeiten insgesamt berücksichtigt seien, wird nicht behauptet, wohl aber, dafs wirklich Bedeutendes schwerlich übersehen sei. Da jedoch der Verfasser selbst nicht mehr zu sagen vermag, was er als sein Eigentum beanspruchen kann, was er anderen schuldet, braucht wohl auch Referent hierüber kein Wort weiter zu verlieren, zumal Stahls oft angezogene Arbeiten (Anmerkungen zu Thukydides, von denen er die Tilgung des Artikels *τό* beim Inf. 7, 67, 1 widerruft (671, 2), seine Observatio syntactica ad legem Gort. pertinens, seine Emendationes Sophocleae, seine Emendatio Aeschyl.) leider nicht zugänglich waren.

Dafs er die demzufolge zunächst zu eigenem Gewinnst bestimmten Forschungsergebnisse publici iuris gemacht hat, ist aufs wärmste zu begrüfsen. Dem etwaigen Einwande, dafs ein solches Unternehmen mangels mancher nötigen Vorarbeiten verfrüht und daher die Veröffentlichung verfehlt sei, hat er durch unmittelbares Schöpfen aus den Quellen von vornherein die Spitze abgebrochen. Gerade dieser Entstehungsart und der Verarbeitung der Beobachtungen nach selbstgezogenen Richtlinien verdankt die Arbeitsleistung einen originellen Charakter, den ihr auch die natürlich zahlreich darin enthaltenen Binsenwahrheiten um so weniger rauben können, als sogar das allgemein Bekannte vielfach in anderer Verbindung und Deutung auftritt oder durch andersgeprägte Fassung, der man gerne lauscht, gewissermafsen eine neue Beleuchtung gefunden hat, die in ihrem Effekt mitunter noch durch lehrreich wirkende Zusammenstellungen unterstützt wird, z. B. Xen. Mem. 4, 8, 2 und Plato Phaedo 58 b (470, 2). Allerdings hat sich Stahl auch manche entgehen lassen, so Dem. 39, 40, wo das mediale *τεθεῖσθαι* neben dem passiven *κείμενος* vorkommt, oder Dem.

4, 23, wo sich im nämlichen Satze gleiche zwei (49, 3 ff. überhaupt nicht aufgeführte) Media finden, desgleichen das klassische Beispiel für den Unterschied zwischen präsentischem und aoristischem Imperativ Plato Crito 48 d: εἴ πῃ ἔχεις ἀντιλέγειν ἐμοῦ λέγοντος, ἀντίλεγε..., εἰ δὲ μή, παῦσαι ἤδη. Jedenfalls sind die stets mit psychologischen Erwägungen Hand in Hand gehenden logischen Betrachtungen reich an fruchtbaren Anregungen, und ich wage zu behaupten, dafs selbst die gewiegtesten Grammatiker beim Studium dieses oder jenes Phänomens sich eingestehen dürften, von dieser Seite sah ich's nie. Freilich bauen sich die einzelnen leitenden Gesichtspunkte teilweise auf eigenartigen Grundbegriffen auf, über die man sich zuerst klar werden mufs, wenn man die Planmäfsigkeit des Buches ganz verstehen und mit vollem Nutzen in das Studium der darin aufgespeicherten Arbeit sich vertiefen will. Mag vielleicht manches gesucht und gekünstelt erscheinen, wie insbesondere das Ungewöhnliche und Absonderliche der gewählten Abbreviaturen geradezu als schrullenhaft gekennzeichnet werden mufs, mag auch bei näherem Zusehen im einzelnen manches nicht so fast verbesserungsbedürftig als vielmehr verbesserungsfähig erscheinen, sicher verdient das gehaltvolle, in gewissem Sinne sogar geniale und hinsichtlich des ausgiebigen Belegmaterials von ebenso guter Auffassung als feiner Beobachtung zeugende Werk die Beachtung aller philologischen Kreise. Den jüngeren Berufsgenossen ist nicht nur für die Erforschung des bezüglichen nachklassischen Sprachgebrauchs ein neues Arbeitsfeld geebnet, sondern zugleich auch eine vortrefflich brauchbare Grundlage und ein prächtiges Vorbild geboten, wenn es auch nicht immer ganz leicht ist, die Übersicht über das Ganze festzuhalten.

Bei den als Folgeerscheinung der getroffenen Anordnung unvermeidlichen Wiederholungen sind öfters die nötigen Verweisungen unterblieben, ein Nachteil, der um so schwerwiegender ist, als auch das beigegebene Wörterverzeichnis die daran geknüpfte Erwartung einer wünschenswerten Erhöhung der Brauchbarkeit des Buches wegen seiner fast durchgängigen Lückenhaftigkeit und Unvollständigkeit bzw. Ungenauigkeit gründlich täuscht und im Bedarfsfalle regelmäfsig versagt. Zur Erhärtung nur zwei Beispiele aus einer endlosen Reihe! Die vielseitige Bedeutung des medialen διδάσκεσθαι bringt es mit sich, dafs das Wort an den verschiedensten Stellen aufgeführt wird; aber im Wörterverzeichnis steht einzig 58, wo sich nur die Belege für „aus eigener Erfahrung oder Kenntnis belehren, unterrichten" finden und im Anschlufs daran προδιδάσκεσθαι,

das im Verzeichnis überhaupt nicht steht. Unter ὅπως sind 448, 3 sowie 556, 2 u. 4 falsche Angaben, während 571—573, 2 u. 582 fehlen. Auch das Stellenverzeichnis ist nicht vollständig. Die Stelle Soph. Phil. 103 (367, 2) findet man hier ebensowenig wie unter πείθειν. Einen erfreulichen Gegensatz zu diesem äufseren Manko bildet die innere Klarheit und Durchsichtigkeit der bei Entwicklung der theoretischen Sätze befolgten Methode, die man um so höher einschätzen wird, je mehr man sich in sie eingearbeitet hat, wobei jedoch darauf zu achten ist, dafs nicht selten noch mitten unter den Beispielen sich Nachträge theoretischer Natur finden, z. B. 449, 3 extr.

Zur allgemeinen Orientierung über Inhalt und Aufbau mögen einige kurze Angaben genügen. Nach einführenden Abschnitten über Methodologie und Grundbegriffe wird die Syntax des Verbums in vier Hauptteilen (Genus, Tempus, Modus, nominale Verbalformen) behandelt und daran noch ein 33 Seiten umfassendes Kapitel über die Negationen angeschlossen. Nach Mafsgabe der in den theoretischen Erörterungen gewonnenen Feststellungen erfolgt jeweils nach Absolvierung bestimmter, eine einheitliche Zusammenfassung ermöglichender Abschnitte eine Prüfung der handschriftlichen Überlieferung. Die Tempuslehre handelt zuerst von der Zeitbedeutung im allgemeinen mit Unterscheidung von Zeitart und Zeitstufe, dann von der des Indikativs im besonderen, schliefslich von jener der übrigen Tempusformen. Für die Moduslehre bilden die verschiedenen Satzarten das principium dividendi, wie auch die Infinitive und Partizipien vorzugsweise nach den Kategorien der unabhängigen und abhängigen Sätze unterschieden werden. Beigegeben sind ein Sachregister, ein Wortregister und ein Stellenverzeichnis.

Nachdem der Verfasser nachgewiesen, dafs einerseits den mechanischen Sprachregeln der empirischen Methode jedes Bewufstsein ihrer Begründung fehlt, dafs anderseits die rein logische Methode nur für Ermittlung der einzelnen syntaktischen Formen als brauchbar sich erweist, insofern nämlich der Gedanke nicht den Ausdruck erzwingt, sondern ihn sucht und in mannigfacher Weise finden kann, mithin ebenfalls vom wissenschaftlichen Standpunkt aus unzureichend ist — „zu verwerfen“ scheint mir ein zu starker Ausdruck —, beleuchtet er die Berechtigung und Wichtigkeit des historischen Standpunktes insbesondere für die griechische Sprache, einmal nach der rein zeitlichen Seite, indem sich dieselbe aus den einfachsten Anfängen zu hoher Kunstvollendung erhoben hat, dann aber auch hinsicht-

lich der verschiedenen Literaturgattungen sowie der besonderen Eigentümlichkeiten einzelner Schriftsteller, betont aber zugleich die Unerläfslichkeit einer kritischen Prüfung sowohl des überlieferten Materials, wobei indes die Sprachvergleichung infolge des Umstandes, dafs gerade die griechische Moduslehre aus derserlben verhältnismäfsig nur geringen Gewinn ziehen kann, aufser Betracht bleibt, als auch der Auffassungen neuerer Forscher wobei die wohltuend berührende sachliche Kürze, mit der Stahl gegen fremde Ansichten Stellung nimmt, rühmend hervorzuheben ist. Wo er bei sich widerstreitenden Meinungen fremde Ansichten sich aneignet, bringt er in der Regel auch Eigenes zu ihrer Begründung bzw. Verteidigung vor. Die kritischen Bemerkungen betreffs der Überlieferung bekunden fast ausnahmslos gesundes Urteil und feines Sprachempfinden; ich verweise blofs auf *ἐγγενόμενος* Plato Gorg. 747 c (412, 2) und *σκείλειε* Hom. Il. 23, 191 (63, 1). Auch wird man Stahl wohl beipflichten, wenn er sich Plato Symp. 211 c (490, 4) für Sauppe, der statt des handschriftlichen *καί* den erforderlichen Finalsatz durch *ἵνα* hergestellt hat, gegen Schanz, welcher dafür *ὡς* schreibt, entscheidet, wenn auch der geltend gemachte Grund, dafs *ὡς* nur noch an einer gesicherten Stelle bei Plato vorkommt, allein als ausschlaggebend nicht erachtet werden kann. Abgesehen davon, dafs sich *ὡς* aufser Tim. 92 a auch noch Rp. 1, 349 c und (in T) Alc. I 135 a findet, hat Schanz, der selbst das Bedenkliche der Änderung offen zugibt, sein Verfahren mit guten Gründen gestützt, indem er dabei von der Annahme ausging, dafs just die Seltenheit des Vorkommens von *ὡς* als Finalpartikel vielleicht den Fehler erzeugt habe und zudem *ὡς* und *καί* oft verwechselt würden. Allein zur völligen Enträtselung des innersten Sprachgeheimnisses bedarf auch die durch empirische Gesetze und kritische Prüfung unterstützte historische Betrachtung noch der psychologischen Auffassung, durch die allein mitunter eine Erscheinung begriffen werden kann, z. B. die Beschränkung des obliquen Modus auf Abhängigkeit von einem Präteritum (273, 4). Vorzugsweise durch die stete Verbindung der drei letztgenannten Gesichtspunkte unterscheidet sich die Argumentation Stahls von den bisherigen Behandlungsweisen dieser Materie.

Auch über die oben angedeuteten Grundbegriffe dürften wenige Angaben genügen. Stahl unterscheidet logische und grammatische Sätze. Im Gegensatze zu ersteren, die, bestünden sie auch nur in Interjektionen, immer vollständig sind, können letztere unvollständig sein. In diesem Falle finden sie in dem logischen Satzinhalte ihre Ergänzungen, von

denen drei Arten in Betracht kommen: 1) wenn das Fehlende in der erforderlichen Form hinzugedacht werden mufs (Ellipse); 2) wenn das Fehlende in anderer Form vorhanden ist (ohne besondere Benennung); 3) wenn das zur Verbindung zweier Satzglieder fehlende Zwischenglied aus dem logischen Verhältnisse beider sich ergibt (Brachylogie). Hier möchte ich nicht unterlassen, auf die verständige und ausführliche Behandlung der 27, 2 angedeuteten Brachylogie bei Nilsson in dem neuesten Hefte der Schanzschen Beiträge hinzuweisen. In anderen Fällen, z. B. 513, 1 ff. u. 722, 1 ergänzen sich Stahl und Nilsson gegenseitig. Die nominalen und adverbialen Bestimmungssätze sind, weil sie in ihrer Form nicht durch das übergeordnete Verbum bedingt sind und auch nicht in seinen Gedankenbereich zu fallen brauchen, unabhängige Nebensätze, bisweilen auch die unter dem Namen „Substantivsätze" zusammengefafsten Subjekts- und Objektssätze, nämlich dann, wenn sie eine auch aufserhalb des Gedankenbereichs des übergeordneten Satzes bestehende Tatsache bezeichnen. Nur in diesem eingeschränkten Sinne ist verständlich, dafs wir, „wo keine Abhängigkeit vorhanden ist, vom übergeordneten Verbum und übergeordneten Subjekt" sprechen (37). Ferner unterscheidet Stahl fünf Arten Kausalsätze: 1) des vorausgesetzten Grundes: hypothetische, die sich wiederum in zwei nach Sinn und Konstruktion durchaus verschiedene Arten, präsumtive (εἰ = für den Fall, dafs) und konditionale (εἰ = im Falle, dafs) scheiden; 2) des vorhandenen Grundes: kausale; 3) des nicht wirkenden Grundes: konzessive, deren es ebenfalls zwei Arten gibt, je nachdem der wirkende Grund blofs angenommen (wenn er auch kann), konditionale, oder als wirklich vorhanden gesetzt wird (obgleich er kann), kausale; 4) des umgekehrten Grundes oder der Folge: konsekutive; 5) der erstrebten Folge oder der Absicht: finale. Die Nebensätze überhaupt werden nach ihrem Verhältnis zum übergeordneten Satze unterschieden in solche, durch welche der übergeordnete Satz eine ihn begrenzende nähere Bestimmung erhält und die wegen ihrer innerlichen Verbindung mit demselben als synthetische bezeichnet werden, und in solche, welche, weil sie ohne derartige innere Verbindung neben ihm stehen, parathetische Nebensätze heifsen. Da letztere blofs durch die äufsere Unterordnung sich von Hauptsätzen unterscheiden, stimmen sie in der Konstruktion mit Hauptsätzen überein, während die synthetischen hierin abweichen. Hypothetische Sätze, seien sie präsumtive oder Bedingungssätze, sowie Finalsätze können nur synthetisch sein. Dagegen können die Temporal-, Konsekutiv- und

Relativsätze sowohl parathetisch als synthetisch sein. Von den Konzessivsätzen sind die kausalen parathetisch; die konditionalen synthetisch. Die Bekämpfung des Ausdrucks „unpersönliche Verba“ (41) erscheint um so auffälliger, als Stahl selbst 9 Seiten vorher als letzte der Hauptklassen regierender Verba „Impersonalia“ nennt; der Name läfst sich so wenig ausrotten als „Homer“ oder „Shakespeare“. Ein ähnlicher Kampf gegen Windmühlen ist genau genommen, was 245, 2 gegen die Benennung „iterativer Optativ“ ins Treffen geführt wird. Gänzlich unmotiviert ist die Behauptung (24), dafs man in dem Satze *νεανίας παιδείᾳ σώφρων γίγνεται* nicht die Konsequenz gezogen habe *γίγνεται* als Kopula und *σώφρων γίγνεται* als Prädikat zu erklären. Um nur wenige Beispiele anzuführen, heifst es bei Kühner II, 1, § 353: Das Prädikat ist ein Verbalbegriff und wird daher ausgedrückt entweder durch ein Verb allein oder durch ein Adjektiv oder Substantiv oder ein mit einem Adjektiv verbundenes Substantiv in Verbindung mit dem Verbum *εἶναι*, das man alsdann Aussagewort oder auch Kopula nennt.“ Ähnlich beginnt bei Madvig § 4: „Besteht das Prädikat aus *εἰμί*, *γίγνομαι* oder einem anderen unselbsständigen Verbum und einem Substantiv oder subtantivisch gebrauchten Worte.“ Die kleinen griechischen Schulgrammatiken setzen dies eben als etwas aus dem Lateinischen bzw. Deutschen bekanntes voraus, wie dies schon beim alten Buttmann ausdrücklich zu lesen steht. Was sodann die Himmels- und Naturerscheinungen anlangt, so hat sich der Grieche dieselben nicht blofs ursprünglich, sondern bis in die späteste Klassizität und noch darüber hinaus als Tätigkeit bestimmter Götter vorgestellt, wofür der Gen. abs. der betr. Verba den unumstöfslichen Beweis erbringt, allerdings scheint keine Stelle mit einer anderen als der 3. Person zu existieren.

Bei den Erörterungen über das Genus ist mir die etwas stiefmütterliche Behandlung des persönlichen Passivs intransitiver Verba aufgefallen. So findet sich kein Beispiel für *ἀσεβεῖν* (*ἀσεβεῖταί τις* es wird an einem gefrevelt Lys. u. a.; *τὰ περὶ ἐκείνους ἠσεβημένα* Aeschin.), *δυστυχεῖν* (*τὰ ἐφ' ἑτέρων δυστυχηθέντα* das von anderen herbeigeführte Mifsgeschick Lys. fun. 70), *πρεσβεύειν* (*τὰ πεπρεσβευμένα* die Erfolge der Gesandtschaft Dem.), *σωφρονεῖν* (*τὰ σεσωφρονημένα* Aeschin.), *ψηφίζεσθαι* (*τὰ ἐψηφισμένα* Lys. 12, 30). Dagegen hat das in der Ajasstelle (73, 2) vorkommende *ψηφίζειν* die Bedeutung des Kompositums *ἐπιψηφίζειν* „die Stimmen abgeben lassen, zur Abstimmung bringen“, dessen Medium bei Xenophon in die Bedeutung „durch Abstimmen genehmigen“ übergeht.

Des weiteren fehlt 69, 1 f. die Bemerkung, dafs zu solchen persönlichen Passiven auch ein Akkusativ der Beziehung treten kann, z. B. *συντετριμμένους ἀνθρώπους καὶ σκέλη καὶ πλευράς* Xen. An. 4, 7, 4 neben dem aristophanischen *συντριβῆναι τῆς κεφαλῆς*, womit wegen des Akkusativs zu vergleichen Soph. Ai. 11 und Phil. 7, ferner zu 70, 1 Stellen wie *κατηγόρηται Ἐρατοσθένους* die Anklage gegen E. ist vollzogen. Überhaupt scheint Lysias zu wenig ausgenutzt. Der Schlüssel dafür, warum der für viele Verba mit medialem und passivem Futur (66, 3) nachweisbare Unterschied, demzufolge das mediale Futur des Zustandes (= präsentisches Futur), das passive den Eintritt der Handlung (= aoristisches Futur), entspricht, unerwähnt bleibt, findet man in der Lehre vom Tempus (84, 3), wo sein Vorhandensein in Abrede gestellt wird, für die Verba pura sicher mit Unrecht; vgl. Rehdantz-Blafs zu Dem. 1, 27, nur dafs mir persönlich nach Analogie von *κρεμήσομαι, οἰχήσομαι* und ähnlichen Futuren zu Präsentia mit Perfektbedeutung *στερήσομαι* als Futur zu *στέρομαι* gilt. So bezeichnend die Beispiele oft gewählt sind, so wenig typisch sind sie in anderen Fällen. Wiederholt findet sich für wichtige Erscheinungen nur ein einziger Beleg, z. B. 397, 2, wogegen in anderen Fällen, wenigstens in den Ausgaben, auf welche verwiesen ist, noch einzelne zu finden sind, wie z. B. beim Inf. im Sinne des konzessiven Imperativs (599, 4 extr.) bei Ameis-Hentze noch zwei weitere Stellen angegeben sind. Dafs *προσνωμᾶν* (47) nur an jener Stelle vorkommt, ist nicht bemerkt. Zu spärlich behandelt erscheint auch 71, 1. Wenn für *κινδυνεύειν τινί* und *ὑπέρ τινος* lauter Thukydidesstellen angeführt werden, so mag dies auf Stahls näherer Beschäftigung mit diesem Schriftsteller beruhen. Oft jedoch kann man sich des Eindrucks der Unvollständigkeit bzw. Willkür bei Auswahl der Belegstellen nicht erwehren, abgesehen freilich von 569, 1 ff, wo ausdrücklich bemerkt ist, dafs, wenn nur ein Beispiel angeführt ist, auch nur eines vorgelegen hat; manchmal aber erscheint es gar nicht recht begreiflich, warum gerade diese oder jene Stelle zitiert wird, wie z. B. 50, 1 für *μάρτυρας παρέχεσθαι*, welcher Ausdruck indes unter das dynamische Medium „aus seinen Mitteln oder Kräften etwas gewähren“, gehört, gerade Plato Gorg. 471 e (vgl. 510, 2. Isae. 10, 7). Dafs die Phrase auch mit aktivem Verb vorkommt, erfahren wir erst 61, 1. Umgekehrt scheint bei dem medialen *διδάσκεσθαι* = lernen (49, 3) ein Grund vorhanden, aber nicht ausgesprochen zu sein; erscheint ja auch in einer Reihe anderer Sophoklesstellen das Wort in dieser Bedeutung, z. B. Phil. 1378 *διδάσκου*; Fr. 622

und insbesondere Ant. 726 διδαξόμεσθα δὴ πρὸς (a. t. ὑπ') ἀνδρὸς τηλικοῦδε τὴν φύσιν; aber während es in diesen ebenso passivisch zu fassen ist wie El. 330 und O. R. 357 (vgl. bei Homer δάασθαι und δαῆναι), bedeutet es in dem von Stahl angeführten Beispiele „sich selbst lehren, erfinden, ersinnen"; wiederum anders ist der Sinn dieses Mediums bei Pind. Ol. 8, 59 (vgl. 50, 1). Daſs vom Kläger gebrauchtes τιμᾶσθαι den Dat. incommodi bei sich zu haben pflegt, daſs vom Beklagten daneben auch das Kompositum ἀντιτιμᾶσθαι gebraucht wird, daſs ὅπλα τίθεσθαι (52, 1), noch eine zweite Bedeutung „antreten" hat, daſs das passive Futur φυλάξομαι ziemlich häufig ist, daſs ἀλέξω (63, 1) zwei Aoristformen, der Aor. von γηράσκω zwei Infinitivformen hat, war anzumerken. Viele Verba fehlen gänzlich, z. B. ἐνδείκνυσθαί τι „seinerseits zeigen, erkennen lassen", z. B. τὴν ἔχθραν καὶ τὸ βουλεύεσθαι κωλύειν Dem. 8, 12, εἰσφρεῖσθαι „bei sich einlassen" Dem. 8, 15, auch bei Eur., andere in besonderen Bedeutungen, z. B. ὠθεῖσθαι „sich drängen"; doch „die medialen Verba vollständig zu verzeichnen ist Sache des Lexikons", heiſst es 66, 1. Was soll aber zum Verständnis von ἀμείβεσθαι (55) die Bedeutung „wechseln lassen" beitragen? Warum wird ebenda bei der passiven Bedeutung von ἀασάμην „ich lieſs mich betören" nicht auf die passive Form ἀάσθην verwiesen? warum nicht über den Unterschied des so gebrauchten Passivs und des kausativen Mediums gesagt, daſs nämlich beim Medium mehr die eigene Willenstätigkeit hervortritt, wie dies besonders deutlich bei κείρασθαι und καρῆναι sich zeigt? Ein analoger Unterschied besteht bei allen 65, 1 extr. angeführten Verben, wo Stahl sich mit der Bemerkung begnügt, daſs „der mediale Gebrauch überwiegt". Warum ist bei τρόπαιον στήσασθαι das Medium „natürlich" nicht erforderlich? Dieses „natürlich" kann doch nur besagen nach dem Gebrauch der Autoren, die eben groſsenteils das Aktiv anwenden? oder soll es darin liegen, weil in den Kunstprosawerken nicht von den die Arbeit ausführenden Maurern die Rede zu sein pflegt, die in ihrer Geschäftsprosa wohl nur das Aktiv brauchen konnten? Wozu schlieſslich 49, 3 die Hervorhebung „selbst Soph."? Vgl. übrigens in der Kochschen Grammatik die Fuſsnote zu ὑπό mit Gen.! Im einzelnen gestatte ich mir zum Kapitel Genus noch folgende Bemerkungen. Was βλέπω betrifft (48, 2), so hat dieses Verbum sowohl das aktive als das mediale Futur. Wie die Futurform ἔσεσθαι auf das mediale Futur aktiver Verba „eingewirkt haben" kann, ist nicht ersichtlich gemacht. Die Verwendung von τίθεσθαι im Sinne von ποιεῖσθαι (54, 1) ist

keineswegs auf die Dichter beschränkt; so haben Herodot und Plato *τίθεσθαι* (*τὴν*) *ψῆφον*, ersterer und Andocides *τίθεσθαι τὴν γνώμην*. Der ebenda durch Nichtausscheidung der Verba mit passivem Aorist (*ἀμείβεσθαι, ἀρέσκεσθαι, ἄρχεσθαι, πείθεσθαι*, zumal neben *ζωγρηθῆναι* und *ἐξαπατηθῆναι*) begangene Fehler ist durch den Nachtrag 63, 3 nicht wieder gutgemacht. Die im Wörterverzeichnis fehlende Philoktetstelle mit *σκοπεῖν, εἴτε — εἴτε* gehört auch zu 557, 1. Das Medium *ὁρᾶσθαι* (59, 1) steht noch öfter bei Soph., z. B. Ai. 351 *ἴδεσθε*; *αὐδάομαι* noch bei Pind. Ol. 2, 92; auch *φάμενος* dürfte häufiger vorkommen; doch warum ist *ἐφάμην* (und *προσέφη* 101) Aorist? Interessanter wäre eine begründete Stellungnahme zu *ἐφάσκετ'* Soph. Ph. 114 gewesen, was die meisten Herausgeber meines Erachtens richtig als 2. pl. Akt. erklären, während es nach Ebelings Sophokleswörterbuch 3. sg. Pass. ist. Auch bei Homer hat *γοάω* mediales Futur, z. B. Il. 21, 124. Das Thuc. 6, 62, 4 überlieferte aktive *ἀποδιδόναι* in der dem Medium eignenden Bedeutung „verkaufen" wird zwar auch von Kock zu Aristoph. Ran. 1235, welche Stelle Stahl entgangen ist, verteidigt, dagegen von Krüger 52, 10, 6 für fehlerhaft erklärt und von der erdrückenden Mehrzahl der Herausgeber verworfen und dafür *ἀπέδοντο* in den Text aufgenommen, während Cobet V. L. p. 158 *ἀπεδίδοντο* schreiben will. Gekünstelt erscheint die für das Medium *καλλιστεύεσθαι* (58) angenommene Grundbedeutung „als Schönstes sich bewähren", dem das Aktiv (61) als Ausnahme entgegengestellt wird, gerade als ob dasselbe sich einzig an der hier angeführten Stelle fände; wo bleibt da die Konsequenz bei dem nie im Medium vorkommenden *ἀριστεύειν*? Denn *νεανιεύεσθαι* und *ταμιεύεσθαι* sind von ganz anderer Art. Lehrreicher wäre die Bezugnahme auf die in der Natur der Sache begründete Häufigkeit des Mediums *πολιτεύεσθαι* unter Gegenüberstellung des ebenso natürlich nur im Aktiv vorkommenden *ἰδιωτεύειν* gewesen. Ebensowenig kann man hinsichtlich des intensiven Mediums *θηρᾶσθαι* und *θηρεύεσθαι* (58) im Zusammenhalt mit dem aktiven *θηρᾶν* bei Eur. Hel. 63 (61) und anderer ähnlich gelagerter Fälle zu einer ausreichend befriedigenden Unterscheidung gelangen. Der „der Dichtersprache angehörende Gebrauch" von *διέφθορα* in intransitiver Bedeutung beschränkt sich, da Hippokrates so wenig zu den Poeten gehört wie die jene Bedeutung wiederaufleben machenden Attikisten, auf Hom. Il. 15, 128. Dafür findet sich zu *ταράσσω* (78, 2) in der Ilias das intransitive Perf. Akt. *τέτρηχα*. Der passive Aor. *τραπῆναι* (64, 2) bedeutet auch „sich irgendwohin begeben" und für diese Bedeu-

tung ist merkwürdigerweise, wie schon von Buttmann (869) bemerkt worden ist, von Luk. rhet. pr. 8 ein eigenes Verbaladjektiv *τρεπητέον* gebildet worden. Obwohl auch ich mich Dem. 1, 3 der Beibehaltung von *τρέψηται* im Sinne von „eine Wendung zu seinen gunsten geben" zuneige, möchte ich doch auf die im kritischen Anhange von Rehdantz-Blafs geltend gemachten Bedenken hingewiesen haben, insbesondere auf die Möglichkeit eines darin steckenden Glossenüberrestes, etwa *παρατρέψηται*.

(Fortsetzung folgt.)

---

60) **Jacobus van Wageningen**, 1. **Scaenica Romana.** Groningae, Noordhoff, 1907. 67 S. 8. ℳ 1.70.

— — —. 2. **Album Terentianum** picturas continens ex imagine phototypa Lugdunensi Terentii codd. Ambrosiani H. 75 et Parisini 7899 sumptas et lithographice expressas. Praefatus et picturas Latine interpretatus est. Groningae, Noordhoff, 1907. LXXXVIII S. 1. ℳ 6.—.

Die erste der hier angezeigten Schriften behandelt einige wichtige Kapitel der römischen Bühnenaltertümer, die ja in den Handbüchern recht dürftig wegzukommen pflegen. Wie der Verfasser selbt bekennt, war es ihm nicht so sehr darum zu tun, neue Ergebnisse vorzutragen als vielmehr alles Wichtige aus der antiken Überlieferung wie den einschlägigen modernen Schriften zusammenzufassen. Und schon die blofse Zusammentragung des so weit zerstreuten Materials, das vor allem in den Abhandlungen von Ritschl, Ribbeck, Leo, Bethe niedergelegt ist, ist eine dankenswerte Arbeit. Das erste Kapitel ist überschrieben „De theatro Romano" und handelt in einem Abschnitt über die erhöhte Bühne und ihre Herkunft aus Unteritalien, in einem zweiten über die bekannten Momente der allmählichen Entstehung dauernder Bühneneinrichtungen in Rom (de cavea et scenae ornamentis). Den Inhalt des zweiten Kapitels ersieht man aus den Überschriften der acht Abschnitte: a) De domino eiusque grege, b) De histrionum partibus, c) De actorum vitae condicione, d) De vita nonnullorum actorum nobilium, e) De personis sive larvis, f) De histrionis vestitu, g) De histrionum gestibus, h) De vocis et tibiarum cantibus. Diesem zweiten Kapitel ist gröfsere Bedeutung beizumessen, weil der Verfasser hier z. T. selbständige Ansichten vertritt — so verdient seine Ausführung, dafs Minucius Prothymus zwischen 131 und 121 den Gebrauch der Masken in Rom eingeführt habe, durchaus Beifall — und weil hier, die Worte

ergänzend, für mehrere Abschnitte die zweite Schrift, des Album Terentianum hinzukommt. Es ist als ein besonderes Verdienst des Verfassers anzuerkennen, dafs er die gerade für das Gebärdenspiel so wichtigen antiken Illustrationen des Codex Ambrosianus in einer billigen lithographischen Ausgabe einem gröfseren Publikum zugänglich machte, für das die von Vries & Bethe besorgte nicht in Betracht kommt, deren Benutzung dem Verfasser in liberalster Weise gestattet war. Zur Ergänzung der Lücken des genannten Codex (Titelbilder, Andria, Eunuchus bis V. 416, letzter Teil des Phormio von V. 832—1015) wurde der Codex Parisinus 7899 (P) herangezogen; von den 148 Abbildungen sind 1—25, 50—58, 100 bis 102 dem letzteren Codex entnommen. Die beigegebenen lateinischen Unterschriften genügen völlig für das Verständnis der Zeichnungen.

Hof a. S. **K. Weifsmann.**

---

61) The University of Chicago: **Studies in classical philology,** edited by a committee representing the departements of Greek, Latin, Archaeology, and comparative philology. Reprint from volume IV: **Mary Bradford Peaks, The general civil and military administration of Noricum and Raetia.** Chicago, The University of Chicago Press, 1907. S. 161—230. 8.

Hat die amerikanische Altertumsforschung sich durch ihr energisches Eingreifen in Griechenland, Kleinasien, Syrien, Ägypten bereits seit geraumer Zeit einen Ruf erworben, so kommen jetzt von den Universitäten der Vereinigten Staaten auch Dissertationen, die Beachtung verdienen. Die vorliegende Arbeit gibt zunächst die Statthalterverzeichnisse der Provinzen Noricum und Raetia, indem die neuerdings zugewachsenen Zeugnisse richtig eingereiht und wenn nötig kommentiert werden. Auch schon bekannte Inschriften erfahren Besprechung, so Corp. i. Lat. 4114 = Wilmanns 1201 = Dessau 1140, wo (im Gegensatz zu Wilmanns' Anmerkung, zu O. Hirschfeld, Hist. Zeitschrift 43, S. 469 f. und zu Domaszewski, vgl. Mitt. des röm. Instituts 1905, Bd. XX, S. 159) die Reichsfeinde, die Tib. Cl. Candidus bekämpft hat, auf die Provinz Hispania citerior beschränkt werden, während die Statthalterstellung von Noricum für sich stehe. — Darauf ist für die Geschichte der Legionen II und III Italica, sowie der Auxiliartruppen, die in den genannten Provinzen stationiert oder rekrutiert waren, das Material fleifsig zusammengestellt, nicht ohne Versehen im einzelnen (es fehlen z. B. die Kämpfe des nachherigen Kaisers Pertinax 172 n. Chr.,

vgl. Domaszewski a. a. O.), aber doch auch hier im allgemeinen mit voller Kenntnis aller europäischen Hilfsmittel.

Prag. **J. Jung.**

62) **Theodor Mommsen, Gesammelte Schriften.** I. Abteilung; Juristische Schriften. Dritter Band. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907. XII u. 632 S. 8. ℳ 15.—.

Der dritte und letzte Band der juristischen Schriften Mommsens ist, wie die beiden ersten (s. diese Zeitschrift Jahrgang 1906, S. 447 ff.) von B. Kübler besorgt worden. Die in dem Band vereinigten 38 Abhandlungen sind nach Materien, wie folgt, geordnet: Personenrecht, einschliefslich der Lehre von den juristischen Personen (I—XII), Obligationenrecht (XIII, XIV), Sachenrecht (XV—XVIII), Erbrecht (XIX—XXI), Form der Rechtsgeschäfte und Urkundenwesen (XXII—XXVII), Prozefsrecht (XXVIII—XXXIV), Strafrecht (XXXV—XXXVIII). Unter diesen Abhandlungen befinden sich mehrere aus der letzten Schaffenszeit Mommsens stammende, und daher wenig revisionsbedürftige Arbeiten. Erhebliche Änderungen erforderte namentlich der Aufsatz über die pompeianischen Quittungstafeln (XXIII), für die nunmehr die Neubearbeitung des Materials durch Zangemeister im Supplement zum vierten Band des Corpus mafsgebend werden mufste. Den Aufsatz über „iudicium legitimum“ (XXXII), zuerst publiziert in der Zeitschrift der Savigny-Stiftung XII (1891), S. 267 ff., hat Mommsen selbst noch umgearbeitet; neben kleineren Ergänzungen ist in der Mitte des Aufsatzes ein gröfseres Stück eingeschaltet und am Ende ein Exkurs angehängt; am ersteren Ort führt Mommsen — im Gegensatz zu Wlassak — weiter aus, dafs das Wort lex, oder auch lex publica, wo es ohne Anlehnung an ein anderes Wort absolut auftritt, auch in den juristischen Schriften immer das Zwölftafelgesetz bedeutet (nicht etwa das äbutische Gesetz); in dem Exkurs lehnt Mommsen die bekannte Pais-Lambertsche Hypothese kurz und bündig ab.

Einen ganz besonderen Reiz verschaffen dem Band Arbeiten, die bisher überhaupt nicht oder wenigstens nicht als Geistesprodukte Mommsens bekannt waren; in die ersten Kategorie gehören die beiden Reden über „die Aufgaben der historischen Rechtswissenschaft“ (1848) und über „Die Bedeutung des römischen Rechts“ (1852), in die zweite Kategorie die anonym erschienenen Rezensionen im literarischen Zentralblatt (1851). Die — in Zürich gehaltene — Rede über „die

Bedeutung des römischen Rechts" wird man heute, wo die Frage der Ausgestaltung des romanistischen Unterrichts jenseits und diesseits des Rheins erwogen wird, mit besonderem Interesse lesen. Aus der Zahl der Rezensionen (XLI) ragt diejenige über Geibs Kriminalprozeſs hervor, wo in der Kritik der Anordnung und Darstellungsweise bereits die Grundelemente des „römischen Strafrechts" erscheinen. Aus den der Doktordissertation angehängten Thesen hebe ich zwei hervor: die letzte, die für das moderne Recht das Schwurgericht (abgesehen vom Majestätsprozeſs) verwirft, und die dritte, die in dem neuerdings vielfach besprochenen horazischen (Serm. II 1, 86) solventur risu tabulae die tabulae auf die zwölf Tafeln bezieht (vgl. aus neuerer Zeit die Ansichten bei Braſsloff, Zeitschr. d. Savigny-Stiftung XXII, S. 212).

Der Herausgeber hat auch in diesem Bande, wie in den zwei ersten, mit groſser Gewissenhaftigkeit seines Amtes gewaltet; er hat namentlich auf die Parallelstellen in Mommsens eigenen Werken verwiesen und Quellen wie Literaturnachweise nachgetragen; überaus verdienstlich und willkommen ist das mit groſser Sorgfalt für die drei Bände angelegte Sach- und Namenregister sowie das Verzeichnis der behandelten Stellen. Der Herausgeber kann versichert sein, daſs er sich alle diejenigen zu Dank verpflichtet hat, denen die Pflege des römischen Rechts und seiner Geschichte am Herzen liegt und die zu ermessen vermögen, wieviel Opferwilligkeit in der stillen Arbeit liegt, die in der Herausgabe der drei Bände geleistet ist.

Zürich. **H. F. Hitzig.**

---

63) **Adolf Kolsen, Sämtliche Lieder des Trobadors Giraut de Bornelh.** Mit Übersetzung, Kommentar und Glossar kritisch herausgegeben. Band I. Heft 1. Halle, Max Niemeyer, 1907. 112 S. 8. ℳ 3.—.

Der kurzen, auf der Umschlagseite abgedruckten Mitteilung des Verfassers zufolge soll der erste Band dieser in Heften erscheinenden Girautausgabe die Liedertexte nebst kritischem Apparat und deutscher Übersetzung bringen. Ein Kommentar, die Biographie des Dichters, sprachliche und metrische Bemerkungen, sowie das Glossar werden später folgen. Eine eingehende Besprechung ist natürlich erst möglich, wenn die Gesamtausgabe vorliegt. Das bisher erschienene, mitten im Zusammenhange abbrechende erste Heft bringt 22 Minnelieder des einst hochgefeierten Trou-

badours, der ob auch niederen Standes sich doch der Förderung ja Freundschaft hochgestellter Herren erfreuen durfte, dessen ernste, gedankenreichen, moralischen Sirventes mit ihren aufrichtigen Klagen über den Verfall des Rittertums und der Poesie, dessen eindringliche Ratschläge zu sittlichem Lebenswandel ihn des Danteschen Urteils wert erscheinen lassen, der ihn als den vorzüglichsten *„in rectitudine“* preist.

Die Gestaltung des Textes habe ich nicht nachprüfen können, da mir die einschlägige Literatur hier nicht zur Hand ist. Einige verderbte Stellen sind zumeist ansprechend ergänzt worden, manches wird freilich wohl nie befriedigend erklärt werden können (so Nr. 3, IV). Die Übersetzung ist sinngemäfs, wenn auch nicht durchweg geschmackvoll. Ausdrücke wie „furchtbar küssen“, das häfsliche „mit einem diesbezüglichen Worte“, „feister Körper“ (von der Geliebten gesagt), hätten vermieden werden können. Unsicheres in der Übersetzung ist durch einen Stern gekennzeichnet, der bedeutet, „d a f s das dem d a m i t versehenen deutschen Ausdruck entsprechende provenzalische Wort in den Wörterbüchern noch fehlt“.

Giraut v. Bornelh ist vornehmlich der Dichter der dunklen Manier. Suchier meint, dafs ihn vielleicht sein Gönner, Graf Raimbaut III. von Orange, dazu angeregt habe, und möchte diesen mit Lignaure identifizieren, mit dem sich Giraut in einer Tenzone über das *trobar clus* auseinandersetzt. In den vorliegenden Minneliedern schliefst er sich der klaren Richtung an, wie sie besonders von Bernard von Ventadour gepflegt wurde. Nr. 3, VII in einer freilich nicht ganz klaren Strophe, sagt er noch, dafs er seinen Gesang dunkel mache (*l'escur*), aber Nr. 4 ist die offene Absage an diese Richtung. „Kaum vermag ich einen leichten Vers, den ich machen will, anzufangen und ich habe doch seit gestern darüber nachgedacht, ihn so zu machen, dafs alle Leute ihn verstehen und dafs er leicht zu singen sei; dichte ich ihn doch lediglich zum Vergnügen. Wohl könnte ich ihn dunkler machen; aber ein Sang hat keinen vollkommenen Wert, wenn nicht a l l e seiner teilhaftig werden .... glaube ich doch, dafs in vernünftiger Weise zu dichten von ebenso grofsem Verstande zeugt wie die Worte überkünstlich zu verknüpfen.“

Noch an einer anderen Stelle spricht er über das *trobar oscur* als über einen überwundenen Standpunkt. (Nr. 16, I) „Einst gab ich mich ... mehr als jetzt damit ab, so dafs man meine frischen, gereimten scharfsinnigen und feingeschmiedeten Aussprüche kaum verstand.“ Auf

den Inhalt der durchaus in den konventionellen Formen sich bewegenden Lieder braube ich nicht näher einzugehen, doch möchte ich wenigstens kurz andeuten, dafs es in allen diesen, einer hochgestellten (Nr. 1, II; 16, VI) Dame zu Ehren gesungenen Liedern nicht ganz an persönlich gefärbten Zügen fehlt (11. IV; 16. III; 17. V; 19. 20. VIII u. IX), die mit einiger Vorsicht als autobiographische Momente herangezogen werden können. Sonst bewegt sich in den vorliegenden Liedern der Dichter in den begangenen Bahnen. Die Einleitung von dem an Vergleichen reichen Gedichte Nr. 12: „Wenn das Eis, die Kälte und der Schnee schwindet, die Wärme zurückkehrt, der Frühling wieder ergrünt und ich das Gezwitscher der Vögel höre, ist mir die holde Zeit am Ende des März so lieb, dafs ich ausgelassener bin als ein Leopard und mutwilliger als ein Reh oder Hirsch ...“ könnte von Bernard von Ventadour gesungen sein, aber ähnliche Naturschilderungen im Eingange der Lieder finden sich auch sonst bei Giraut. So Nr. 19, wo er des Nachtigallenschlags, des April und des Blumenflors gedenkt, und Nr. 22, wo er den Frühling in ähnlicher Weise charakterisiert.

Auf einen originellen Gedanken möchte ich noch hinweisen. Der Dichter schildert, wie ihn die Liebe kraftlos und schwach gemacht hat. „Nicht könnte ich mich im Ringkampf gegen einen Einarmigen verteidigen.“ ... „Nachts, wenn der Schlaf mir die Augen schliefst, schlafe ich auf einer Truhe oder auf einer Bank, bis mir beide Seiten weh tun, wodurch ich meine Kraft vernichtet habe; denn im Bett kann ich nicht schlafen, sondern erhebe mich davon in grofser Unruhe und, wenn ich auf bin, denke ich an euch, wofür ihr mir so feindlich gesinnt seid!“ —

Wir wünschen der mühevollen Arbeit des Verfassers einen möglichst beschleunigten Fortgang, um bald über die fertig vorliegende kritische Giraut-Ausgabe berichten zu können.

Bernburg. **R. Kiefsmann.**

---

64) **Hugo Wendel, Die Entwicklung der Nachtonvokale aus dem Lateinischen ins Altprovenzalische.** (Tübinger Dissertation.) Leipzig, O. Harrassowitz, 1907. 122 S. 8. ℳ 2.—.

Der Verfasser dieser Schrift hat sich eine sehr schwierige Aufgabe gestellt. Die Art, wie er sie gelöst hat, hätte noch etwa vor zwei Dezennien befriedigt; heute wird man sie schwerlich für geglückt ansehen.

Zum Teil ist er nicht über das hinausgekommen, was man ohnehin schon wufste; wo er aber doch darüber hinauszukommen trachtete, sind seine Resultate zumeist zweifelhaft, schief oder direkt falsch. Aber er hat das Material für eine spätere Bearbeitung zusammengesucht und geordnet, und es ist fraglich, ob man überhaupt höhere Anforderungen an eine solche Arbeit stellen darf. Wir haben in den letzten 15—20 Jahren auf vielerlei Dinge achten gelernt, an denen man früher mehr oder minder sorglos vorbeigegangen ist und die für die Beurteilung der sprachlichen Entwicklung von ausschlaggebender Bedeutung sind: genaue geographische Scheidung und Gebietsbestimmung, wechselseitige Einwirkungen von Schriftsprache und Dialekt, kulturelle Einflüsse und soziale Schichtung der Sprache. Der Verfasser hat sich diese Dinge resolut vom Leib gehalten und in der Tat: dafs der wissenschaftliche Anfänger, nachdem er eben erst die Elemente der sprachhistorischen Forschung in sich aufgenommen hat, sogleich auch darin überall mittun soll, ja dafs er sich über die Wichtigkeit dieser Dinge schon ein Urteil gebildet habe, scheint ein wenig zu viel verlangt. Aber freilich sollte er dann nicht an Aufgaben herantreten, die dies nun einmal erfordern. Deshalb erscheint uns die mechanisch zergliedernde und mechanisch deduzierende Methode, die der Verfasser hier anwendet und die doch seinerzeit in den Anfängen unserer Wissenschaft zu so viel schönen und allgemein anerkannten Resultaten geführt hat, heute etwas kindisch.

In diesem Gesamturteil stehe ich nicht allein, es stimmt im wesentlichen mit dem überein, das J. Huber, Z. f. rom. Phil. XXXI 371 ff. und L. Gauchat, Z. f. frz. Spr. XXXII[2] 13 ff. über das Buch abgegeben haben. Diese Rezensenten haben es auch im einzelnen begründet und in einer Anzahl Detailfragen die Angaben und Ansichten Wendels berichtigt. Ich verweise also darauf und bespreche nur noch einige Kleinigkeiten.

S. 6. Vor *domnum* war kein Stern anzusetzen.

S. 7 wird das Keltische dafür verantwortlich gemacht, dafs das Französische früher und stärker synkopiert hat als das Provenzalische, weil die Kelten einen starken expiratorischen Akzent gehabt hätten. Gegen diese Erklärung ist einzuwenden, dafs das Frankoprovenzalische sich in der Abschwächung der tonlosen Vokale viel näher zum Provenzalischen als zum Französischen stellt, ja sogar zum Teil hinter dem Provenzalischen zurückbleibt, obwohl es ausschliefslich auf ehemals keltischem Gebiet gesprochen wird.

S. 13. Formen wie *diaul, freul, niul* usw. sind wohl nicht als Nebenformen von *diable, freble* usw. „ohne Stütz-*e*" aufzufassen, sondern, da sie zweisilbig waren, als Varianten von *frevol, nivol* usw. (S. 14) anzusehen. Letztere betrachtet Verfasser ohne Grund als gelehrt, wie er überhaupt alles, was ihm unbequem ist, als gelehrt ausgibt, sogar Namen der Getreidearten wie *seguel, ordi* oder Formen wie *saupron,* wo man sich fragt, warum bei diesem Zeitwort gerade das Perfekt gelehrt ist. Anderseits freilich führt W. unter den die rechtmäfsige Entwicklung beweisenden Fällen solche wie *imagine* 〉*emage*, *virgine* 〉*verge* an und konstruiert sogar Formen wie **imagina,* **virgina* um die Nebenformen *emagena vergena* zu erklären.

S. 17. Dafs *Arle* auf **Artale* beruht, ist denn doch wohl nicht Thomas' Ansicht. Übrigens kommt man gewifs auch ohne Metathese aus, vgl. Herford, Die lat. Proparox. im Altprov., S. 20.

S. 31. Ein echtes Bauernwort wie *medre,* noch heute im Limousinischen weithin der einzige Ausdruck für „ernten" (vgl. Gil. K. 871) als gelehrt anzusehen, liegt kein Grund vor. Das *d* erklärt sich sehr einfach als Analogie nach den andern Verbalformen, wo es berechtigt ist. Dasselbe gilt wohl für *penedre,* bei dem noch hinzukommt, dafs dieser Infin. erst sekundär für *penedir* eingetreten zu sein scheint.

S. 49. Die richtige Erklärung von *Roin* (Rhône) Thom. Ess. 138.

S. 55 ff. Der Verfasser nimmt an, dafs intervokalisches *d* zu *đ* geworden ist, bevor es einerseits aus- oder abfiel, anderseits zu *z* wurde. Ich glaube nicht, dafs er mit dieser allerdings weitverbreiteten Ansicht recht hat.

S. 66. *expertare,* nicht **expergitare* Grundform von *espertar.*

S. 70. Es ist unrichtig, dafs *fabrega* wegen der Bewahrung von *br* gelehrt sein mufs; wir haben auf ziemlich weitem Gebiet *fabre, labra* usw.

S. 84. In der Frage, wie *bl̥, vl̥* nach dem Ton entwickelt wird, möchte ich nicht wie Huber ohne weiteres Wendel gegen Meyer-Lübke recht geben und annehmen, dafs der nachtonige Vokal hier spurlos verschwunden sei, wenigstens nicht für das ganze provenzalische Gebiet. Die Fälle, die Wendel hierfür anführt, zeigen uns alle einen labialen Vokal vor dem Konsonanten. Nun wäre denkbar, dafs ein ursprüngliches **rovi,* **cairovi,* **ve*(*z*)*ovi* bestand, dafs hier *v* wie sonst intervokalisch nach *o* gefallen sei (*coar, soen* etc.), worauf *i* mit *o* einen Dipthong bildete oder zum Teil

zum palatalen Konsonanten geworden ist (*roi* >*rog* wie *ai* >*ag*). Wir haben jedenfalls *avi*, das ich nicht mit Wendel als gelehrt ansehen kann, da lat. nur *avia*, nicht *avius* bestand, das aber allerdings auch eine andere Erklärung zuliefse, falls Wendel doch mit seiner Ansicht (die übrigens schon früher von Thomas, Essais 12, geäufsert wurde) recht hätte.

S. 115 Anm. In der Entwicklung von nachtonigem *-unt* zu *-on* sieht Wendel eine Entlehnung aus dem Franko-Provenzalischen. Ehe ich zu dieser offenbar unwahrscheinlichen Erklärung griffe, würde ich eher einen Einflufs von *sunt* darin gesehen haben. Dafs aber doch *-unt*>*-on* die richtige Entwicklung zeigt, scheint sich mir aus der Tatsache zu ergeben, dafs *-on* im Perfektum bei weitem *-en* überwiegt, also in einer Zeitform, die vom Lateinischen her durchaus *-unt* mitbrachte und die wegen ihrer eigenartigen Gestaltung weniger der Analogie nach anderen Zeitformen ausgesetzt ist.

Es sei mir gestattet, noch ein paar Worte in eigenen Angelegenheiten hinzuzufügen.

de suo part in den Eiden hat man bis jetzt als Schreibfehler angesehen (vielleicht doch nicht ganz allgemein, vgl. G. Paris, Sur le rôle de l'acc. lat., p. 24), weil man eben *suo* sonst nicht erklären konnte. Wenn man nun, wie ich es mit aller Reserve Z. r. Ph. XXIII 467 tue und wie es Wendel ohne Reserve S. 11 tut, annimmt, dafs in den ältesten Zeiten die nachtonigen, dumpfen Vokale noch verschiedene Qualitätnüanzen aufweisen, so entfällt natürlich der Grund zu einer Erklärungsart zu greifen, die man stets doch nur im äufsersten Notfall anwenden sollte; denn wie auch in sonstigen Fällen die Klangfarbe eines solchen aus *a* entstandenen dumpfen Vokals in jener Zeit beschaffen gewesen sein mochte, es wäre sehr leicht begreiflich, dafs er unmittelbar nach einem labialen Vokal eine labiale Klangfarbe angenommen habe.

S. 57 bekämpft Wendel die von mir gegebene Erklärung von *tebi* aus *tepidu* und ich bin heute tatsächlich darüber im Zweifel, ob man es nötig hat, den Umweg über das Fem. zu nehmen, den ich damals für nötig erachtete. Jedenfalls aber ist es überflüssig, das *i* in *tebi, kubi* (*cupidus*) einem gelehrten Einflufs zuzuschreiben, da wir ja doch neben *lampézo, lampeo* auch *lámpi* (*lampade*) haben, wo eine solche Beeinflussung ausgeschlossen ist.

Ich ging zur Erklärung von provenz. *ordi* (*hordeum*) von einem Gen. *hordei* aus, durch den *di* auch in den anderen Kasus vor dem Übergang

zu *d'* bewahrt wurde. Wendel fragt S. 86: „Warum soll in *hordei,* wenn es regelmäſsig entwickelt wird, nicht ebensogut Jotazierung eintreten können wie in *hordeum*?“ Weil eine solche Palatalisierung nur vor weniger palatalen Vokalen eintreten kann und weil, wenn *-ei* lt. zu *-ii* geworden ist, dieses *-ii* zu *-i* kontrahiert wurde (vgl. *Mercurii* 〉*Mércŭri*), wodurch die Bedingung zur Palatalisierung entfällt. Fand ja doch eine solche selbst bei *ie* noch nicht statt, wo vielmehr *i* fiel: *pariete* 〉*parete, quietu* 〉*quetu.*

Zum Schluſs sei erwähnt, daſs der Hauptteil der von Wendel bearbeiteten Materie kurz nachher, aber unabhängig von ihm, nochmals behandelt wurde, von Herford, Die lateinischen Proparoxytona im Altprovenzalischen, Königsberg 1907. Diese Arbeit, im ganzen auf dem gleichen Niveau stehend wie die Wendelsche, sticht durch etwas bessere Ausnutzung des Stoffes (es sind die Ortsnamen reichlicher herangezogen) und anspruchsloseren Ton angenehm von der hier besprochenen ab.

Krakau. **E. Herzog.**

---

65) **Gustav Binz, Untersuchungen zum altenglischen sogenannten Crist.** Sonderabdruck aus der Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Basel 1907. Leipzig, Carl Beck, 1907. S. 181—197. 8. ℳ —.60.

Es ist sehr erfreulich, daſs auch einmal auſserhalb der Schule Trautmanns das Verhältnis der altenglischen zur altsächsischen Dichtung ernstlich und eingehend behandelt wird. Denn die Hauptsache bei der vorliegenden kurzen, aber inhaltvollen und mit wohltuender Klarheit geschriebenen Abhandlung ist es zu zeigen, daſs der altenglische sog. Crist III unter einem gar nicht gering zu veranschlagenden Einfluſs der altsächsischen Dichtung steht, wie im einzelnen am Wortschatz, an der Wortbedeutung, den Laut- und Flexionsformen, syntaktischen Fügungen, stilistischen und metrischen Eigentümlichkeiten nachgewiesen wird. Die hier gegebenen Begründungen halte ich für vollkommen zutreffend, und sie widerlegen meines Erachtens einwandfrei die von O. Grüter in seiner Abhandlung „Über einige Beziehungen zwischen altsächsischer und altenglischer Dichtung“ (Bonner Beitr. z. Angl. Heft XVII) aufgestellten Behauptungen, in denen er umgekehrt, dem Beispiel Trautmanns folgend, eine Abhängigkeit der altsächsischen von der altenglischen Dichtung angenommen hatte. Dieses Ergebnis ist mir um so erfreulicher, als es durchaus mein ableh-

nendes Urteil bestätigt, das ich, freilich ohne auf Einzelheiten und bebesondere Beweisführung eingehen zu können, bereits in dieser Rundschau 1906, S. 328/29, über Grüters Ausführungen ausgesprochen habe. — Die Anzeige dieses Aufsatzes mag übrigens willkommene Gelegenheit bieten, die Aufmerksamkeit der Leser kurz, aber mit allem Nachdruck auf die ganz ausgezeichnete, ungemein reichhaltige Baseler Festschrift zur 49. Philologenversammlung hinzuweisen, die auf 538 Seiten 22 wertvolle Aufsätze aus allen Gebieten der Philologie enthält.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

66) **E. Förster, Die Frauenfrage in den Romanen englischer Schriftstellerinnen der Gegenwart.** Marburg, N. G. Elwertsche Buchhandlung, 1907. VI u. 78 S. 8. ℳ 1.—.

Die Frauenfrage ist noch ungelöst. Sie wird sich von Jahr zu Jahr weiter entwickeln Die Frauenwelt erobert sich immer mehr Terrain im öffentlichen Leben und steigert beständig da ihre Ansprüche, wo sie am meisten erreicht hat. So wunderte es uns nicht, wenn wir dieser Tage in den Zeitungen lasen, dafs Frauenrechtlerinnen in England öffentliche Versammlungen gesprengt und Minister und andere Männer dabei verprügelt hätten.

Da ist denn das vorliegende ein höchst aktuelles Schriftchen, in dem Förster zu schildern versucht, wie sich die Frauenfrage in den Köpfen der begabtesten englischen Schriftstellerinnen der neueren Zeit gestaltet hat. Ich denke, der erwünschte zukünftige Geschichtschreiber der neuesten Periode der englischen Literatur wird von diesem lesenswerten, fleifsig und geschickt zusammengestellten Werkchen gern Notiz nehmen. Bei dem kaum zu überschauenden, alljährlich wachsenden Reichtum der literarischen Erscheinungen ist es gut, wenn der eine oder der andere engere Gebiete nach ihrem dauernden Werte zu schätzen unternimmt und so Bausteine zu umfassenderen Werken liefert.

Förster zeigt uns die Frau als liebendes Weib, als Gattin, als Mutter und als Mitglied der menschlichen Gesellschaft, wie sie in den Romanen von George Egerton, Mona Caird und Sarah Grand dargestellt wird, der drei bedeutendsten, deren Werke in der Hauptsache im letzten Dezennium des 19. Jahrhunderts erschienen sind und in der problem novel oder Sarah Grandian Schule gipfelten. Weitere Kapitel vergleichen die drei Schriftstellerinnen und bringen die Kritik, die sie in England und besonders noch in Deutschland gefunden haben.

Sicher ist es ein Vorzug des Werkchens, dafs es sich auf diese Schriftstellerinnen beschränkt hat. Es wird in den gröfseren Werken der Vollständigkeit halber immer zu viel Ballast durch Aufzählung auch der unbedeutendsten Autoren mit fortgeführt, der gern der Vergessenheit anheimfallen kann.

Die äufsere Ausstattung der Broschüre ist gefällig, der Druck korrekt, nur S. 52, Z. 19 ist ein on zu viel und S. 71, Z. 20 mufs es „in allem“ heifsen.

Borna. **Teichmann.**

---

67) **Meyers Kleines Konversationslexikon.** Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Zweiter Band: Cambridge bis Galizien. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1907. 958 S. 8. geb. ℳ 12. —.

Während der Grofse Meyer sich der Ausgabe der letzten Bände nähert, ist sein kleiner Bruder in der siebenten Auflage beim Anfange des Buchstabens G angelangt. Es ist bei der Anzeige des ersten Bandes bereits zur Genüge hervorgehoben, dafs dies kleinere Werk keinen Auszug aus dem grofsen Nachschlagewerk darstellt, vielmehr ein nach eigenem Plane angelegtes und ausgeführtes Lexikon ist. Jedenfalls läfst die Summe der Artikel auch im Kleinen Meyer nichts zu wünschen übrig; kommen doch mehr als 130000 Titel zur Erklärung, eine Menge, die sich nun einmal bei der Ausdehnung des heutigen Wissens als erforderlich herausstellte. Wir leben in einem Zeitalter der Spezialforschung, die fortgesetzt neue Termini und Schlagwörter herausgibt, denen gegenüber auch die Leute gelehrter Bildung nicht ohne weiteres schlagfertig sind. Sodann treten jüngeren Wissenschaften, wie Hygiene, Völker- und Volkskunde, Kolonisationswesen, Statistik usw. immermehr in den Vordergrund und verlangen gleich den älteren Disziplinen Berücksichtigung, nicht zu vergessen die vielgestaltigen Wandlungen in den modernen politischen Verhältnissen. Um den so gesteigerten Anforderungen besser gerecht zu werden, hat die Unternehmung einmal die Zahl der Bände in der neuen Auflage verdoppelt, sodann ist mehrfach innerlich Zusammengehöriges zu gröfseren Artikeln zusammengefafst worden und dadurch mancherlei Raum gewonnen, wie ein gleiches auch bei den Illustrationen durch zweckmäfsige Gruppierung geschehen ist. Infolge dieser ökonomischen Mafsregeln sind wichtige Materien recht ausgiebig zu ihrem Rechte gekommen; vgl. vor

allem die Artikel Deutsch und Deutschland (etwa 50 Seiten), Dahome, Dalmatien, Dänemark, China, England, Europa, Frankreich, alle mit trefflichen Karten illustriert. Auch mit guten Stadtplänen und Beschreibungen ist das Werk noch bedacht worden, vgl. Christiania, Dresden, Frankfurt (M.). Als Ortschaftsverzeichnis geht das Lexikon nach dem Mafsstabe der Einwohnerzahl ziemlich tief hinab, vgl. Damme. — Mit der Art, wie literarische, geschichtliche und politische Persönlichkeiten vorgeführt sind, kann man sich nur einverstanden erklären; vgl. Cicero, Demosthenes, Euripides; Freiligrath, G. Freytag, Frenssen; Coppée, Corneille, Chateaubriand; Carnot, Combes, Freycinet usw. — Dafs deutsche und deutsch-österreichische Realien und Personalien mehe als die anderer Völker bedacht sind, wird man als Vorzug des Werkes anerkennen müssen. Übrigens hätte bei dem Herzog von Cumberland doch noch die weitere Deszendenz angeführt werden sollen, über die man z. B. anläfslich der Braunschweigischen Frage sich genauer informieren möchte. — Die beigegebenen zahlreichen Anschauungsmittel geben den Illustrationen des gröfseren Werkes an Qualität nichts nach, wie überhaupt die ganze Ausstattung tadellos ist.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von

Professor Dr. **R. Schnee.**

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.

Für Quinta bis Prima.

Preis: ℳ 1.—.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Für Sekunda und Prima.

Preis: ℳ —.80.

Die Anschauungsmethode

in der Altertumswissenschaft.

Von

K. Sittl.

Preis: ℳ —.60.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Der Lucidus Ordo
des Horatius.
Ein neuer Schlüssel für Kritik und Erklärung,
gewonnen
aus der Dispositionstechnik des Dichters.
Von
Dr. A. Patin
in Regensburg.
Preis: ℳ 1.20.

Die Entwickelung
der
Französischen Litteratur
seit 1830.
Von **Erich Meyer.**
Preis: ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—.

Matériaux
pour la méthode à suivre dans la lecture des auteurs français
à l'usage des professeurs chargés de cet enseignement
dans les écoles secondaires de tous les pays
par **Oscar Knuth,**
Docteur ès lettres et professeur au lycée de Steglitz.
Preis: ℳ 1.20.

LA CLASSE EN FRANÇAIS.
Ein Hilfsbuch
für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache
von
Dr. K. **Engelke,**
Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.
Zweite, verbesserte Auflage. Preis: ℳ 0.80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

a, 4. April. Nr. 7, Jahrgang 1908.

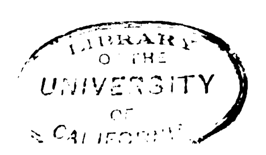
Neue
ilologischeRundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
ngen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Berliner Klassikertexte herausgegeben von der Generalverwaltung der Königl. Museen in Berlin. Heft V. Griechische Dichterfragmente. Erste Hälfte: Epische und elegische Fragmente bearbeitet von **W. Schubart** und **U. v. Wilamowitz-Moellendorff.** Mit einem Beitrag von **Fr. Buecheler.** Mit 2 Lichtdrucktafeln. VIII u. 136 S. gr. 8. ℳ 8.—.
Zweite Hälfte: Lyrische und dramatische Fragmente bearbeitet von **W. Schubart** und **U. v. Wilamowitz-Moellendorff.** Mit 6 Lichtdrucktafeln. II u. 160 S. gr. 8. ℳ 11.—.
Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907.

Das V. Heft der Berliner Klassikertexte, das in zwei Hälften zerlegt , zeichnet sich durch Mannigfaltigkeit und Reichtum des Inhalts Wir finden da Homer, drei Nummern, Hesiods Kataloge, vier Numund Erga, Aratos, Theokritos, Euphorion, ein hellenistisches Epos, mme, Oppianos Halieutika V, Epikedeia auf Pofessoren von Berytos, s Dionysiaka 14. 15. 16, panegyrische Gedichte auf hochgestellte


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Personen, und zwar auf den Blemyersieg des Germanos, auf einen Dux der Thebais und auf den Praefectus praetorio Johannes; ferner in der zweiten Hälfte Alkaios, zwei Nummern, Sappho, zwei Nummern, Korinna, Skolien und Elegie, von Sophokles eine Achäerversammlung, Euripides, Kreter, Phaethon, Melanippe, Hippolytos, zwei Nummern, Medea und Troerinnen, Aristophanes Acharner, Frösche, Vögel und Wolken, eine neue Komödie, zwei Nummern, Florilegien, zwei Nummern, Anapäste und Vermischtes, nämlich Regeln über Metrik, Hymnus an Tyche, Zauberspruch gegen Kopfweh und fünf epische Bruchstücke. Dazu kommen dann noch im ersten Teil zwei, im zweiten Teil fünf Wortverzeichnisse und je ein Sachregister. Alles liegt in vortrefflicher Bearbeitung von Ibscher, Schubart und Wilamowitz vor; die zweite Nummer unter Homer, Paraphrase eines Gedichtes über den Raub der Persephone, ist von Bücheler bearbeitet.

Ich gehe hier nur auf die lyrischen Stücke der zweiten Hälfte näher ein. Das erste Fragment des Alkäos und die Fragmente der Sappho wurden früher schon veröffentlicht; sie sind jetzt auf Grund neuer Vergleichung berichtigt und mit einigen neuen Ergänzungen wieder zum Abdruck gebracht, aber die Lücken sind auch jetzt noch nicht verschwunden. Neu ist dagegen das zweite Fragment des Alkäos, der Schlufs eines Gedichtes (Vv. 1—12) und der Anfang eines anderen (Vv. 13 ff.), beide in alkäischen Strophen. Das erste ist eine Mahnung an einen Freund, der sich infolge von Kummer vom Weingenufs fernhält, an den Freuden des Gelages teilzunehmen, das zweite eine Aufforderung an die Gefährten, jetzt nach überstandener Seefahrt an einem frohen Gelage sich gütlich zu tun. Der Annahme des Herausgebers, dafs das Ganze ein Gedicht bilde, widerspricht Form und Inhalt in gleicher Weise.

Das Interessanteste und Wertvollste, das das vorliegende Heft bringt, sind ohne Zweifel die Verse der Korinna S. 19 ff. Es sind, von einigen unbedeutenden Fragmenten abgesehen, die Reste zweier Gedichte; von beiden sind Anfang und Ende verloren, vom ersten 20, vom zweiten 40 Verse erhalten, die von Wilamowitz gut ergänzt sind. An einigen Stellen weiche ich allerdings von ihm ab; so erkenne ich in I 12 nicht *κώπη*, sondern *κώρη* und verstehe darunter die Nymphen, die Rhea bedienten. Auch nehme ich V. 17 f. *μεγάλαν τε κτλ.* mit ihm keinen Subjektswechsel an, so dafs ich *Ζεύς* als Subjekt zu *ἕλε τιμάν* ergänze, sondern beziehe auch diese Worte auf Rhea, die sich durch Rettung des Zeus grofse Ehre bei den Unsterblichen erwarb. V. 22 liegt zu einer

Änderung des überlieferten ἅμα in ἀνά kein Grund vor; ἅμα πάντες ist eine geläufige Verbindung, die auch hier wohl am Platze ist. Im folgenden Vers hat der Pap. εϑλε, was der Korrektor in εἶλε abänderte; es ist aber eher Verschreibung aus ἔσχε; denn ἕλε geht V. 18 vorher und folgt V. 26 nach, abgesehen davon, dafs εἶλε in der Orthographie des Papyros, wie der Herausgeber bemerkt, ιλε geschrieben wäre. Auch mit κατ᾽ ὤιαν (V. 27) kann ich mich nicht befreunden; denn das Schaffell, sowie die Bekränzung über dem Schaffell ist doch zu sonderbar; ich lese κατ᾽ ὤραν „sorgfältig, achtsam". Ebenso wenig vermag ich zuzustimmen, wenn Wilamowitz das überlieferte τωδενοςγάγϑι in τοῖ δὲ Διὸς (sc. στεφάνῳ) γέγαϑι abändert; viel näher liegt doch die Verschreibung aus τῶ δὲ μένος γέγαϑι „sein Herz aber freute sich darüber", was auch dem Zusammenhang mehr entspricht. V. 29 f. liest der Herausgeber κάϑεκτος ... ἐσέρυε λιττάδα; ich nehme an der Form κάϑεκτος bei Korinna, das übrigens hier in anderer Bedeutung als gewöhnlich steht, Anstofs und ziehe daher κὶ᾽ ἐκτὸς ... ἐσερύων vor. Auch V. 32 f. gefällt mir ὑκτρῶς δὲ γοῶν besser als βοῶν, das Wilamowitz schrieb.

Das erste Gedicht überschreibt Wilamowitz Helikon und Kithairon. Diese beiden böotischen Landesheroen messen sich im Wettgesang vor den versammelten Göttern; der Gegenstand des Streites ist leider nicht angegeben, wahrscheinlich handelt es sich um die Vorherrschaft in Böotien. Das Lied des Helikon ist verloren; das Bruchstück setzt erst mit dem Lied des Kithäron ein, das die Geburt des Zeus und die Täuschung des Kronos durch Rhea zum Inhalt hat. Nach den erhaltenen Worten zu schliefsen, wählte Korinna die Sagenform, dafs Rhea vor der Geburt auf den Rat ihrer Eltern an einen geheimen Ort wegging. Kronos suchte sie (ἐπ᾽ ἄκρυ V. 3, ϑήραν Schol. zu V. 5, δίων ebenda) und fand sie auch. Die dienenden Nymphen (κώρη V. 12) melden der Rhea seine Ankunft, und sie vollzieht nun die Täuschung. Mit diesem Lied erringt Kithäron den Sieg über Helikon und wird von den Göttern bekränzt. Helikon, darüber ergrimmt, reifst ein Felsstück los und schleudert es auf die Erde. Das weitere läfst sich aus den Überresten nicht erkennen; es scheint, dafs das Felsstück der Berg Helikon und die Wohnung des Heros wurde. Die Sage ist sonst unbekannt; Andeutungen finden sich im Schol. Hom. Γ 267: τὴν ἔριν Κιϑαιρῶνός τε καὶ Ἑλικῶνος, ἀφ᾽ ὧν δὴ καὶ τὰ ἐν Βοιωτίᾳ ὄρη προσαγορεύεται und Tzetzes in den Prolegomena der Erga S. 30 Gaisf., wo die beiden Brüder heifsen.

Das zweite Gedicht erhielt von dem Herausgeber den Titel: Die Töchter des Asopos. V. 54 ergänze ich εὐτριήνας als Epitheton des πόντω μέδων, des Poseidon. Aus dem sehr verstümmelten Anfang erkennt man doch soviel, dafs die Dichterin die Musen anrief und dann erzählte, welche Töchter des Asopos von den Göttern entführt wurden. Einige Namen liefert der Papyrus, die anderen lassen sich aus dem, was wir sonst über Asopos und seine Töchter hören, ergänzen; freilich ist auch hier die Geschichte, die den eigentlichen Inhalt des Gedichtes bildet, sonst nicht überliefert. Zeus raubte Ägina, Thebe und Antiope, Poseidon Korkyra, Salamis und Pronoe, Apollon Sinope und Thespia und Hermes endlich Tanagra. In seinem Schmerze wendet sich der Vater an das Orakel des Apollon auf dem Berge Ptoion in Böotien und erfährt von dem Orakelpriester Akraiphen, dafs Zeus und Poseidon je drei, Apollon zwei und Hermes eine geholt habe, um sie zu ihren Gemahlinnen zu machen. Der Priester offenbart ihm, dafs die Kinder seiner Töchter berühmte Helden sein werden, wie er, der Nachfolger des Euonymos, Hyrieus und Oarion (Orion) in der Verwaltung des Orakels, aus Apollons Weissage-Dreifufs untrüglich erkannt habe. Daher solle er sich dem Ratschlufs der Götter fügen. Asopos hört dies voll Freuden; was er aber erwidert und wie das Gedicht endigte, läfst sich aus den erhaltenen Überresten nicht mehr herauslesen.

Aus dem Angeführten ersieht man, dafs die neuen Funde, was den Inhalt der Gedichte der Korinna betrifft, nichts Neues bringen, sondern nur das, was man bisher schon darüber wufste, bestätigen, nämlich dafs die tanagräische Dichterin die Stoffe zu ihren Liedern aus der heimatlichen Sage entnahm. Um so überraschender und interessanter sind die Aufschlüsse, die man jetzt über die sprachliche und metrische Form der Gedichte erhält. In beiden Fällen ist es die gröfste Schlichtheit und Einfachheit; kurze Sätze, höchstens mit einem herkömmlichen Epitheton ausgeschmückt, sind auf die einfachste Weise aneinandergereiht, verraten aber ein entschiedenes Erzählertalent, und ebenso kunstlos ist das Metrum, eine schlichtgebaute Strophe, die vom Anfang bis zum Ende des Gedichtes sich wiederholt; im ersten Gedicht ist sie sechszeilig und besteht aus Jonikern, im zweiten Gedicht fünfzeilig, aus Choriamben gebildet. Dies sind ohne Zweifel die von der Überlieferung ihr zugeschriebenen νόμοι λυρικοί, die sie selbst den Zuhörern vortrug; den Gegensatz dazu stellen die λυρικὰ δράματα oder τραγικὰ δράματα dar, die Dithyramben, die chorisch sind. Von chorischen Dichtungen der Korinna erfahren wir nirgends etwas.

Interessant ist auch die nächste Nummer Skolien und Elegie S. 56 f. Diese hat sich nach der ansprechenden Vermutung des Herausgebers einer der in Elephantine stationierten Söldner zu eigenem Gebrauche aufgezeichnet, weil sie bei den Symposien der Kameradschaft zum Vortrag geeignet waren. Erhalten sind davon zwei, eines an die Euphoratis, die Göttin des glücklichen Ertappens und Erschnappens, das andere an Mnemosyne. Im zweiten Vers des ersten Liedchens ergänzt der Herausgeber *κρίφιόν τε πρόπινε λόγον*, indem er an einen *γρῖφος* denkt; ich ziehe *κυδρόν* vor, zu dem ich Jons *κυδρότερον πίεται* vergleiche. Im fünften Vers ist *σώματι* verschrieben, wie ich meine, aus *κᾶματι*, dem das folgende *νυκτιβάταν* entspricht; *καὶ τὸν παρὰ κτλ.*, das Wilamowitz in *κάτα τὸν* ändert, ist also beizubehalten. Der Symposiarchos wird in den Versen aufgefordert, einen überschäumenden Mischkrug der Chariten zu mischen und ein kräftiges Wort zuzutrinken, indem er befiehlt, in unendlichen Lobliedern die Jungfrau zu verherrlichen, die mit dem Speere sowohl am Tage Troja für sich ausbeutete als auch in der Nacht den bei den unvergefslichen Schiffen gefangenen Späher, d. h. Dolon. Im zweiten Liedchen ist *ὦ Μοῦσ' ἀγανόμματε μᾶτερ κτλ.* überliefert, wofür der Herausgeber *Μουσᾶν ἀγανόμματε μᾶτερ* schreibt; ich glaube, die Überlieferung läfst sich halten, wenn man *ἀγανόμματε μᾶτερ* prädikativ mit *συνεπίσπεο σᾶν τέκνων ἄγνῳ γόνῳ* verbindet, wofür schon die Beziehung zwischen *μᾶτερ* und *τέκνων* spricht. Mnemosyne wird gebeten, als mildblickende Mutter auf ihre Kinder zu achten, d. h. auf das jetzt erschallende Lied, das mit einem von der Seefahrt hergenommenen Bilde mahnt, bei drohender Gefahr sich rechtzeitig in Sicherheit zu bringen. Viel einfacher ist die aus fünf Distichen bestehende Elegie zur Eröffnung des Symposions, in der die Teilnehmer zur Heiterkeit und zum Gehorsam gegen den Symposiarchen aufgefordert werden.

Zum Schlusse erwähne ich noch den S. 142 f. abgedruckten Hymnos an Tyche, der sehr fehlerhaft überliefert ist. V. 1 ist *πτανο* wahrscheinlich zu *πτανοπέδιλε* zu ergänzen, ein Epitheton, das Orph. h. 27, 4 dem Hermes beigelegt wird. Die Schreibung V. 4 f. *τὰ μὲν ὑψιπαφῆ καὶ σεμνὰ εἰς δέον ὀμ . . . ὑπήρικας κατὰ γᾶν* scheint aus *τὰ μὲν ὑψιφαῆ καὶ σέμν' ἀείδιον* (oder *ἐς ἀείδιον*) *ὄμματα ὑπήμυσας κατὰ γᾶν* entstellt zu sein. V. 10 möchte ich *ταχυάγγελον* mit dem Herausgeber nicht in *ταχὺν ἄγγελον* ändern; eher ist V. 9 *ταχύποτμον* durch *βαρύποτμον* zu ersetzen. Sicher aber ist in V. 11 *πάντων γὰρ ἀρχὰν καὶ τέλος αγιον ἔχεις* statt

αγιον vielmehr αἰὲν zu schreiben; Wilamowitz dachte an ἄκρον. Inhaltlich bietet der Hymnus nichts Besonderes. Die Macht der Tyche wird gepriesen durch den Hinweis darauf, dafs sie imstande ist, die Hohen und Stolzen zu stürzen, dagegen die Niedrigen und Schwachen zu erhöhen; sie hält stets den Anfang und das Ende aller Dinge in ihrer Hand.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

69) **H. T. Karsten, De commenti Donatiani ad Terenti fabulas origine et compositione.** Lugduni Batavorum apud E. J. Brill, 1907. VIII u. 192 S. 8.

Die Beschaffenheit des Terenzkommentars, der unter dem Namen des berühmten Grammatikers Aelius Donatus auf uns gekommen ist, hat schon bald, nachdem man begonnen hatte, sich eingehender mit ihm zu beschäftigen, zu der Überzeugung geführt, dafs wir nicht das ursprüngliche Werk vor uns haben, sondern dafs dieses früher oder später mancherlei Veränderungen erfahren haben mufs; es finden sich innerhalb des Kommentars, oft unmittelbar beieinander, soviel Wiederholungen, vor allem soviel einander widerstreitende Angaben, dafs man sich jener Überzeugung gar nicht entziehen konnte, und seitdem durch eine neuere Ausgabe der Firnis beseitigt worden ist, mit dem die Redaktoren der Renaissance und die späteren Herausgeber die Schwächen und Gebrechen überzogen und verdeckt hatten, lag die Versuchung besonders nahe, hinter das Geheimnis der 'sfinge Donatiana', wie Sabbadini einmal das Problem genannt hat, zu kommen. Nach vielen Vorgängern, über deren Versuche sich in den Studi italiani di filol. class. II (1844) 4—15 eine gute Übersicht findet (zur Ergänzung s. Burs. Jahresber. 113, 176 ff.), hat sich nun auch der Amsterdamer Professor Karsten an die Lösung der Aufgabe gemacht; wenn man aber das Gesamtergebnis seiner Untersuchungen, die naturgemäfs eine Unmenge von Einzelheiten berücksichtigen, genauer ins Auge fafst, wird man selbst beim besten Willen kaum behaupten können, dafs er in der Ergründung der mancherlei Rätsel, die uns das Werk aufgibt, erheblich über seine Vorgänger hinausgekommen sei. Dafs der Kommentar stark interpoliert ist, gilt seit langer Zeit als Tatsache; dafs mehrere Interpolatoren tätig gewesen sind, ist auch schon längst angenommen worden; dafs es sich teils um planmäfsige, teils um gelegentliche Interpolation handelt, ist ebenfalls schon vor K. ausgesprochen worden. Die einzelnen Interpolatoren und ihre Arbeit zu sondern und die für jeden

charakteristischen Formeln und Tendenzen zu ermitteln hat namentlich Sabbadini sich sehr bemüht, aber dabei nicht verkannt, daſs der Forschung auf diesem Gebiete gewisse Grenzen gesteckt sind; K. sucht darüber hinauszugelangen, gerät dabei aber, wie auch nicht anders möglich, sehr oft ins Reich der Phantasie. Dahin gehört namentlich das Bild, das er sich von der Entstehung des heutigen Donatkommentars macht. Nach seiner Meinung hat der ursprüngliche Kommentar des Donatus zwei Neubearbeitungen erfahren, nachdem jedesmal zuvor die bekannten unbekannten Magistri das Werk mit Zusätzen verbrämt hatten. Der erste Bearbeiter ist der sog. Interpolator praecipuus, nach K.s eigener Charakteristik ein ziemlich verdrehter Kerl, den der Ehrgeiz gepackt hatte, den groſsen Donatus noch zu übertrumpfen, und der seine eigene Weisheit oder vielmehr Unweisheit, wo es nur irgend anging, in den Kommentar hineinpfropfte; der endlich — und daran erkennt man, daſs der Mann geistig nicht normal war —, um der Welt zu zeigen, wieviel besser er seine Sache verstand als sein Vorgänger, den so 'verbesserten und vermehrten' Kommentar nicht etwa unter seinem Namen, sondern unter dem des Donat der Nachwelt übermachte und es dieser nun gütigst überliefs, sich über das aufgegebene Rätsel die gelehrten Köpfe zu zerbrechen. Der zweite Bearbeiter begnügte sich mit der bescheideneren Rolle eines Kompilators; er fand ebenso wie sein Vorgänger wieder die Randbemerkungen der Magistri vor und gedachte sie dadurch für alle Zeiten zu sichern, daſs er sie in den Kommentar der zweiten Ausgabe hineinarbeitete. Dabei machte es ihm natürlich nichts weiter aus, auch gleich noch alle möglichen Scholien, die er in Terenzhandschriften fand, mitzunehmen; es war ja doch eine Arbeit. Wunderbarerweise hatte er dabei aber das Glück, in diesen Scholien auch echte Donatscholien, die der Vorgänger in seinem Hochmut herausgeworfen hatte, mit aufzunehmen, freilich ohne sich dessen bewuſst sein, wie er denn auch zuweilen nicht bemerkte, daſs er ein Scholion aufnahm, das der Interpolator praecipuus auszumerzen unterlassen hatte.

Und auf diesem Wege entstanden die sich widersprechenden Scholien, entstanden vor allem auch die Doppelscholien. Die Annahme anderer Leute, daſs ein Unbekannter zwei unter Donats Namen gehende Scholiensammlungen zu Terenz, die infolge des bei derartigen Werken so leicht eintretenden Auflösungs- und Umwandlungsprozesses vielfach voneinander abwichen, zusammengearbeitet habe, um so zu einem möglichst vollstän-

digen Donat zu gelangen und nichts vom alten Kommentar verloren gehen zu lassen, diese Annahme ist damit völlig überflüssig geworden — wenigstens für K. und die, die ihm Glauben schenken, zu denen Ref. aber nicht gehört.

Während der gröfste Teil des Buches sich mit der Geschichte des Kommentars von Aelius Donatus an bis zum Archetypus unserer Handschriften beschäftigt, wird am Schlufs (S. 164 ff.) noch ein schüchterner Versuch gemacht, das Quellenproblem zu lösen. Von der Tatsache ausgehend, dafs Nigidius nur im Phormiokommentar, und zwar dreimal, ferner Probus in demselben Teil viermal, dagegen im ganzen übrigen Werke nur fünfmal zitiert wird, schliefst K., dafs in den nach seiner (freilich gar nicht einwandfreien) Berechnung verloren gegangenen rund 1160 Scholien zum Phormio die beiden genannten Autoren noch öfter angeführt worden sein müfsten und dafs deshalb Donat für dieses Stück des Terenz einen Sonderkommentar benutzt habe. Das sei jedenfalls der des Arruntius Celsus gewesen, denn das 'ubi' bei Julius Romanus führe, wenn nicht ein Titel beigesetzt sei, immer auf einen Kommentar (trotz Ritschls Parerg. 361 ff.!) Ob Celsus wirklich einen Kommentar zum Phormio geschrieben hat, läfst sich mit dem dürftigen Material, das uns zu Gebote steht, nicht entscheiden; die Möglichkeit, dafs es der Fall war, habe ich an der Stelle, auf die K. S. 166 Bezug nimmt, nicht bestritten, wohl aber — und daran halte ich fest —, dafs der immerhin recht zweifelhafte Kommentar sich als Quelle für Donat nachweisen lasse; mit lauter Argumenten ex silentio zu arbeiten, wie K. tut, ist doch ein sehr mifslich Ding. Weiterhin tritt K. meiner ausführlich begründeten Hypothese entgegen, dafs Donat die Zitate aus der älteren römischen Literatur und aus Menander und Apollodorus im grofsen ganzen dem von ihm benutzten Kommentar des Aemilius Asper entlehnt habe. Er meint, neben dieser Quelle hätte ihm sowohl die Tradition der Schule wie eigene Lektüre diese Zitate vermitteln können. Dagegen liefse sich sowohl im allgemeinen wie in besonderem Hinblick auf Donat verschiedenerlei einwenden; ich mufs mir aber ein Eingehen auf Einzelheiten hier versagen und kann es um so eher, als K. schliefslich im weiteren Verlaufe seiner Untersuchung doch in den meisten Fällen zu demselben Ergebnis gelangt wie ich, ja sogar (S. 187) die Nigidiuszitate zum Phormio auf Aspers Kommentar zurückführt und damit offenbar den Celsuskommentar wieder fallen läfst. Nur einen Punkt mufs ich noch kurz berühren, und das ist die in dem ganzen Buche hervortretende Tendenz, den Donatus als einen Ausbund aller Weisheit und

Gelehrsamkeit hinzustellen. Eine solche Voreingenommenheit mufste natürlich dazu führen, in unzähligen Fällen einen subjektiven Mafsstab anzulegen, wodurch der Wert der Einzelresultate oft beeinträchtigt worden ist; dieselbe hat den Verfasser auch zu mancherlei polemischen Ausfällen verleitet, durch die er seinen Liebling gegen vermeintliche Obtrectatio in Schutz zu nehmen versucht. Dadurch wird aber natürlich weder der Sache gedient noch das Buch, dessen äufsere Mängel bereits E. Thomas in der Rev. cr. 1907, 414 ff. zur Genüge hervorgehoben hat, verschönt.

Halle a. S. **P. Wefsner.**

---

70) **G. V. Callegari, Il Druidismo nell' antica Gallia.** Padua und Verona, Fratelli Drucker, 1904. 113 S. 8. Lire 2.50.

Je weniger man von einer Sache wissen kann, um so gröfser ist für viele, besonders solche, die sie angeht, die Versuchung darüber zu schreiben, und so haben wir denn eine reiche lateinisch, französisch und englisch geschriebene Literatur über die Druiden. Die Deutschen haben sich von diesem Thema ziemlich fern gehalten und ebenso die Italiener. Aber auf Callegari hat der Reiz der Aufgabe gewirkt, und er hat sie, soweit es eben möglich ist, gut gelöst. Mit der Literatur hat er sich vertraut gemacht. Ich vermisse in dem fast 5 Seiten langen Literaturverzeichnisse nur Desjardins, Géographie de la Gaule Romaine. Auch hätte er wohl Th. Mommsen, Römische Geschichte (Bd. 5) und F. Rice Holmes, Caesars Conquest of Gaul beachten können. Duruys Histoire des Romains führt er zwar nicht mit an, kennt sie aber (S. 98).

Er behandelt den Stoff in sechs Kapiteln: 1. Il Sacerdozio Druidico, 2. Insegnamenti, Uffici, Influenza, 3. La Dottrina, 4. Culte e Cerimonia, 5. Scienze, Arti, Lettere, 6. La Decadenza. Die wichtigeren Punkte werden besonders eingehend erörtert, so die Frage, woher der Druidismus stammt, ob aus Britannien oder aus Gallien, das Wissen der Druiden und ihre religiösen Lehren, besonders die von der Seelenwanderung, ihre soziale Stellung. Wir wissen so wenig über den Druidismus, weil er sich der römischen Zivilisation gegenüber nicht behaupten konnte und daher keine Überlieferungen auf spätere Zeiten gebracht hat; denn der „Neudruidismus“ ist eine Erfindung von Gelehrten des 18. Jahrhunderts. — Das Buch kann jedem empfohlen werden, der sich über den gegenwärtigen Stand der behandelten Frage unterrichten will.

Oldenburg i. G. **Rudolf Menge.**

---

71) **H. M. Stahl, Kritisch-historische Syntax des griechischen Verbums der klassischen Zeit.** Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1907. XII u. 838 S. 8. ℳ 20.—; geb. ℳ 21.—.

(Fortsetzung und Schlufs.)

Wie Rehdantz-Blafs hier *τρέψηται καί*, so scheint Schneidewin-Nauck Soph. O. C. 570 (70, 1) das passive *δεῖσθαι* unrichtig. Die unter 69, 1 angeführte Stelle Soph. Ant. 408 gehört unter 69, 2 und zwar kennzeichnet die aus dem Artikel in *τὰ δεινά* zu entnehmende Erklärung den Akkusativ als einen sachlichen des äufseren Objekts, nicht des Inhalts. Desgleichen gehört Xen. An. 6, 1, 6 richtiger unter 70, 1, wie 3, 1, 17 erkennen läfst: *τοῦ ἀδελφοῦ ἀπέτεμε τὴν κεφαλὴν καὶ τὴν χεῖρα.* Die der Passivstelle Soph. O. R. 1092 (70, 2), zu der Wecklein sowie das lat. Cyclopa moveri zu vergleichen ist, entsprechende Aktivstelle *αἵ σε χορεύουσι τὸν ταμίαν Ἴακχον* Soph. Ant. 1151 ff. ist Stahl entgangen; vgl. 47, 2 die Euripidesstelle *Μούσας, αἵ μ᾽ ἐχόρευσαν.* Unrichtig und teilweise im Widerspruch mit 73, 3 ist *βιάζομαι* unter jenen Deponentia angeführt, die „gewöhnlich nur in medialer oder passiver Form mit aktiver oder medialer Bedeutung vorkommen", da es im medialen Fut. und Aor. nur aktive, in den entsprechenden passiven Formen nur passive, in den beiden Genera gemeinsamen Formen beide Bedeutungen hat. Ebenso unrichtig wird daselbst *πονέομαι* den „Deponentia media" zugezählt, werden *γλίχομαι* und *μάρναμαι* (73, 1) als aoristlos bezeichnet, während sich in einem Fragmente des der alten Komödie angehörenden Dichters Plato der Aorist *ἐγλιξάμην* und bei Homer *ἐμαρνάσθην* (vgl. Autenrieth) findet. Zu *γάνυμαι* bietet Homer das Futur *γανύσσεται* (vgl. Autenrieth) und Anacr. 8 das Perfekt *γεγανυμένος.* Ferner gehören *ἅζομαι* wegen *ἅζοντα* Soph. O. C. 134 und *πίλναμαι* wegen *πιλνᾷ* Hes. Op. 512 nur unter 73, 2. Ebenso findet sich zu *νέομαι* in den Fragmenten des Sophron das Aktiv *νέω* (bei Ath. p. 86 R. dor. 3. pl. *νησοῦντι*), zu *νίσσομαι*, das übrigens auch im Präsens wiederholt Futurbedeutung hat, z. B. Hom. Il. 13, 186 und 15, 577, die Futurform *νίσομαι* Il. 23, 96, zu *μέδομαι* die Futurform *μεδήσομαι* (Autenrieth), zu *μείρομαι* das Perf. Akt. *ἔμμορα*, z. B. Il. 1, 278; 15, 189; Od. 5, 335; 11, 338; zu *οἴχομαι* bieten Herodot, Äschylus und Plato eine förmliche Abundanz an Perfektformen; im nächsten Abschnitte führt Stahl selbst *παροίχωκεν* aus Hom. Il. 10, 252 an, wo andere *παρῴχηκεν* lesen; ebenso darf daraus, dafs

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

κίδναμαι und κίνυμαι auch passive Bedeutung haben, auf ein zufällig nicht vorkommendes Aktiv κίδνημι und κίνυμι geschlossen werden. Zu ἐέλδομαι ist zu bemerken, dafs ἐελδέσθω Hom. Il. 16, 494 als Passiv erscheint. Befremdend ist sodann die Angabe, ἁμιλλάομαι habe medialen und passiven Aorist nebeneinander; der erstere findet sich in klassischer Zeit einzig Eur. Hel. 1471, dann erst wieder bei Späteren. Auch für den medialen Aorist von βρυχάομαι kenne ich keine klassische Stelle. Die wenig glückliche Fassung über die Doppelform des Aorists von δύναμαι bei den Joniern und Xenophon verleitet dadurch, dafs „neben dem" auf das Homerische ἐδυνησάμην bezogen werden kann, zu Mifsverständnis. Der Aorist ἠρνησάμην bei den Attikern ist auf Äschines beschränkt. Dafs Sophokles auch für das Simplex die Futurform ἀρνηθήσομαι habe, scheint eine irrige Angabe der Wörterbücher zu sein. Zu 63, 3 ist wohl auch Hom. Il. 3, 78 ἱδρύνθησαν, „kamen zum Stillstand" zu rechnen. Bei den Homerstellen Il. 15, 554 und 558 (67) handelt es sich um das Simplex (κταμένοιο, κτάσθαι), während umgekehrt Thuc. 1, 93, 2; 3, 70, 4; Dem. 21, 103 u. a. Komposita stehen (ὑπόκεινται, ἐπέκειτο, ἐκκέοιτο); ebenso ist übersehen, dafs Hom. Il. 19, 183 das Kompositum ἀπαρέσσασθαι steht und dafs das Simplex auch öfter in der Odyssee sich findet, z. B. 8, 396; 402. Die zweite Odysseestelle mit δαήσεαι (43) steht nicht 3, 325, sondern 19, 325. Der euripideische Stellvertreter zu λυσιτελεῖν, der sich aufserdem noch Med. 1081 u. 1331 findet, heifst λύειν, nicht λυεῖν; zudem sind die Stellen aus der Medea hier sowie 345, 3 und 392, 1 nicht richtig zitiert. Dazu bemerke ich aber ausdrücklich, dafs ich die Verlässigkeit der Zitate zu den höchsten Vorzügen des Buches rechne. Unter den vielen Hunderten der nach Zehntausenden zählenden Zitate, die ich verglichen habe, sind mir aufser den bereits genannten nur noch zwei nicht stimmende aufgestofsen, nämlich Eur. Med. 653 (679) und Hom. Od. 6, 325 (683, 1); allerdings sind auch die zu εἰδώς (681) irreführend; dort soll es heifsen εἰδότε χάρμης Il. 5, 608; εἰδότε θήρης 10, 360. Die Zusammenfassung (60, 3) hätte umfangreicher und übersichtlicher gestaltet werden sollen. Zu ὑπερβάλλειν (45) füge man Dem. 8, 16, zu 48, 1 ἁλίσκεσθαι, δίκην δοῦναι, φεύγειν, ἀποφεύγειν (und κεῖσθαι), doch auch ἐξεβλήθησαν ἐκ τῆς ἀρχῆς Isocr. 4, 70; zu ἀντέχειν (46) Soph. Phil. 176, zu 49, 3 ἀποφαίνεσθαι sich aussprechen Dem. 8, 1; zu ἰσχυρίζεσθαι sich stark machen, sich ereifern Dem. 8, 2, ferner (zugleich zu 50, 1) παρατάττεσθαι und πορίζεσθαι, z. B. οὐκ ἔνι νῦν ἡμῖν πορίσασθαι δύναμιν τὴν ἐκείνῳ παρα-

ταξομένην es ist uns jetzt nicht möglich, eine Truppenmacht aufzubringen, die jenem sich im Felde gegenüberstellen kann Dem. 4, 23, zu 50, 1 *διοικεῖσθαι* zu seinem Vorteil einrichten, anordnen Dem. 8, 13, zu *πόλεμον ποιεῖν* Dem. 8, 6, 7, 8; zu 54, 1 *ἀγορεύεσθαι* verkündigen lassen Her. 9, 21, 3; zu *ἀμύνεσθαι* (55, 1), Dem. 8, 18; zu *διατίθεσθαι* (57, 1) Dem. 2, 16; zu *ἐπιλαμβάνεσθαι* (58) Dem. 1, 2; zu *αὐδᾶσθαι* 59, 1 Soph. Phil. 852 und *ἐπαυδᾶσθαι* 395; zu *ἵστασθαι* (62) die Bedeutung „sich einstellen" z. B. Soph. Phil. 175; zu den Thukydidesstellen für aktives *βουλεύειν* (61) 1, 132, 5, zu den Sophoklesstellen mit aktivem *φέρειν* El. 794 und fast gleichlautend O. R. 764; zu 63, 3 *αἴρεσθαι* und *ἐπαίρεσθαι* und zu *διαλύεσθαι* Dem. 8, 10; zu 66, 3 die Philoktetstellen *αὐανοῦμαι* 954, *ξενώσεται* 303, *φυλάξομαι* (48), zu *ἐπουρίσω* (44,1) Epict. fr. 9 und Pl. Alc. 147a, zu *κατοικεῖν* Pl. Leg. 677c.

Die überaus lichtvollen Erörterungen über Zeitbedeutung im allgemeinen und die des Indikativs und die der übrigen Tempusformen im besonderen sind durch eine zweimalige Entgleisung des Verfassers, der bei Variation von Beispielen die Aoristformen *γραφθῆναι* (107, 3) und *ἐγράφθη* (109, 2) gebildet hat, abschreckend entstellt. Mit Recht erklärt Stahl (116, 3) *ἀνήνοθεν* Hom. Il. 11, 266 für das Imperfekt, wodurch zugleich Aristarchs *ἐνήνοθεν* (statt des gewöhnlichen *ἀνήνοθεν*) Hom. Od. 17, 270 als eigentliche Perfektform eine neue Stütze erhält; denn Odysseus ist, wie schon Ameis im Anhang bemerkt, von der sinnlichen Wahrnehmung bereits in die Schilderung übergegangen, wie 7, 107. Für das von Stahl ebenfalls als Imperfekt erklärte *γέγωνε* dagegen ist doch wohl die Präsensbedeutung festzuhalten, einmal, weil eigene Imperfektformen vorhanden sind, sodann aber auch, weil Stellen wie Od. 5, 405 *ὅσσον τε γέγωνε βοήσας* die Auffassung als Imperfekt verbieten. Zu den Imperfekten unter 124, 1 dürften bei genauerer Untersuchung alle jene gehören, zu denen ein Aorist von gleichem Stamme nicht gebräuchlich ist, so dafs also mehrere Beispiele von 125, 4 (Thuc. 6, 102, 4, Xen. Cyr. 3, 2, 14) hierher gehören; so fassen auch Frohberger-Thalheim *ἐωνούμην* zu Lys. 7, 4, *συνεωνοῦντο* Lys. 22, 11 und *ἐξεωνεῖτο* Aeschin. 3, 91, während dies allerdings von Fuhr bestritten wird. Dafs freilich auch solche mit gleichem Aoriststamm hier einschlägig sind (*ἠρώτων*, *ἐκέλευον*, *ἔλεγον*, *ἔφην*, wozu 97, 1 zu vergleichen), lehren die Grammatiken. Zu Dem. 4, 44 (135, 2) macht E. Müller die sehr feine Bemerkung „Fiktion des Redners, der den Zuhörern ihre Einwendungen sozusagen vom Munde ab-

liest". Noch lehrreicher ist hierfür 8, 17. Die Homerstellen 135, 3 sind von den Herausgebern sattsam erklärt. Unter den Stellen zu 128, 1 und 129, 1 durfte Soph Phil. 89 f. *ἔφυν γὰρ οὐδὲν ἐκ τέχνης πράσσειν κακῆς, οὔτ' αὐτὸς οὔϑ', ὥς φασιν, οὐκφύσας ἐμέ* in Anbetracht der zeitlichen Bedeutungsverschiedenheit von *ἔφυν* in seiner Beziehung zu *αὐτός* und *οὐκφύσας* nicht fehlen. Der 135, 5 und 136, 1 behandelte Aorist zerreifst entschieden Zusammengehöriges, namentlich den sog. tragischen Aorist; sagt doch Stahl selbst, dafs Il. 17, 133 das einzige derartige Beispiel bei Homer sei, wobei er füglich von dem athetierten Vers 14, 95 absieht. Ähnlich zerrissen sind die Erscheinungen, welche Rehdantz für Demosthenes in seinem zweiten Index unter „Partizipium" aufführt. Auch bei 129, 1 und 140, 2 sollten gegenseitige Verweisungen nicht fehlen. Der Vorwurf gekünstelter Unterscheidung zwischen „inchoativ" und „ingressiv" ist, soweit ich die Sache zu beurteilen vermag, nicht begründet. Man beachte ferner die verschiedene Beleuchtung, unter welcher Hom. Il. 4, 164 (152, 1) und 6, 448 (167, 2) erscheint! Wie 96, 3 das geographische Imperfekt nicht erwähnt ist, so fehlt hier sowohl als in der Lehre vom Partizipium ein Hinweis auf Partizipien wie *ὁ ἄρξας* der gewesene Beamte, *ὁ βασιλεύσας* der gewesene Archont Basileus, *ὁ πρεσβεύσας* der gewesene Gesandte. Die Bemerkung „öfter geht in diesem Falle die Bedeutung des Vorhabens in die der Absicht über. Hier hat also das Part. Präs. dieselbe Bedeutung, in der sonst das des Fut. erscheint" (149, 2) kann nicht für alle dafür aufgeführten Beispiele als zutreffend anerkannt werden. So ist z. B. Thuc. 3, 52, 2 *λέγοντα* = qui dicebat, nicht diceret, weshalb es nachher heifst *τοσαῦτα μὲν ὁ κῆρυξ εἶπεν*, und ähnlich liegt die Sache bei vielen anderen Stellen; überhaupt ist in solchen Fällen, wenn auch oft im Widerspruch mit den Erklärern, solange als tunlich an der Auffassung als Part. Imperf. festzuhalten; vgl. indes Stahl selbst zu Xen. Hell. 6, 4, 16 (220, 2). Dem Vorschlage nach *ἀναβάλλεσϑαι* Her. 5, 49; 6, 86 und Dem. 3, 9 statt des Inf. Fut. den des Aor. zu schreiben (200, 1 extr.) kann ich nicht beipflichten; sie stützen sich nicht nur gegenseitig, sondern werden auch durch analoge Stellen geschützt. So findet sich der Inf. Fut. Dem. 8, 14 und Thuc. 2, 29, 4 sogar neben einem regierenden Inf. Fut. und steht nach den Angaben in Rehdantz' Index, der auf Böhme zu Thuc. 1, 27, 2 und Lob. zu Phryn. p. 747 verweist, bei Thukydides zwölfmal nach Verben des Wollens, Trachtens und Könnens. Der Konj. Präs. nach *πρὶν ἄν* (172, 2) steht auch Soph. Phil. 1410: *δίῃς*. Zu

φέρεσθαι (50, 1) füge man Soph. Phil. 117, zu 88, 2 eben dieses φέρῃ und αἱρεῖ 113 nebst einem Hinweis auf 118, 1, zu ἥκω (89, 1) Xen. An. 2, 3, 24, zu κρατῶ Xen. Cyr. 4, 5, 27, sodann anschliefsend an ἀδικεῖν das durch die ganze siebente Rede von Lysias beibehaltene Präsens ἀφανίζειν τὸν σηκόν, ferner Hom. Od. 15, 21: ὀπυίω bin Gemahl, 6, 63 ὀπυίοντες „verehelicht“ und Il. 8, 304 ὀπυιομένη „nupta“, zu 92 in. γίγνονται Xen. An. 1, 1, 1, zu 105, 2 Hom. Od. 13, 210: οὐκ ἄρα πάντα νοήμονες οὐδὲ δίκαιοι ἦσαν Φαιήκων ἡγήτορες ἠδὲ μέδοντες (in bezug auf die eben gewonnene Einsicht) und beachte, dafs auffällig viele der hierher gehörigen Stellen ἄρα aufweisen, zu 111, 3 Dem. 8, 4: πολλὰ δὲ θαυμάζων ... τεθαύμακα, zu 113, 2 Hom. Il. 3, 135: παρὰ δ' ἔγχεα μακρὰ πέπηγεν, zu 115, 2 Dem. 8, 11: κεκράτηκε, zu 121, 1 Hom. Il. 3, 183: ἦ ῥά νύ τοι δεδμήατο traun so waren dir denn (wie ich jetzt sehe, bisher aber nicht wufste) untertan; Od. 8, 384: ἠδ' ἄρ' ἑτοῖμα τέτυκτο und beachte das regelmäfsig dabeistehende ἄρα, zu 135, 5 bzw. 136, 1 Eur. Med. 60: μετέγνων; 691: ἐπῄνεσα; 775: ᾤμωξα „ich schaudere, denke mit Entsetzen daran“; Phoen. 433: ἐπώμοσα, zu 140, 4 Dem. 8, 17: εἰ δ' ἅπαξ διαλυθήσεται, τί ποιήσομεν; zu 152, 1 (nicht 2, wie es im Sachregister heifst) Dem. 8, 3: περὶ τούτων δ' οἴομαι τὴν ταχίστην συμφέρειν καὶ βεβουλεῦσθαι καὶ παρεσκευάσθαι; 15: οὐδὲν αὐτοὺς ἀπολωλέναι κωλύσει, zu den Verben des Könnens (187, 1) ἐγχωρεῖν, z. B. Dem. 8, 2, zu 212, 2 Dem. 8, 11: δύναμιν συνεστηκυῖαν ἀεί „ein stehendes Heer“ und 45 τὸ συνεστηκὸς τοῦτο στράτευμα „dieses organisierte Heer“.

Der Untersuchung der Modi in den verschiedenen Satzarten geht gleichfalls eine Erörterung ihrer ursprünglichen Bedeutung sowie der geschichtlichen Entwicklung ihres Gebrauchs voran. Von einer „vollständigen Wahrung“ der ursprünglichen Bedeutung von ὀφείλειν (ὀφέλλειν) in Wunschsätzen (240, 1) kann in Anbetracht der Negation μή doch wohl nicht die Rede sein. ἵνα ἄν ist handschriftlich auch Plato Epin. 991 d überliefert, wonach auch 294, 2 zu ergänzen ist. Zu 260, 3 verweise ich auf den methodologischen Grundsatz bei Berger „M. Haupt“ S. 90, dem Stahl sonst wiederholt gerecht geworden ist. Zudem ist die Bemerkung, jener Gebrauch finde sich bei Homer nur an den angeführten Stellen, nicht richtig, wie sich aus ὄφρα ὑποθήσεαι Od. 4, 163 ergibt. In diesem Zusammenhange hätte übrigens auch die Odysseestelle 6, 32, obgleich die Analogie wegen ὄφρα τάχιστα für den Konj. Aor. spricht, doch nicht mit Stillschweigen übergangen werden sollen, da ja ἐντύνεαι möglicherweise

Futurform sein könnte. Umgekehrt ist das Beispiel Hom. Il. 23, 319 ff. zum mindesten schlecht gewählt, da ἑλίσσεται ebensogut Konj. sein kann, wie denn wirklich Fäsi ὅς ἑλίσσεται durch ἐάν τις ἑλίσσηται erklärt. 306, 4 hätte sich ein Hinweis auf das allbekannte o mihi praeteritos referat si Juppiter annos empfohlen, wie später (650, 3) ein solcher auf Hor. Sat. 1, 1. Die Erklärung von Thuc. 7, 10, 1 (312, 2) befriedigt nicht; besser Lange „aufserdem fragte (nämlich nachdem sie ihre Aufträge ausgerichtet hatten)“; übrigens liest die Vulgata weniger gut ἠρώτα. Nicht immer läfst sich (341, 1) die Ergänzung zu ἄν so einfach herstellen, wie Soph. Phil. 114 f. zeigt, wo selbst das Weckleinsche εἴης ὁ πέρσων nur zu dem ersten οὔτε pafst. Weitere Formen disjunktiver Satzverbindung (377, 2, im Sachregister unrichtig 3) findet man bei Frohberger-Gebauer zu Lys. 12, 59. Bei Sätzen wie dem letzten von 430, 4 pflegen wir nicht „wenn“, sondern „so viel“ zu sagen, wie dies auch Stahl im letzten Beispiel von 432, 2 und dem ganzen Abschnitt 674, 2 tut. Wenn es 477, 1 heifst „bei Thukydides findet es (nämlich μή) sich nur einmal und verhältnismäfsig *ebenso selten* ist es bei Xenophon und Plato“, so ist dies eine positiv falsche Behauptung. Denn bei ersteren finden sich 12, bei letzterem 24 Beispiele. Ebenso läfst die Fassung „noch etwas seltener bei Herodot“ eine stärkere als die tatsächlich vorhandene Differenz von nur zwei Stellen vermuten. Aufserdem hat Stahl wie schon Dessoulavy übersehen, dafs auch Isae. 6, 5 eine hier einschlägige Stelle hat: ἔδοξεν αὐτῷ διαθέσθαι τὰ αὑτοῦ, μὴ καταλίπῃ τὸν οἶκον. In den attischen Inschriften ferner ist nicht ὅπως, das sich nur an vier Stellen findet, die herrschende Finalkonjunktion, sondern ὅπως ἄν. Der Vorwurf, den Stahl 493, 1 den Herausgebern macht, fällt auf ihn selbst zurück; setzt er doch gleichfalls Her. 8, 113, Dem. 1, 1 und Xen. Cyr. 7, 1, 24 vor ὥστε ein Kolon. Die Stelle Soph. Ant. 912 (529, 1) ist von der Kritik einhellig für unecht erklärt, also weg damit! ὅπως (548, 1) findet sich auch nach nicht negiertem oder negativ gedachtem Verbum, z. B. Soph. Phil. 169 = bei dem Gedanken wie. Der Bedeutung von θαυμάζω mit indirekten Fragen (556, 1 und 557, 1) kommt am nächsten „ich bin begierig zu erfahren, möchte (gerne) wissen“. Zu 164, 1 füge man οὐκ ἄν ἔπειτ᾽ Ὀδυσῆί γ᾽ ἐρίσσειε βροτὸς ἄλλος Hom. Il 3, 223, zu 417, 1 εἰ ὡς μάλιστα, z. B. Lys. 22, 1; εἰ τὰ μάλιστα 22, 10; 13, 52; εἰ ὅτι μάλιστα Plato Euthyphro 4 d; εἰ καὶ ὡς μάλιστα Antiph. 5, 62, zu 449, 3 εὐθύς (vgl. Kurz, Gr. § 197, A. 3), zu 463, 2 πρὶν δδ᾽ ἐξήκοι χρόνος Soph.

Phil. 199, zu Soph. Ant. 750 (524, 1) Phil. 196, zu 539, 4 Soph. Phil. 57, zu den Verben des Überlegens (557, 1) σκοπεῖσθαι: Plato Crito 46 b: σκοπεῖσθαι οὖν χρὴ ἡμᾶς, εἴτε ταῦτα πρακτέον εἴτε μή und σοφίζειν Soph. Phil. 77; zu den Verben der Wahrnehmung und des Bewirkens einer solchen σημαίνειν Soph. Phil. 22 f., zu 567, 1 πράττειν und zu κατασκευάζειν den Doppelausdruck πράττεται δὲ καὶ κατασκευάζεται τοῦτο Dem. 8, 13, zu 579, 4 Plato Phaedo 84 e. Zu 464, 1 bzw. 465, 4 und 466, 1 finden sich auch bei Lysias Beispiele. Zu 445, 1 ist anzumerken, dafs ὁπηνίκα Dem. 21, 4 = „da" ist, wodurch die Fassung 448, 3 „ganz überwiegend" ihre Berechtigung erhält, zu 362, 3 der fast regelmäfsige Hinzutritt von δή.

Bei der Lehre von den nominalen Verbalformen vermisse ich eine Erörterung der interessanten Stelle Thuc. 4, 10 μενόντων ἡμῶν — ὑποχωρήσασι δὲ sowie der optativischen Infinitive bei Homer. Die Abschwächung der Bedeutung von ἀξιοῦν zu einem blofsen Verbum putandi „dafür halten" (628) ist ganz allgemein, besonders bei den Rednern, durchgedrungen. Dafs bei ἐπίδοξος die persönliche Konstruktion ausschliefslich gebräuchlich ist, sollte 638, 2 angemerkt sein. Wertlos ist die 659, 4 aus dem Zusammenhange, der allein ermöglicht zu erkennen, dafs der ersste hypothetische Fall vorliegt, der Inf. mit ἄν also einem Opt. mit ἄν entspricht, losgelöste Stelle Lys. 7, 5. Ebenso liegt die Sache Xen. Hell. 7, 2, 5 ἐσήμαινον ... ὡς πολεμίων ἐπιόντων (757, 1) bezüglich des kausalen Partizips, wie aus der fast gleichlautenden Stelle Plut. Cim. 16 erhellt ἐκέλευε τῇ σάλπιγγι σημαίνειν ὡς πολεμίων ἐπιόντων, wo das Part. mit „wie wenn" aufzulösen ist. Trotz der Werbekraft schmeichelnder Einfachheit der Ergänzung von παρεῖναι aus dem unmittelbar vorhergehenden κόμπος πάρεστι Soph. Ai. 96 (677, 5) wird doch an der dem Sinne und Zusammenhang der Stelle mehr gerecht werdenden althergebrachten Ergänzung aus dem vorhergehenden Verse βλάψαι τὸ ξίφος εἰς τὸν στρατόν festzuhalten sein, wogegen Soph. Ant. 443 natürlich blofs das vorhergehende δρᾶσαι zu supplieren ist. Zu 694, 2 bemerke ich, dafs ich heute noch wie vor 20 Jahren mit Heikel der Überzeugung bin, dafs hier im Griechischen die Auffassung von Subjekt und Prädikat umgekehrt ist wie im Deutschen, mithin nur eine scheinbare Ausnahme vorliegt. Xen. An. 3, 2, 24 (726, 1) bezeichnet das Part. Fut. mit ὡς nach κατασκευάζεσθαι nicht die wirkliche, sondern die vorgebliche Absicht „als ob wir wollten". Zu dem Acc. διαπεπολη-

σόμενον Thuc. 7, 25, 9 (726, 2) ist zweierlei anzumerken, einmal, dafs er dem vorhergehenden Gen. abs. ebenso parallel steht, wie dieses Verhältnis für Thuc. 7, 15, 1 und Dem. 19, 304 ausdrücklich angegeben ist, sodann, dafs statt des 3. Fut. auch das erste gelesen wird. In Abs. 2 von 730, 2 ist die Sophoklesstelle wohl besser zu streichen; ἅ ist Relativ im Sinne von οἷα, wonach sich dann 732 extr. rektifiziert. Dafs Soph. O. R. 863 das Part. φέροντα nicht unmöglich ist (758, 5), zeigt die ganz befriedigende Erklärung Weckleins. Dagegen ist die schwierige Stelle πειρῶ τὸ παρὸν θεραπεύειν Soph. Phil. 149 unerwähnt geblieben. Zu 692, 2 füge man Ἑρμῆς ὁ πέμπων δόλιος Soph. Phil. 133, zu 698, 2 τί βουλόμενος „was willst du denn, dafs" Isocr. 7, 71 und τί ἂν μάλιστα χαρίζοιτο ποιῶν Xen. Hell. 1, 5, 6, ferner zu dem relativ-kausalen Part. ὅ,τι μαθών Plato Apol. 36 b und ὅ,τι ἂν ἐγὼ ποιοῦσα συναύξοιμι τὸν οἶκον Xen. Oec. 7, 16, zu 699, 3 für „fortwährend" οὐ διαλείπω, οὐ παύομαι, οὐ λήγω, zu 704, 1 bzw. 3, dafs in der homerischen Phrase εἰς ὦπα ἔοικε nach Nägelsbach zu Γ 158 ein Dativ ἰδόντι vorschwebt „wenn man ihm ins Angesicht schaut", zu 704, 3 Thuc. 4, 85: ἀσμένοις ὑμῖν ἀφῖγμαι und setze in der Stelle 2, 60, 1 οὐ vor προσδεχομένῳ „nicht unerwartet" als Litotes, zu 708, 1 καλῶς ποιοῦντες Dem. 1, 28; πρᾶγμα ποιοῦντες ἀνθρώπων χρηστῶν Dem. 19, 103; τὸ νόμιμον ἔθος ποιῶν Dem. 19, 234; καλῶς καὶ τὰ δίκαια ποιῶν Dem. 21, 2; καλῶς γε, ἔφη, ποιῶν Plato Symp. 174 e; εὖ γε ποιῶν Plato Pol. 1, 351 c und andere bei Rehdantz im Index unter Partizipium verzeichnete, zu 732, 3 Soph. Phil. 58 und vgl. noch K. W. Krüger, Griech. Sprachlehre für Schulen I, 69, 63, 4, zu ἐξειδέναι (734, 3) Soph. Phil. 79 (vgl. indes 778, 2), zu 739, 2 Soph. Phil. 26: τοὔργον οὐ μακρὰν λέγεις, wo οὖσαν oder ἀποῦσαν hinzuzudenken ist, vgl. 750, 1 u. 3, zu 754, 3 Xen. An. 1, 3, 15: ὡς στρατηγήσοντα ἐπὶ ταύτην τὴν στρατηγίαν μηδεὶς ὑμῶν λεγέτω.

In bezug auf die Ausführungen über die Negationen ist zu bemerken, dafs es noch einen zweiten Fall von regelmäfsigem οὐ bei dem von Verben putandi abhängigen Inf. gibt (773, 2), nämlich in Gegensätzen: Dem. 8, 45; 19, 331; 46, 19; Din. 1, 45, welche Beispiele auch 782, 2 fehlen. Über den 782 ff. besprochenen Gebrauch der Negation οὐ hat am ausführlichsten Aken, Grundzüge §§ 228—242 gehandelt. Was die Ergänzung zu μή 780, 3 anlangt, so kann sie auch εἴπῃς bzw. εἴπητε sein. Zu 785, 5 füge man Soph. El. 1208; O. R. 1165; O. C. 1409; Aristoph. Vesp. 1419, zu 790, 5 Soph. Phil. 118: οὐκ ἂν ἀρνοίμην τὸ δρᾶν.

Die sorgfältige Drucklegung verdient hohe Anerkennung, doch wirkt der kleine Druck der Belegstellen überanstrengend. Aufser Versehen hinsichtlich Spiritus (S. 170, Z. 4; 374, 9; 432, 8; 520, 3; 702, 26) und Akzent (S. 98, Z. 19 ἔπεμπε, S. 114, Z. 30 δυσμενείας, S. 126, Z. 27 παρέσχε, S. 138, Z. 43 προέσχον; S. 300, Z. 36 ὑγίειαν; S. 339, Z. 32 οὔτ'; S. 431, Z. 20 ποταμὸν; S. 438, Z. 18 δὴ τότε; S. 502, Z. 32 ὡς; S. 521, Z. 18 ναυάρχοις; S. 525, Z. 20 ἑταρόν; S. 543, Z. 35 μεμνημένος; S. 657, Z. 36 ἀσκοῖεν; S. 664, Z. 16 χθονός; S. 683, Z. 27 ἵκοντο) verbessere man und lese S. 47 Z. 16 Pl. Leg. S. 57, Z. 4 v. u. Herodot (I, 194), S. 58, Z. 14 δολώσασθαι; S. 70, Z. 12 κατηγορεῖτο; S. 93, Z. 20 μετόπισθεν; S. 126, Z. 10 δήσαντες; S. 228, Z. 1 denn; S. 230, Z. 8 ξείνιον; S. 295, Z. 7 δαμασθῇ; S. 298, Z. 1 interpungieren; S. 385, Z. 15 δεῖπνον; S. 438, Z. 20 οὐ (Auch geben alle Ausgaben, die ich einsehen konnte, ἐντανύσω; indes zitiert Autenrieth die Stelle ψ 201 unter beiden Kompositis; vgl. auch 465, 1); S. 442, Z. 3 v. u. darum; S. 445, Z. 16 ὁσσάκι; S. 501, Z. 7 worden; S. 524, Z. 5 ἑκασταχόσε; S. 621, Z. 33 διὰ; S. 696, Z. 17 ἑώρακα; S. 700, Z. 17 ξυντομωτάτως. Aufserdem ist S. 124, Z. 10 „braucht“. Dafs die Registerangaben vielfach nicht stimmen, wurde schon angedeutet.

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

---

72) **Ad. Rademann, Vorlagen zu lateinischen Stilübungen im Anschlufs an Ciceros Tuskulanen, Buch I, II und V.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907. 68 S. 8. ℳ 1.20.

Wenn auch seit den Lehrplänen von 1901 philosophische Schriften Ciceros in Prima gelesen werden, so wird es sich doch im allgemeinen weniger empfehlen, gerade an diese Lektüre Stilübungen anzuknüpfen. Historische Stoffe haben den Vorzug, einen einfacheren sprachlichen Ausdruck zu gestatten und durch ihre gröfsere Mannichfaltigkeit den Durchschnittsschüler mehr zu fesseln.

Sieht man von diesen grundsätzlichen Bedenken ab, so verdient das vorliegende Buch jedes Lob. In geschmackvoller und klarer Darstellung werden die Gedankengänge der ciceronianischen Schrift wiedergegeben, und zwar so, dafs überall das Beiwerk beschränkt wird und die leitenden Gesichtspunkte scharf hervortreten. Da auf diese Weise die Ergebnisse der philosophischen Untersuchungen übersichtlicher herausgestellt werden

als wie bei Cicero selbst, so kann das Übungsbuch dazu beitragen, die Einsicht in den Inhalt der Tuskulanen zu vertiefen.

Dabei ist die Hauptaufgabe eines Übungsbuches, grammatische Sicherheit und stilistische Gewandtheit zu fördern, nicht vernachlässigt. Die Stücke bieten reichlich Gelegenheit, die wichtigeren Regeln der Grammatik zu üben, und nötigen überall den Schüler, durch eigene Denktätigkeit den passenden Ausdruck zu finden. Denn nirgends ist die Anlehnung an die lateinische Vorlage so eng, dafs eine blofs gedächtnismäfsige Wiedergabe des Gelesenen möglich wäre.

Anmerkungen unter dem Texte geben für die Übersetzung einige Hilfe; hier und da könnte diese reichlicher bemessen sein. Nicht wenig Primaner werden in Verlegenheit sein, wenn sie Sätze übertragen sollen, wie: „Unter den metaphysischen Beweisen für die Unsterblichkeit der Seele wird von Cicero an erster Stelle der ontologische Beweis Platos geführt.“

Potsdam. **E. Krause.**

---

73) **W. A. Hammer, Deutsche und französische Pflanzennamen.** Wien 1906. Im Selbstverlage des Verfassers (Sonderabdruck aus dem dritten Jahresberichte der zweiten K. K. Staatsrealschule im zweiten Wiener Gemeindebezirke). 34 S. 8.

Hammers Arbeit will vom wissenschaftlichen Standpunkte aus auf auffallende Übereinstimmungen und Unterschiede hinweisen, die sich bei einem Vergleiche deutscher und französischer Pflanzenbenennungen ergeben. Da diese Aufgabe eigentlich nur in einem gröfseren Rahmen vollkommen gelöst werden kann, so behält der Verfasser sich vor, das von ihm gesammelte umfangreiche Material auch an anderer Stelle zu verwerten. In dem vorliegenden Hefte will er nur die Richtungen bezeichnen, in denen solche Betrachtungen vorgenommen werden könnten, um zu manchem Ergebnis zu führen, das sich zur Belebung und Förderung des Unterrichtes verwerten liefse. Eine Behandlung vom folkloristischen Standpunkt aus beabsichtigt H. in einer anderen Programmbeilage zu veröffentlichen. Die Arbeit zerfällt in folgende Abschnitte: A. Linguistisches. I. Einfache Namen. a) Ureigene Wörter; Entlehntes, wobei nach Möglichkeit die Sprache in den Vordergrund gestellt wird, aus der das Deutsche und das Französische die betreffenden Pflanzennamen direkt bezogen haben; auch die Patois werden dabei berücksichtigt. — II. Zusammengesetzte Namen, im einzelnen gegliedert nach dem Vorgange von Erik Björkmann in der „Zeit-

schrift für deutsche Wortforschung" II. Band, S. 202—233. — B. Volksetymologisches. — Den Schlufs der Arbeit bildet ein Literaturverzeichnis, bei dem jetzt noch nachgetragen werden kann: Raoul de la Grasserie, Particularités linguistiques des noms subjectifs. Paris 1906, S. 81 ff.: Effets des noms des parties du corps et des animaux sur la nomenclature botanique. —**

---

74) **Laura E. Lockwood, Lexicon to the English poetical works of John Milton.** New York, The Macmillan Co. [London, Macmillan and Co.], 1907. XII u. 671 S. 8.
geb. 12/6 sh. net.

Der ermutigenden Anregung des bekannten amerikanischen Anglisten, Professor Albert S. Cook, und der liebevollen Ausdauer einer gelehrten amerikanischen Dame verdanken wir es, dafs die Milton-Forschung um ein beträchtliches Stück vorwärts gebracht worden ist. Milton hat von jeher mehr inhaltlich als formell interessiert, daher eine Fülle literarhistorischer und theologischer Abhandlungen über ihn, aber sehr wenig sprachliche, von metrischen ganz zu schweigen. Es liegt darin eine grofse Unterschätzung der Bedeutung Miltons als Sprachbildner, und die weitere Forschung wird zeigen, dafs eingehende nach richtiger Methode unternommene Untersuchungen eine Fülle des neuen in dieser Richtung zutage fördern kann. Besonders gilt dies für den Einflufs der Antike, in engerem Sinne auch des Lateinischen auf seine englische Prosa und seine Poesie.

Der mächtige Band, der mir hier aus Amerika vorliegt, macht den Anfang zu einer Aufarbeitung der lexikographischen Probleme in den poetischen Werken englischer Sprache des grofsen Dichters. Sein Hauptzweck ist, dem Gelehrten und Studierenden ein Mittel an die Hand zu geben, die Bedeutung jedes Wortes in dem gezogenen Rahmen schnell zu finden. Dafs das keine leichte Aufgabe ist, wird jedem einleuchten, der sich überhaupt einmal mit Texterklärung Miltons abgegeben hat, trotzdem manche Kommentatoren schon einen recht guten Grund gelegt haben. Mifs Lockwood hat den Text der Globe-edition benutzt, der meist in aller Händen, besonders in denen des Studierenden, aber anerkannt inkorrekt ist und die moderne Schreibung eingeführt hat. Mit meinem historischen Standpunkt verträgt sich die Modernisierung nicht, sie wird auch von der Verfasserin, die sie übernommen hat, als praktisch verteidigt, aber ich zweifle, ob die originale Schreibung den modernen, selbst rein aesthetischen,

Benutzer abschrecken würde; anderseits kommt die historische Sprachforschung wie die Forderung des historischen Momentes bei solchen Grundsätzen überhaupt zu kurz. Aber wir wollen darüber das grofse Mafs der geleisteten Arbeit nicht vergessen und ihre Bedeutung für die Milton-Forschung und die englische Lexikographie anerkennen. Das Buch war in seinem Kern eine Dissertation der Yale Universität vom Jahre 1898; in seiner jetzigen Form bietet es auch mancherlei grammatische, speziell syntaktische Splitter, die wie überhaupt der Inhalt des Lexikons bald ausgenutzt und ausgemünzt werden sollten. — Der Verlag verdient ein besonderes Lob für die gute und würdige Ausstattung. — Solcher Arbeiten bedürfen wir noch viel mehr.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

75) **J. F. Bense, English Classics. I. Walter Scott, Ivanhoe.** Groningen, P. Noordhoff, 1907. XV u. 292 S. 8. geb. ℳ 8.—.

Noordhoffs Verlag, dessen Gruno Series schon anderweitig zu besprechen war, tritt mit einem neuen Unternehmen derselben Art auf den Plan, einer Sammlung „English Classics, Great Novels By Great Writers". In Anlage und Ausstattung entspricht das Buch der oben erwähnten Gruno Series. Für die Privatlektüre des Schülers, auch des Studierenden, bestimmt — Klassenlektüre verbieten bei uns Umfang und Preis — bietet es in knapper Form alles zum Verständnis nötige. Biographische Einleitung und Anmerkungen, welche in englischer Sprache schwierigere Stellen erklären. Wenn die folgenden Bände dem ersten entsprechen, wird man der Sammlung gerne Aufnahme in Schülerbibliotheken und im eigenen Bücherschrank gewähren.

München **M. Degenhart.**

---

76) **Rudyard Kipling, The Brushwood Boy.** With Illustrations by F. H. Townsend. London, Macmillan & Co., 1907. 91 S. 8. geb. 6 sh.

Ein Companion Volume zu der auch in dieser Zeitschrift besprochenen Novelle „They"; nicht nur durch seine vornehme Ausstattung mit dem einseitigen Druck und den hübschen Illustrationen, sondern auch durch seinen Inhalt: hier wie dort ein mystischer Einschlag, ein Eingreifen des Rätselhaften in die Wirklichkeit. Zwei treffliche, liebenswerte Menschenkinder leben, fast ohne sich persönlich zu kennen, ein gemeinsames Traumleben, bis endlich das Schicksal sie auch in der Wirklichkeit zusammenführt

und ein glückliches Paar aus ihnen macht. Eine ebenso unterhaltende, wie harmlos-liebenswürdige Erzählung, deren Lektüre jedem warm empfohlen werden kann, zumal sie auch deutschen Lesern in sprachlicher Hinsicht keine Schwierigkeiten bietet.

Apenrade. **Herting.**

---

77) **J. Bube, English Poetry for German Schools** in three parts. Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Buchhandlung, 1907.
p. I: IV u. 48 S. 8. geb. ℳ —. 75.
p. II: V u. 82 S. 8. geb. ℳ —. 75.
p. III: VII u. 195 S. 8. geb. ℳ 1. 50.

An gröfseren und kleineren Anthologien englischer Dichtung ist ja nun nachgerade kein Mangel. Da aber der Geschmack etwas sehr subjektives ist, so wird man in jeder das eine oder andere Stück mit Befriedigung aufgenommen finden, das man bisher ungern mifste. Johanna Bube ist in ihrer in drei Bändchen erschienenen Auswahl, das sei anerkannt, ziemlich selbständig vorgegangen. Auch hat sie, und das ist, wie ich glaube, ein grofser Vorzug, die Modernen und Modernsten ordentlich zu Wort kommen lassen. Die ersten zwei Bändchen enthalten inhaltlich und sprachlich einfache Stücke für Mittel- und Unterstufe, das letzte umfangreichere gewährt in seiner Auswahl einen historischen Überblick über die englische Dichtung. Über die Auswahl der Stücke läfst sich mit der Herausgeberin nicht wohl rechten, das Folgende sind subjektive Wünsche und Vorschläge. Aus Kiplings Puck of Pook's Hill (in II) hätte ich gern das letzte Gedicht gesehen statt des ausgewählten, es wäre auch zum Memorieren sehr geeignet. Von Rosettis Sonetten wäre das eine oder andere ganz gut geeignet, ich denke z. B. an „work thou and act"; von Swinburne, der ja auch als „the greatest poet of the sea" charakterisiert wird, vielleicht eines der Nordseegedichte oder in a Guernsey Bay". Da dramatische Stücke nicht ausgeschlossen sind, würde, glaube ich, Fausts Schlufsmonolog ein besseres Bild von Marlowes Art geben als der „Passionate Shepherd". Was wir von Keats aufgetischt bekommen, ist zu wenig, die Einleitung zu Eudymion hätte wohl ganz Platz finden dürfen, nicht nur in ihrer ersten Zeile. Hood hätte auch im III. Teil ein Plätzchen verdient, auch die Auswahl aus E. B. Browning scheint mir nicht ganz glücklich.

Die Anmerkungen enthalten im allgemeinen alles Nötige. Die Situation des Gedichtes „On the Ramparts" hätte vielleicht einer Erklärung

bedurft. Die biographischen Bemerkungen sind manchmal zu knapp und können daher die Art des Dichters nicht mehr scharf genug fassen, freilich weifs ich wohl, dafs bei der hier unbedingt nötigen Raumbeschränkung nicht gut alles gesagt werden kann, was zu sagen ist. Immerhin einige Bemerkungen: Bei Byron hätte doch von seinen Dramen erwähnt werden dürfen; ebenso bei Shelley der „Prometheus Unbound". E. B. Brownings Aurora Leigh ist stark autobiographisch. Nachdem Rosettis künstlerische Bedeutung mit Recht erwähnt wurde, hätte auch Morris' künstlerisch-kunstgewerblich-soziale Tätigkeit eine Bemerkung verdient. Rosettis Balladen (King's Tragedy, White Ship, Rose Mary) verdienen sicher genannt zu werden. Vielleicht erweist sich eine oder die andere dieser Bemerkungen nützlich. Auch so verdient das Buch in seiner sauberen Ausstattung und sorgfältigen Bearbeitung Empfehlung.

München. **M. Degenhart.**

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Die Entwickelung
der
Französischen Litteratur
seit 1830.
Von **Erich Meyer.**
Preis: ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—.

FIRST STEPS
IN ENGLISH CONVERSATION.
For use in schools.
Ein Hilfsbuch
für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache.
Auf Grund der neuen Lehrpläne von 1901
bearbeitet von
Dr. phil. et jur. **M. Thamm,**
Oberlehrer des Kadettenkorps.
Preis: ℳ 0.80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

LA CLASSE EN FRANÇAIS.

Ein Hilfsbuch

für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache

von

Dr. K. Engelke,

Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.

Zweite, verbesserte Auflage. Preis: ℳ 0.80.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von

Professor Dr. **R. Schnee.**

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.

Für Quinta bis Prima.

Preis: ℳ 1.—.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Für Sekunda und Prima.

Preis: ℳ —.80.

Deutsch-lateinisches Übungsbuch für Quarta

im Anschlufs an die Lektüre des Cornelius Nepos.

Von

Dr. Netzker, Oberlehrer zu Forst i. L., und **Rademann,** Gymnasiallehrer zu Cottbus.

Preis: broschiert ℳ 2.—.

Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia.

Von

Prof. Dr. **Ernst Bachof.**

Dritte Auflage.

Preis: broschiert ℳ 2.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

5˙ ‹ 77

Gotha, 18. April. **Nr. 8, Jahrgang 1908.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

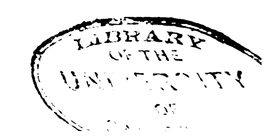
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

78) **Angelo Taccone, Bacchilide. Epinici, ditirambi e frammenti** con introduzione, comento e appendice critica. Torino, E. Loescher, 1907. LI u. 219 S. 8. Lire 3. 50.

Seiner Antologia della Melica Greca (s. d. Ztschr. 1905, S. 290), die er 1904 in der Loescherschen Collezione di classici greci e latini con note italiane herausgegeben hat, läfst nun Taccone in derselben Sammlung eine Bakchylidesausgabe folgen. In erster Linie ist diese dazu bestimmt, unter Verwertung alles Wesentlichen aus der Bakchylidesliteratur in die Lektüre des Dichters einzuführen. Zu selbständigem Urteilen und Nachprüfen gibt dabei der Herausgeber eine bequeme Möglichkeit, indem er nicht nur, soweit ich sehe, eine recht vollständige Bibliographie vorausschickt und im einzelnen sehr oft auf die Arbeiten anderer verweist, sondern auch besonders, indem er im Kommentar verschiedene Ansichten der Gelehrten nicht selten mit grofser Ausführlichkeit zusammenstellt. Dafs Jebbs grundlegende Ausgabe (s. d. Ztschr. 1906, S. 601—608) die ihr gebührende Berücksichtigung gefunden hat, versteht sich von selbst. Doch steht


LIBRARY OF THE UNIVERSITY

Taccone ihr wie auch allen anderen Ausgaben und sonstigen kritischen und exegetischen Beiträgen mit so unbefangenem und gesundem Urteil gegenüber, dafs mir gerade in der mit Gewissenhaftigkeit und Umsicht vorgenommenen Verarbeitung des vorhandenen Materials der Wert der Ausgabe zu bestehen scheint. Natürlich soll Jebbs Ausgabe nicht etwa überflüssig gemacht werden; vor allem wird eine so umfassende Einleitung wie dort nicht gegeben, sondern der eine eingehende Behandlung Heischende wird wiederholt auf Jebb (und auch auf andere) verwiesen.

Taccones Einleitung handelt in drei Kapiteln della vita di Bacchilide, del papiro Bacchilideo und della tecnica e dell' arte di Bacchilide. Neue Ergebnisse kommen dabei im wesentlichen nicht heraus. Dafs Bakchylides wenigstens zweimal in Sizilien gewesen sei, hält der Verfasser mit Recht für wahrscheinlich; aber ob die erste Reise erst 476 stattgefunden habe, erscheint mir zweifelhaft. Noch skeptischer bin ich gegenüber der von Taccone als so gut wie sicher hingestellten Behauptung, dafs die Feindschaft zwischen Pindar und Bakchylides in die Jahre 476—472 falle, so dafs 472 die beiden Dichter als völlig ausgesöhnt zu betrachten seien und Pindar, zufrieden mit der Ehre, Hierons pythischen Sieg 470 besungen zu haben, 468 bei der Verherrlichung des olympischen Sieges Hierons dem Bakchylides „di buon amore" den Vortritt gelassen habe. — Im zweiten Abschnitt ist die Bemerkung, dafs der Fundort des Papyrus nicht sicher sei, unzutreffend; vgl. d. Ztschr. 1906, S. 604, wo Sitzler denselben in Jebbs Ausgabe sich findenden Irrtum berichtigt. — Im dritten Abschnitt endlich, in dem die dichterische Kunst des Bakchylides recht hübsch charakterisiert wird — Taccone bezeichnet ihn treffend als un poeta più di riflessione che d' inspirazione —, habe ich zweierlei zu erwähnen: Erstens wäre (trotz der Rücksicht auf den Umfang des Buches) über die Nomosfrage, wenn es sich überhaupt verlohnt sie zu berühren, etwas Genaueres zu sagen, als dafs Bakchylides sich zwar nicht streng an das Nomosschema gehalten habe, aber doch die wesentlichen und manchmal auch die nebensächlichen Teile des Nomos in der Mehrzahl seiner Epinikien wie bei Pindar leicht erkennbar seien. Zweitens scheint mir Taccone trotz der Vorsicht, die auch er für nötig hält, Spuren der Nachahmung anderer Dichter bei Bakchylides in zu weitem Mafse zu suchen und auch zu finden, wie der Kommentar an vielen Stellen beweist. Gewifs ist, dafs Bakchylides sich dem Einflufs der epischen Poesie weit weniger hat entziehen können als Pindar; aber dafs auch in der Sprache dieses über-

ragenden Geistes nicht wenig Spuren der überlieferten Dichtersprache zu finden sind, hat neuerdings H. Schultz in seiner Dissertation De elocutionis Pindaricae colore epico (Göttingen 1905) gut dargetan. Wie jedoch in dieser Untersuchung Pindar nicht etwa als Nachahmer hingestellt werden soll, so müfste man meiner Meinung nach auch sonst sorgfältiger zwischen Nachahmung und Beeinflussung unterscheiden. Dafs Bakchylides aus Pindar nicht hat entlehnen wollen, geht deutlich aus einem Vergleich des Sprachgebrauchs hervor. Am allerwenigsten darf man das Fragment *Ἕτερος ἐξ ἑτέρου σοφὸς τό τε πάλαι τό τε νῦν· οὐδὲ γὰρ ῥᾷστον ἀρρήτων ἐπέων πύλας ἐξευρεῖν* so auffassen, als ob er sich selbst mit diesen Worten als Nachahmer bezeichnet habe. Es liegt darin weiter nichts als die (vielleicht in beabsichtigtem Gegensatz zu Pindars grofsem Selbstbewufstsein ausgesprochene) schlichte Weisheit, dafs kein Dichter allein durch sich selbst wird, was er ist, vielmehr das Ingenium eines jeden aus dem vor ihm Geschaffenen irgendwie Nahrung erhält. Endlich, mufs denn jeder Gedanke, den schon vorher ein anderer in ähnlicher Form ausgedrückt hat, gleich eine Entlehnung sein? Mir widerstrebt es, Berührungspunkte zwischen einem Horaz und Bakchylides in dieser Weise zu erklären, wenn es sich um einzelne wenig charakteristische Wendungen handelt, die bei anderen Dichtern auch stehen könnten und vielleicht auch gestanden haben. Aus diesem Grunde braucht auch Ovid Met. 9, 136 ff. nicht Bakch. 16, 13 ff. im Sinne gehabt zu haben.

Der Hauptteil des Buches, auf den sich schon die letzten Bemerkungen beziehen, enthält den Text und die Erklärung der Gedichte und Fragmente. Jedem Gedicht geht zunächst ein metrisches Schema voraus; dann folgt der Text und darunter der Kommentar, enthaltend eine Einleitung über Zeit und Veranlassung des Gedichtes, über die Person des Siegers und gegebenenfalls über den Mythus, ferner reichhaltige Einzelerklärungen und schliefslich eine Besprechung des Metrums. Erfreulich ist, dafs der Herausgeber die leidige Doppelnumerierung der Gedichte beseitigen hilft; er kehrt zur Zählung der Editio princeps zurück, mit vollem Recht, da seine das Wichtigste zusammenfassende Widerlegung der Blafsschen Ansicht, dafs die Reste des siebenten und achten Gedichtes Teile eines Gedichts seien, wohl zu überzeugen vermag. Mit der Textgestaltung wird man sich zumeist, wenn sich auch über manche schwierige Stelle streiten läfst, einverstanden erklären können. Jedenfalls ist bei den Emendationen und bei der Ergänzung von Lücken mit sichtender Objektivität verfahren

worden. Die Grundlage bilden natürlich die Ausgaben von Blaſs und Jebb; doch wird gelegentlich auch den Vorschlägen anderer der Vorzug gegeben. Den Ehrgeiz, auch seinerseits Heilungsversuche — es gibt deren wohl schon mehr als genug — zu machen, hat Taccone fast gar nicht. Nur modifiziert wird VIII, 11 f. die Vermutung von Blaſs τέλεσ[ας . . . τ' ὄ]πα[σσας: Die Verschiedenheit in der Auffassung der beiden Bruchstücke VII und VIII bedingt τέλεσ[ον (so schon Kenyon) und ὄ]πα[σσον. Weiterhin wird XI, 31. 36 Jurenkas Lesart insoweit geändert, als ἤ (31) und das Fragezeichen nach γέρας (36) gestrichen werden. Endlich wird ergänzt XIX, 29 ἐ[ν μαχᾶν ἀγῶσιν, 33 ὄμματ' αἰνὰ κλεῖσαν (beides unter Verwendung von Jebbs ähnlichen Vorschlägen) und 36 ἀνάπαυσ[ιν ἀϑλίαν. Der Wert dieser Vermutungen soll hier nicht erörtert werden; widersprechen möchte ich eher dieser oder jener anderen Entscheidung. Zum Beispiel ergibt I, 180 die mit Jebb aus metrischen Gründen vorgenommene Umstellung die unnatürliche Wortfolge ὅσσον ἂν ζώῃ λάχε τόνδε χρόνον τιμάν, während Blaſs Praef. p. XLIV nicht widerlegt ist. In ungezwungener Weise kann VII, 9 nur verbunden werden νείμῃς γέρας νίκας, ἐπ' ἀνϑρώποισιν εὔδοξος κέκληται, nicht, wie Taccone mit Blaſs will, νείμῃς γέρας νίκας ἔπ' (= ἐπινείμῃς). Der Gebrauch der Präposition ἐπί ist für den, der die erste Ansicht teilt, zwar auffällig, aber nicht unerklärbar. Einmal sieht man in eine an sich einfache Stelle eine gesuchte Konstruktion hineingetragen: XI, 36 wird ἐκ χειρῶν (gen. d'origine!) mit γέρας verbunden, während es doch unbedingt zu ἄμερσαν bezogen werden muſs. Auch X, 47 f. wird die Erklärung von ἐσϑλῶν πολλῶν als Neutrum und kausaler Genetiv trotz ihrer Ausführlichkeit kaum befriedigen; für den unbefangenen Leser bleibt ἐσϑλὸν ἄνδρα πολλῶν ὑπ' ἀνϑρώπων die ansprechendste Lesart. Und da ich grundsätzlich, wo es angängig ist, eine schlichte und natürliche Erklärungsweise für Bakchylides beanspruche, sei noch erwähnt, daſs XV, 25 für ἐπίφρων ebenfalls nur durch eine gekünstelte Auslegung die gewöhnliche Bedeutung festgehalten werden kann. Sinn und Zusammenhang hat u. a. Jebb richtig erkannt, der es durch shrewd übersetzt (ἐπίφρων = in possession of φρήν, c. ἐπίτιμος).

Aus der Zahl allgemeinerer Fragen, über deren Erledigung man auch nach Taccones Ausgabe verschieden denken kann, erscheinen mir einige wert herausgegriffen zu werden: Daſs die kleine Ode für Argeios (II) nicht auf Keos bei der Rückkehr des Siegers, sondern unmittelbar nach dem

Siege auf dem Isthmos selbst gedichtet sei, halte ich auch für wahrscheinlich, aber nicht für so selbstverständlich wie Taccone; die beiden um Bakchylides verdientesten Gelehrten haben ja die gegenteilige Meinung gehegt. Die 476 für Hiero gedichtete Ode (V) ist nach Taccone nicht ein Parallelgedicht zur ersten olympischen Ode Pindars, die erst ins Jahr 472 gehöre. Er verweist für diese Ansicht auf Fraccarolis chronologische Untersuchungen zu Pindar, auf die er auch sein oben erwähntes Urteil über die Feindschaft zwischen Pindar und Bakchylides gründet. Zu demselben Ergebnis wie Jebb kommt Taccone bei der zeitlichen Bestimmung des 13. Gedichtes; beide setzen es ins Jahr 481, was freilich manchem trotzdem nicht als ausgemacht gelten wird. Wesentlicher ist, dafs beide für die Unversehrtheit der Überlieferung am Schlufs des 15. Gedichtes eintreten, die gelegentlich immer wieder bestritten wird, zu Unrecht meiner Meinung nach, da das unvermittelte Abbrechen in der Erzählung des Mythus hier wie im 16. und 19. Gedicht doch in recht annehmbarer Weise erklärt werden kann und erklärt worden ist. Ob das 18. Gedicht schlechthin als ein Mittelglied zwischen Dithyrambus und Tragödie zu bezeichnen sei, bleibt fraglich trotz der Bestimmtheit, mit der das der Herausgeber behauptet. Jebb meint nicht ohne Grund, dafs mit dem alten Dithyrambus unser Dithyrambus wohl nichts weiter gemeinsam habe als den Dialog. Bakchylides sei nicht der Erbe des alten, sondern der Vorläufer des neuen Dithyrambus, der in Philoxenos seinen Höhepunkt hatte. Die von J. C. Hoppin in den Harv. Stud. XII, 335 ff. vorgetragene Ansicht, dafs das 19. Gedicht vor 475 entstanden sei, wird von Taccone mit Recht zurückgewiesen. Aber die Gründe, die er selbst dafür anführt, dafs Bakchylides sich Jo nicht als Färse, sondern als gehörntes Mädchen vorgestellt habe, sind durchaus unzureichend. Weder beweist die Nebeneinanderstellung von *χρυσέα βοῦς* und *Ἰνάχου ῥοδοδάκτυλος κόρα* etwas noch das ziemlich farblose Epitheton *χρυσέα* (vgl. H. Schultz a. a. O. S. 48 f.), noch vollends der Ausdruck *καλλικέραν δάμαλιν*, weil sich die Bedeutung *δάμαλις* (oder *δαμάλη*) = Mädchen nur mit Beispielen aus späterer Zeit belegen läfst. Ich glaube, dafs sich aus des Dichters Worten selbst nach keiner Seite hin ein sicherer Schlufs ziehen läfst.

Auf metrische Fragen einzugehen ist kein Anlafs. Der sonst als Metriker und Verfechter der neuen Theorie bekannte Verfasser hat sich im wesentlichen auf die Zergliederung der Strophen und Verse beschränkt, sofern nicht aufserdem umstrittene Stellen eine kurze Besprechung er-

forderten. Eine Lösung schwieriger metrischer Probleme, wie sie insbesondere beim 16. und 17. Gedicht bekanntlich immer noch zur Entscheidung gestellt sind, wird als dem Zweck der Ausgabe widersprechend nicht versucht.

Druckfehler habe ich nicht aufspüren wollen; beiläufig notiert habe ich S. xxxiii, letzte Zeile 3, 27 (für 9, 27); S. xlvi, 9. Zeile *πανσεν*; I, 180 *ἄν*; XIV, 17 *ἔργματι*; Anm. zu XVIII, 24 *Κρεμμυών*, wo als Thukydideische Namensform *Κρομμυών* zu lesen ist.

Schneeberg (Sachsen). **H. Mrose.**

---

79) **Anton Elter, Donarem pateras. Horat. carm. 4, 8.** Bonn, Carl Georgis Universitätsbuchdruckerei, 1907. 80 S. 4.

Nach dem Titel erwartet man eine Untersuchung mäfsigen Umfangs mit den bei IV, 8 leicht zu ahnenden Betrachtungen, welche die Frage in der Regel nur für den jedesmaligen Entdecker endgültig lösen. In Wirklichkeit aber ist daraus ein dickes Buch entstanden, das 4, 8 nur zum Ausgangs- und Endpunkt von Beobachtungen hat. Der Verfasser hat sich von einer Frage zur anderen leiten lassen und führt denselben Gang seine Leser, was das Buch zu einer erfrischenden Lektüre macht, die nur zuletzt durch eine gewisse Breite und häufige Wiederholung der Resultate diesen Eindruck abschwächt. Ich wage es nicht zu behaupten, dafs der Verfasser in allen seinen zahlreichen Untersuchungen, in denen er eine gewaltige Gelehrsamkeit entfaltet, das unzweifelhaft Richtige getroffen hat, aber ein munus hat er den Philologen dargebracht von gröfstem Wert, weil es sie lange beschäftigen und jeden veranlassen wird, eigene Gedanken und Resultate aufzugeben oder wenigstens zu ändern. Wenn es nur nicht so schwer wäre, diesem munus pretium dicere, da der Verfasser von Schlufs zu Schlufs aufsteigt, so dafs ein Bericht manchem nur disiecta membra zu bringen scheinen wird. — Zunächst also handelt es sich wirklich um das Gedicht 4, 8 selbst. Carmina im V. 11 könne sich nicht auf unser carmen allein beziehen, sondern jeder Leser müsse von selbst an die drei Bücher carmina denken". Gewifs, carmina hat er sicherlich übersandt, und mit Recht nicht über Censorinus, aber warum müssen dies die drei Bücher carmina sein? Warum stand das Gedicht im vierten Buch? Eine eigentliche Dedikation soll es doch nicht sein. Und wenn Horaz für seine eigenen Gedichte pretium dicit, ist er da nicht sehr anmafsend? Und ohne rechte Veranlassung, sein Verdienst ins rechte Licht setzen zu müssen.

„Also das besagen die Worte des Horaz: nicht öffentliche Marmorbilder mit ihren Inschriften, wie man heutzutage dem Scipio, dem Bezwinger Afrikas setzt, nicht dafs man darauf die prahlerischen Worte gesetzt von den celeres fugae und das bombastische reiectae-minae, nicht jene wissentliche oder unwissentliche Lüge von den incendia Carthaginis impiae, nicht solche übertriebene Verherrlichung kündet den Ruhm des Mannes, der Afrika bezwungen, heller als das Lied eines Ennius.“ Elter hält also diese Verse für Stücke eines Inschrifttextes von einem „neuerrichteten Scipiodenkmal, dessen prahlerische bis zur Geschichtsfälschung sich versteigende Ruhmredigkeit den Helden selbst am meisten beschimpfte“. Aber die Gleichsetzung von marmosa und celeres fugae! Und dafs von jener „wissentlichen Lüge“ nicht das geringste dasteht! Und dafs Horaz aus sich selbst erklärt zu werden verlangt, weil er der klarste aller Lyriker ist! S. 25: „Bei diesem neque si chartae sileant denkt jeder doch zugleich an Scipios Ende und die Roma ingrata Scipionibus, ohne dafs es darum doch gerade fecerit und tulerit heifsen müfste, nicht aber an Horaz und seine Zeitgenossen.“ Aber, „wenn an diesen himmlischen Lohn der Poesie alle irdischen Ehren nicht von ferne heranreichen“, wie konnte denn auf den Inschriften so bombastisch das Lob des Scipio verkündigt werden? dann hatten ja die chartae nicht geschwiegen und er seinen Lohn durch die Geschichte erhalten. Und wenn dort feceris und tuleris steht, so mufs es doch bei seiner potentialen Form auf den Adressaten wenigstens passen können. — S. 28: „Hier ist nicht mehr die gewöhnliche Unsterblichkeit des Fortlebens im Liede, sondern eine Unsterblichkeit von ganz besonderer Art bezeichnet, die Vergötterung der Göttersöhne, die nicht der Poesie im allgemeinen, sondern einem einzelnen Dichter beigelegt wird.“ Aber der Dichter spricht von potentium vatum, von Musa im allgemeinen. — S. 32: „Wir haben hier eine Variation über ein bekanntes, festes Thema (Apotheose der Helden). Pretium: Versetzung unter die Götter, Apotheose durch die Dichter.“ Also die carmina des Horaz, die er dem Cens. schenkt, haben auch diese Kraft? Bei wem haben sie sie bewiesen? — S. 34: „Die laudes der Calabrae Pierides sind eine Apotheose des Scipio gewesen.“ Sehr wahrscheinlich. Aber die Verbindung mit den carmina des Horaz? — S. 36: „Wir haben in der Verbindung unserer Heroen eine traditionelle Gruppe vor uns.“ „Bei Horaz ist ein bestimmter Kanon von Halbgöttern, der von ihm festgelegt worden ist.“ S. 40: „Vor Cicero ist Scipio zum

Range des Herkules erhoben und zu ihm in den Himmel versetzt." S. 40, 14: „Scipio war ein eigenes Gedicht des Ennius, eine mit der ihm eigentümlichen Spekulation durchsetzte Apotheose." S. 40, 23: „Die Apotheose hat ihren Schauplatz in der Unterwelt und hatte die Form einer Vision, also hat Scipio selbst in der Unterwelt seine göttliche Bestimmung geschaut. Die Nekyia war eine Hadesfahrt des lebenden Scipio, eingelegt in die Darstellung seines Lebens, nicht am Schlufs des Scipio gegeben, und die Apotheose, die Himmelfahrt zu Romulus und Herkules, war ihm dort drunten in Form einer Vision verheifsen usw." In der Tat ist der Verfasser gelehrt und scharfsinnig genug, dies sehr wahrscheinlich zu machen. Ob er aber damit nicht zuweit geht, wenn er selbst das erraten will, was dem Scipio des Ennius bei Aeacus kund wird? (S. 40, 23). Es wird dann untersucht, ob jene Apotheose im Scipio ohne Vorlage oder Unterlage überhaupt möglich, also jene Form der Einführung eines neuen Gottes in einen festen Götterkreis wirklich für den Scipio zuerst komponiert ist, wann die Apotheose überhaupt in Rom zuerst aufgebracht ist, ebenso, seit wann Romulus Gott sei. Das Beispiel des in Rom verehrten, dann aber wieder hellenisierten Herkules hat nach Elters Meinung den Römern dazu verholfen, den Gründer ihrer Stadt als Sohn eines Gottes zum Gott zu erheben. Auch die älteste Romulusapotheose stamme von Ennius. Solche Apotheosen seien Zeichen der definitiven Entgötterung der alten Götter, und Ennius sei durch Euhemerus auf diese Bahn geführt worden. Auch die Apotheose der Kaiser sei durch diese Apotheose des Romulus und auch z. B. durch Ciceros Apotheose der Tullia bedingt und ermöglicht. Der Staatskult des Quirinus nebst dem des Herkules, der Castores und des Liber habe es ermöglicht, die Kaiserverehrung in die römische Staatsreligion aufzunehmen." „Nicht in seinem eigenen Namen spricht Horaz, sondern in dem des Ennius; die Götter unseres Gedichts sind die Götter des Scipio; aber es sind dieselben Götter für Scipio und für Augustus; dadurch tritt Augustus selbst in Parallele zu Scipio, wie Horaz zu Ennius, und damit wird weiter die ganze Apotheose des Augustus in klarster Absicht in Parallele zu der des Scipio gestellt." „Die Alten selbst empfanden: die Göttlichkeit der Kaiser ist eine Göttlichkeit von der Menschen Gnaden ... keine übernatürliche Eigenschaft trotz Tempel und Gottesdienst. Danach ist die Vergötterung des Augustus für Horaz nur die Form dankbarer Anerkennung gegen seinen kaiserlichen Herrn und Gönner, es ist also metaphorisch, nicht buchstäblich aufzufassen, wenn ein

Lebender ein Gott genannt wird: evehit ad deos, dis miscent superis. Zu den Schlufsversen von Liber (IV, 8, 33) lesen wir (S. 40, 66): ein Glückwunschcarmen ist's ja nicht, für eine besondere Gelegenheit als strena abgefafst, und so beziehungslos kann das Gedicht zuletzt nicht auslaufen, dafs der Dichter ihm irgendwie nur so zum Schlufs noch alles Gute wünschte, als ob er sagen wollte: „in diesem Sinne“ erhebe ich mein Glas: Liber vota bonos ducit ad exitus.“ S. 40, 67 fafst Elter selbst einen Teil der bisherigen Untersuchungen so zusammen: „Es liegt Horaz daran, gegenüber einem anspruchsvollen Scipiodenkmal, wodurch dieser zur allgemeinen Heiterkeit und Entrüstung als Besieger Hannibals und Eroberer Karthagos verewigt war, das Denkmal in Erinnerung zu bringen, das ihm der Dichter Ennius einst gesetzt in seinem unvergänglichen Scipio, indem er ihm eine Unsterblichkeit verheifsen unter den Göttern, wie den herrlichsten der Göttersöhne, die je auf Erden gewandelt.“ Warum aber hat er diese Gedanken gerade in dem Widmungsgedicht an Censorinus auseinandergesetzt? so möchte ich, von anderen nicht zu reden, blofs fragen. Der Verfasser geht dann, was bei der Frage nach der Wahl des nicht allzu häufig vorkommenden Metrums für IV, 8 natürlich ist, auf das Gedicht I, 1 sehr genau ein.

Allen Horazforschern ist es längst aufgefallen, dafs das sog. Vierzeilengesetz auf I, 1 nicht ohne weiteres anwendbar ist, wenn es auch eine durch vier teilbare Summe von Versen hat. Unser gelehrter Verfasser kennt ja die Literatur, sogar eine dem Nicht-Universitätslehrer kaum erreichbare des Mittelalters, er ignoriert aber zu stolz alle „Schulausgaben“. Er hätte z. B. in meiner an vielen Stellen nicht blofs Bekanntschaft mit den Problemen, sondern auch bewufste Parteinahme wie vielfach, so auch in dieser Frage gefunden und zwar in seinem Sinne. Es ist durchaus richtig, was er sagt: „Für stichische Versmafse ist eben Strophenform zwar nicht ausgeschlossen, aber niemals Gesetz.“ „Zur Strophe gehört vor allem, dafs sie rhythmisch und syntaktisch ein Ganzes sei.“ „Die römische Poesie der Literatur kannte bis dahin keine Strophen.“ „Lieder wollen seine Oden sein, und darum sind sie wie alle Lieder strophisch gebaut; das war eine Neuerung musikalischer Natur.“ „Wie Lieder, zum Singen mit Instrumentalbegleitung sind sie gedacht und darum wie Lieder strophisch abgefafst.“ „Zur Strophe gehört vor allem Sinnpause oder wenigstens entsprechende Rücksicht auf die Satzform und die innere strophische Struktur.“ „Es ist ungeheuerlich, sich I, 1 so in Strophen zur Leier

gesungen vorzustellen.“ Es hat mich hier besonders gefreut, wie der Verfasser bei dieser Gelegenheit solchen schönen Worten wie „Verzahnung“ bei Kiefsling den Garaus macht. Er findet dann nach sehr interessanter Besprechung der Frage, ob der Dichter Berufsarten oder Passionen behandelt hat, es sehr auffällig, dafs Horaz „das so in eins verschmolzen hat, ein streng lyrisches Gedicht und eine rein egoistische Umrahmung“. „Wenn aber Horaz Dedikation und Lied in einem und demselben Gedicht formell noch so auseinanderhält, so ist das doch schon in nuce dieselbe Entwicklung, die später dazu geführt, die Widmung von den Gedichten ganz loszulösen und ihnen als Brief voranzusetzen, wie bei Martial und Statius.

Das Lied III, 30, das bei der Frage nach der lex Meineke natürlich ebenso wie I, 1 untersucht werden mufste, ist „trotz seiner stolzen Zuversicht und trotz aller Pracht und Majestät des Ausdrucks dennoch keine Ode“. — „Es ist ausgesprochener *λόγος* oder *ψιλομετρία* . . . das ist nuda oratio . . . dazu mit sieben Verschleifungen.“ „Es soll kein Lied sein und darum hat es keine Strophen trotz Vierteiligkeit, und ebendarum ist es wieder in reinen Asklepiadeen geschrieben entsprechend dem Widmungsgedicht.“ „Wer in aller Welt mag sich IV, 8 gesungen denken, gesungen vom Romanae fidicen lyrae? . . . Das sind Dinge, die bei einem in hergebrachten Formen gedankenlos weiterarbeitenden Epigonen begreiflich wären, nicht bei Horaz, der selbst in Maecenas atavis innerhalb eines und desselben Gedichtes den rhythmischen Unterschied zwischen lyrischem Carmen und einer Epistel noch so scharf gewahrt hat!

S. 79: „Das Vierzeilengesetz ist hin, als wertvolleren Ersatz dafür haben wir Horaz als echten römischen Lyriker wiedergewonnen. — Und weil es die dichterische Ehre des Horaz gilt, habe ich es mit solchem Nachdruck pleniore stilo geschrieben!

Diese an und für sich schon sehr bedeutende, sicherlich sehr eigenartige Arbeit gewährt dabei noch schöne Ausblicke auf andere wichtige Untersuchungen. Sind I, 7 und I, 28 stichisch zu messen? Was für ein Unterschied ist zwischen Jambi und Carmina sprachlich und stilistisch, metrisch und musikalisch? „Horazens poetische Sendung“ mufs noch ins rechte Licht gesetzt werden. Wir haben Grund, darauf hoffen zu können.

Hirschberg i. Schl. **Emil Rosenberg.**

80) **O. Schröder, Die Vorgeschichte des homerischen Hexameters.** Abdruck aus den Ber. der K. bayer. Ak. d. W. 1907. München, G. Franzscher Verlag (J. Roth). S. 229—239. 8.

So wenig als die „Vergleichende Mythologie" hat sich die „Vergleichende Metrik" bewährt: die Herleitung des epischen Hexameters der Griechen aus einem Langvers von zweimal vier Hebungen unter Berufung auf den altindischen, zendischen, italischen, germanischen Sprachvers ist verfehlt. Denn das homerische Metrum ist erst unter griechischem Himmel auf griechischen Burgen geboren und seine Verwandten sind vor allem unter griechischen Singversen zu suchen. An der Hand des Materiales, das uns vor allem die Lyrik, in Überlebseln aber auch noch das ursprünglich ja gleichfalls zur Laute gesungene Heldenlied bietet, konstruiert Schröder sechs Vorstufen: 1) den steigend vierhebigen Enoplier, 2) den fallend gewordenen Enoplier; 3) den rein daktylischen Enoplier mit adoneischer Klausel; 4) die Verbindung von 1) mit einer viersilbigen äolischen Basis, (woher die Vorliebe des homerischen Hexameters für den Spondeus im ersten Fufs stammt); 5) die Verbindung von 1) mit einer fünfsilbig gewordenen äolischen Basis. Hierdurch Erleichterung des Eindringens des Daktylus in den ersten Fufs, nachdem 6) der Äolenoplier fallend geworden war. Erst auf der siebenten Stufe mit der Herübernahme daktylischer Katalexe (3) war der homerische Sprechvers in seinen Grundzügen festgestellt.

Dies die Hauptergebnisse des Verfassers, der in seiner gedrängten Studie nicht blofs volle Beherrschung des technischen Kleinstoffes, sondern besonders auch ein feines Empfinden für die geschichtlichen oder genauer vorgeschichtlichen Entwicklungsmöglichkeiten bekundet. Seit H. Useners bekanntem Versuche ist wohl nichts Anregenderes über das Problem geschrieben worden, das ja am Ende doch auch ein nicht unwesentliches Stück des grofsen Rätsels bildet, welches in dem Namen der homerischen Frage beschlossen ist.

Stuttgart. **H. Meltzer.**

---

81) **P. Albert Kuhn,** O. S. B., **Allgemeine Kunstgeschichte.** Die Werke der bildenden Künste vom Standpunkt der Geschichte, Technik, Ästhetik. Lieferung 21—39. Einsiedeln, Waldshut und Köln 1901—1907.

Nachdem das grofsartig angelegte Werk des Pater Albert Kuhn, über das wir schon 1896—1900 wiederholt in diesen Blättern berichtet haben,

bis an die Schwelle der Gegenwart herangerückt ist, wird es unseren Lesern von Wert sein, wieder etwas von seinem Fortschreiten zu vernehmen. Über die Langsamkeit des Erscheinens hat sich der Verfasser zahlreichen Klagen gegenüber im März 1903 erklärend und entschuldigend ausgesprochen, und jeder Einsichtige weiſs ja auch, mit welchen Schwierigkeiten die Herstellung eines so reich und vorzüglich illustrierten Werks verbunden ist. Trotzdem bleibt die Tatsache bestehen, daſs für die Abnehmer des Werks diese Langsamkeit des Erscheinens den Genuſs und die Benutzung desselben äuſserst beeinträchtigt und erschwert. Seit dem Beginn des Werks kein Band abgeschlossen, kein Inhaltsverzeichnis, kein Register. Das hätte sich leicht vermeiden lassen, wenn der Verfasser nicht Architektur, Plastik und Malerei je für sich von der Urzeit bis auf die Gegenwart in einen Band — und was für Bände, fast durchweg weit über 1000 Seiten! — zusammenfassen zu müssen geglaubt hätte, statt in jeder gröſseren Zeitperiode alle drei Künste unmittelbar nacheinander zu behandeln; dann hätte man die Bände über die Künste im Altertum und Mittelalter längst abgeschlossen vor sich liegen. Diese Einteilung hätte auch sonst groſse Vorzüge und hätte auch manche Wiederholungen entbehrlich gemacht, die sich aus der strengen Sonderung der drei Künste ergeben haben. Das löbliche Streben, dem Stoff eine recht übersichtliche Gliederung zu geben, verleitet den Verfasser oft zu einem zu starren Schematisieren, das ihn dann manchmal in die Verlegenheit bringt, daſs sich der Stoff nicht ins Schema fügen will, wie z. B. bei der Einteilung der holländischen Maler in Bildnis-, Genre-, Landschafts-, Stillebenmaler usw. oder bei der Einreihung Prellers unter die Bildnis- und Genremaler. Verfehlt ist auch die Zuweisung der niederländischen Malerei seit den Gebrüdern van Eyk zur gotischen Periode, wie sie sich denn auch tatsächlich in Kuhns Schema nicht fügt, der die gleichzeitige Malerei in Italien bereits zur Frührenaissance rechnet. Über den einseitig religiösen, genauer katholischen Standpunkt des Verfassers habe ich mich schon früher ausgesprochen, will aber auch jetzt nicht verschweigen, daſs er sich nicht besonders auffällig vordrängt und nur in manchen Partien durch die Bevorzugung von ganzen Kunstrichtungen wie das Barock oder einzelnen Künstlern wie Deger und Ittenbach bemerklich macht, die man sonst nicht gerade unter die hervorragendsten zählt, und deren Werke uns ebenso kalt lassen, wie den Verfasser die eines Wächter und G. Schick. Am stärksten tritt jener Charakter hervor in der grundsätzlichen Ausschlieſsung

von Abbildungen nackter weiblicher Gestalten, während z. B. die Abbildung der St. Therese v. Bernini (II, 730) dem Verfasser nichts Anstöfsiges zu haben scheint. Im übrigen können wir den Illustrationen nach Auswahl und Herstellung nur unsern vollen Beifall spenden, mit der einzigen Einschränkung, dafs über dem Bestreben möglicht reicher Illustration manche Abbildungen, sowohl im Text als auf den Einschaltbildern etwas zu klein ausgefallen sind.

Das Werk ist nun seiner Vollendung nahe, und wir dürfen gespannt sein, wie sich der Verfasser zu der Kunst der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts, in welche die letzten Lieferungen übrigens zum Teil schon hereinreichen, stellen wird. Der Modernismus ist zurzeit in Rom nicht gut angeschrieben, und das wird dem Verfasser seine Aufgabe wesentlich erschweren. Soweit sein Werk bis jetzt gediehen ist, darf er darauf mit Befriedigung zurückblicken; denn es wird in den Kreisen, für die es in erster Linie bestimmt ist, des verdienten Beifalls nicht entbehren, und auch in anderen unter gebührender Berücksichtigung des Standpunkts des Verfassers mit Nutzen gebraucht werden. Der Preis ist in Anbetracht der vorzüglichen Ausstattung und des ungeheuren Reichtums an Abbildungen (2 ℳ die Lieferung) äufserst mäfsig zu nennen.

C. **P. W.**

---

82) **H. Wolf, Die Religion der alten Römer.** Gymnasialbibliothek. Herausgegeben von Hugo Hoffmann. 42. Heft. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1907. 104 S. 8. ℳ 1.50.

Um die Religion der alten Römer in ihren charakteristischen Formen und wesentlichsten Äufserungen zu kennzeichnen, schlägt H. Wolf, der den Lesern unserer Zeitschrift als Verfasser der „Religion der alten Griechen" bereits bekannt ist, den Weg der geschichtlichen Betrachtung ein. Er folgt — wegen der engen Verbindung von Staat und Religion — dem Gange der politischen Geschichte und gliedert naturgemäfs seinen Stoff nach den drei grofsen Perioden: 1. Königszeit, 2. Republik, 3. Kaiserzeit.

Innerhalb dieses Rahmens entwirft er ein anschauliches Bild von dem stetigen Wachsen in die Breite, welches — im Gegensatz zur griechischen Religion — der römischen eigen ist, indem er mit den Sondergöttern, den namenlosen Göttern, den Göttern der indigitamenta anhebt und die Entwicklung sowohl des Gottesdienstes in seinen verschiedenen Formen: Gelübde, Gebet, Opfer, Spiele usw., als auch seiner Organe bis

zum Untergang der römischen Weltherrschaft und zum Einzug des Christentums verfolgt. Um die Darstellung zu beleben und zugleich den historischen Sinn zu wecken, läfst Verfasser an geeigneten Stellen die alten Klassiker selbst zu Worte kommen, insbesondere Livius, dem oft sehr umfangreiche Zitate entnommen sind. Ohne auf Einzelheiten weiter einzugehen, will ich nur erwähnen, dafs Verfasser vor allem Wert darauf gelegt hat, zu zeigen, wie sich die religiösen bzw. philosophischen Ideen der Römer in der Literatur der Augusteischen Zeit, in Virgil, Horaz, Cicero, den für die Schule besonders wichtigen Klassikern, widergespiegelt haben.

Aus dem Gesagten ergibt sich, dafs vorliegende Schrift, deren streng sachliche Darstellung dem Verständnis jugendlicher Leser sehr wohl angepafst ist, dem Unterrichte im Gymnasium sehr gute Dienste leisten kann. Sie verdient ohne Zweifel, ebenso wie „Die Religion der alten Griechen", auf die Verfasser auch mehrfach verwiesen hat, den Schülern der oberen Klassen zu fleifsigem Lesen warm empfohlen zu werden.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

---

83) **L. Kienzle, Die Kopulativpartikeln et, que, atque bei Tacitus, Plinius, Seneca.** (Tübinger Dissertation.) Tübingen, J. J. Heckenauer, 1906. 78 S. 8.

Die vorliegende Schrift behandelt im ersten Teile die Gebrauchsweise der Konjunktionen et (S. 5—11), que (S. 11—17), ac und atque (S. 17 bis 25), und bietet die Schlufsfolgerungen daraus (S. 21—33) und zählt im zweiten sämtliche Belegstellen aus Tacitus, Plinius (Brief 1—10) und Seneca (de beneficiis) auf (S. 34—78). Sie ist mit grofser Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit verfafst unter Benutzung der ganzen einschlägigen Literatur des In- und Auslandes; nur geht der Verfasser in der Beziehung zu weit, dafs er überall kopulative und besondere (explikative, kausale, konsekutive, konklusive, affirmative, kumulative, adversative, alternative, komparative) Bedeutung der Konjunktionen auseinanderhalten will, was, wie er selbst S. 7 A. zugeben mufs, in vielen Fällen gar nicht möglich ist, namentlich bei Seneca.

Doch kommt er verschiedentlich zu neuen Ergebnissen; so erfahren wir, dafs persönliche Fürwörter wie ego und tu von Tacitus und Seneca nicht durch et verbunden werden, dagegen sechsmal von Plinius, ferner dafs Flufs-, Städte-, Länder- und Völkernamen und militärische Bezeich-

nungen wie auxilia legionesque von Tacitus vorzugsweise mit que verknüpft werden, dafs in der alten Gesetzessprache que bei weitem den Vorzug vor et und atque hat, dafs que bei Cicero und vor allem bei Tacitus oft an sechs- und mehrsilbige Wörter tritt, während dies im Altlatein selten geschieht, dafs atque gern Wörter von gleicher Silbenzahl aneinanderreiht, während bei ac das längere Wort gewöhnlich nachsteht.

Besonders dankenswert sind die Beobachtungen über die Rücksicht auf den Wohlklang beim Gebrauche der kopulativen Konjunktionen. So steht bei Plinius nach est regelmäfsig et und vor r gewöhnlich ac, bei Tacitus in der Regel iam et für iam etiam u. a.

Natürlich spielt die Statistik, wie bei derartigen Abhandlungen immer, auch hier eine grofse Rolle. So lassen wir uns ganz gern erzählen, dafs bei Tacitus an mehr als 40 Stellen dreigliederige Polysyndeta vorkommen, aber von viergliederigen nur eins (Ann. 2, 32, 8). Jedoch was es für einen Zweck hat z. B. festzustellen, dafs in den Annalen 1347 mal, in den Historien 751 mal, im Agricola 100 mal, in der Germania 75 mal und und im Dialogus 180 mal Substantiva von Tacitus mit et verbunden werden, verstehe ich nicht.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

---

84) **John Henry Hessels, A Late Eighth-Century Latin-Anglo-Saxon Glossary.** Preserved in the Library of the Leiden University (Ms. Voss. Q° Lat. No. 69). Cambridge: At the University Press (London, Cambridge University Warehouse), 1906. LVII u. 241 S. 8. geb. 10 s.

Seiner Ausgabe der Corpus-Glossen hat der im Mittellateinischen und Altenglischen wohl bewanderte und geschulte Cambridger Gelehrte jetzt eine ebenso gründliche des Leidener Glossars folgen lassen. Erst kurze Zeit vorher hatte dasselbe Denkmal eine eingehende Behandlung erfahren von P. Plazidus Glogger: Das Leidener Glossar, I. Teil, Text der Hdschr. (= Progr. d. kgl. human. Gymnas. St. Stephan in Augsburg 1900/01), II. Teil Erklärungsversuche (Diss. München 1903), dem ein dritter Teil (vollst. Wörterverzeichnis) folgen soll. H.s Arbeit ist hierdurch nicht etwa als überflüssig zu bezeichnen. Abgesehen von der in Ausstattung und Druck gleich vorzüglichen Form, wie sie von der University Press zu Cambridge nicht anders zu erwarten war, zeichnet sich sein Werk vor dem

Gloggers durch gröfsere Ausführlichkeit und Vollständigkeit sowie durch peinliche Genauigkeit aus.

Eine Vorrede berichtet eingehend über die Vorgeschichte des Codex, über äufsere Form und Paläographie der Handschrift, über ihre Schreiber und bietet am Schlusse eine umfassende Bibliographie des Glossars.

Die Glossen selbst hat H. nach den einzelnen 'headings' angeordnet zum Unterschiede von G., der nach Seiten (Seitenspalten) der Handschrift einteilt. Verwirrend und unschön wirkt die bunte Reihe von Anmerkungszeichen, die H. verwendet. Gloggers Verfahren ist weit einfacher und klarer. Zum Text habe ich nur weniges zu bemerken: S. 9 zu IV, 77 lies besser *tundri,* denn das übergeschriebene *e* dient doch wohl zur Verbesserung, nicht zur Ergänzung. — S. 13 zu XII, 27 lies Tortura torquemen*tum,* da der Codex Bern. 2° 258 f° 14 b/I torquemen hat. — S. 13 zu XIII, 6, Z. 5 hätte bemerkt werden können, dafs die Handschrift discennuntur (verschrieben für dicernuntur) aufweist. — S. 45 XLIII, 47 möchte ich mit Glogger dico lesen.

Ein besonderer Vorzug der vorliegenden Ausgabe besteht in den überaus sorgfältig und reichhaltig ausgearbeiteten Indices. Sie gibt deren nicht weniger als fünf. Der erste, ein lateinischer, ist '*a complete repetition of every one of the Glosses in alphabetical order and embodies all editorial emendations, corrections, elucidations of, or suggestions for emending, the Glosses*'. Der zweite enthält alle lat. Numeralia, die der Glossator in röm. Zahlen wiedergegeben hat. Der dritte verzeichnet alle griechischen und der vierte alle hebräischen Wörter, auf die in dem lat. Index Bezug genommen ist, der fünfte endlich alle germanischen, besonders altenglischen, Wörter, die im Glossar vorkommen oder in den verschiedenen Indices erwähnt sind. Besonders in letzterem finden sich hier und da Unrichtigkeiten und Unebenheiten, die zum Teil schon in der Besprechung dieses Buches im Aethenaeum Nr. 4117 (22. Sept. 1906) p. 331, zum Teil von Kern in seiner Besprechung über Gloggers Werk (Engl. Stud. 36, 114), aus dem sie H. wohl übernommen hat, erledigt sind; ich verweise nur auf *agleddego* (S. 222), *grimith* (S. 229), *uuep* S. 202 (unter: telam orditus). Folgende Kleinigkeiten möchte ich noch erwähnen: S. 59, Sp. II, zu ancillis: animalibus figl. Hier wird *figl,* wenn es überhaupt als altenglisch *fugol* zu deuten ist, nicht ancillis der Vulgata-Lesart: ligabis eum ancillis tuis, sondern passerem der vorhieronymianischen Lesart: alligabis eum sicut passerem infantulo interpretieren. Vorhieronymianische

Lesarten waren bekanntlich bis ins 9. und 10. Jahrhundert in England durchaus lebendig, wie sich z. B. aus Handschriften dieser Zeit vom Psalterium Romanum nnd Gallicanum sowie aus den zugehörigen Glossen mit Sicherheit ergibt (vgl. auch K. W. Gruber, Die Hauptquellen des Corpus-, Epinaler- und Erfurter Glossares, Diss. phil. München 1904, p. 17 f.). Das aucillis bei Migne (Patr. Lat. col. 1120c) ist auf alle Fälle verderbt. — S. 226, Sp. II *fala* ist nach Lidens überzeugenden Ausführungen (Engl. Stud. 38, 337 ff.) wohl als 'Röhre' zu verstehen, das Lemma also als tubolo und nicht, wie H. p. 208, Sp. II, Z. 12 annehmen möchte, als tabula 'a plank'.

Eine gut gelungene Schriftprobe von fol. 26 der Handschrift gibt dem vortrefflichen Buche einen würdigen Abschlufs.

Gotha. **Karl Wildhagen.**

---

85) **Theodor Nissen, Lateinische Satzlehre für Reformanstalten.** Leipzig-Wien, Freytag-Tempsky, 1907. 132 S. 8. geb. ℳ 1.80.

Die Bedeutung des vorstehenden Buches beruht darin, dafs der Verfasser bemüht ist, die Regeln der lateinischen Satzlehre möglich auseinander herzuleiten und sie zu begründen. Wenn der Verfasser in der Vorrede unter anderen Cauer und seine grammatica militans lobend als seinen Wegweiser hervorhebt, so hat es meine Verwunderung erregt, in jener Reihe von Namen nicht auch Waldeck zu finden, der doch in seiner „Prakt. Anl. z. Unterr. in d. lat. Gramm.“ und in seiner „Lat. Schulgramm.“ den nicht blofs für die Reformanstalten geltenden Grundsatz, die Spracherscheinungen zu erklären, den Lernenden ableiten und denken, nicht behalten zu lehren, vor allen anderen so wirksam durchgeführt hat. In der Anordnung des Stoffes hat der Verfasser von vornherein Satzteile und Wortklassen geschieden und die Einleitung nach jenem zugrunde gelegt. Bei der Ausführung des einzelnen bedient er sich möglichst der Stützen, die die im Reformunterricht vorausgehende französische Grammatik in der lat. Satzlehre bietet. Um dem Schüler eine rationelle Unterweisung in den Regeln der lat. Satzlehre zu geben, sind gelegentlich auch ausführliche Erörterungen hinzugefügt worden, von denen ich allerdings zum Teil bezweifele, ob sie selbst bei der gröfseren geistigen Reife des Schülers, wie sie die Reformanstalten für sich in Anspruch nehmen, ihren Zweck erfüllen werden. Dunkel im Ausdruck und teilweise

gekünstelt finde ich § 76, Anm.; 96; 119; 133; 154, Anm. 1; 217; 244. Sehr bedaure ich es, dafs der Verfasser seiner Disponierung des Stoffes zuliebe auf eine übersichtliche und zusammenfassende Darstellung der „Dafs“-Sätze verzichtet hat. In einer Grammatik, die dem Kausalitätsbedürfnis der Schüler so reichlich Rechnung trägt, sollte doch nicht mehr die rein äufserliche Aufzählung der sog. verba sentiendi und dicendi (§ 118) sowie cupiendi (§ 212) zu finden sein. § 118, Anm. 1 und § 216 sind meines Erachtens überflüssig, weil sie etwas Selbstverständliches bieten. Auch die Erklärung der Konstruktion des Acc. c. Inf. könnte anschaulicher gegeben werden, als es S. 49 geschieht. Bezüglich dieses ganzen Punktes mufs ich leider aus Raummangel auf meine Ausführungen im „Gymn.“, XXIV (1906), S. 154 ff. hinweisen.

Im übrigen findet das Buch meinen vollen Beifall, und ich bekenne gern, dafs es auf fast jeder Seite Zeugnis davon ablegt, in wie ganz andere Bahnen heute der Unterricht in der lat. Grammatik eingelenkt wird. Besonders angesprochen hat mich die Syntax *casuum*, die eine Fülle schöner Erklärungen der vom Deutschen abweichenden Spracherscheinungen enthält. Dem § 95 wäre freilich meines Erachtens an Stelle der Anmerkungen besser gleich der § 143 angereiht worden, in dem der sog. abl. absol. durch Zurückführen auf den abl. modi sowie causae und instr. den Schülern leicht hätte nahegebracht werden können. — Einen besonderen Vorzug des Buches erblicke ich endlich in den von pädagogischem Geschick zeugenden Zusammenstellungen und Vergleichen ähnlicher bzw. verschiedener Sprachwendungen. Jeder praktische Schulmann weifs den Nutzen solcher Zusammenfassungen zu schätzen, wie sie z. B. § 75, Anm. 2; 121, Anm.; 135, Anm. 2; 148, Anm.; 175, Anm.; 236, Anm. 2 gegeben werden.

Die Ausstattung des Buches ist gut; Druckfehler sind mir nicht aufgefallen.

Rössel (Ostpreufsen). **Ernst Hohmann.**

---

86) **Louis Lagarde, Seule au monde.** (= Violets Sprachnovellen Nr. 4.) Stuttgart, Wilhelm Violet, 1907. VII u. 164 S. 8. ℳ 1.80.

Die vorliegende „Nouvelle pour servir à l'étude de la langue pratique, des mœurs et des institutions françaises, spécialement appropriée aux besoins des écoles de jeunes filles“ bildet das vierte Bändchen von Violets

Sprachlehrnovellen und verrät in dem Titel Inhalt und Zweck. Die Erzählung selbst umfafst 137 Seiten und unterscheidet sich zu ihrem Vorteil von vielen derartigen Texten; sie liest sich angenehm und läfst das Gefühl des Erzwungenen und Gemachten nicht allzuoft aufkommen. Für seine Zwecke ist das Buch recht wohl geeignet; wer es sorgfältig durchgearbeitet hat, wird seine Mühe reich belohnt finden. Dafs die Novelle die Schicksale eines jungen Mädchens schildert, das allein in der Welt steht, braucht nach dem Titel wohl kaum noch gesagt zu werden. — Ein Anhang von 26 Seiten mit erklärenden Anmerkungen gibt alle wünschenswerten Erläuterungen.

Nauen. **Fries.**

---

87) Französische Schriftsteller aus dem Gebiete der Philosophie, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft. —

E. Dannheifser, Th. Jouffroy, Mélanges Philosophiques. Auswahl mit Anmerkungen. Heidelberg, C. Winter, 1907. 134 S. 8. geb. ℳ 1.60.

M. Fuchs, H. Taine, Philosophie de l'Art (Première Partie). Auswahl mit Anmerkungen. Mit acht erläuternden Abbildungen. Ebenda 1907. 121 S. 8. geb. ℳ 1.60.

Der im gleichen Verlag von Ruska herausgegebenen Sammlung von englischen Schriftstellern aus dem Gebiete der Philosophie, Kulturgeschichte und Naturwissenschaft hat sich nunmehr eine Sammlung von französischen Schriftstellern aus denselben Gebieten an die Seite gestellt. In ihr sollen natürlich dieselben Grundsätze geltend sein, die Ruska für jene Sammlung aufgestellt hatte. (S. N. Ph. R. 1907, Nr. 3, S. 67 ff.)

1. Die Wahl Jouffroys rechtfertigt der Herausgeber in einem Vorwort, in dem hervorgehoben wird, dafs die Beschäftigung mit diesem Schriftsteller sozusagen eine philosophische Propädeutik abgeben könne, dafs die Sprache mustergültig sei, und dafs sich das echt Menschliche in allen seinen edlen Regungen in den Schriften dieses Philosophen vorfinde.

Die Abhandlungen, die das Bändchen enthält, sind geschickt gewählt: De la Philosophie et du Sens Commun, Du Spiritualisme et du Matérialisme, De l'État actuel de l'Humanité, Comment les Dogmes finissent, Du Bien et du Mal, Du Problème de la Destinée Humaine, De l'Organisation des Sciences philosophiques und Comment Jouffroy devint philosophe. Das letzte Stück, der Organisation des Sciences philosophiques entnommen, ist

besonders deshalb von Interesse, weil es die vorangehenden Stücke gleichsam erläutert. Auf zwei Seiten, die den Abhandlungen vorausgehen, erfahren wir das Notwendigste aus dem Leben des Philosophen. Darin möchte ich jedoch die Worte „seine Erziehung in der Rhetorik genofs er in Dijon“ beanstanden. Hat Jouffroy tatsächlich dort Rhetorik studiert, oder hat er in Dijon die oberen Klassen des Gymnasiums besucht? — Die Anmerkungen sind sachgemäfs. S. 23[3] sind die Worte „im Französischen“ zu streichen; S 24[2] hätte eine Worterklärung des Wortes Metaphysik gegeben werden sollen; S. 27[3] finde ich die Bedeutung „Zustand“ für modification nicht zutreffend; S. 48[1] heifst es zu bûcher: vgl. bois. Der Zusammenhang der beiden Wörter ist aber nach Hatzfeld-Darmesteter-Thomas schwer zu erklären; S. 48[4] ist l'époque de plaisanteries mit „die Zeit der Verhöhnung“ doch wohl etwas zu stark ausgedrückt; S. 61[1] aboutir „zum Ziel (bout) kommen“ ist nicht richtig, da bout nicht Ziel heifst; S. 70[1] ist anomalie erklärt, aber die Bedeutung von an- nicht angegeben; S. 111[1] ist carreau mit Fensterscheibe erklärt. Es mufs aber hier Steinfliefse heifsen; S. 117[4] ist écarter mit „ausspielen“ gegeben, es heifst aber doch ablegen, abwerfen, beiseite legen; S. 119 ist als frühere Form des Wortes chaire chaère angegeben, die ich nicht finden kann.

Im Text habe ich S. 102, 20 ramina statt ramena und S. 130, 17 pourque statt pour que gefunden.

Das Bändchen kann Primanern zur Erweckung philosophischen Denkens sehr wohl dienen.

2. Das Bändchen: H. Taine, Philosophie de l'Art ist eine sehr geschickte Auswahl aus dem berühmten Werke des auch als Kunstkritiker hervorragenden Gelehrten. Es soll Belehrung bieten über das Gebiet der bildenden Künste. Die Einleitung enthält eine kurze Lebensbeschreibung Taines und eine Darlegung seiner Kunstanschauungen, immer mit Verweisungen auf die betreffenden Stellen des vorliegenden Textes. Dieser besteht aus den zwei Kapiteln: De la nature de l'œuvre d'art und De la production de l'œuvre d'art und einem Anhang, in dem (über Rubens und die vlämische Malerei, die Mediceergräber Michel Angelos, die Seele des Menschen im Mittelalter, in der Renaissance und in der Neuzeit, Beethoven und die Menschheit und das Schicksal) Abschnitte aus Philosophie de l'Art, Voyage en Italie und Vie et opinions de M. Fréd-Th. Graindorge als Erläuterungen von Stellen im vorangehenden Hauptteile gegeben

werden. Die Anmerkungen enthalten gewissenhafte Angaben über das Sachliche des Textes. S. 27[1] ist bouleau „Birke“ erklärt. Das ist doch kein seltenes Wort. S. 30[3] wird „de recette“ mit „nach einem bestimmten Rezepte“ übersetzt. Das Wort kommt aber schon auf der vorhergehenden Seite Z. 26 vor, ohne dafs es erklärt wird. S. 47[4] wird détente mit „Spannkraft“ wiedergegeben. Diese Bedeutung mag hier ihre Richtigkeit haben, aber auf die Grundbedeutung müfste doch wohl hingewiesen werden. Was soll S. 49[3] galet „Geröll, abgerollter Kiesel“ heifsen? Rollstein wäre wohl ein besserer Ausdruck. S. 71[1] mufs es wohl statt Untersuchungen Unternehmungen heifsen.

Beigegeben ist ein Verzeichnis der wichtigsten sachlichen Anmerkungen. Die erläuternden Abbildungen am Schlufs sollten zum Herausschlagen eingerichtet sein, damit man sie beim Lesen ohne weiteres benutzen könnte.

Das Bändchen ist für höhere Schulen im weitesten Sinne, also als auch für Lehrer- und Lehrerinnenseminare, Kunstakademien und Kunstschulen, technische Hochschulen und Universitäten bestimmt. Es wird mit grofsem Nutzen überall da verwendet werden können, wo man für den Unterricht in der Kunst Zeit und Verständnis findet.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

88) **August Dahlstedt, Rhythm and Word-Order in Anglo-Saxon and Semi-Saxon** with Special Reference to their Development in modern English. Lund, Hjalmar Möller, o. J. VIII u. 214 S. 8 nebst Tafeln.

Die noch fehlende Geschichte der englischen Syntax bedarf noch einer grofsen Menge von Sonderuntersuchungen einzelner Denkmäler, prosaischer und poetischer, aus den verschiedensten Zeiten. Dahlstedt bietet mit seiner Untersuchung über die Wortfolge, zu der er das Material nur aus Prosaschriften schöpft, eine beachtenswerte Vorstudie dazu. Bei der Eigenart des spröden Stoffes, der Einzelbetrachtung zur Notwendigkeit macht, kann hier den besonderen Wegen, die die Untersuchung nimmt, nicht nachgegangen werden, und darum möge die Feststellung des allgemeinen Hauptergebnisses genügen; dieses ist, dafs im Angelsächsischen das rhythmische Prinzip der Sprache in erster Linie für die Wortfolge mafsgebend und weit wichtiger als das syntaktische ist. Die Spezialforschung ist jedenfalls durch das Werk um ein gutes Stück gefördert, und die neueste

Schrift auf diesem Gebiet, das umfangreiche Buch von **John Ries** über „Die Wortstellung im Beowulf", übrigens ein sehr wertvolles Gegenstück zu Dahlstedt, insofern als es das wichtigste poetische Denkmal behandelt, hat es denn auch gebührend berücksichtigt. **-tr-.**

---

89) **C. Francillon, Par-ci, par-là.** Causeries à l'usage des écoles et de l'enseignement privé pour faciliter l'étude de la langue parlée. Leipzig, Renger, 1907. IV u. 400 S. 8. geb. ℳ 4.—.

Wenn der Verfasser in der Vorrede den Anspruch erhebt, mit diesem Lehrbuche eine Lücke auszufüllen, so mag er wohl insofern recht haben, als unter den zahlreichen französischen Konversationsbüchern keines die Sprache des täglichen Lebens so treu wiedergibt wie dieses. Das ist sein Vorzug und seine Schwäche. Das ist ein lustiges, launiges, beinahe humorvolles Französisch, das Francillon hier lehrt, ein Französisch im Hausrock, und gegen die Anwendung solcher Ausdrücke wie trouver visage de bois (vor verschlossenen Türen ankommen), Sainte-Nitouche (Fräulein Zimperlich [n'y touche]), menton à double étage (Doppelkinn), le poulailler (Galerie im Theater), prendre un billet parterre (hinfallen), la queue de morue (Frack), les hirondelles d'hiver (Pariser Schornsteinfegerjungen) usw. — gegen die Anwendung dieser Ausdrücke, wenn sie an der richtigen Stelle geschieht, läfst sich gewifs nichts sagen. Aber se mettre le doigt dans l'œil (milde ausgedrückt: vorbeihauen [= sich täuschen]) oder mettre les pieds dans le plat (rücksichtlos sein) sind schon recht, recht familiär; und gar tirer à qn. les vers du nez (jem. ein Geheimnis entlocken) une chandelle lui pend au nez (bekannte Unart bei kleinen Kindern) prendre une culotte (tüchtig einen auf die Lampe giefsen) werden sicherlich in guter Gesellschaft Anstofs erregen. Dem Lernenden fehlt das Vermögen, die Nüancen der Gebrauchsfähigkeit zu erfassen; deshalb sollte nur das allgemein Anwendbare geboten werden.

Das 400 Seiten lange Buch könnte handlicher werden, wenn auch noch andere Dinge gestrichen würden. Gewifs spielt die Toilette im Leben und besonders bei den Franzosen eine grofse Rolle; etwas weniger auf diesem Gebiete wäre aber doch wohl besser gewesen. War es z. B. nötig, alle Arten der Westen anzuführen: le gilet droit (einreihig), le gilet croisé (zweireihig), le gilet à châle croisé (zweireihige Schalweste [!])?

Dafs ein Franzose das Buch geschrieben hat, ersieht man aus dem

guten Französisch; man erkennt es aber auch an der liebevollen, für die Schule weniger geeigneten Versenkung in die Geheimnisse der Küche. Es ist nicht immer leicht, ihm überallhin zu folgen: «Pour faire prendre le lait, pour le faire cailler, on se sert de la présure, une matière acide de la caillette des jeunes ruminants» (S. 228).

Der Umfang des Buches schwillt aber noch vielmehr dadurch an, daſs hinter jedem Kapitel und Fragekapitel fast alle Wörter mit der deutschen Bedeutung angeführt sind, selbst die allergewöhnlichsten wie pays, perdre, dernier, minuit. Die deutsche Übersetzung ist übrigens recht gut und oft höchst zutreffend.

Die jedem Kapitel angeschlossenen Fragen lassen sich wohl verwenden, die Zahl derjenigen, wo die Antwort: Ja! oder: Nein! heiſst, ist aber erschrecklich groſs.

Nach Abstellung der angegebenen Mängel und der mannigfachen Druckfehler (ich habe etwa sechzig gezählt) wird das Werk eine Bereicherung der Schulbuchliteratur sein — für den Fachmann ist es eine unterhaltende und lehrreiche Lektüre auch so, wie es ist.

Flensburg. **K. Engelke.**

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hundert ausgeführte Dispositionen

zu

deutschen Aufsätzen

über

Sentenzen und sachliche Themata

für die obersten Stufen der höheren Lehranstalten.

Von Dr. **Edmund Fritze,**

Professor am Gymnasium in Bremen.

Erstes Bändchen:

a) Entwurf einer Aufsatzlehre.

b) Die ersten 48 Dispositionen.

Preis: ℳ 3.

Zweites Bändchen:

Die letzten 52 Dispositionen.

Preis: ℳ 2.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Die Entwickelung
der
Französischen Litteratur
seit 1830.
Von **Erich Meyer.**
Preis: ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.
Zusammengestellt von
Professor Dr. **R. Schnee.**

Erster Teil: **Phrasensammlung.**
Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.
Für Quinta bis Prima.
Preis: ℳ 1.—.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**
Für Sekunda und Prima.
Preis: ℳ —.80.

Der Lucidus Ordo
des Horatius.
Ein neuer Schlüssel für Kritik und Erklärung,
gewonnen
aus der Dispositionstechnik des Dichters.
Von
Dr. A. Patin
in Regensburg.
Preis: ℳ 1.20.

Die Anschauungsmethode
in der Altertumswissenschaft.
Von
K. Sittl.
Preis: ℳ —.60.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

/2 //

Gotha, 2. Mai. Nr. 9, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

90) **Atti del congresso internazionale di scienze storiche (Roma 1.—9. Aprile 1903).** Volume II: Atti della sezione I: Storia antica e filologia classica. Roma Ermanno Loescher & Co., 1905. XXXVII u. 376 S. 8. Lire 12.

S. v–xxxvii enthalten in leider sehr kleinem Drucke die Sitzungsprotokolle der Gruppen I und II (Storia antica, Epigrafia) und III (Filologia classica), darunter auf S. x ff. einen Bericht von E. Bormann über die bisher erschienenen Hefte des Werkes: Der römische Limes in Österreich. Die auf S. 3 beginnenden Mitteilungen und Berichte sind meist italienisch abgefafst, sieben in französischer, drei in lateinischer und zwei in deutscher Sprache.

In den Gruppen I und II wurden folgende Mitteilungen vorgetragen: 1) E. Petersen berichtet, dafs für die Reliefs der Trajansäule, welche noch von Benndorf für ein Buch mit sieben Siegeln erklärt wurden, eine vollständige Deutung gefunden sei, nachdem sie in vortrefflichem Lichtdruck von Cichorius herausgegeben sind. Sie enthalten in grofsen Zügen

eine zusammenhängende Geschichte der beiden Dacischen Kriege, deren Haupttatsachen Petersen hier kurz darstellt, indem er auf sein inzwischen vollendetes Werk verweist: Trajans Dakische Kriege nach dem Säulenrelief erzählt.

2) Seymour Conway spricht über „die beiden Schichten in der indoeuropäischen Bevölkerung des alten Italiens". Ausgehend von einer Betrachtung der ethnischen Suffixe, bemüht er sich zu zeigen, dafs die mit dem Suffix *co* gebildeten Namen Völkern angehören, die in der Ebene wohnten, wie die Osci, oder gar in den Sümpfen, wie die Volsci = Volusci (volus = ἕλος), Pfahlbauten anlegten und sich der Bronce bedienten. Ganz anderer Art sind die auf *no*, wie die Sabini und Latini; sie kamen erobernd aus dem Norden, wo das Val Sabbia noch den Namen der Sabiner bewahrt zu haben scheint, und bedienten sich des Eisens. Das Vordringen der Etrusker, welche die *co*-Völker sich unterwarfen, trennte die *no*-Völker von ihren Stammverwandten im Norden, hinderte aber nicht ihre Ausbreitung im Süden als Frentani, Paeligni, Hirpini usw., wobei manches *co* durch ein angehängtes *no* umgetauft wurde, vgl. Namen wie Marrucini, Sidicini usw. Das auf S. 10 beigegebene Kärtchen ist im Druck völlig verunglückt und veranschaulicht daher vortrefflich das Dunkel, welches trotz der lichtvollsten Hypothesen auf diesem Völkerchaos liegt.

3) B. Modestov behandelt den gegenwärtigen Stand der etruskischen Frage. Seiner Darlegung zufolge kann die Ansicht Niebuhrs, dafs die Etrusker aus den rhätischen Alpen stammen, wieder aufgenommen von Helbig, nach den Untersuchungen von Milchhöfer, Brizio, von Duhn und Montelius endgültig als abgetan bezeichnet werden. *Tuscos Asia sibi vindicat*, dieses Urteil des Altertums wird durch die wesentliche Übereinstimmung der etruskischen mit der kleinasiatischen Kultur glänzend gerechtfertigt. Sie sind dasselbe Volk wie die Pelasger, wie schon Otfried Müller annahm (M. nennt ihn hartnäckig Godofredo), und kamen als Träger der mykenischen Kultur von Kleinasien über Griechenland nach Italien.

4) G. Radet erörtert den Unterschied von *σατραπηία* und *νομός*, welche Herodot III 89 ff. nicht deutlich genug unterscheidet. Das erste bezeichnet einen Regierungs-, das zweite einen Steuerbezirk. Die beiden Begriffe fallen nicht immer zusammen, so war Ionien ein *νομός*, aber keine Satrapie, mit Persien verhielt es sich umgekehrt. Wenn die In-

schrift von Behistûn 23, die von Persepolis 24, die von Nakshî-Rustam 28 dahyava kennt, so sind darunter *νομοί* zu verstehen, denn die Zahl der Satrapien ist nie über zwanzig hinausgegangen.

5) A. de Wyslouch redet über „Die Phönizier in den Ländern des alten Polens". Ausgehend von dem Namen des Dakerkönigs Decebalus, in welchem er ein *baal* wittert, folgt er den phönizischen Spuren über die unsichersten Etymologien und Moorbrücken und verspricht, was er gefunden, demnächst gründlicher zu erörtern.

6) L. Holzapfel spricht über die Romuluslegende und hält für wahrscheinlich, daſs Romulus der Stammvater der gens Romulia gewesen sei, von der eine der alten Tribus ihren Namen hatte. Wie die Caecilii ihren Heros eponymos Caeculus zum Gründer der Stadt Praeneste, so hätten die Romulii den ihren zum Gründer von Rom gemacht.

7) G. Tropea verfolgt die Entwicklung der Studien über alte Geschichte vom Jahre 1895 an in den periodischen Veröffentlichungen Italiens, besonders in der von ihm 1895 gegründeten Rivista di storia antica.

8) J. Mahaffy versucht, gestützt auf das Zeugnis der Papyri, eine Ehrenrettung des Ptolemäus IV (Philopator) und IX (Physkon), welche ihren bösen Leumund den Juden und Griechen verdankten.

9) G. Lumbroso schlägt ein hellenistisches Glossar vor, welches die drei Jahrhunderte von Alexander bis Augustus umfaſste und von einer Vereinigung von Gelehrten, besonders Papyrologen, herauszugeben wäre. Sollten, wie zu erwarten, die letzteren meinen, die Stunde sei noch nicht gekommen, so befürwortet er, die Vorarbeiten zu einem solchen eifrig zu fördern.

10) N. Vulić teilt eine bei Kumanovo in Altserbien gefundene Inschrift aus dem Jahre 211 mit, welche die Spuren der damnatio memoriae des Geta zeigt.

11) N. Vulić liefert „Beiträge zur Geschichte des Krieges des Octavius in Illyrien 35—33 und des Feldzuges des Tiberius 15 v. Chr.", die aber wenig geeignet scheinen, Klarheit über diese Ereignisse zu verbreiten.

12) E. de Vincentiis aus Tarent verkündet in hohen Schwungesworten die Verdienste seiner beiden Landsleute, des Pythagoreers Thymaridas und des Epigrammatikers Leonidas.

13) S. Ricci empfiehlt, gestützt auf die von ihm in Mailand gemachten Erfahrungen, die Einrichtung von epigraphischen und archäologischen Kabinetten in den Museen und höheren Bildungsanstalten Italiens.

14) E. Bormann teilt mit, dafs die auf einer Marmorbasis befindliche Inschrift C. I. A. I 333, welche Kirchhoff ganz auf die Schlacht bei Marathon bezog, nach neueren Untersuchungen in ihrer zweiten Hälfte erst nach 480 anzusetzen ist, weil sich die beiden unteren Reihen auf die Kämpfe bei den Thermopylen (*πρόσθε Πυλῶν*) und Salamis beziehen. Im Anschlufs hieran wird der in Delphi gefundenen Inschrift unter der Statue des Lysander, welche der Schlacht bei Aigospotamoi gedenkt, und des bei Diodor erhaltenen Epigramms auf den Sieg Cimons bei Salamis (nicht auf den am Eurymedon) Erwähnung getan. Wenn das Epigramm auf die bei Salamis 480 gefallenen Korinthier nach dem bei St. Dragumis gemachten Funde (Ath. Mitt. 1897, tab. IX) nur ein Distichon enthält, während bei Plutarch (de malign. Herodoti 30) ein zweites hinzugefügt ist, so verhält es sich ebenso mit einer attischen Hermeninschrift (Jahreshefte II, 1899), welche in der Anthologia Palatina VI 144 ein zweites Distichon erhalten hat. Man fühlte in diesen wie in anderen Fällen das Bedürfnis, in der literarischen Überlieferung das, was dem Beschauer das Denkmal und seine Umgebung sagte, in Worten hinzuzufügen.

15) A. Galanti kündigt an, dafs er ein Werk in fünf Büchern über Claudius Claudianus herausgeben werde.

16) P. Carolidès verficht in deutscher Sprache die Ansicht, dafs das 1 Makk. 14, 20 ff. genannte Sparta die Hauptstadt von Lakonien und nicht Patara in Lykien sei, wie Hitzig und Hertzberg meinten. Wenn man durchaus eine kleinasiatische Stadt darin finden wolle, so liege es näher, an den jetzt *Ἰσπάρτα* genannten Ort an der Grenze von Pamphylien und Pisidien zu denken, der bei Polybius *Σάπορδα* heifse.

17) F. Eusebio macht auf die epigraphischen Schätze des von ihm in Alba (Pompeia) in Piemont gegründeten Museums aufmerksam, dessen bisher noch nicht herausgegebenen Inschriften er demnächst veröffentlichen wird.

In der dritten Gruppe (klassische Philologie) kamen folgende Berichte und Mitteilungen zum Vortrage:

1) F. Ramorino empfiehlt die Herausgabe eines lateinischen Onomastikons in Angriff zu nehmen, nachdem das von De Vit bis zu dem Buchstaben O geführte unvollendet geblieben sei.

2) E. Stampini und R. Sabbadini schlagen eine systematische historisch-kritische Bibliographie der griechischen und lateinischen Klassiker vor.

3) G. Vitelli empfiehlt eine internationale Vereinigung zur Herausgabe eines Corpus griechischer literarischer Papyri.

4) Binning Monro bezeichnet die Sprache Homers als das *vulgare illustre* (im Danteschen Sinne) der mykenischen Periode, wie es in Italien die Sprache Toskanas gewesen sei. Ihren ionischen Charakter habe sie durch allmähliche Umgestaltung in den Vorträgen ionischer Rhapsoden erhalten. Homer stamme entweder aus Thessalien oder aus Mykene oder aus Böotien, welches vielleicht das Toskana des homerischen Griechenland gewesen sei.

5) Vitelli teilt für den inzwischen verstorbenen G. Botti die Abschrift eines wahrscheinlich bei dem Brande von Alessandria 1882 untergegangenen Manuskripts mit, enthaltend *Παλαιφάτου περὶ ἀπίστων ἱστοριῶν.*

6) E. Labroue bemüht sich, die Zelebritäten der Schule von Vesuna, dem jetzigen Périgueux: Paulinus, Anthedius und Lupus, auf ein internationales Piedestal zu heben.

7) E. Stampini gibt einen Überblick über die philologischen Zeitschriften Italiens seit 1872, von denen eine, die Vox Urbis, in der Sprache Ciceros halbmonatlich in Rom erscheint. Die stattliche Reihe, in der es sogar an einer Rivista Abruzzese di scienze, lettere ed arti nicht fehlt, veranlafst ihn, Italien zum Schlufs ein *Sume superbiam* zuzurufen.

8) G. Vitelli lenkt die Aufmerksamkeit auf eine von ihm erworbene Sammlung griechischer Papyri aus dem nomos Arsinoites und Hermopolites welche meist der zweiten Hälfte des 3. Jahrhunderts n. Chr. angehören und der Mehrzahl nach die geschäftliche Korrespondenz von Gutsbesitzern mit ihren Verwaltern erhalten.

9) F. Skutsch erörtert ausführlich seine Ansicht über die Bildung des Imperfekts auf -bam und des Futurs auf -bo. Er geht davon aus, dafs die Verba vom Typus calefacio nicht mit dem Infinitiv, sondern dem Partizip zusammengesetzt seien, calefacio sei eigentlich calens facio. So habe man zunächst mit Bezug auf ein Neutrum gesagt, die erstarrte Verbindung dann aber auf die anderen Genera und den Plural ausgedehnt. Ebenso sei amabam aus amans fam, amabo aus amans fo entstanden, indem das f im Inlaut nach lateinischem Lautgesetz sich in b verwandelte, während die Dialekte es erhalten haben, falisk. karefo = lat. carebo.

10) A. Puech stellt es als wünschenswert hin, dafs die Philologie sich eifriger der Bearbeitung der altchristlichen Literatur zuwende, wozu in der Herausgabe des Corpus scriptorum ecclesiasticorum Latinorum durch

die Wiener und die der griechischen christlichen Schriftsteller der drei ersten Jahrhunderte durch die Berliner Akademie ein erfreulicher Anfang gemacht sei.

11) F. Eusebio teilt mit, dafs ein Ziegel im Museum von Alba (Pompeia) den Stempel P. Q. VALERIEIS trägt, ferner die Inschrift auf einem Mühlstein zweimal ein R mit doppeltem Auge, also R zeigt.

12) P. Rasi verteidigt seine schon früher ausgesprochene Ansicht, dafs die Angabe des Hieronymus in der Chronik des Eusebius zum Jahre Abrahams 1870 (147 v. Chr.): *Lucilius poeta nascitur* sich nicht auf den Satiriker beziehen könne, sondern entweder als Interpolation ganz zu tilgen oder für verderbt (Lucilius aus Lucius [Pompilius?]) zu halten sei. Denn es würde dem Gebrauche des Hieronymus wenig entsprechen, wenn nach der dürren Angabe des Geburtsjahres beim Todesjahre die Personalien nachgetragen würden. Der Zusatz beim Jahre 1914 (103 v. Chr.): *anno aetatis XLVI* verrate sich schon durch seine ungeschickte Stellung als Glosse.

13) F. Ramorino teilt mit, dafs in Jesi, dem alten Aesis, ein Kodex gefunden sei, welcher eine bis auf sechs Blätter dem 9. Jahrhundert angehörende vortreffliche Handschrift des Dictys Cretensis enthalte, ferner den Agricola und die Germania des Tacitus in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts, doch weise der mittlere Teil des Agricola auf eine Hand des 9. oder 10. Jahrhunderts hin.

14) R. S. Conway spricht die Ansicht aus, dafs die Sprache der in Praisos gefundenen prähellenischen Inschrift Verwandtschaft zeige mit italischen Dialekten, besonders dem Venetischen.

15) V. Ussani erhebt Einspruch gegen die Behauptung Stoffels, dafs Lukan in seiner Darstellung der Tatsachen „sich als einen der wahrhaftigsten Historiker erweise“, und zeigt hier vorläufig, einer Andeutung Ribbecks folgend, dafs Lukan in seinem Bericht über Cato ebenso wie Plutarch die Lobschrift des Thrasea Paetus benutzt habe, aber ohne sich von phantastischen Erweiterungen, z. B. in der Darstellung des Zuges durch die Wüste, und Entstellungen, z. B. in der Geschichte der Marcia, abhalten zu lassen.

16) A. Mancini führt aus, dafs der in Lucca befindliche Kommentar zu den Satiren und Episteln des Horaz und die von Zechmeister herausgegebenen Scholia Vindobonensia ad Horatii artem poeticam auf eine gemeinsame Quelle zurückgehn, nämlich auf den Kommentar des Alcuin.

17) A. Mancini teilt aus einer in Messina befindlichen Handschrift

den Versuch des Basilianers Foti mit, den in Herkulaneum gefundenen Papyrus 1042, welcher Epikur *περὶ φύσεως*, Buch 11, enthielt, zu entziffern, und vergleicht ihn mit der im Auftrage des Königs beider Sizilien von Rosini besorgten Ausgabe.

18) A. Beltrami zeigt, dafs der Vers des Katull LXVII 33 heifsen müsse: flavus quam molli *prae*currit flumine *Melo,* nicht *per*currit *Mella.* Der Mella fliefse jetzt zwei Kilometer westlich von Brescia und sei von dem alten Brixia noch weiter entfernt gewesen. Der Melo habe im Mittelalter den Namen Garza bekommen, weil er am Fufse der Brescia beherrschenden Garda vorbeigeflossen sei, die bei Katull Cycnea specula genannt werde. Der alte Name habe sich noch erhalten in Molone, wie heute der Unterlauf des Garza heifse.

19) A. Macé begründet seine Forderung, dafs der internationalen Aussprache des Lateinischen, welche in allen Schulen eingeführt werden müsse, die in Italien übliche zugrunde zu legen sei, nur mit der Ausnahme, dafs C, G, T vor allen Vokalen wie vor A zu sprechen seien.

20) A. Sécheresse empfiehlt gleichfalls das Latein als internationale Sprache und ist sogar der Ansicht, es müsse schon in der Elementarschule neben der Muttersprache gelehrt werden. Die Aussprache sei möglichst der der Alten anzunähern, während die Franzosen nach den Engländern sich am weitesten von ihr entfernt hätten.

Die Mitteilungen von C. O. Zuretti (Palermo), C. Pascal (Catania), G. Curcio (Catania) und A. Solari wurden auf dem Kongrefs nicht vorgetragen, liegen aber hier gedruckt vor. Ausführlich behandelt

21) C. O. Zuretti die Anspielungen auf die äufsere Politik in der alten attischen Komödie.

22) C. Pascal verweist auf seine Studî critici sul poema di Lucrezio, worin er über den Einflufs des Aristoteles auf die Lehre Epikurs handelt. So gehe die Theorie von den coniuncta und eventa, welche Lukrez I 449 ff. entwickle, über Epikur (Brief an Herodot 68/71) zurück auf Aristoteles, der (Metaph. IV 30) den Unterschied der *συμβεβηκότα ἀΐδια* und *οὐκ ἀΐδια* entwickele. Wenn Lukrez I 599/634 von den partes minimae spreche, aus denen das Atom bestehe, in die es aber nicht zerlegt werden könne, so sei das eine Verteidigung der Atomenlehre gegen Aristoteles, der wiederholt hervorhebe, dafs auch der kleinste Körper sich nur dann selbst bewegen könne, wenn er aus einem bewegenden und einem bewegten Teile bestehe. Lukrez I 1083 ff. beziehe sich nicht auf Zeno, sondern auf Aristoteles, der

die Lehre von der Zentripetalkraft der Erde und des Wassers und von der Zentrifugalkraft der Luft und des Feuers aufgestellt habe. Der Abschnitt über das Weltende V 90—415 bekämpfe die von Aristoteles wiederholt entwickelte Ansicht, dafs das so vortreffliche geordnete Weltall nicht untergehen könne.

23) G. Curcio sucht zu erweisen, dafs Lukrez, auch wo er den Namen des Memmius nicht nenne, stets an ihn gedacht habe, wenn er einen Zuhörer anredet, da er ihn für die Lehre Epikurs habe gewinnen wollen. Wenn in drei Büchern der Name gar nicht vorkomme, so sei daraus nicht auf ein Nachlassen der Freundschaft zu schliefsen. Ähnlich habe Cato in seiner Schrift *De re rustica* seinen Sohn Marcus, Hesiod in den Werken und Tagen seinen Bruder Perses, Empedokles in dem Gedichte *Περὶ φύσεως* einen Freund Pausanias stets vor Augen gehabt. Etwas ganz anderes sei es, wenn Virgil die Georgica dem Maecenas widme, in seinen Vorschriften sich aber nicht an ihn, sondern an einen beliebigen Landmann wende, wie es ähnlich Horaz in der Ars poetica mache. C. sucht dann für die drei ersten Bücher des Lukrez festzustellen, dafs die Anreden meist formelhaft sind und entweder den Anfang oder Schlufs des Verses bilden oder vor einer Zäsur stehen.

24) A. Solari führt aus, die Darstellung des Cimbernkrieges bei Plutarch im Leben des Marius XXIII—XXVII gehe der Hauptsache nach zurück auf die Schrift des Lutatius Catulus, zu dessen Gunsten die Verdienste des Marius um die Besiegung der Cimbern ungerecht verkleinert würden. Die genannte Schrift kenne er aber nicht, wie Peter meinte, aus den Kommentarien Sullas, sondern aus den Historien des Posidonius. Wenn Plutarch in den genannten Kapiteln sich auch auf Sulla berufe, so sei daraus nicht mit Sicherheit zu schliefsen, dafs er dessen Schriften hier benutzt habe. Denn im Leben Sullas Kap. 4, welches aus den Kommentarien des Diktators geschöpft sei, spreche er sich über des Catulus Feldherrneigenschaften geringschätzig aus.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

91) **Joseph Gröschl, Dörpfelds Leukas-Ithaka-Hypothese.** Wissenschaftliche Beilage des k. k. Gymnasiums zu Friedek (österr. Schlesien). 1907. 43 S. 8.

Eine überaus fleifsige Arbeit, welche das ganze ungeheure Material, das sich bis zum laufenden Jahr über die Ithakafrage angesammelt hat,



mit minutiöser Sorgfalt verwertet; selbst die in Rezensionen da und dort zerstreuten Äufserungen namhafter Forscher sind herangezogen. Ein besonderes Verdienst hat sich Gröschl durch Berücksichtigung schwer zugänglicher ausländischer Literatur erworben, so namentlich durch die häufigen Zitate aus dem Aufsatz „Ithaca or Leucas“ des amerikanischen Gelehrten Manly (in The University of Missouri Studies 1903) und aus N. Paulatos' neugriechischen Publikationen, insbesondere aus des ithakesischen Forschers letzter und reifster Arbeit: *ἡ πατρὶς τοῦ Ὀδυσσέως*, der 179 Seiten langen Einleitung zur neugriechischen Übersetzung eines Aufsatzes aus des Erzherzogs Ludwig Salvator „Wintertagen auf Ithaka“ und meiner „Untersuchungen zur Geographie der Odyssee“.

Der Verfasser teilt seinen reichen Stoff in einen geschichtlichen und einen kritischen Teil. Aber auch der letztere beschränkt sich im wesentlichen auf ein Referat der zahlreichen über jeden Punkt bisher geäufserten Ansichten. Die Meinung des Verfassers tritt hier so sehr hinter seinen Autoritäten zurück, dafs er fast keinen Satz ohne Quellenangabe ausspricht. Dies ist zu beklagen, da hierdurch die Wirkung des gediegenen Inhalts durch Ermüdung des Lesers beeinträchtigt wird und der Schein entsteht, als gehe der Verfasser im Stoffe unter. Auf der anderen Seite tritt die Person des Verfassers zu oft hervor, vor allem in den meist überflüssigen Vor- und Rückverweisungen. Überhaupt klingt die häufige Wiederkehr der ersten Person etwas unbeholfen.

Neues bringt die Arbeit wenig bei; eigen ist in der Hauptsache nur Anordnung und Beurteilung. Diesem Mangel hilft einigermafsen das zusammenfassende Schlufswort ab, in welchem der Verfasser noch Gelegenheit nimmt, seine eigene Ansicht kurz zusammenzufassen und zu begründen (S. 41 ff.). Es zeichnet sich, wie die ganze Arbeit, durch gesundes, ruhig abwägendes Urteil aus. Etwas verfrüht erscheint der Satz, „dafs heute die Mehrzahl der Forscher für die Identität des homerischen und heutigen Ithaka ist, während es um Dörpfeld herum immer einsamer wird“; und etwas treuherzig klingt die Apostrophe, in der er den Gegner zur Umkehr mahnt.

Alles in allem stellt das Werkchen eine reiche Fundgrube für den Ithakaforscher dar, dem hier das Material zu allen aktuellen Streitfragen in übersichtlicher Ordnung und mit unübertrefflicher Treue und Genauigkeit geboten wird. Der Verfasser ist eifrig bemüht, objektiv zu sein, und wenn er als Anhänger des Alten bisweilen sich gezwungen sieht,

Partei zu ergreifen, so behandelt er doch die gegnerischen Ansichten ebenso liebevoll eingehend wie die ihm besser zusagenden. Besonders wohltuend wirkt die aufrichtige Liebe zur Wahrheit, die aus seinen Urteilen hervorleuchtet, und das unermüdliche Ringen nach eigener Klarheit und fester Überzeugung, dem das mühsame Unternehmen seine Entstehung verdankt.

Heilbronn. **Gustav Lang.**

---

92) **Rudolfus Ebeling, De tragicorum poetarum Graecorum canticis solutis.** (Dissertationes philolog. Halenses, vol. XV, pars 3.) Halis Saxonum, Max Niemeyer, 1904. S. 185—304. 8.

Ebeling behandelt in seiner Dissertation den Bau der cantica soluta bei den Tragikern; er versteht darunter nicht blofs die eigentlichen *ἀπολελυμένα*, sondern allgemein alle lyrischen Partien, die nicht antistrophisch gebaut sind, also auch die Epodoi und Proodoi. Er geht von folgender Argumentation aus. Die Strophe findet ihr Gegenbild und damit gleichsam ihre Ergänzung in der Gegenstrophe; den cantica soluta fehlt eine solche Ergänzung; da aber der Rhythmus in der Entsprechung besteht, so müssen die cantica soluta eine solche Entsprechung in sich selbst haben; diese wird gebildet durch die Wiederholung gleicher (oder ähnlicher) Verse, wobei die Stellung der gleichen Verse und die Anzahl der Wiederholungen an kein Gesetz gebunden ist. Eb. stellt dann die metrischen Schemata der cantica des Äschylus, des Sophokles und des Euripides auf; dabei ergibt sich ihm, dafs jeder Vers eine Entsprechung hat; ausgenommen sind nur die Verse, die ihre Entsprechung in sich selbst haben, die Interjektionen, bei Äschylus und Euripides die schliefsenden, bei dem letzteren auch die Anfangsverse. Während bei Äschylus gewöhnlich die benachbarten Verse korrespondieren, finden sich bei Sophokles und Euripides die kunstvollsten Verschränkungen. Bei Äschylus ist ferner die Übereinstimmung der korrespondierenden Glieder eine fast vollständige, Sophokles und vollends Euripides lassen in der Entsprechung grofse Freiheiten zu.

Es ist zuzugeben, dafs sich viele cantica schon bei der bisherigen Abteilung der Kola diesem Gesetze fügen, so, um ein Beispiel herauszugreifen, Eur. Bacch. 902—911; aber bei genauerer Nachprüfung, die Eb. einem nicht leicht gemacht hat, da er nur die Schemata mit kritischen Bemerkungen gibt, ohne die Texte herzusetzen, findet man, dafs in der

Mehrzahl der Fälle jenes Gesetz nicht ohne grofse Gewaltsamkeit durchzuführen ist. Oft werden zusammengehörige Glieder auseinandergerissen und die Teile willkürlich zusammengesetzt, nur um für jeden Vers eine Entsprechung zu gewinnen, so Soph. Ant. 676 ff., oder es werden Kola, die nur geringe Ähnlichkeit besitzen, einander gleich gesetzt; schliefslich, wenn dies alles nichts helfen will, wird auch die Konjektur nicht verschmäht, um Gleichheit herzustellen, so z. B. Eur. Hippol. v. 63 ⟨ὦ⟩ *Ζανός*.

Vor allem aber erheben sich prinzipielle Bedenken: die Entsprechung von Strophe und Antistrophe ist doch ganz anderer Art als die von Ebeling in den Epoden angenommene; man meint, wenn das von ihm aufgestellte Gesetz für die Epoden gelte, so müsse es auch für die Strophen seine Gültigkeit haben. Auch diese enthalten viele entsprechende Glieder; ebensowenig aber, wie man in diesen die Entsprechung vollständig mit Gewalt durchführen darf, ebensowenig wird man es in den Epoden dürfen, und dasselbe gilt auch für die *ἀπολελυμένα*. Wenn man also auch die Beobachtungen Ebelings bei der Abteilung der Kola mitunter mit Nutzen verwerten wird, so darf man sie doch nicht als allein mafsgebende Richtschnur betrachten, sondern wird annehmen, dafs weit mehr Glieder als die von ihm zugelassenen Ausnahmen ohne Entsprechung sind.

Heidelberg. **F. Bucherer.**

---

93) **Jane Ellen Harrison, Primitive Athens as described by Thucydides.** Cambridge at the University press Warehouse. London, C. F. Clay, 1906. XXII u. 168 S. 8. geb. 6 Sh.

Bekanntlich verdanken wir Dörpfelds unermüdlicher Arbeit auch für die Topographie von Athen viele erfreuliche Ergebnisse; ebenso bekannt ist es, dafs manche seiner Aufstellungen lebhaft bestritten werden, und zwar am meisten die Ansichten, die sich auf die ältere Zeit beziehen. Im Zusammenhang hat Dörpfeld seine Forschungen nie veröffentlicht; an seiner Statt hat das eine Dame getan, Fräulein Harrison, die ja auch sonst durch ihre Arbeiten nicht unbekannt geblieben ist. In ihrem Buche will sie nach ihrer eigenen Aussage Dörpfelds Forschungen niederlegen; ihm widmet sie auch das Buch mit dem Distichon:

Πηγὴν μὲν πολύκρουνον Ἀθηναίης ἀνέφηνας,
πηγὴ δ' αὐτὸς ἔφυς καλλιρόου σοφίης.

Beim ersten Kapitel „die alte Stadt, ihr Aussehen und ihre Grenzen“ möchte ich besonders auf das Kärtchen S. 12 hinweisen: das Pelargikon ist hier nach Süden und Westen weit ausgedehnt, so dafs sein Flächenraum dem der Akropolis gleichkommt. Im zweiten Kapitel sind die Heiligtümer auf der Burg behandelt, das Grab des Kekrops, des Pandroseion und die drei Wahrzeichen (Ölbaum, Seelache und Dreizackmal). Die Heiligtümer aufserhalb der Burg werden im dritten Kapitel besprochen, nacheinander das des Zeus Olympios, des Apollon Pythios, des Dionysos ἐν Λίμναις, des Amynor, der σεμναὶ ϑεαί und der Aphrodite Pandemos. Das vierte Kapitel trägt die Überschrift: Die Kallirrhoe-Enneakrunos „in der Nähe“ der Burg. Es hat keinen Zweck, die Ergebnisse, zu denen die Verfasserin gelangt, im einzelnen ausführlich darzulegen, sie waren ja meist schon vorher bekannt. Ich kann mich mit ihnen nur zum Teil befreunden; aber ich will gern zugestehen, dafs es sich um schwierige, der endgültigen Lösung noch harrende Fragen handelt. Da wäre es zu wünschen gewesen, wenn die fraglichen Punkte möglichst objektiv behandelt wären, wenn vor allen Dingen das Für und Wider in jeder Frage klar und scharf vorgetragen würde. Dazu stand indes Fräulein Harrison zu sehr im Banne Dörpfelds, so folgt sie ihm sogar in der seltsamen Erechtheionverdoppelung. Auch erschwert die Klarheit, dafs sie ihre Auseinandersetzungen möglichst an Thukydides anknüpft, dessen Worte ja eben verschieden gedeutet werden. So fürchte ich, dafs sie in keiner Frage die Gegner Dörpfelds überzeugt, und vor kurzer Zeit hat E. Petersen im Verlag von Weidmann ein Buch über die Burgtempel der Athenaia erscheinen lassen, in dem er mehrere der von Fräulein Harrison berührten Fragen behandeln mufs, zweifellos in anderem Sinne. Trotzdem war der Gedanke, das alte Athen zusammenfassend zu behandeln, glücklich, und jeder, der sich näher mit der Topographie Athens beschäftigt, wird sich nicht nur mit Dörpfeld, sondern auch mit J. E. Harrison auseinandersetzen müssen.

Der Wert des Buches wird durch zahlreiche Abbildungen gehoben. Von den zwei Tafeln bietet die erste eine Karte der Akropolis, die andere gibt das grofse Blatt der Antiken Denkmäler II 37 wieder; aufserdem finden sich noch 48 Abbildungen in den Text gedruckt. Ungern vermifst man bei vielen, auch wenn sie etwas verändert oder gar ganz neu gezeichnet sind, die Angabe der Quelle. So gehen Fig. 1 und 4 auf Jahn-Michaelis zurück, Fig. 16 gibt Judeichs Plan II wieder, Fig. 31 Tafel XI

der Ath. Mitteilungen 1893 usw. Hervorzuheben ist die schöne Ausstattung, die wir an englischen Büchern gewöhnt sind.

Donaueschingen. **H. Luckenbach.**

---

94) **Herman Gummerus, Der römische Gutsbetrieb** als wirtschaftlicher Organismus aus den Werken des Cato, Varro und Columella. Fünftes Beiheft der Beitr. z. alten Gesch. Herausgeg. von C. F. Lehmann-Haupt und E. Kornemann. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), 1906. VIII u. 100 S. gr. 8.

Für die Abonnenten der Beiträge *M* 4. —; Einzelpreis *M* 5. —.

Die landwirtschaftlichen Schriftsteller der Römer zuerst für die römische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in ausgiebigerer Weise herangezogen zu haben, ist das Verdienst Max Webers in seinem Werke „Die röm. Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht" (Stuttgart 1891); und der allgemeine Gang der Entwicklung, die allmähliche Abschliefsung des römischen Gutsbetriebes nach aufsen und seine immer deutlicher hervortretende innere Selbständigkeit steht in grofsen Umrissen fest. Um eine Grundlage für die Untersuchung zu schaffen, wie sich diese Entwicklung im einzelnen vollzogen hat, namentlich wie der Gutsbetrieb im Verhältnis zu der städtischen Industrie und der Warenzirkulation sich gestaltet hat, will der Verfasser des vorliegenden Buches nun die Agrarschriftsteller einer eingehenden Analyse unterziehen. Er beschränkt sich dabei aus gutem Grunde auf die drei älteren der uns erhaltenen Scriptores rei rusticae; denn der vierte in der Reihe, Palladius, arbeitet erstens in hohem Mafse unselbständig, und dann haben sich zu seiner Zeit — er schreibt 300 Jahre später als Columella — die agrarischen Verhältnisse gänzlich verschoben.

Was zunächst Cato betrifft, so mufs sein Werk, mag es uns nun im Original oder nur in Exzerpten vorliegen, für die Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit, des 2. Jahrhunderts v. Chr., von hohem Werte sein. Wein- und Ölbau sind der Schwerpunkt der italischen Landwirtschaft, denn Italien war aus einem Getreideland schon ein Wein- und Ölland geworden. Die Landwirtschaft ist für Cato lediglich eine Kapitalplazierung, soll also möglichst hohe Renten bringen; so ist die Produktion auf den Absatz gerichtet, was auch gute Verbindungen mit dem Absatzorte nötig macht. Verkaufsartikel sind in erster Linie Wein und Öl, dann Getreide, Häute, Wolle, verbrauchtes Gutsinventar, wozu auch die

arbeitsunfähigen Sklaven gehören. Grundsatz ist: möglichste Ausnutzung der Sklaven (neben denen übrigens auch freie Tagelöhner verwandt werden), möglichste Beschränkung der Ausgaben. Der Betrieb ist vielfach derart, dafs der Ertrag einem Käufer schon vor der Ernte überlassen wird. Der Gutsherr ist aber zugleich selbst Konsument: das Gut mufs alles, was Nahrung der Sklaven und Futter für Vieh ist (aufser Salz), selbst aufbringen. Gekauft werden mufste das Pech, das für Wein- und Ölgefäfse in reichem Mafse nötig war; das Kochen des Peches grenzt aber schon an gewerbliche Tätigkeit. Auch für Töpferwaren und Metallgegenstände war der Gutsherr auf das städtische Gewerbe angewiesen. Denn berufsmäfsig ausgebildete Handwerker gibt es unter den Gutssklaven nicht. — „Der Umstand, dafs Cato in seiner Darstellung, soweit sie nicht technische Detailfragen berührt, zwei bestimmte Musterplantagen, ein Objekt von 240 iugera und ein Weingut von 100 iugera im Auge hat, gewährt uns in die Organisation des Gutsbetriebes einen klaren Einblick."

Nach kurzer Erwähnung der verloren gegangenen Werke der beiden Saserna, des Licinius Stolo und des Tremellius Scrofa, welche alle mehr oder weniger auf dem nach Eroberung Karthagos im Auftrage des Senates übersetzten Werke Magos fufsten, folgt die Betrachtung Varros, des Polyhistors, der sich auch der Betrachtung der Landwirtschaft nicht entzogen hat. Varro ist mehr Stubengelehrter als praktischer Landwirt; wenn er sich auch auf eigene Erfahrung beruft, so tritt doch die Unselbständigkeit seines Urteils öfters hervor. Erst im zweiten und dritten Buche (über Viehzucht, auf die bei ihm wesentlich mehr Gewicht gelegt wird, und pastio villatica) verrät er gröfsere praktische Kenntnisse. Ein einheitliches Bild eines römischen Gutsbetriebes können wir aber aus ihm nicht gewinnen, er hat auch nicht, wie Cato, ein Mustergut vor Augen, wenngleich ihm italische Verhältnisse vorschweben. Wein- und Ölproduktion bleibt auch ihm die Grundlage des Betriebes. Doch ist bei der inzwischen eingetretenen Latifundienwirtschaft der Gutsbetrieb noch mehr als zu Catos Zeit mit dem städtischen Handel und Gewerbe verknüpft, weshalb auch in höherem Mafse auf gute Verbindungswege Gewicht gelegt wird. So unterscheidet sich die Betriebsweise nicht wesentlich von der zu Catos Zeit üblichen; auch Catos ökonomische Grundsätze werden von Varro wiederholt. Wie früher, werden neben den Sklaven auch freie Taglöhner (namentlich zur Ernte) herangezogen; darauf aber, dafs auch die Kleinpächter, die coloni, als Gutsarbeiter verwendet wurden, deutet keine Spur. Neu

der Ath. Mitteilungen 1893 usw. Hervorzuheben ist die schöne Ausstattung, die wir an englischen Büchern gewöhnt sind.

Donaueschingen. **H. Luckenbach.**

---

94) **Herman Gummerus, Der römische Gutsbetrieb** als wirtschaftlicher Organismus aus den Werken des Cato, Varro und Columella. Fünftes Beiheft der Beitr. z. alten Gesch. Herausgeg. von C. F. Lehmann-Haupt und E. Kornemann. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher), 1906. VIII u. 100 S. gr. 8.

Für die Abonnenten der Beiträge ℳ 4. —; Einzelpreis ℳ 5. —.

Die landwirtschaftlichen Schriftsteller der Römer zuerst für die römische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in ausgiebigerer Weise herangezogen zu haben, ist das Verdienst Max Webers in seinem Werke „Die röm. Agrargeschichte in ihrer Bedeutung für das Staats- und Privatrecht" (Stuttgart 1891); und der allgemeine Gang der Entwicklung, die allmähliche Abschliefsung des römischen Gutsbetriebes nach aufsen und seine immer deutlicher hervortretende innere Selbständigkeit steht in grofsen Umrissen fest. Um eine Grundlage für die Untersuchung zu schaffen, wie sich diese Entwicklung im einzelnen vollzogen hat, namentlich wie der Gutsbetrieb im Verhältnis zu der städtischen Industrie und der Warenzirkulation sich gestaltet hat, will der Verfasser des vorliegenden Buches nun die Agrarschriftsteller einer eingehenden Analyse unterziehen. Er beschränkt sich dabei aus gutem Grunde auf die drei älteren der uns erhaltenen Scriptores rei rusticae; denn der vierte in der Reihe, Palladius, arbeitet erstens in hohem Mafse unselbständig, und dann haben sich zu seiner Zeit — er schreibt 300 Jahre später als Columella — die agrarischen Verhältnisse gänzlich verschoben.

Was zunächst Cato betrifft, so mufs sein Werk, mag es uns nun im Original oder nur in Exzerpten vorliegen, für die Beurteilung der wirtschaftlichen Verhältnisse seiner Zeit, des 2. Jahrhunderts v. Chr., von hohem Werte sein. Wein- und Ölbau sind der Schwerpunkt der italischen Landwirtschaft, denn Italien war aus einem Getreideland schon ein Wein- und Ölland geworden. Die Landwirtschaft ist für Cato lediglich eine Kapitalplazierung, soll also möglichst hohe Renten bringen; so ist die Produktion auf den Absatz gerichtet, was auch gute Verbindungen mit dem Absatzorte nötig macht. Verkaufsartikel sind in erster Linie Wein und Öl, dann Getreide, Häute, Wolle, verbrauchtes Gutsinventar, wozu auch die

Zu einer römischen Agrargeschichte wie auch zu einer Geschichte der Industrie hat er wertvolle und wichtige Bausteine geliefert. An sehr zahlreichen Stellen werden auch durch einleuchtende und scharfsinnige Erklärungen der Schriftsteller frühere Ansichten im einzelnen berichtigt.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

95) **Carl Theander, AA glossarum commentarioli.** Disputatio academica. Upsaliae, Almquist et Wiksell, 1907. 58 S. 8.

Die Bearbeitung der uns in den letzten zwei Jahrzehnten vor allem durch das Verdienst Prof. Goetzs bequem zugänglich gemachten lateinischen Glossen ist eine der reizvollsten Beschäftigungen, die ich mir für den Philologen denken kann. Allerdings setzt sie eine Vorbereitung voraus, die nur durch langes Spezialstudium erworben wird und die tatsächlich zu erwerben nur wenige unter den zeitgenössischen Forschern sich die Mühe nicht haben reuen lassen. Die vorliegende Arbeit stellt ihren Verfasser, einen Schüler von O. Lagercrantz, in die vorderste Reihe dieser wenigen. Sie ist den bereits von dem trefflichen Loewe in ihrer Bedeutung richtig gewürdigten *aa*-Glossen (C. G. L. V. 435—490) gewidmet und zerfällt in drei Abschnitte mit den Titeln: *De glossario universo* (p. 1—6), *De glossis Vergilianis* (p. 7—21), *Singulae tractantur glossae* (p. 22—58).

Der erste Abschnitt handelt kurz über die hauptsächlichsten Quellen der Kompilation und über die mutmafsliche Zeit ihrer Entstehung. Einen terminus post quem findet Theander in der Glosse *Rodoricus:nomen est unius regis* 480, 27, die er wohl mit Recht auf den Westgotenkönig Roderich bezieht, der 711 bei Xeres de la Frontera im Kampfe gegen die Mauren fiel. Die Vermutung Goetzs, jene Glosse sei identisch mit der 480, 30 stehenden Juvenalglosse *Robrius* (d. i. *Rubrius*): *nomen* ist nicht haltbar, da, wie Th. mit Recht hervorhebt, jener *Rubrius* doch füglich nicht als *rex* bezeichnet werden konnte.

Der zweite Abschnitt stellt die unter den Buchstaben *a-e* vorkommenden Vergilglossen zusammen. Vergil ist nämlich derjenige Autor, dem die Glossatoren jederzeit eine ganz besondere Aufmerksamkeit zugewandt haben, wie im einzelnen schon früher Pokrowskij in seinem Aufsatz „Zitate aus Vergil in den lateinischen Glossaren“ im Journal des russischen Ministeriums für Volksaufklärung (*Journal Ministerstwa narodnago prosweščenija*), Jahrg. 1899, Nr. 7, S. 15 ff., gezeigt hatte. Die *aa*-Glossen ent-

halten unstreitig viel vergilianisches, indessen möchte ich nicht behaupten, dafs Th.s Nachweise in ihrem vollen Umfange zu Recht bestehen werden; er selbst gibt sich übrigens in dieser Beziehung durchaus keinen Illusionen hin.

Die den dritten Abschnitt füllenden Beiträge zur Textkritik sind nicht nur der umfangreichste, sondern auch der gehaltvollste Teil der Abhandlung. Hier bekundet der Verfasser vielfach einen geradezu glänzenden Scharfsinn, wofür man mir gestatten möge, wenigstens zwei Beispiele herzusetzen.

442, 38 wird die Glosse *bacue : clamare* unter Heranziehung der Variante *vacuae-clamare* des von Goetz nicht in den Apparat aufgenommenen Codex Vindobonensis in *vae vae : clamorem* gebessert, eine Konjektur, deren Eleganz erst dann recht hervortritt, wenn wir das von Nettleship vorgeschlagene *vagire : clamare* danebenhalten.

453, 56 ist überliefert *erutus : cursor*. Th. macht daraus sehr fein (*H*)*erulus : cursor* unter Hinweis auf Jordanes, Get. 117: (*Heruli*) ... *gens quantum velox, eo amplius superba.*

Nur weniges ist ganz unbefriedigend, wie z. B. die Änderung von 450, 2 *desponsin : sterelis* (IV 50, 30 *desposin : steriles*) in *desponsa : insterilis*. Das Rechte hat hier jedenfalls Buecheler gesehen mit seinem Vorschlag *δεσποσύνους* : *eriles*. Einmal hat sich der Verfasser nachweislich direkt verrannt, nämlich bei seiner Behandlung der Glosse 441, 48 *athomae : apertionem*, die er im Thesaurus glossarum emendatarum nicht finden zu können erklärt, und deren Lemma nach ihm aus *atonia* verderbt wäre. Die betreffende Glosse steht im Thesaurus unter dem Stichwort *anatomen*, eine Einreihung, die mit Rücksicht auf C. G. L. V. 339, 23 *anatomen : apertionem* und V 441, 48 *anatome : apertione* ohne weiteres evident ist.

Zu den übrigen Emendationsversuchen Theanders habe ich etwa folgendes zu bemerken:

439, 41 *am sterminio* : *confidentia*. Th. bessert *amtermina : confinia* und erklärt die Korruptel damit, dafs *confinia* fälschlich vom Schreiber des Archetypus unserer Handschriften für ein Compendium scripturae gegehalten worden sei. Im Hinblick auf C. G. L. II 383, 34 *ὁμορῶ* : *confinio* zöge ich vor *amptermina : confinientia.*

440, 19 *antiare : aurire aut in aliquo loco officio merentur laborare.* Dafür schreibt Th. *anclare* (so bereits Goetz): *haurire aut in aliquo loco*

officio merenter laborare. Die Ersetzung von *merentur* durch das Adverbium *merenter* scheint mir der Ausfluſs einer sehr richtigen und fruchtbaren Erkenntnis, doch sehe ich nicht ein, wie das C. G. L. II 483, 2 *ὠφελίμως* übersetzende *merenter* in den Zusammenhang passen sollte. Ohne den Anspruch zu erheben, die authentische Fassung mit Sicherheit herzustellen, möchte ich korrigieren: *anclare : haurire aut in aliquo loco officiove vementer laborare.*

472, 22 = 509, 26 *parotes : petitores virginum.* Th. denkt an *parotides* (Mumps): *petit ores* (= *aures*) *virginum* (*virgo* = „Knabe" und „Mädchen" im späteren Vulgärlatein). Gewiſs recht scharfsinnig, aber doch weniger einleuchtend als das von Goetz gebilligte Hagensche *proces* (= *proci*): *petitores virginum,* wenn man die mehrmals überlieferte Glosse *proci : petitores uxorum* berücksichtigt. *proces* statt *proci* lieſse sich leicht aus Beeinflussung des Lemmas durch das Interpretament (wofür die Glossen massenhaft Beispiele bieten) erklären.

474, 47 = 510, 51 *poteri : fornicari.* Goetz konjiziert *potiri,* Buecheler *pornoe : fornicarii,* der Verfasser *protervi : fornicarii.* Ich kann keinem der drei beistimmen, sondern vermute *futere* (= *futuere* wie vulg. *battere* C. G. L. IV 272, 28; 494, 8 = *battuere*), wennschon im allgemeinen nicht ohne Not zur Versetzung einer Glosse unter einen anderen Buchstaben gegriffen werden soll [1]). Vertauschung von *p* und *f* ist sehr häufig in den Glossaren; s. Theander p. 30.

Die *aa*-glossarum commentarioli sind, um mein Urteil kurz zusammenzufassen, die durch und durch gediegene Leistung eines streng methodisch arbeitenden Philologen und vorab eines ausgezeichneten Textkritikers, dessen glückliche Kombinationsgabe den Glossen in der Folgezeit hoffentlich noch oft zugute kommen wird.

Peseux bei Neuchâtel (Schweiz). **Max Niedermann.**

---

96) **Constantin Bauer, Die Elegien Pierre de Ronsarts.** Ein Beitrag zum Studium der Plejade. Leipzig, Dr. Seele & Co., 1907. VIII u. 66 S. 8.

Die Dissertation behandelt die Elegien des bekannten Plejadendichters. Nach einer historischen Einleitung über die Elegie, die bekanntlich Marot

1) Vgl. immerhin *fiscina : natatoria* C. G. L. IV 343, 15 unter dem Buchstaben *f* statt *piscina.* Korr.-Note.

in die französische Literatur einführte, werden zunächst die Liebeselegien untersucht, an Cassandra und andere Geliebte gerichtet. Es schliefsen sich daran die Elegien des Hofdichters an, Gönner und Freunde u. a. Die 30. Elegie, die durch das Niederschlagen eines Waldes veranlafst wurde, ist eine der poetischsten Dichtungen Ronsarts überhaupt; der Verfasser hätte sie ganz mitteilen sollen. Der Schlufs des ersten Teiles befafst sich mit den Theorien. Der zweite Teil hat Ronsarts Vers und Wortschatz zum Gegenstande; aus dem letzteren wird allerhand Interessantes mitgeteilt.

Wilhelmshaven. **A. Andrae.**

---

97) **Cyprien Francillon, La Conversation française** nebst Schlüssel zum „Français pratique". Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1906. VI u. 352 S. 8. geb. ℳ 5. —.

Ein neues französisches Konversationsbuch für Deutsche, und zwar eins, das zum alleinigen Verfasser einen Franzosen hat, einen Franzosen, der Lehrer des Französischen am Seminar für orientalische Sprachen und an der Handelshochschule in Berlin ist. Das Buch weicht in seiner Einrichtung von den meisten übrigen seiner Art wesentlich ab. Es ist weder eine Sammlung von Einzelstücken in erzählender Form, noch eine solche von Dialogen mit oder ohne Übersetzungen. Es besteht vielmehr aus 31 Lektionen, deren jede 10—12 Seiten umfafst. Eine jede umfafst einige deutsche aus zusammenhanglosen Einzelsätzen bestehenden Stücke (Exercices). Dann folgen französische Stücke ähnlicher Art (devoirs) und eine Reihe von Exercices de conversation. Diese sind sämtlich in Dialogform gehalten und so eingerichtet, dafs auf eine deutsche Frage jedesmal eine französische Antwort folgt, die es dem Lernenden ermöglicht, die vorausgehende deutsche Frage ohne weiteres zu übersetzen. Präparationen, Wörterverzeichnisse sind nicht vorhanden und auch entbehrlich. Diese Einrichtung mutet ja zunächst etwas seltsam an und würde in ihrer Sprachenmischung dem Reformer strengster Observanz ein Greuel sein; aber man gewöhnt sich daran und findet sie sogar bald ganz praktisch. Die meisten der Lektionen behandeln eine grammatische Seite der Sprache und daneben ein Thema aus dem gewöhnlichen Leben.

Die gebotenen Konversationsstoffe sind aufserordentlich reichhaltig und lassen erkennen, dafs es dem Verfasser wirklich darum zu tun ge-

wesen ist, sein in der Vorrede gegebenes Versprechen, im Gegensatz zur Schriftsprache die reine gute Umgangssprache vorzuführen, auch wirklich zu erfüllen. Hier kann auch der Kundige in phraseologischer und lexikalischer Beziehung noch mancherlei lernen.

Was die deutschen Stücke und Fragen angeht, so würde der Verfasser gut tun, sie bei einer neuen Auflage auf ihr idiomatisches Deutsch hin von einem Deutschen durchsehen zu lassen. In den Wendungen (aus einem Teller essen, zu Abendbrot essen usw.), sowie in der Wortstellung wäre manches zu verbessern. Ferner wäre zu wünschen, dafs der Übersichtlichkeit wegen über den Lektionen die darin behandelten grammatischen Themata angegeben würden.

An Schulen, die viel Zeit zu Sprechübungen verwenden können, und auch im Privatgebrauch wird das Buch sich sehr nützlich erweisen.

Dessau. **H. Bahrs.**

---

98) **Percy White, Mr. Strudge.** Leipzig, B. Tauchnitz, 1908. 8. ℳ 1. 60.

Vorliegender 4021. Band der Collection of British Authors enthält die Selbstbiographie eines aus niederer Familie herstammenden jungen Mannes, der zufälligerweise als Knabe von vornehmen Leuten aufgenommen wird, um an ihm eine Probe einer besonderen „Pretorian Education" zu machen, einer Erziehung, die nach den Grundsätzen altruistischer Philosophie geleitet und in Vereinen und Versammlungen propagiert werden sollte. Der junge Mann entspricht zunächst durchaus den auf ihn gesetzten Hoffnungen; als er indes, bereits eine Leuchte dieser neuen Erziehungsbewegung geworden, die Abwesenheit seiner Gönnerin dazu benutzt, um deren Tochter, eine reiche Erbin, für sich zu gewinnen, da ist es mit den altruistischen Grundsätzen vorbei. Niemand glaubt ihm, dafs er nur aus Liebe gehandelt habe; er wird aus der Gemeinschaft ausgestofsen, sein junges Weib wird ihm entfremdet. Er mufs hart kämpfen, um in journalistischer Tätigkeit eine neue Laufbahn zu beginnen. Der Roman erhebt sich nicht über das Niveau gewöhnlicher Familienunterhaltungslektüre, gewährt aber einen interessanten Einblick in moderne englische Verhältnisse; der Schlufs ist kurz abgebrochen und total unbefriedigend.

Zoppot. **W. Buhlo.**

---

99) **Marie Joachimi-Dege, Deutsche Shakespeare-Probleme im XVIII. Jahrhundert und im Zeitalter der Romantik** (Untersuchungen zur neueren Sprach- und Literaturgeschichte, herausgegeben von Prof. Dr. Oscar F. Walzel. Zwölftes Heft). Leipzig, H. Haessel, 1907. 296 S. 8.
ℳ 6. —; geb. ℳ 7. —.

Je mehr die Dichterseele unserer Zeit schweigt, um so mehr greift man aus innerem Bedürfnis auf Shakespeare zurück. Shakespeare wird mehr denn je gelesen und aufgeführt, und mit steigendem inneren und äufseren Erfolge blüht die Deutsche Shakespeare-Gesellschaft und mit ihr die wissenschaftliche Arbeit an der Bedeutung und Nachwirkung des Dichters. In diesen Rahmen fällt auch das Buch über „Deutsche Shakespeare-Probleme im XVIII. Jahrhundert" und hilft die alte Wahrheit mit bekräftigen, dafs ein Shakespeare-Memorial überflüssig ist, wo wir ihm tagtäglich geistige Denkmäler setzen. Dieses Buch will die „praktische und theoretische Bedeutung Shakespeares für die deutsche Nationalliteratur skizzieren", nicht in erschöpfender Darstellung der Einzelheiten sich verlieren. Das Buch „möchte zeigen, wie erst in und durch Shakespeare der deutsche Geist sich selbst in seiner germanischen Eigentümlichkeit, Gröfse und Tiefe verstehen lernt, und wie dadurch endlich der Faktor gegeben ist, der zu einer deutschen National- und Renaissanceliteratur gefehlt hatte".

Von diesem Grundgedanken aus behandelt die Verfasserin ihren Stoff für das 18. Jahrhundert in drei grofsen Abteilungen, entsprechend den drei Phasen der Shakespeare-Literatur des 18. Jahrhunderts: 1) Die Zeit der Polemik und Apologie; die Zeit der eigentlichen Shakespeare-Frage. 2) Die Zeit des ernsthaften Studiums; der ersten Shakespeare-Übersetzung; der Bearbeitungen; vor allem der ästhetischen Kritik und der daraus folgenden unbestrittenen Anerkennung. 3) Die Zeit der glühenden Shakespeare-Verehrung und der begeisterten Nachahmung; der Anfang des historischen Verständnisses. — Daran schliefsend ist das 19. Jahrhundert mit der Ausbildung der Shakespeare-Philologie, Wort- und Detailforschung gebührend gewürdigt.

Das Buch, das gewandt, in gutem Stil und mit Begeisterung zur Sache geschrieben ist, wird gewifs viele und aufmerksame Leser finden.

100) **Wilhelm Riedner, Spensers Belesenheit** [A. u. d. T. Münchener Beiträge zur romanischen und englischen Philologie, herausgeg. von H. Breymann und J. Schick, Heft XXXVIII]. 1. Teil: Die Bibel und das klassische Altertum. Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1908. X u. 131 S. 8. ℳ 3.50.

Eins der wesentlichsten Hilfsmittel zur Erforschung und Erklärung der Dichterindividualität und Dichterpsyche hat die moderne Wissenschaft in der Quellenforschung gefunden. Diese ist in steigendem Maſse bei den älteren Literaturperioden zur Geltung gekommen, nachdem die anderen Möglichkeiten, über Leben und Weben der Dichter näheres zu ermitteln, ziemlich erschöpft waren. Zugegeben daſs manches in den Arbeiten dieser Art, den Umfang der Belesenheit eines Mannes im weitesten Sinne des Wortes festzustellen, über das Ziel hinausschieſst, so bieten sie doch dem pragmatischen Literarhistoriker eine Menge brauchbaren Materials.

Diese besondere Art Arbeiten begann vor gar nicht so langer Zeit meines Wissens auf Anregung Brandls, mit Shakespeare von Anders (Schriften der Deutschen Shakespeare-Gesellschaft, Band 1); einige andere sind gefolgt, und in ihren Bahnen wandelt Riedner unter der sachkundigen Leitung und sicheren Hand Schicks. Die vorliegende Nummer der Münchener Beiträge enthält, wie der Titel schon vermerkt, die erste Hälfte. Es wird mir eine Freude sein, nach Erscheinen der zweiten die Hauptergebnisse kritisch vorzulegen.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

101) **A. Mohrbutter, Hilfsbuch für den englischen Aufsatz.** Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1906. 138 S. 8. brosch. ℳ 1.60.

Solange die Schüler der Oberklassen noch nicht gelernt haben, in der Fremdsprache zu denken und ihre fremdsprachlichen Gedanken in korrekter Form niederzuschreiben — ein Ziel, von dem sie entfernter sind, als es sich die konsequenten Anhänger der „direkten" oder „imitativen" Methode wohl meistens träumen lassen — solange wird ein Buch, wie das oben angezeigte, den Schülern bei der Anfertigung ihrer schriftlichen Arbeiten oder „Aufsätze", die doch mehr oder weniger auf Reproduktionen hinauslaufen, treffliche Dienste leisten.

Ich habe meine Primaner auf das Buch, das in die Abschnitte

I. Wörter und Wendungen; II. Stilistische Winke; III. Adjektive und Verben in Verbindung mit Präpositionen; IV. Interpunktion und Silbentrennung zerfällt, hingewiesen, und sie haben mir gesagt, dafs sie es nicht allein bei der Anfertigung ihrer schriftlichen Arbeiten, sondern auch zur Wiederholung in Grammatik und Stilistik — wie ich annehmen darf, mit gutem Erfolg — gebraucht haben.

Hamburg. **A. Bodo.**

---

102) Klassische Bildnisgalerie nach antiken Originalen. Berlin-Steglitz, Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft [1906]. Serie I. 66 Bromsilberpostkarten in Karton (Buchform). ℳ 6.60.

Die Photographie, die der Wissenschaft und Kunst in den letzten Jahrzehnten schon so viele und so wertvolle Dienste leistete, hat in dieser Kollektion von Postansichtskarten (denn um diese handelt es sich bei dem überschriebenen Titel) einem ebenso nützlichen wie liebenswürdigen Verkehrsmittel ihre Dienste geliehen. Nachdem die Korrespondenzkarte ihre Wandlungen bis zur bildlichen Darbietung durchgemacht hatte, war es ein naheliegender, fruchtbringender Gedanke, die Schriftseite mit Abbildungen berühmter Persönlichkeiten und Kunstwerken auszustatten und das Lehrhafte und Schöne mit dem Korrespondenzzweck zu verbinden. Hier wird auch alsbald das Interesse der Sammler sich einstellen, die wir vorzugsweise in den Oberklassen höherer Schulen uns denken. Die vorliegende Sammlung bietet in durchweg wohl gelungenen Reproduktionen namhafter Kunstwerke die bekanntesten Persönlichkeiten des griechischen und römischen Altertums: Redner, Dichter, Philosophen, Staatsmänner, Heerführer und Fürsten. Ein passendes Korrespondenzmittel auch für Philologen, Historiker und Kunstfreunde. Zu Geschenkzwecken kann die Kollektion aufs beste empfohlen werden. Für die Fortsetzung resp. eine zweite Auflage möchte Referent vorschlagen, auf der Adressenseite statt der vielsprachigen Wiedergabe des Wortes Postkarte lieber den Standort des Kunstwerkes, den Künstler und die Entstehungszeit anzugeben. Wir machen bei der Gelegenheit noch darauf aufmerksam, dafs im gleichen Verlage und zu denselben billigen Preisen, das Stück zu 10 Pf., eine „Sammlung von dreifsig Skulpturen" erschienen ist, die in gleich trefflicher Ausführung Reproduktionen hervorragender Meisterstücke der Plastik enthalten, wie Rauch: Schiller, Goethe, Viktoria, Königin Luise; Hermes des Praxiteles; Thorwaldsen: die Hoffnung u. a. m. Auch diese Karten sind wie die klassische Bildnisgalerie im Wege des Buchhandels zu beziehen.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Xenophons Anabasis.
Bearbeitet von **Dr. Reimer Hansen.**
1. Heft: Buch I. Preis: ℳ 3.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Die Entwickelung
der
Französischen Litteratur
seit 1830.
Von **Erich Meyer.**
Preis: ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—.

Anschauungstafeln zur Saalburg.

Die Saalburg.
Castellum limitis Romani Saalaburgense.
Auf Grund der Ausgrabungen und der teilweisen Wiederherstellung durch Geh. Baurat Professor L. Jacobi.

Von Architekturmaler **Peter Woltze.**

Fünf Bilder in Farbendruck, darunter ein Doppelblatt.

Bildgröfse 60×82 cm.

Preis **komplett:** ℳ 10.—, aufgezogen auf Leinwand mit Stäben ℳ 18.—. **Einzelpreis:** Blatt 1/2 (Doppelblatt) ℳ 6.—, Blatt 3, 4, 5, 6 je ℳ 2.—; aufgezogen Blatt 1/2 ℳ 9.—, Blatt 3, 4, 5, 6 je ℳ 3.50.

Begleitender Text von Dr. **E. Schulze,** Geh. Regierungsrat, Direktor des Kaiserin Friedrich-Gymnasiums in Homburg v. d. H.

Mit verkleinerten Abbildungen der 6 Blätter.

Preis: ℳ —.80.

Inhalt der Blätter:

Blatt 1/2 (Doppelblatt 120×82 cm): Castellum limitis Romani Saalaburgense.

Blatt 3: Porta decumana. Sacellum et quae sunt ei vicina. Principia. Atrium cum porticibus.

Blatt 4: Limes Germaniae superioris et limes Raetiae. Turris limiti tutando destinata.

Blatt 5: Fabrica. Canabae. Hypocaustum.

Blatt 6: Mithraeum cum fonte perenni. Mithraei pars interior.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Ankündigung des Verlages der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin über: *Vettii Valentis* Anthologiarum libri primum edidit *G. Kroll*

ıı ɔ 1908

Gotha, 16. Mai. Nr. 10, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

103) **Hamilton Ford Allen, The Infinitive in Polybius compared with the Infinitive in Biblical Greec.** Chicago, The University of Chicago Press, 1907. 60 S. 8. 50 Cents.

Die unter der Direktion der Professoren Burton, Mathews, Votaw und Goodspeed stehende Abteilung für biblische und patristische Studien in Chicago veröffentlicht in zwanglosen Heften mit dreifach gegliederter Reihenfolge Texte, sprachliche und exegetische Arbeiten und geschichtliche Abhandlungen. Die hier angezeigte Schrift bildet den vierten Teil des ersten Bandes (S. 295—348) der mittleren Reihe. So hoch Allens Leistung hinsichtlich der, sieht man von den falschen Summen S. 49, Tab. IV C ab, verlässigen Exaktheit der Angaben und der Sorgfalt der Drucklegung auch eingeschätzt werden mag, so mufs doch ihre Bedeutung und damit auch ihr Wert nach zwei Richtungen hin eingeschränkt werden. Zunächst entspricht ihr Inhalt nicht der durch die Überschrift erregten Erwartung, da der Verfasser sich mit der Durcharbeitung einer nicht gerade umfangreichen Auswahl biblischer Schriften begnügt hat. Sodann waren die



Untersuchungen über den Gebrauch des Inf. mit Artikel bei Polybius von Hewlett im elften Bande des amerikanischen Journals für Philologie (On the articular Inf. in Polybius p. 267—290 und 440—470) sowie über den Inf. im biblischen Griechisch in Votaws Dissertation „The Use of the Infinitive in Biblical Greec, Chicago 1896", bereits im Drucke erschienen. Doch werden diese Bemängelungen dadurch wieder einigermafsen ausgeglichen, dafs Allen einerseits mit gutem Vorbedachte je zwei aus dem Hebräischen übersetzte Bücher, Genesis und Sirach, und von Hause aus griechisch geschriebene, zweites und viertes Buch der Makkabäer, zum Zwecke seiner vergleichenden Untersuchung ausgewählt hat, anderseits durch das freundliche Entgegenkommen Votaws mit noch unveröffentlichtem Material für seine Arbeit versehen worden ist, ferner — und das ist eigentlich der sicherste Prüfstein für den wirklichen Literaturwert seines Schaffens — dadurch, dafs Allens Resultate sich mit den Ergebnissen Hewletts genau decken. Die von Allen benutzten Texte waren für Polybius die Ausgabe von Hultsch und zwar für die ersten acht Bücher in der zweiten Auflage, für das biblische Griechisch Swetes Ausgabe, I und II in zweiter (1895/96), III in erster (1894) Auflage. Die einschlägige Literatur ist in ausgiebiger Reichhaltigkeit verwertet. Die Angaben über die Infinitivarten sind stets mit Hinweisen auf Goodwins „Moods and Tenses" und die Grammatik von Kühner versehen.

Die Arbeit ist in acht Kapitel abgeteilt, von denen die beiden ersten den polybianischen Gebrauch des Inf. mit und ohne Artikel in je dreizehn Unterarten vorführen, worauf im dritten das Augenmerk auf die Frage gelenkt wird, was etwa diese Infinitive für Polybius Charakteristisches an sich haben. Während der Gebrauch des nichtartikulierten Inf. ein völlig normaler ist und keine charakteristische Stileigentümlichkeit erkennen läfst, werden beim artikulierten Inf. neben der ungeachtet der Nichtanwendung in vielen bei Klassikern vorkommenden Arten konstanten Häufigkeit seines Gebrauchs, worin dieser Autor einzig Demosthenes nachsteht, vier Neuerungen festgestellt: 1) Gen. des Preises; 2) *ἅμα τῷ* = *μετὰ τό*; 3) *πρὸς τό* = *πρὸς τῷ* mit *γίγνομαι* und *εἰμί*; 4) *πρὸς τό* als Finalausdruck.

Das vierte Kapitel bringt in fünf Übersichtstabellen zunächst die Statistik für den Gebrauch des Inf. bei Polybius und im biblischen Griechisch, wobei in Fällen gleichen Gebrauchs nach dem Vorgange Votaws die vorgedruckten lat. Buchstaben den Inf. ohne, die sog. italienischen

Buchstaben den Inf. mit Artikel andeuten, die anderen Zeichen sich auf die Polybius allein eignenden Gebrauchsarten beziehen, sodann für die Anzahl der bei Polybius und in den vier untersuchten biblischen Schriften sich findenden Infinitive im ganzen und die mit und ohne Artikel im besonderen, wozu jedesmal noch in einer weiteren Spalte die nach Seiten berechnete Durchschnittszahl angegeben ist. Da indes die Seiten der der Untersuchung zugrunde liegenden Ausgaben von ungleicher Länge sind, indem dieselben zwar bei Polybius und dem 4. Buch der Makk. als annähernd gleich gelten können, dagegen in Genesis und dem 2. Buch der Makk. die Wörter etwa um 25 Prozent mehr, im Sirach um ebensoviel weniger sich beziffern, so war zur Auffindung eines das wahre Verhältnis widerspiegelnden Ausdrucks des Häufigkeitsverhältnisses eine korrigierende Umrechnung erforderlich, deren in einer dritten Spalte beigedrucktes Ergebnis das weniger genaue der zweiten auf einen einheitlichen, den Polybiusseiten entsprechenden Mafsstab zurückführt. Die dritte Tabelle bringt die Infinitive bei Polybius nach den vier Zeitformen und den drei Hauptgesichtspunkten des Inf. ohne Artikel, des Inf. mit Artikel und des von Präpositionen regierten Inf. zur Darstellung, deren Unterarten in 27, 18 und 23 gesonderten Rubriken veranschaulicht werden, wozu dann die vierte Tabelle eine nach diesen Unterarten, die fünfte eine nach den Zeitformen ausgeschiedene vergleichende Statistik der vier biblischen Literaturwerke bietet. Aus der dritten Tabelle ergibt sich für Polybius die Gesamtzahl von 11265 Infinitiven und zwar 7074 des Präs., 2924 des Aor., 726 des Perf. und 521 des Fut. In allen ist die gewöhnliche grammatische Unterscheidung zwischen den verschiedenen Zeiten ausnahmslos gewahrt. Was insbesondere den Inf. Fut. anlangt, so entfällt der Löwenanteil mit 437 Stellen auf die indirekte Rede, namentlich nach Verben des Hoffens, Versprechens, Schwörens u. ä., elfmal hat er den Artikel bei sich, neunmal nach Präpositionen: *χάριν τοῦ, περὶ τοῦ, ὑπὲρ τοῦ* (2), *ἐλπὶς ὑπὲρ τοῦ, διὰ τό* (2), *εἰς τό*, zweimal nach *ἐλπίς*. Auffällig stark ist das im Verhältnis 2, 42 : 1 stehende Überwiegen des Präs. über den Aorist. Hierin unterscheidet sich das Griechische des Polybius wesentlich von dem biblischen, in welch letzterem nach Votaw von der Gesamtsumme von 8972 Infinitiven 3327 auf das Präs., dagegen 5484 auf den Aor. treffen, so dafs also dieser das Präs. im Verhältnis 1, 65 : 1 überragt, und ein Inf. Fut. mit Artikel überhaupt nicht vorkommt. Tab. IV C sind die Summen der mit Präpositionen verbundenen artikulierten Infinitive für die vier biblischen

Bücher unrichtig angegeben und folgendermafsen richtigzustellen: Genesis 87, Wis. Sir. 31; 2 Makk. 22; 4 Makk. 6.

Im fünften Kapitel macht der Verfasser auf die bei der Betrachtung dieser Tabellen in die Augen springende Tatsache aufmerksam, dafs alle vier zum Vergleiche herangezogenen biblischen Bücher, obwohl die beiden nicht übersetzten von den beiden übersetzten sich augenfällig abheben und dem Polybius viel näher stehen, doch gegen Polybius, trotzdem dieser den Inf. nicht nur in keiner ungewöhnlichen Weise, sondern nicht einmal in allen üblichen Gebrauchsarten verwendet, sowohl in Ansehung der geringen Durchschnittszahl der Stellen (Taf. 2) als auch insbesondere der verhältnismäfsig wenigen Gebrauchsarten (Taf. 4) wesentlich zurücktreten. Von den 45 polybianischen Verwendungsweisen, 18 des Inf. mit und 27 des Inf. ohne Artikel, nämlich weist Genesis lediglich 20, Sirach 18, 2 Makk. 14, 4 Makk. 16 auf.

Nachdem Allen im sechsten Kapitel die im biblischen Griechisch sich findenden, aber bei Polybius fehlenden Gebrauchsweisen des Inf. namhaft gemacht hat, wirft er im siebenten die Fragen nach den Eigentümlichkeiten des Infinitivgebrauchs in den in die Untersuchung einbezogenen biblischen Büchern und nach den Ursachen dieser Besonderheiten auf. Zur Beantwortung dieser Fragen ist es nötig, jedes dieser vier Bücher eigens vorzunehmen, einmal wegen der verschiedenen Verfasser, dann aber auch wegen der in Betracht zu ziehenden Stilverschiedenheiten, die sich daraus ergeben, weil zwei dieser Bücher Übersetzungen aus dem Hebräischen sind, Übersetzungen aber je nach Methode und Absicht des Übersetzers, nicht minder aber auch nach Mafsgabe seiner Sprachkenntnisse ungleichartig sind. Beabsichtigt derselbe nämlich eine möglichst wort- und konstruktionsgetreue Wiedergabe, so ist sein Elaborat nicht nur vom literarischen Standpunkte aus wertlos, sondern verdunkelt möglicherweise sogar den Gedanken des Originals; die gleichen Mängel werden einer Übersetzung anhaften, deren Verfasser in der einen oder anderen Sprache nur mangelhafte Kenntnisse besitzt. Nun aber wirkten hier diese beiden ungünstigen Faktoren zusammen nachteilig ein. Denn fürs erste legten bekanntlich die Juden grofsen Nachdruck auf den Wert des Buchstabens in ihren heiligen Schriften, weshalb natürlich auch das Hauptbestreben der Übersetzer darauf gerichtet sein mufste, den griechisch sprechenden Juden, für die ja die Übersetzung bestimmt war, eine dem Originale möglichst nahe kommende Nachbildung in diesem Idiome zu bieten. Fürs

zweite aber war dieses Judengriechisch nicht die Sprache, deren sich geborene Griechen von Bildung bedienten, sondern vermutlich die Sprechweise der alexandrinischen Strafsen und Märkte, ein Mischmasch, wie er dem Leben und Denken der aus verschiedenen Völkerrassen erwachsenen Einwohnerschaft der aufblühenden Handelsstadt entsprach. Dadurch wird es begreiflich, dafs wir, wenn wir unvermittelt nach der Lektüre des Polybius die der Genesis in Angriff nehmen, sofort fühlen, dafs so kein Grieche geschrieben oder auch nur im gewöhnlichen Leben gesprochen haben würde. Wenn es daher eine gesprochene oder geschriebene Sprache war, mufs es eine von Leuten gewesen sein, deren Lebens- und Denkart von der geborener Griechen sich sehr unterschied. Zur Vermeidung einer allzu weiten Abschweifung vom vorliegenden Gegenstande mag zur Erhärtung dieser Behauptung der Hinweis auf die mangelnde Periodisierung genügen, an deren Stelle eine aus Gruppen durch das einfachste Bindewort verknüpfter Konstatierungen unter Beibehaltung der direkten Fragen aneinandergereihte Erzählung tritt. Hätte Polybius in diesem Stile geschrieben, so wären die umfangreichen Gruppen seiner subjektiven und objektiven Infinitive auf ein Minimum reduziert worden und die Verhältniszahl des einfachen Inf. würde auch bei ihm sich nicht höher belaufen; zudem würde seine Geschichte in dem formlosen Griechisch der Genesis keinem Leser Vergnügen bereiten. Während Polybius den einfachen Inf. in finaler Bedeutung in seinem ganzen Werke nur 13 mal angewendet hat, erscheint er in der Genesis unter insgesamt 187 Stellen 77 mal als Ausdruck des Zweckes. Von den vielen anderen Mitteln, über die Polybius zur Bezeichnung der Absicht verfügt, finden sich in der Genesis nur zwei vertreten, nämlich *ὡς τί* in vier und *ὥστε* mit Inf. in sieben Fällen, so dafs demnach der Übersetzer sich fast ausschliefslich auf den Weg des einfachen Inf. beschränkt hat. Höchstwahrscheinlich war eben dies die am häufigsten gebrauchte Form seiner täglichen Umgangssprache, sicherlich die einfachste. Wenn der Gebrauch des Inf. mit Artikel in der Genesis vergleichsweise häufig zu sein scheint, so rührt dieses Verhältnis weniger von etwa abnorm häufigem Gebrauch des mit dem Artikel versehenen als vielmehr von dem seltenen des einfachen Inf. her. Der artikulierte Inf. ist fast ganz auf zeitbestimmende Präpositionalverbindungen beschränkt: *ἐν τῷ* während, *πρὸ τοῦ* bevor, *μετὰ τό* nachdem und *ἕως τοῦ* bis; die aufserdem noch vorkommenden lassen sich als von dem hebräischen לְ mit Inf. beeinflufst erklären, mögen

indes wenigstens teilweise auch in der Sprache der alexandrinischen Juden gang und gäbe gewesen sein. Das sich für Sirach herausstellende beinahe gleiche Verhältnis ist auf die nämlichen Ursachen zurückzuführen. Denn der nur 22 Zeilen umfassende, dabei aber die stattliche Zahl von 13 Infinitiven aufweisende Prolog liefert den deutlichen Beweis dafür, dafs der Verfasser wirklich griechisch schreiben konnte und nur, weil er an die Form des Parallelismus seines hebräischen Originals gebunden war, seine Kunst nicht zu entfalten vermochte. Unter den 31 Infinitiven mit Artikel — vermutlich dürfte S. 57 der Zusatz after prepositions versehentlich weggeblieben sein — dienen 24 mit *ἐν τῷ* und vier mit *μετὰ τό* der Zeitangabe und nur zwei mit *εἰς τό* der Bezeichnung des Zweckes, während das einzige *πρὸς τό* sein Vorkommen dem Prologe verdankt. Es sind also nur zwei Gebrauchsweisen dieses Inf. zur Verwendung gekommen, deren eine der Übersetzer mit Genesis, die andere mit dem zweiten Buche der Makk. gemeinsam hat; hätte er es dagegen über sich gebracht, die charakteristische Form des hebräischen Originals in ein echt griechisches Gewand zu kleiden, so würde er jedenfalls ein besseres Denkmal des alexandrinischen Dialekts hinterlassen haben. Bei 2 und 4 Makk. endlich zeigt sich im Gegensatze zu den obigen beiden Schriften nicht nur eine hohe Durchschnittsziffer für das Vorkommen des Inf., sondern es ist auch von allen Verwendungsarten, welche sie mit Polybius gemeinsam haben, ein ausgiebiger Gebrauch gemacht. In der Über- und Unterordnung der Sätze ferner bekundet sich feines Abwägen, so dafs sie nicht aus perlenschnurartig aneinandergereihten Stücken bestehen, sondern in fliefsendem Stil gleich Gliedern einer Kette zu einem einheitlich abgerundeten Ganzen ineinandergreifen und dank dem in allen seinen Bedeutungen häufig gebrauchten Partizipium im vereinten Zusammenwirken mit finalen, konsekutiven, temporalen und kausalen Nebensätzen von einer in wohlgeordneter Regelmäfsigkeit sich aufbauenden Gedankenentwicklung zeugen. Das Nichtvorkommen einiger weniger für diese Bücher belegten Gebrauchsweisen bei Polybius ist, da dieselben keinen hebräischen Einflufs erkennen lassen, als ein rein zufälliges zu erachten.

Im achten Kapitel wird das Schlufsergebnis dahin zusammengefafst, dafs die Übersetzer der Bücher des A. T. infolge der Einfachheit des Beachtung heischenden hebräischen Stils nur spärlich subordinierte Sätze bildeten und den hochentwickelten syntaktischen Aufbau der griechischen Sprache absichtlich vernachlässigten und dafs, wenn auch die grammati-

schen Konstruktionen der Hauptsache nach griechisch sind, doch einige derselben ihre Häufigkeit nur dem hebräischen Originale verdanken, dafs dagegen die Autoren der ursprünglich griechisch geschriebenen Bücher sich dieser Sprache zwar mit gröfserer Freiheit bedienen, dafs jedoch auch ihr Griechisch durch die darin ausgedrückten Gedanken mit fremden Elementen gefärbt erscheint. Letzteres gilt auch für die Autoren des N. T., insofern auch hier dem griechischen Volke fremdartige Elemente zum Ausdruck kommen und den Wörtern neue Bedeutungen unterlegt werden, durch welche auch ohne syntaktische Neuerungen der Geist der Sprache eine fremde Färbung erhält. Insbesondere deckt sich die Syntax des Inf. im N. T. mit jener der ursprünglich griechisch geschriebenen Apokryphen; das beweist der Gebrauch der in den untersuchten vier Büchern, nicht aber bei Polybius gefundenen Infinitive, daneben aber der vorkommende echt griechische imperative Inf. Doch ist die Stelle im Philipperbrief 3, 16 nicht, wie Allen angibt, die einzige, sondern wir finden ihn noch einmal bei Paulus im Römerbrief 12, 15: *χαίρειν μετὰ χαιρόντων, κλαίειν μετὰ κλαιόντων* und, allerdings nicht ganz sicher, 2 T. 2, 14 *λογομαχεῖν*, wofür Blafs *λογομάχει* schreibt. Auch der wünschende Inf. *χαίρειν* im Briefstil wäre hier zu erwähnen gewesen; er findet sich A. 15, 23 und 23, 26.

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

---

104) **Benedictus Romano, De ablativi absoluti usu apud scriptores historiae Augustae.** Augustae Taurinorum MCMVI. In aedibus H. Loescherii. 94 S. 8. Lire 2.

Die nachlässige, eigenartige Sprache der S. H. A. ist seit dem Erscheinen der grundlegenden Textesrezension Peters 1865, in 2. Aufl. 1884, in syntaktischer Beziehung oft untersucht worden. Es ist da zu nennen die Schrift Pauckers, die allerdings mehr den Lexikographen als den Syntaktiker interessiert, ferner die Schrift Kraufs', De praepositionum usu apud sex S. H. A. Wien 1882; die gute Dissertation C. Cottas, Quaestiones grammaticae et criticae de vitis a S. H. A. conscriptis 1883, und endlich Lessings Studien zu den Scriptores historiae Augustae (Berlin 1889), die die Kasussyntax zum Gegenstande hat. Dazu kommen noch gelegentliche grammatische Bemerkungen in den Schriften Petschenigs, Peters und anderer. Wenn Lessing in der Sprache der S. H. A. Afrizismen (S. 10) und Vulgarismen (S. 6) zu finden glaubt, so ist bei der ersten Behauptung grofse Vorsicht geboten; denn nur zu häufig wird man gewahr, dafs die Kriterien,

die Sittl in seinem bekannten Buche, Die lokalen Verschiedenheiten der lat. Sprache, Wölfflin in dem Aufsatze über die Latinität des Cassius Felix und Archiv II, 355 ff. aufgestellt haben, noch nicht hinreichend sind, um einen Autor zum Afrikaner zu stempeln. Gelegentliche Abundanzen im Ausdrucke haben auch andere Schriftsteller; so ist beispielsweise intimare, bei den S. H. A. achtmal vorkommend, bei Festus in seinem breviarium zu finden. Aliquanti hat Eutrop 4, 27; tanti-tot 4, 16; 6, 10; nec non etiam (Sev. 9, 9) hat Cicero; deinde postea (Al. Sev. 6, 2) Cicero, pro Mil. 65. vix aegreque (Max. 30, 6) schon Plautus; Die Ersetzung des Acc. c. Inf. durch quod (= ὅτι in griech. Aussagesätzen) lesen wir bei Tacitus, Annal. 3, 54; bei Eutrop 5, 5, sehr oft bei Justinus z. B. 1, 7, 9; 2, 5, 13; bei Plinius, Ep. 2, 11, 6; 5, 21, 7. Die griechische und die bilderreiche Sprache der Orientalen hat sich eben auch in die römische Literatursprache Eingang zu verschaffen gewufst.

Romanos Schrift hat sich die Erforschung der Gebrauchsweisen des Abl. abs. bei den S. H. A. zur Aufgabe gemacht; das Thema ist jedoch von vornherein zu enge gefafst, indem die Beobachtung auch auf das Part. coniunctum und das Gerundium und das Gerundivum, wenn schon nicht auf alle Participialia, sich hätte erstrecken sollen. Erstens ist nämlich neben dem Abl. abs. das Gerundium diejenige Sprachform, welche sich im Romanischen, im Italienischen und Altfranzösischen, als Akk. abs., im Altslowenischen als Dativus absolutus erhalten hat. Zweitens ist der Ertrag, den der Verfasser aus der Beobachtung des Abl. abs. bei den S. H. A. gewonnen hat, insofern gering zu nennen, als der Abl. abs. in allen Sprachperioden der lat. Literatur sich vorfindet, dem Wesen und der Form nach wenig sich geändert hat und gewissermafsen eine feste und stereotype Spracherscheinung geworden ist. Die ganze Schrift gliedert Verfasser in vier Teile, von denen der erste (S. 1—7) die Verteidigung der Mehrheitshypothese enthält. Daran schliefst sich ein von S. 8—12 reichender, mit „Specimen" betitelter Teil, in dem die Rubriken: I. De variis ablativorum absolutorum generibus. II. De rebus, quae ad internam ipsius structurae rationem pertinent. III. De rebus, quae ad formam magis pertinent. IV. Qua ratione complures ablativi absoluti in una sententia coniunguntur aufgestellt werden, nach denen dann von S. 13—91 alle Ablativi absol. nach Peters Ausgabe (1884) herausgeschrieben werden mit einigen wenigen und sehr kurzen textkritischen Bemerkungen zu Did. Julian. 3, 5; Ant. Geta 5, 8; Maximius Duo 12, 2 und zu Prob. 9, 2.

Die beste ist noch die mit IV bezeichnete Rubrik, in der die stilistischen Eigenheiten in der Gebrauchsweise der Abl. abs. zur Sprache kommen. Leider sind alle diese Teile nicht erschöpfend genug, berücksichtigen das Verhältnis des Vorkommens der Abl. abs. bei den einzelnen Scriptores gar nicht, noch weniger versuchen sie die bei Spartianus, Trebellius und Vopiscus beobachtete Häufung der Abl. abs. zu erklären und zu begründen. Mit einem Worte, der ganze von S. 13—91 reichende Teil ist eine nur mechanisch zusammengeschriebene Übersicht ohne jeden wissenschaftlichen Wert.

Selbst die statistische Tabelle, die eine Übersicht über die vier Rubriken geboten hätte, woraus sich dann auch das Verhältnis zwischen den einzelnen Scriptores im Gebrauche des Abl. abs. hätte gewinnen lassen können, fehlt im Buche, und der Leser mufs sich selber nach des Verfassers Zählung, ihre Richtigkeit vorausgesetzt, eine solche herstellen. Danach kommen bei Spartianus in sieben Viten mit 97 Kapiteln 251 Abl. abs., 258·76 Prozent, auf ein Kapitel 2·58, auf eine Vita 35·85; bei Capitolinus in neun Viten mit 182 Kapiteln 364 Abl. abs. 200 Prozent, auf ein Kapitel 2, auf eine Vita 44·44; bei Vulcacius Gallicanus in einer Vita mit 14 Kapiteln 25 Abl. abs. 178·05 Prozent, auf eine Vita 25, auf ein Kapitel 1·78; bei Lampridius in vier Viten mit 132 Kapiteln 186 Abl. abs., 14·09 Prozent, auf ein Kapitel 1·40, auf ein Vita 46·5; bei Trebellius Pollio in vier Viten mit 80 Kapiteln 186 Abl. abs., 232·5 Prozent, auf eine Vita 46·5, auf ein Kapitel 2·32 und endlich bei Vopiscus in fünf Viten mit 129 Kapiteln 193 Abl. abs., 149·61 Prozent, auf eine Vita 38·6, auf ein Kapitel 1·49; im ganzen sonach in 30 Viten mit 634 Kapiteln 1205 Abl. abs., 190·06 Prozent. Von S. 92—94 folgt eine Aufzählung der Ergebnisse, von denen nur zu bemerken ist, dafs sich sehr viele Stellen finden, in denen das Subjekt des Haupt- und Nebensatzes dasselbe ist, und dafs das Part. Fut. Akt., wie schon im klassischen Latein selten, bei den S. H. A. sich gar nicht findet. Im übrigen stimmt das meiste mit dem klassischen Latein überein.

Was das Wesen des Ablativus anbelangt, so ist die Lehre Delbrücks, Schmalz' und Bombes u. a., wozu neuestens noch Wölfflin (Arch. XIII, S. 271 ff.) kommt, schon deshalb hinfällig, weil der Abl. abs. sich schon durch das Vorkommen des Subjektes und des Prädikates vom gewöhnlichen Ablativ unterscheidet. Aber auch psychologisch betrachtet ist der Abl. abs. ein vollkommener Satz, wie ein Beispiel beweisen soll. Wenn Cicero

Tusc. 1, 16 sagt: Pythagoras, cum Tarquinio Superbo regnante in Italiam venisset, magnam illam Graeciam cum honore disciplinae, tum etiam auctoritate tenuit, so will er unter allen adverbiellen Bestimmungen die *temporale Tarquinio Superbo regnante* neben *honore* und *auctoritate* für so wichtig und bedeutend angesehen wissen, dafs er ihr im Rahmen des Hauptprädikates *tenuit* die Geltung eines vollkommenen Satzes vindiziert und dies auch durch die Satzform, allerdings verkürzt, ausdrückt. Deshalb würde ich auch statt der nichtssagenden Bezeichnung Abl. abs. lieber den Terminus wählen: Ablativus al Satzbestimmung oder Ablativus als Satzteil mit Satzwert.

Doch kehren wir zu unserem Buche zurück. Es ist als Teilarbeit zugleich als Vorarbeit zu einer Gesamtdarstellung der Syntax und des Stiles der S. H. A. etwa nach dem Muster von Joh. Müller, Der Stil des älteren Plinius. Innsbruck 1883, oder H. Hoppe, Syntax und Stil des Tertullian. Leipzig 1903, relativ wertvoll, einen absoluten Wert kann das Buch nur haben, wenn es auf breiterer und wissenschaftlicherer Grundlage aufgebaut wäre. Noch einmal sei es gesagt: Nachdem wir ein Lexikon der Scriptores historiae Augustae haben, so brauchen wir zur gründlichen Beurteilung und gründlichen Erforschung der Sprache der S. H. A. eine Gesamtdarstellung der Syntax und des Stiles der S. H. A., die uns recht bald zuteil werden möge.

Laibach. **Jos. Sorn.**

---

105) **Anton Springer, Handbuch der Kunstgeschichte.** I. Das Altertum. 8. Aufl., bearbeitet von **Adolf Michaelis.** Leipzig, E. A. Seemann, 1907. XII u. 497 S. 8. 900 Abbildungen im Text, 12 Farbendrucktafeln.

Nach Verlauf von drei Jahren ist wiederum eine neue Auflage des Handbuches der Kunstgeschichte des Altertums notwendig geworden. Zunächst von Springer als ein Begleittext zu den Kunsthistorischen Bilderbogen gedacht, ist das Werk unter der Hand von Michaelis zu einer einheitlichen Kunstgeschichte geworden, welche, von reichhaltigen Illustrationen begleitet, mehr und mehr unabhängig von anderen Publikationen gedacht ist. Während noch die vorige Auflage im Vorwort die Kunstgeschichte in Bildern von Franz Winter zum eingehenden Verständnisse des Textes in den Händen des Lesers voraussetzte, wird zwar jetzt noch auf diese

verwiesen, sie aber nicht mehr als notwendige Ergänzung bezeichnet. Der Umfang hat stark zugenommen. Aus den 464 Seiten sind 497 geworden, aus den 783 Illustrationen 900, aus den 9 Farbendrucktafeln 12. Der erhöhte Wert der neuen Ausgabe liegt aber nicht allein in dem gröfseren Umfange, sondern vor allem in der erneuten Durcharbeitung des Ganzen. Seite für Seite des Textes kann man die schärfer fassende, bessernde Hand des Verfassers verfolgen. Bei den Illustrationen sind nichtgenügende Aufnahmen ausgeschieden und durch klarere ersetzt worden.

So fiel beispielsweise die frühere Figur 25 fort, da sich die Auffassung Borchardts als nicht mehr haltbar erwies, es läge hier die Darstellung einer in falscher Perspektive vorgeführten Innendekoration eines Gefäfses vor, es handelte sich vielmehr um eine Schale mit hineingesteckten Metallblumen. Fig. 28, ein König, der einen Feind niederschlägt, dessen Vorführungsweise aber nicht ohne weiteres für den Nichtfachmann verständlich war, wurde durch die vortreffliche Statuette eines durch Alter gebeugten Königs (Fig. 34) der ältesten Zeit ersetzt. Gern hätte übrigens Referent es gesehen, wenn auch der sehr zweifelhafte Name des Königs Menes für den Inhaber des grofsen Grabes von Nagada (Fig. 35—36) in Fortfall gekommen wäre; das Bauwerk selbst behält auch bei solchem Verzicht seinen grundlegenden Wert. Statt der echten Bogenanlage aus der sechsten Dynastie (Fig. 33) ist eine um Jahrhunderte ältere aus der dritten Dynastie (Fig. 39) eingefügt worden. Als neues Bild erscheint (Fig. 45) die von Borchardt mit grofser Anschaulichkeit gegebene Rekonstruktion des Pyramidenfeldes von Abusir. In ähnlicher Weise setzt sich die gleiche Sorgfalt in der Auswahl des meist in Autotypie, gelegentlich auch in Linearzeichnung wiedergegebenen Klischeematerials durch das ganze Werk hin fort.

Von den neuen, sehr gut ausgeführten Farbendrucktafeln gibt die erste (Taf. 2) Proben ägyptischen Kunstgewerbes, ein buntfarbiges Gewebe aus der Zeit Amenophis II. und ein etwa ebenso altes Bruchstück eines buntbemalten Topfes. Die zweite (Taf. 4) stellt mykenäische Dolchklingen mit eingelegter Arbeit neben den Dolch des Königs Amasis vom Anfange des Neuen Reiches. Die dritte (Taf. 8) zeigt zwei charakteristische, buntbemalte Tongefäfse in Gestalt einer Sphinx und einer Aphrodite in der Muschel von der Halbinsel Taman. Ersetzt worden ist das weibliche Bildnis aus dem Fayum aus der Sammlung Graf (Taf. 8) durch ein anderes aus Leipziger Privatbesitz (Taf. 12), welches die Eigenheiten der

Technik und Durchführung dieser Denkmalklasse besser zu zeigen geeignet erschien. Im Texte ist bei dieser Gelegenheit die Änderung getroffen, dafs nicht mehr wie früher (S. 316) ein, wenn auch geringer Teil, der Mumienporträts der Ptolemäerzeit belassen wird, in die Ebers sie zu verlegen gesucht hatte. Sie werden nunmehr (S. 470) mit vollem Rechte alle in die Römerzeit verlegt und mit den aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. stammenden Grabreliefs von Kom-el-schugafa zu Alexandrien zusammengestellt.

Die Ergebnisse der neueren Forschungen und Ausgrabungen für das klassische Altertum sind durchgehend berücksichtigt. Dafür bürgt schon der Name des Verfassers, der erst vor zwei Jahren die archäologischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts in ihrem Verlaufe und in ihren Ergebnissen in vortrefflicher Weise dargestellt hat. Daneben ist aber der wachsenden Bedeutung des Orients für die Erkenntnis der Kunstentwicklung eingehend Rechnung getragen. Um hier auch in Einzelfragen sicher zu gehen, hat Michaelis mehrfach Spezialforscher zugezogen. Aufser Spiegelberg, der bereits bei der vorigen Auflage für Ägypten tätig war, waren es für Babylonien-Assyrien Messerschmidt, für Persien Andreas, für die ägäische Kunst Karo. Die orientalische Kunst ist möglichst der übrigen Kunstgeschichte eingeordnet worden. So erscheint beim Niltale die national-ägyptische Kunst nach Alexander dem Grofsen jetzt in der Gesamtschilderung des Hellenismus, wodurch das Verhältnis der altorientalischen und der griechischen Elemente in dieser Periode besonders lebhaft in die Erscheinung tritt. Die eigenartige syrische Kunst der gleichen Zeit konnte dank der neuen Forschungsergebnisse eine einheitlichere Darstellung finden.

Im grofsen und ganzen ist die bewährte Einteilung des Stoffes in die drei grofsen Kapitel des Orients, Griechenlands und Italiens festgehalten worden. Auch die Einzelabschnitte sind im allgemeinen dieselben, doch ist ihnen allen die mit Riesenschritten wachsende Menge des archäologischen und besonders kunstgewerblichen Materials zugute gekommen und hat zu mannigfachen Umstellungen von Einzelwerken und ganzen Denkmalklassen geführt. Die Darstellung reicht von der prähistorischen Zeit bis auf Konstantin und schliefst daran einige besonders scharf ausgeprägte Beispiele aus dem Ausklingen der Antike bis zur Gründung der Sophienkirche zu Konstantinopel und ihrem Nachleben bis in das Mittelalter hinein. In seinem neuen Gewande steht das Werk wiederum im vollsten Sinne des Wortes auf der Höhe der Wissenschaft. Es bildet einen über-


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sichtlichen, durchweg zuverlässigen, anregenden, umfassenden Führer durch die Welt der Gesamtkunst und den künstlerischen Charakter der einzelnen Abschnitte der Geschichte der antiken Völker.

Bonn **A. Wiedemann.**

---

106) **F. Sommer, Zum inschriftlichen** ΝΥ ΕΦΕΛΚΥΣΤΙΚΟΝ. (Aus der Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen in Basel 1907). Leipzig, C. Becks Verlag, 1907. 39 S. 8. ℳ 1 50.

Seit dem Erscheinen der Abhandlung von Hedde J. J. Maafsen, „De litera *ν* Graecorum paragogica quaestiones epigraphicae" in den Leipziger Studien IV 1 ff., deren Ergebnisse in der Grammatik der attischen Inschriften von Meisterhans (3. Aufl. von Schwyzer 1900) S. 113 f. wiedergegeben sind, ist der Gegenstand meines Wissens keiner selbständigen Bearbeitung unterzogen worden. Es ist daher sehr dankenswert, dafs Sommer sich dieser Aufgabe angenommen hat, indem er zunächst durch eine statistische Betrachtung der einzelnen Inschriftentexte zu dem Ergebnisse gelangt, dafs die durch die bekannte Grammatikerregel vorgeschriebene Praxis der Setzung und Weglassung des *ν ἐφελκυστικόν* schon auf einzelnen attischen Inschriften aus dem Ende des 5. oder des beginnenden 4. Jahrhunderts und auf solchen der *κοινή* sich unzweifelhaft als Gesetz nachweisen läfst, ein deutlicher Fingerzeig, dafs man diese unsere Schulregel nicht ohne weiteres als byzantinisch bezeichnen darf, wie dies bei Kühner-Blafs I 1³, 295, Anm. 2 geschieht. Die weitere Untersuchung des Materials (I. Offizielle Urkunden, II. Inschriften privaten Charakters, III. Vaseninschriften, IV. die ionischen Prosainschriften, V. die Epigramme) ergibt, „dafs, soweit satzphonetische Verhältnisse in Frage kommen, der ältere Gebrauch des *ν ἐφελκυστικόν* auf die Pausa als bevorzugte Stellung hinweist" (S. 29). Die Tatsache, dafs sich in allen Klassen der Inschriften in Pausa ein Überwiegen der Formen mit -*ν* über die *ν*-losen feststellen läfst, sowie ferner die weitere Beobachtung, dafs auch am Satzende im Gegensatz zur Praxis im Satzinlaut die *ν*-Formen bevorzugt werden, sucht S. im Anschlufs an eine von Wackernagel in den Göttinger gel. Nachrichten 1906, S. 147 ff. erschienene Abhandlung „Wortumfang und Wortform" durch die daselbst gemachte Beobachtung zu begründen, derzufolge von zwei Formen desselben Wortes in der Pausa die längere gewählt wird. Da Wackernagels Beobachtungen sich nur auf Monosyllaba

beschränken, so weist S. auf den plautinischen Gebrauch von *duos* und *perīculum* statt *duo* und *perīculum* am Ende eines Verses oder Halbverses hin. — Weiter werden chronologische Unterschiede im Gebrauche des ν ἐφελκυστικόν aufgewiesen: die σι-Formen, und zwar sowohl die Dative des Plurals als auch die 3. Person des Plurals kennen die ν-Formen seit den ältesten Zeiten, dagegen von den 3. Sing. ursprünglich nur die, welche zu einer 1. Sing. auf α gehören (ausgehend von ἦεν [ursprünglich 3. Plur.] zu ἦα, vgl. Schulze Gött. gel. Anz. 159 [1897], S. 902 [6]). — Besonders mache ich am Schlusse dieser Anzeige noch aufmerksam auf den S. 34 ff. auf Grund des inschriftlichen Materials dargelegten Entwicklungsgang des griechischen ν ἐφελκυστικόν, der die bisherigen Darstellungen in mehreren Punkten ergänzt und berichtigt.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

---

107) **J. E. Sandys, A History of Classical Scholarship** from the Sixt Century B. C. to the End of the Middle Ages. Second Edition. Cambridge, University Press, 1906. XXIV u. 702 S. 8. geb. 10 S. 6.

Die erste Auflage dieses Werkes ist 1903 erschienen und von mir in dieser Rundschau 1904, S. 422 f., angezeigt worden. Noch ehe der in Aussicht gestellte zweite Band erschienen ist, hat sich eine zweite Auflage des ersten nötig gemacht, ein Beweis dafür, dafs das Buch nicht nur eine Lücke ausgefüllt, sondern auch gut ausgefüllt hat. Die neue Auflage unterscheidet sich im ganzen nicht von der älteren, doch ist im einzelnen manches gebessert, vor allem ist die neuere Literatur allgemeinerer Art bis 1905 berücksichtigt. Der Verfasser schöpft ja nicht immer aus erster Hand, wenn man auch an vielen Stellen deutlich spürt, dafs er Eigenes gibt oder doch geben will; aber Literaturgeschichten, Handbücher, Grundrisse und Literaturberichte bilden doch sehr häufig die Grundlage seiner Darstellung, die sich gut liest und in der Hauptsache dem Gegenstand gerecht wird. Für eine spätere Auflage, die ja wohl sicher zu erwarten ist, möchte ich einige Bemerkungen, die sich auf die lateinischen Grammatiker beziehen, zusammenstellen und dem Verfasser zur geneigten Berücksichtigung empfehlen. S. 174 heifst es bei Accius, die 'Didascalica' betitelte 'history of Greek and Roman poetry' sei 'written in *Sotadean verse*'; dagegen bestehen doch recht erhebliche Bedenken, vgl. J. Vahlen im Ind. Lect. Berol. 1901. S. 195, Anm. 1, ist der Titel von Jeeps

Werk ungenau angegeben: es mufs heifsen Zur Geschichte *der Lehre* von den Redeteilen usw. S. 204 ist das, was über des älteren Plinius Libri dubii sermonis gesagt wird, wenig befriedigend; es mufste vor allem auf die Fragmentsammlung von Beck hingewiesen werden. Vermifst wird hier die Angabe, dafs Plinius für spätere Grammatiker viel Material geliefert hat (diese Angabe findet sich erst auf S. 206 unter Probus). Die Ansicht Froehdes über das Verhältnis von Valerius Probus De nomine zu Plinius läfst sich nicht in vollem Umfange aufrecht erhalten, wie u. a. Froehde selbst nachträglich zugegeben hat (Neue Jahrb. 1895, S. 287). Auch Nettleships Annahme betr. Plinius und Quintilian ist problematisch; überhaupt habe ich den Eindruck gewonnen, als wenn S. den scharfsinnigen, aber häufig das Richtige verfehlenden Aufstellungen seines Landsmannes zuviel Vertrauen schenkte. S. 205 ff.: die Persiusausgabe des Probus ist sehr unsicher; dasselbe gilt von Beziehungen des Vergilkommentars des Probus zum Berytier (vgl. meine Abhandlung über Aemilius Asper, Halle 1905). Dafs die Catholica und Instituta artium auf Probus irgendwie zurückgingen, wird heute ein Kenner dieser Werke schwerlich noch annehmen, ebensowenig dafs beide in einem inneren Zusammenhange ständen, worauf die Worte von S. führen. Die Bemerkung, dafs die Catholica nichts anderes sind als eine Rezension des zweiten Buches der Ars grammatica des Sacerdos (der übrigens im Index fehlt), hätte auf S. 206 und nicht erst auf S. 213 stehen müssen, wo übrigens die Fassung mifsverständlich ist (als ob Sacerdos die Catholica als zweites Buch seiner Ars einverleibt hätte). Die Appendix Probi enthält nicht nur Differentiae; wichtiger als diese ist der Antibarbarus. Der Titel des anderen erwähnten Schriftchens ist nicht De nomine *excerpta*. Dafs neben Plinius und Palaemon es Probus gewesen sei, der die 'main outlines of the traditional Latin Grammar' bestimmt habe, beruht auf völliger Verkennung der Tätigkeit des Berytiers. S. 206 gilt für Quintilian dasselbe, was oben über Nettleship bemerkt worden ist. S. 210 werden Caesellius Vindex, Terentius Scaurus, Velius Longus, Flavius Caper und Aemilius Asper mit nicht ganz acht Zeilen abgefertigt; diese summarische Behandlung entspricht nicht der Bedeutung, die diesen Gelehrten in der Geschichte der grammatischen Studien bei den Römern zukommt, und steht in argem Mifsverhältnis zu der Ausführlichkeit, mit der z. B. Gellius gewürdigt wird. Sehr gewagt ist die Behauptung, Arruntius Celsus sei 'an annotator on Plautus and Terence'; vgl. Ritschls Panerg. 367 ff., auch

meine Abhandlung über Asper. S. 213 ist mir unerfindlich, woher S. weifs, dafs Statilius Maximus geschrieben hat 'on peculiarities in the diction of Cato, *Sallust* and Cicero'; S. hat offenbar Keils Anmerkung zu Gr. L. I 196, 4 übersehen. Im übrigen hätte Statilius wohl ohne Schaden übergangen werden können. Die Angabe, Censorins' Schrift De die natali sei 'mainly compiled from a lost work of Suetonius', läfst sich in dieser Form schwerlich aufrecht erhalten; ich erlaube mir auf Berl. phil. Wochenschrift 1907, S. 70 ff. aufmerksam zu machen. S. 214 f. bedarf die allgemeine Beurteilung der Leistungen des 2. und 3. Jahrhunderts sehr der Berichtigung, vgl. die Bem. zu S. 210. Ähnlich liegt die Sache auf S. 218 f., wo Nonius und Donatus wohl über Gebühr geschätzt werden, während anderseits das Urteil über Nonius auf S. 221 zu schroff ist; S. zitiert zwar Lindsays Untersuchungen über Nonius (1901), hat aber die Anmerkung auf der ersten Seite übersehen. Auch was S. 220 über die Quellen des Nonius bemerkt wird, wird zuversichtlicher vorgetragen, als zur Zeit der Stand unserer Kenntnisse erlaubt. Was S. 230 über Victorinus gesagt wird, er sei der Verfasser von 'a treatise on metre in four books, founded mainly on the *Greek* of Aphthonius', enthält einen recht groben Irrtum und ist auch im ganzen sehr fraglich; vgl. Jeep, Redeteile, S. 82 ff. Unrichtig ist, mag man über die Sache so oder so denken, die Behauptung, dafs die erhaltenen Donatscholien zu Terenz eine Kombination des echten Kommentars mit ein oder zwei anderen darstellten (S. 230/31). Ganz mifsverständlich ist, was über Diomedes S. 231 angegeben wird, dafs er 'borrowed largely from the lost work of Suetonius de poetis'; erstens handelt es sich nur um ein verhältnismäfsig kleines Stück im dritten Buche seiner Ars, nämlich den Abschnitt De poematibus, und dann wird die alte Suetonhypothese neuerdings mit vollem Rechte angezweifelt (vgl. Koett, De Diomedis artis poeticae fontibus, Jena 1904). Von den Quellenschriftstellern des Charisius kommt Julius Romanus zu schlecht weg (statt meines Berichtes in Bursians Jahresbericht wäre übrigens Jeep direkt zu zitieren gewesen, wie anderwärts doch geschieht). Die Serviusfrage ist ungenügend behandelt; wer glaubt denn jetzt noch an die Scaliger-Ribbecksche Hypothese? Es ist ein Mangel, dafs für die einzig mögliche Auffassung nur Otfried Müller und Thilo ins Feld geführt werden; ich verweise auf Bursians Jahresber. 113, 195 ff., wo S. andere Literatur finden kann. S. 237 hätte statt auf die ganz veraltete Varrofragmentsammlung von Francken auf Agahds treffliche Untersuchung hin-

gewiesen werden müssen; auch Fraccaros Studi Varroniani müssen jetzt mit berücksichtigt werden. Hinter die Anmerkung S. 242 über Fulgentius erlaube ich mir ein dickes Fragezeichen zu setzen; wenn S. 633 f. behauptet wird, Fulgentius habe zuerst den Vergil allegorisch ausgelegt, so ist das nur zum Teil richtig, denn die Anfänge der allegorischen Auslegung finden sich erheblich früher, vgl. Comparetti (Dütschke) S. 53 ff.

Noch manches andere liefse sich anmerken, doch soll es damit genug sein. Nur eins mufs ich noch hervorheben, das ist die äufserst dürftige Berücksichtigung der Glossographie. S. 248 finden wir erwähnt 'a glossary, with quotations from Plautus and Lucilius, by Luctatius Placidus, probably a native of Africa'; S. 459 heifst es 'Gaul may also claim a Graeco-Latin glossary of the seventh century' (Harley Ms. 5792), S. 498 'a Graeco-Latin Glossary was copied at Laon before 869 by the Irish hellenist Martin; a similar work existed in the library of Corbie': das ist alles, was ich gefunden habe; vom Liber glossarum, den Hermeneumata usw. ist nirgends eine Spur zu entdecken. Vielleicht schenkt S. dem Artikel von Goetz über Glossographie in Pauly-Wissowas Realenzykl. seinerzeit die verdiente Beachtung.

Halle a. S. **P. Wefsner.**

---

108) **F. Hahne, Kurzgefafste Griechische Schulgrammatik.** 4. Aufl. Braunschweig, A. Graffs Buchhandlung, 1907. IV u. 232 S. 8. geb. ℳ 2.80.

Auf gutem Papier elegant, aber etwas klein und in den Anmerkungen recht klein gedruckt, behandelt die Schulgrammatik bis S. 110 die Formenlehre, läfst ihr ein alphabetisches Verbalverzeichnis folgen bis S. 114 und schliefst sie mit den Hauptregeln der griechischen Syntax für Tertia bis S. 122. Die Syntax umfafst die nötigen Regeln bis S. 220, denen noch Übungsbeispiele für die Wiederholung des Wichtigsten aus der Moduslehre beigegeben sind bis S. 223, sowie Deutsch-lateinisches Sachregister und Griechisches Wortregister bis S. 232.

Anordnung und Auswahl ist recht ansprechend, die Aufnahme des Dualis dankenswert, dessen Kenntnis für die Tragikerlektüre unentbehrlich ist. Bei der Deklination ist eine grofse Genauigkeit der Erklärung festzustellen, so dafs die letzte Dunkelheit schwinden mufs z. B. N. *τὸ γένος* (St. *γένεσ*) G. *γένους* (a. *γένε[σ]ος*. Anderseits scheint manchmal das

Streben nach Kürze etwas zu weit getrieben. So fehlen die Zahlzeichen, die doch in den meisten Büchern wegen des Nachschlagens Aufnahme gefunden haben, die durch Subtraktion ausgedrückten Zahlen, bei der Komparation ist der Schüler, dem die Wörter wie *ἔντιμος*, *πρόθυμος*, *ἰσχυρός* in der Grammatik nicht eingeprägt werden, auf Lexikon oder Vokabular mit Quantitätsangaben angewiesen, oder aber er behandelt sie wie *ἐχυρός*. Formenlehre und Syntax zeichnen sich durch Korrektheit aus, die erste Tugend eines Lehrbuches. Druckversehen sind nur zu bemerken S. 32, wo der Zirkumflex über *τῇ*, S. 114 wo das *ι* unter *σῴζω* und S. 143, wo der Akzent über *μεγάλην* fehlt, sowie S. 100, wo *ἥσθημαι* steht für *ᾔσθημαι* und S. 173, wo bei *δύνανται* das *ν* ausgefallen ist.

In der Syntax möchte man anstatt *ἔμπειρος τὰ τοῦ πολέμου* S. 116 und 145 lieber lesen *ἔμπειρος τῆς πολεμικῆς* oder mit Thuc. *πολέμου*. Das Wort wird, wie auf S. 162 richtig angegeben ist, mit dem Genetiv, wie bei Passow, Pape, Menge und Benseler zu lesen steht, wohl auch mit *περί τι* verbunden. Mit dem acc. graecus scheint es nicht vorzukommen, da Isokr. sagt: *ἔμπειρος ὁδῶν καὶ τἄλλα ἱκανὸς ἡγεῖσθαι*. Auf S. 143 liest man *ἡδὺ γελᾶν* „angenehm lachen", wofür doch wohl besser das schon von Autenrieth und Harder gebotene „herzlich lachen" gesetzt werden könnte. Dieser Ausdruck für das gutmütige, gemütliche Lachen ist auch von Sanders bei deutschen Schriftstellern bezeugt, was bei der sonst von den Wörterbüchern aufgenommenen Bedeutung „behaglich" zweifelhaft erscheint. Bei *διά* c. gen. S. 168 ist nur angegeben „örtlich; durch". Da möchte es doch angezeigt sein, noch eine wichtige, oft vorkommende Bedeutung zu erwähnen z. B. *ἡ δι' Οἴτης τείνουσα ὁδός* der über den Öta führende Weg, vgl. Xen. Anab. VII, 1, 14 *διὰ τοῦ ἱεροῦ ὄρους πορεύεσθαι*. Diese Anschauungs- und Ausdrucksweise ist entschieden gebräuchlicher als die S. 169 angeführte *κατὰ τοὺς γηλόφους πορεύεσθαι*, über die Anhöhen hin marschieren. Bei *ἀρχήν* S. 146 vermifst man das weitaus häufigere (*τὴν*) *ἀρχὴν οὐ*, von vornherein nicht, überhaupt nicht. Die Kürze ist manchmal weit getrieben. Von den Verben des Strebens und Erreichens sind sieben, bei Rottmanner siebzehn aufgezählt. Bei der Zusammenfassung der Regeln über die orat. obl. könnte ein Satz aus Xen. Anab. V, 6, 34 seine Stelle finden: *ἔφη εἶναι ἄκρον, ὃ εἰ μή τις προκαταλήψοιτο, ἀδύνατον ἔσεσθαι παρελθεῖν*. Damit wäre der nur als obliquus vorkommende, in der Formenlehre gewissenhaft vorgetragene, in der Syntax aber nirgends berücksichtigte Optativ des

Futurs ebenfalls vertreten. Die Spärlichkeit und Knappheit der Mustersätze will nicht recht gefallen, da der Schüler gerade durch die Fülle der Beispiele sich die Regel selbst begründet und sie dadurch viel leichter behält und stilistisch verwertet.

Genug indessen mit diesen Ausstellungen, die den entschiedenen Wert des Buches nicht schmälern sollen und können: eine Reihe von praktischen Winken, welche man dem Schüler immer wieder einschärfen mufs, sind ihm hier gegeben z B. *τεθαύμακα.* bin voll V., *συλλέξας στράτευμα ἐπολέμει* collecto exercitu, *ὁ δὲ* zur Einführung eines neuen Subjekts, die Stellung des attributiven Genetivs eines Substantivs usw., was jeden Fachmann mit Befriedigung erfüllen wird.

Ansbach. **A. Schleufsinger.**

---

109) Jules Forest, Exercices de phraséologie et de style. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1907. VIII u. 214 S. 8. geb. ℳ 2.50.

Das ganz in französischer Sprache geschriebene Buch beginnt mit einer kurzen Abhandlung über den Ursprung dieser Sprache. Dieser folgt ein Kapitel von der Laut- und Wortbildungslehre sowie ein Dialog zwischen Lehrer und Schüler über das französische Verb im allgemeinen. Die nun sich anschliefsende Grammatik gibt in knapper Form das, was man in französisch oder deutsch geschriebenen besseren Grammatiken in dem Teil hat, der in solchen als Formenlehre des Verbs bezeichnet wird. Der Hauptwert des Buches aber beruht auf der Phraseologie, auf der Sammlung von Sätzen und Wendungen, die man auch sehr wohl eine Grammatik in Beispielen nennen könnte. Denn bei Behandlung des Hauptwortes und der übrigen Satzteile beschränkt sich der Verfasser auf Beispiele. Diese Beispielsammlung ist von aufserordentlicher Reichhaltigkeit. Zu tenir, venir und ihren Kompositis z. B., einschliefslich der aus gleicher Wurzel gebildeten anderen Wörter, sind nicht weniger als 139, zu conduire nebst gleich konjugierten Verben und Ableitungen 186 Sätze gegeben. Diese Sätze enthalten Sprichwörter, Maximen, allgemeine Wahrheiten, Technisches, Wissenschaftliches und Synonymisches; sie haben stets ein sprachliches oder sachliches Interesse, meist beides, und man stöfst dabei nicht selten auch auf Ausdrücke, die man in manchem Lexikon vergeblich suchen würde. Als geborener Franzose verfügt der Verfasser über diesen Reichtum, zeigt aber bei gelegentlichen in Klammer beigefügten idio-

matischen deutschen Übersetzungen, dafs ihm auch diese Sprache geläufig ist.

Der Zusatz de style im Titel kann wohl nur dann als berechtigt gelten, wenn man das Wort style im allerweitesten Sinne fafst. Von einer Stilistik oder auch nur von stilistischen Übungen im engeren Sinne ist in dem Buche nichts zu finden. Im übrigen aber darf das Werkchen, dem auch eine liste alphabétique beigefügt ist, allen, die mit der französischen Sprache zu tun haben, getrost empfohlen werden.

Dessau. **Bahrs.**

110) **Ch. Crawford, A concordance to the works of Thomas Kyd** [A. u. d. T. Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas, begründet und herausgegeben von W. Bang, Band XV, zweiter Teil]. Louvain, A. Uystpruyst, Leipzig, O. Harrassowitz, 1907. S. 201—400. 4.

Subskriptionspreis ℳ 16.—; Einzelpreis ℳ 20.—.

Den ersten Teil dieser höchst verdienstvollen Konkordanz habe ich seinerzeit in dieser Zeitschrift (1. Dez. 1906, S. 574) angezeigt und dabei bereits den grofsen Wert für literarhistorische und sprachliche Untersuchungen hervorgehoben. Eine weitere Würdigung behalte ich mir nach Erscheinen des dritten und voraussichtlich abschliefsenden Teils vor.

Berlin. **Heinrich Spies.**

111) **J. Ruska, Was hat der neusprachliche Unterricht an den Oberrealschulen zu leisten?** Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1908. 23 S. 8.

Die Berechtigung der Oberrealschulen zur Vorbereitung auf das Universitätstudium kann nicht ohne Einflufs auf den methodischen Betrieb des sprachlichen Unterrichts bleiben, von der einseitigen Vorschulung für berufliche Zwecke mufs zur Einführung in die Wege allgemein wissenschaftlichen Denkens übergegangen werden. Noch ist dieser Übergang erst im Werden begriffen und stöfst auf Schwierigkeiten, die ihren Grund teils im hergebrachten Aufbau der Schule, teils in den Unterrichtsmitteln haben.

Wer beabsichtigt, sein Kind für Universitätsstudien vorbereiten zu lassen, wird zweifelsohne, wo nicht örtliche Rücksichten zwingend sind, das Gymnasium als Bildungsstätte ausersehen. Realschüler sind von Anbeginn an nicht für das Studium bestimmt. Sie sollen, ohne dafs auf

den Grad der Begabung besonderes Gewicht gelegt wird, einen erweiterten Unterricht und zum Schlusse womöglich die Berechtigung zum Einjährigendienst bekommen. Da sechs Schuljahre für die Erlangung des Einjährigenzeugnisses erforderlich sind, so liegt es nahe, dafs manchen Söhnen und Eltern nachträglich die Möglichkeit der Fortsetzung der Studien willkommen ist. Der Unterbau der Schule mufs aber dem Bedürfnisse der grofsen Mehrzahl der Schüler Rechnung tragen, darf an die sprachliche Veranlagung keine hohen Ansprüche machen und bleibt gern der Parliermethode getreu, die sich mehr auf Zungenfertigkeit und Gedächtnis als scharfe logische Scheidung stützt.

Wenn nun die Broschüre darauf dringt, dafs „zum mindesten in den Oberklassen alles fern gehalten werde, was auf die Pflege von Äufserlichkeiten oder von vergänglicher Unterhaltungs- und Tagesschriftstellerei hinauskommt, und alles das hervorgekehrt und betont, was allein wahrhaft geistbildend wirkt", und „eine in der Richtung auf die geistige Bearbeitung und Durchdringung allgemein menschlicher Probleme liegende, zum Nachdenken anregende und erziehende Lektüre" eingreife, so beweist das, dafs die Umbildung erst ins Werden kommen soll. Wie aber „das Joch der Erlernung fremder Sprachen" (wovon bei Gymnasien wohl nie die Rede war) in den unteren Klassen dementsprechend umgearbeitet werden soll, darüber schweigt die Broschüre.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

112) **Herders Konversationslexikon.** Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. Freiburg i. Br. Herdersche Verlagshandlung. I. Band: A bis Bonaparte. 1740 Sp. II. Band: Boner bis Eldorado. 1758 Sp. III. Band: Elen bis Gyulay. 1818 Sp. 8. In Originallederband je *M* 12.50.

Die Frage, ob neben den Meyerschen und Brockhausschen Konversationslexika, die obendrein in gröfseren und kleineren Ausgaben auf verschiedene Klassen des Publikums berechnet sind, noch ein neues enzyklopädisches Werk einen genügenden Interessentenkreis finden würde, ist durch die Tatsache, dafs das Herdersche, jüngste Unternehmen es in kurzer Zeit bereits zu drei Auflagen gebracht hat, zur Genüge beantwortet. Eine andere Frage ist aber, ob und in welchem Umfange der neue Hausschatz den Anforderungen des täglichen Lebens der Gebildeten genügt, und besonders, ob er den Bedürfnissen der höheren Schulen ausreichend entgegen-

kommt. Referent kann dem gegenüber feststellen, daſs zunächst das Quantum der Einzelartikel jedenfalls für alle Fälle, in denen man ein solches Nachschlagewerk zu Rate zieht, ausreicht. Bei allen Begriffserklärungen im Bereich von Staat und Kirche, Politik und Geschichte, Handel und Wandel, Geographie und Naturkunde gibt das Handbuch genügende Auskunft. Auch geflügelte Worte und klassische Zitate sind den Lemmata eingereiht worden. Ermöglicht wurde diese Fülle bei einem auf nur acht Bände angelegten Umfang einmal durch eine knappere Fassung der Erklärung, namentlich auf den Gebieten des geographischen, naturkundlichen und technologischen Wissens, die bei den gröſseren Nachschlagewerken einen sehr bedeutenden Raum beanspruchen, da die Autoren der Artikel oft zu weit der Spezialforschung nachgehen. Man wird sich hier mit einem abgekürzten Verfahren einverstanden erklären; denn das Durchschnittspublikum hat meist weder Zeit noch Neigung noch Vorkenntnisse genug, um den Detailfragen folgen zu können, während der Fachmann in der Verlegenheit lieber zu einem Spezialwerke greift als zum Konversationslexikon. Für den augenblicklichen Bedarf genügt aber die Herdersche Praxis vollauf. Ein anderes Mittel der Raumersparnis hat die Redaktion dadurch gewonnen, daſs sie vielfach die Ableitungen und Zusammensetzungen eines Grundwortes in fortlaufendem Druck, also ohne Raum erfordernde Absätze aneinandergereiht hat; vgl. Farben, Frost, Frucht, Fund, Gesundheit, Gold u. a. m. Natürlich ist auch durch zweckmäſsige Subsumtion unter ein gemeinsames Thema mancherlei an Sonderartikeln gespart worden. Was die Qualität des Gegebenen anlangt, so haben die nachgeprüften Artikel ein wohl befriedigendes Ergebnis gehabt. Über gewisse Eigentümlichkeiten des Werkes soll bei Gelegenheit der nächsten Bände berichtet werden. Für diesmal nur noch ein paar Einzelheiten. Adversativ sucht man nicht unter Adversaria; es muſs selbständig figurieren. Das gleiche gilt von Akkusativ unter Akkusat. — Vermiſst wird ein Stichwort der Bireme (Schiff). — Unter Division fehlt eine Erklärung für das selbständige Teilstück einer Bahnlinie im nordamerikanischen Eisenbahnwesen. — Bei Augustin war auf die schon in einer Anzahl von Bänden vorliegende Wiener Ausgabe zu verweisen. Dasselbe gilt von Ambrosius. — Der Verfasser des Artikels Arianismus sei darauf aufmerksam gemacht, daſs die lateinischn Dichtung, der bei dem orthographischen Wirrwarr doch die entscheidende Rolle zukommt, den Namen Arius als Daktylus mit Doppel-r (Arrius) bietet, wie überhaupt die älte-

sten und besten Handschriften der lateinischen Patristik die Schreibung mit Doppel-r allein haben oder bevorzugen; sie ist auch in der Wiener Sammlung so zur Geltung gekommen. — In dem Artikel Choral vermifst man eine Berücksichtigung der evangelischen Ausgestaltung oder wenigstens eine Verweisung auf einen anderen Artikel, in dem diese Spezialität charakterisiert ist.

Das Verständnis gewisser Materien wird durch gute Illustrationen gefördert, die in den Artikeln zur Kunstgeschichte von hervorragender Schönheit sind.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Beiträge
zur
lateinischen Grammatik
und
zur Erklärung lateinischer Schriftsteller
von
Carl Wagener.
1. Heft.
Preis: ℳ 1.80.

Analecta Horatiana.
Von
Dr. Sigismund Sufsmann Heynemann (†).
Aus seinem Nachlafs herausgegeben
von
Dr. **Gustav Krüger.**
Preis: broschiert ℳ 1.—.

Die Anschauungsmethode
in der Altertumswissenschaft.
Von
K. Sittl.
Preis: ℳ —.60.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums.

Im Auftrage und mit Unterstützung der Görresgesellschaft.
Herausgegeben von Dr. E. Drerup, Dr. H. Grimme und Dr. J. P. Kirsch.

Soeben ist erschienen:

3./4. Heft. ***Francotte, Henri,*** *prof. à l'université de Liége,* ***La polis grecque.*** ***Recherches sur la formation et l'organisation des cités, des ligues et des confédérations dans la Grèce ancienne.*** *VIII u. 252 Seiten. gr. 8. br. ℳ 6,60.*

5. Heft. ***Weber, Dr. Hans, Attisches Prozessrecht in den attischen Seebundsstaaten.*** *66 Seiten. gr. 8. br. ℳ 2,—.*

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn. [101

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien:

SZENEN
AUS
MENANDERS KOMOEDIEN
DEUTSCH
VON
CARL ROBERT

8°. (131 S.) Geb. 2.40 ℳ. [102

Dem Wunsche, weiteren Kreisen eine vorläufige Vorstellung von den neugefundenen Fragmenten des Menander zu geben, ist dieser Versuch einer Übersetzung des Textes und einer inhaltlichen Ergänzung der fehlenden Szenen entsprungen. Man lasse diesen Versuch auf sich wirken, wie die Entwürfe von Dramen, von denen der Dichter bereits einige Szenen ausgeführt, andere erst in Prosa skizziert hat.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Xenophons Anabasis.

Bearbeitet von **Dr. Reimer Hansen.**
1. Heft: Buch I. Preis: ℳ 3.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

JUN 20 1908

Gotha, 30. Mai. Nr. 11, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

113) Georg Finsler, Die Olympischen Szenen der Ilias. Ein Beitrag zur Homerischen Frage. Beilage zum Jahresbericht des städtischen Gymnasiums in Bern 1906. Zürich, Faesi & Beer (vormals S. Hohr), 1906. 56 S. 8.

Ein neuer Beitrag zur Lösung der homerischen Frage! Aber freilich deckt sich, wie der Verfasser am Schlusse seiner Abhandlung erklärt, seine Auffassung am meisten mit der Betrachtungsweise Christian Gottlob Heynes, der (im achten Bande seiner gröfseren Homerausgabe S. 801 f.) sagt: Maiores utique ac potiores partes summa ingenii subtilitate coagmentatas esse patet; multo magis, si eas antea solitarias ac sparsim habitas esse cogitas. Cum semel Achillis ira in Agamemnonem pro fundo esset posita, ... per totum carmen ante oculos hoc habetur mira cum arte. Und weiter: „Studium copulandi diversas partes arguunt maxime repetiti, interdum interrupta narratione inculcati, deorum interventus.“ In diesen Worten, erklärt er sodann, wie in der ganzen Art Heynes, die Entstehung der Ilias zu be-


LIBRARY OF THE UNIVERSITY

trachten, liege eine so gute und richtige Erkenntnis, dafs es der ganz ungerechtfertigten Auctorität seiner Neider bedurft habe, die Anerkennung des verdienten Mannes um ein Jahrhundert hintanzuhalten.

Die gesamte Abhandlung ist in zehn Abschnitte geteilt, welche die Überschrift tragen: 1) der Auszug des Patroklos, 2) die Aristeia Agamemnons, 3) die Täuschung des Zeus, 4) die Mauer der Achäer, 5) die zweite Schlacht, 6) der Bittgang der Thetis, 7) der Traum und der Auszug des Heeres, 8) der Kampf des Diomedes, 9) kleinere Göttergespräche und schliefslich 10) Hektors Lösung. Eingeleitet werden diese Abschnitte durch eine Rekapitulation einer Untersuchung des Verfassers im Hermes (Band 51, S. 426ff).

Die ursprüngliche Patroklie war nach Ansicht desselben völlig selbständig und älter als das Lied vom Zorn des Achill, unabhängig auch von der Aristie Agamemnons, welcher der Zorn Achills und dessen Teilnahme am Kampf um Ilios unbekannt war. Der Anfang und der Gehalt dieser echten Patroklie war anders als wir sie jetzt besitzen. Achill weifs, dafs, wenn er jetzt in den Kampf eintritt, sein Geschick sich erfüllen wird. Die Liebe zum Leben läfst ihn eine Weile untätig bleiben. Er gestattet dem Freund mit den Myrmidonen auszuziehen, beschleunigt aber dadurch, dafs dieser von Hektor erlegt wird, sein Schicksal. Die Stelle *Π*, 51 will der Verfasser erklären: „die Mutter hat mir nichts weiteres gesagt" und *ἐπέφραδεν* von *ἐπιφράζω* ableiten. Die homerischen Formen *πέφραδον* und *ἐπέφραδον*, welche Thiersch von *ἐπιφράζω* ableitete, führen sämtliche neuere Grammatiker auf einfaches *φράζω* zurück. Freilich zitiert Blafs in Kühners Gr. I, 2, S. 566 aus Hesychius den Aor. *φράδεν*. Auch mufs nach seiner Meinung in der ursprünglichen Dichtung eine andere Lage des Kampfes vorausgesetzt worden sein als sich aus den Worten des Patroklos ergibt.

Der sog. Dichter unserer Ilias hat nach der Ansicht des Herausgebers dieser Abhandlung eine Reihe epischer Stücke unter den Gesichtspunkt des Zorns des Achill aneinandergereiht, durch die Göttergespräche und einzelne Vermerke mit diesen und untereinander verbunden und dem Ganzen einen harmonischen Abschlufs gegeben. Er ist es auch, der Thetis in die Ilias eingeführt hat. Jeden Gedanken an eine Urilias verwirft er.

Der Dichter des ersten Teils von Gesang *Α* suchte das Fernbleiben des Achill vom Kampfe durch seinen Zorn gegen Agamemnon neu zu begründen. Das *Α*, läfst sich der Verfasser vernehmen, ist freilich kein

Lied; denn es ist für eine vorhandene Situation gedichtet und hat nie selbständig bestanden. Es bildet eine geschlossene Einheit im nämlichen Sinne, wie manches Stück des Epos, so nämlich, dafs es ein in sich abgerundetes Ganzes innerhalb einer gröfseren Folge darstellt. Dieses Gedicht hat bedeutenden Einflufs auf die alte Patroklie ausgeübt. Patroklos' Auszug wird jetzt dadurch motiviert, dafs Agamemnon durch die Tapferkeit der Myrmidonen zur Erkenntnis geführt werden soll, was er an Achill habe und dafs dadurch die Rückgabe der Briseis veranlafst würde. Um die Patroklie in Einklang mit *A* zu bringen, läfst die Überarbeitung V. 17 f. den Achill an den Zorn erinnern, flicht auch V. 30 in die Rede des Patroklos ein Wort darüber ein. Die alte Begründung der Zurückhaltung Achills wird ausdrücklich verworfen und durch die neue ersetzt (V. 49 bis 59). V. 80 hat *ἀλλὰ καὶ ὧς* seine Beziehung verloren. Auch ist Achills Zorn in die Anrede an die Myrmidonen (V. 200 ff.) und in das Gebet an Zeus (V. 236 ff.) eingeführt, während in der alten Fassung Achill wohl sagte, weshalb er sich vom Kampfe zurückhalte. Er nimmt an, dafs in einer älteren Fassung von *A* Achill, ohne Vermittlung seiner Mutter, sich direkt an Zeus gewandt habe, worauf auch die beiden Stellen *Π* 236 und *Σ* 75 hinweisen. Während er ferner *A* 366—412 noch später hinzugesetzt sein läfst, ist er der Ansicht, dafs die letzten vier Verse aus dem alten Gebet an Zeus stammen dürften.

Demselben Dichter, von welchem, nach Annahme des Verfassers, die olympischen Szenen in den Gesängen *ΔΘΞΟ* und alle Beziehungen auf die Zusage, welche Zeus der Thetis gegeben hat, verfafst wurden, sind die Partien ähnlichen Inhalts sowohl, als auch die Götterversammlung im zweiten Teil des ersten Gesanges zuzuweisen. Der erste und zweite Teil von *A* weisen mehrere Verschiedenheiten auf, zuvörderst in bezug auf den Sitz der Götter, dann aber besonders in der Charakterisierung derselben. Schroff, ja brutal kehrt Zeus der Here gegenüber seine Überlegenheit hervor. Die Gefühllosigkeit der Götter zeigt sich in den Worten des Hephästos und in der Fröhlichkeit, die sich ihrer darauf bemächtigt. Während wir im ersten Teil den Vers lesen *ὅς κε θεοῖς ἐπιπείθηται, μάλα τ' ἔκλυον αὐτοῦ* (V. 218), während die Götter dargestellt werden als solche, welche ihre Schützlinge hören und ihnen ungehindert helfen, tritt uns hier der gewalttätige Charakter des Zeus entgegen; von einer Gerechtigkeit ist bei ihm keine Rede mehr. Auf V. 428 folgte ursprünglich 488 und dann 490 ff.; V. 429 führt die ganz nachträglich eingelegte Fahrt des Odysseus

nach Chryse ein, die den Zusammenhang störte, so dafs hernach V. 489 notwendig wurde. Die Hand unseres Dichters findet der Verfasser auch im Proömium. Die Worte *οὐλομένην* „fluchwürdig" (V. 2) und *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή* (V. 5) enthalten nach seiner Ansicht in ihrem bitteren Gegensatz das Programm des Dichters: Jammervoll war das Geschick, fluchwürdig seine Ursache; aber Zeus wollte es so. Eine Inhaltsangabe habe das Proömium gar nicht beabsichtigt. In der alten Fassung von *A* habe V. 5 unmittelbar hinter V. 1 gestanden: „den Zorn singe, Göttin, des Peleiden Achilleus, von dem Punkte an, wo die Helden in Hader sich trennten". Der Schlufs dieses Abschnitts lautet: „In *A* tritt die Kunst des Dichters hervor, seine Vorlagen umzugestalten. Er hat das Buch zu einer wundervollen Einheit gemacht, er hat das neue *A* an den Anfang des grofsen Epos gestellt, das es seitdem beherrscht. Das kann aber nur die Wirkung eines Werkes sein, dessen Schöpfer kein Nachahmer und Fortsetzer, sondern ein wahrer Dichter gewesen ist." Er weist noch darauf hin, dafs die Patroklie vor dem Dichter der Göttergespräche überarbeitet worden ist.

Um die Art der Behandlung des Verfassers zu charakterisieren, bin ich ziemlich ausführlich bisher gewesen; im folgenden gedenke ich mich weit kürzer zu fassen.

Wie in der alten Patroklie jeder Zusammenhang mit dem ersten Gesang fehlte, so auch mit dem elften. Beide sind gemeinsam in dieselbe eingearbeitet worden. Die Überarbeitung lehnte sich an die Schlachtschilderung des Gesangs *Λ* an. Als diese stattfand, war der Gesang *I* noch nicht vorhanden. Die Einlage *Π* 60 ff., welche sich auf die Gesandtschaft an Achill bezieht, wurde in einen früheren Zusammenhang eingesetzt, der nichts von ihr wufste; jedoch wurde hierdurch das Gesamtbild der Patroklie nicht wesentlich verändert. Der Botengang des Patroklos am Schlufs von *Λ* ist mit Benutzung der überarbeiteten Patroklie verfafst, verknüpft diese aber nur ganz lose und ungenau mit *Λ*. Er ist nach Wilamowitz' Ansicht, der sich der Verfasser angeschlossen hat, gedichtet, um das pylische Epos im Auszug mitzuteilen. Als *Λ* in den Rahmen unserer Ilias eingeführt wurde, erfuhr der Gesang, besonders durch Benutzung von *Θ*, mehrfache Veränderungen.

Die Gesänge *M* und *N–O* waren, wie der Verfasser auseinandersetzt, ursprünglich selbständige Stücke, die weder mit der Menis noch mit der Patroklie etwas zu tun hatten, sondern gesonderte Darstellungen innerhalb

des grofsen Kampfes waren, der mit dem Kampf um die Schiffe einen vorläufigen Abschlufs fand. Durch den Dichter der *Διὸς ἀπάτη* wurden alle diese Stücke miteinander verbunden; ihm gehört alles an, was die Schlacht *N–O* mit dem Zorn in *A*, dem Verbot des Zeus in *Θ* und der Patroklie in Einklang bringen sollte. Die Verbindung von *N–O* mit *Λ* ist älter als die *ἀπάτη*, weil das erstere Stück den Gesang *Λ* voraussetzt; die Apate selbst ist kein selbständiges Stück, sondern für die Stelle, wo sie steht, gedichtet. Ihr Dichter ist identisch mit dem der Göttergespräche in *Δ*; bei beiden finden wir den Charakter der Götter in gleicher Weise unwürdig. Der Gesang *M* ist zwischen *Λ* und *N* erst eingefügt, er ist älter als *I*; denn nur in diesem Gesang ist von der Mauer die Rede, und zwar in einem Zusammenhang, der jeden Gedanken an eine Überarbeitung ausschliefst.

Die Gesänge *Λ, M, N–O* liefsen sich nicht unmittelbar an *A* anreihen, weil der Dichter erst noch den Kampf des Diomedes einführen wollte. Die Gesänge *Γ* und *Δ* enthalten, wie der Verfasser ausführlicher im Hermes nachzuweisen gesucht hat, eine einheitliche Dichtung, die bestimmt ist, diesen Kampf in *E* mit dem Versprechen, welches Zeus der Thetis in *A* gegeben hatte, in Einklang zu bringen. Dem Dichter lag eine epische Erzählung vor, welche den Vertrag, den Zweikampf des Alexandros und Menelaos, und den Vertragsbruch enthielt, von der wir jedoch nicht wissen, ob sie ein episches Einzelgedicht war oder nicht. Der Dichter von *Γ Δ* hat das ältere Original erweitert und mit *E* verknüpft (die olympischen Szenen dieses Gesanges und das Verhältnis desselben zu ihrer Umgebung werden ausführlich behandelt), auch Züge von *Z*, die er übernahm, mit grofser Feinheit umgestaltet. Ihm gehört vor allem die olympische Szene im Anfang von *Δ* an, die erklären soll, warum trotz des Versprechens des Zeus die Trojaner zu unterstützen, Diomedes Erfolge erringt. Die Wirkung dieser soll durch eine neue Entschliefsung der Götter aufgehoben werden, was im Anfang von *Θ* geschieht; dieser Gesang bildet die Einleitung zu *I*. Das ursprüngliche *Θ* (bis *I* 8) zeigt vielfache Anklänge und Entlehnungen aus den Kampfschilderungen von *Λ* bis *Σ*, doch auch viel Schönes und Eigenartiges. Neu hinzu kamen die olympische Szene am Anfang und die Ausfahrt der Göttinnen. Selbst die menschlichen Regungen der Götter müssen vor der Unbarmherzigkeit des Zeus verstummen. Diese weist V. 470 ff. hin auf eine viel gröfsere Niederlage der Achäer, wie eine solche dann in der grofsen Schlacht von

Λ bis *Σ* erfolgt. Demselben Dichter gehört die Überleitung des Kampfes in *Θ* zur Presbeia an (*I* 9—88). Ursprünglich hatte diese nur eine Beratung. Wenn hier von einer zweifachen Beratung die Rede ist, so soll dies durch die unserem Dichter eigentümliche Art veranlafst sein, die Schönheiten der Vorlage möglichst unversehrt zu lassen. Die Beratung in Agamemnons Zelt hätte der Dichter umändern, ja zerstören müssen, wenn er die Verknüpfung mit den früheren Büchern einflechten wollte. Wenn im Verlauf des Gesangs Phönix eingeführt wird, so geschieht dies, wie der Verfasser erklärt, ausschliefslich aus dem Grunde, um den Auszug aus dem Epos vom Zorn des Meleager einzuführen; vorausgeschickt wird eine Geschichte, welche das Verhältnis des Phönix zu Achill darlegen und seine Berechtigung ihm zuzureden darlegen solle.

Was den zweiten Gesang betrifft, so schliefst sich der Verfasser der Ansicht Düntzers an, derselbe sei ursprünglich selbständig gewesen und habe von Agamemnons Verzweiflung und dem Ausmarsch des Heeres gehandelt. Sei dieses Gedicht auch geeignet gewesen als Einleitung zu den Kämpfen in den Gesängen 3—7 zu dienen, so habe doch jede Verbindung mit dem Zorn des Achill und dem Versprechen des Zeus (im ersten Gesang) gefehlt. Dazu habe der Dichter geschickt den trügerischen Traum ersonnen. „Wenn der Traum einmal da war, konnte die alte Erzählung des *B* nicht so bleiben, wie sie war. Die Verheifsung des Zeus forderte eine Überleitung zur Aufforderung Agamemnons heimzukehren. Das Mittel dazu fand der Dichter in den Worten des Odysseus, dafs alles nur eine Prüfung sei. Er machte damit Ernst und verwandelte Agamemnons Vorgehen in eine wirkliche Versuchung des Heeres. Das mufste er aber dem Hörer klar zu machen suchen. Es mufste irgendwo gesagt werden, dafs eine solche Versuchung kommen werde. Dazu erfand der Dichter die *βουλὴ γερόντων*."

Von *Ω* nimmt der Verfasser an, dafs der Gesang nie selbständig bestanden habe, sondern dafs er ein erst spät zu unserer Ilias hinzutretendes Stück sei, wodurch der alte Schlufs des Gedichtes von Hektors Tod in Wegfall gekommen sei. Er zeige das Bestreben, sich an unsere Ilias anzuschliefsen und ihren Schlufs zu bilden. Das ganze Buch müsse von einem Dichter verfafst sein, dem Dichter der übrigen Göttergespräche und habe den Zweck, die Ilias abzuschliefsen und zusammenzufassen.

Goethe hat 1821 sich über die Homerkritik geäufsert:

Scharfsinnig habt ihr, wie ihr seid,
Von aller Verehrung uns befreit,
Und wir bekannten überfrei,
Dafs Ilias nur ein Flickwerk sei.

Den Scharfsinn des Verfassers auch der vorliegenden Schrift müssen wir zweifellos anerkennen und bewundern; aber es wird vielen, wie mir ergeben, dafs nämlich es nicht leicht möglich ist, ihm auf seinen so vielfach gewundenen und verschlungenen Pfaden überallhin zu folgen.

Der Druck ist deutlich und korrekt. Nur wenige Druckfehler sind mir aufgefallen; so steht S. 11 Pandoros, S. 55 homorisch, S. 6, Z. 8 der zweite Teil des Δ (für Λ), S. 8 apellieren, S. 12, Z. 4 Vers 1 (für 3); das Griechische ist fehlerlos gedruckt, nur findet sich in mehreren Stellen der Akut, wo der Gravis stehen mufs. Zum Schlufs füge ich noch die Frage hinzu: Kommt das Wort verunmöglicht, das S. 18 steht, sonst noch vor in der Schriftsprache?

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

114) **A. Patin, Der lucidus ordo des Horatius.** Ein neuer Schlüssel für Kritik und Erklärung gewonnen aus der Dispositionstechnik des Dichters. Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1907. 48 S. 8. ℳ 1.20.

Der Verfasser geht aus von v. 42—44 in der ars poetica, in welchen er auf aut ego fallor und pleraque Nachdruck legt: „Horaz scheint sich den kraftvollen Dichter vorzustellen, wie er aus dem Vollen schöpft, wie er aus überreich anflutender Masse doch wohl vorher gesammelten, zusammengetragenen Stoffes immer nur so viel auswählt und verwendet, wie er jeweils gebrauchen darf.“ S. 4: Um so mehr mufste ich jener Vorschrift und Verheifsung des Dichters gedenken, wenn ich die kunstvollen Gliederungen der Oden durch Rosenberg und andere betrachtete, wenn ich in manchen der reifsten und schönsten Gedichte fast gewalttätige Kürze und verwegene jähe Gedankensprünge wahrnahm, die sich mir am leichtesten aus dem Streben erklärten, nach einem strengen Ebenmafs der Teile.“ Er sucht dies zunächst an Briefen nachzuweisen, „weil die Briefform als solche eine unanfechtbare Gliederung bedingt“. In Ep. I, 10 haben Einleitung (E) und Schlufs (S) genau den gleichen Umfang von sieben Versen. Auch das Mittel- oder Hauptstück zerfällt in zwei gleiche Hälften. In dem schliefslich gewonnenen Schema:

$$\text{E. 7. A } \overbrace{7 + (7 + 4)}^{18} \text{ B. } \overbrace{8 + (5 + 5)}^{18} \text{ S. 7.}$$

sieht er ein solches, welches sowohl Gleichmafs als Abwechslung erstrebt. In Ep. I, 16 sieht der Verfasser staunend, dafs die Frage: vir bonus est quis? welche für den allgemeinen Teil thematische Bedeutung hat, ... strenge Mittelstellung hat, ... so dafs sich bis zur Evidenz folgendes Schema ergibt: A 16, 16, 7, M(ittelvers) B. 16. 16. 7. — Sat. I, 6 ergibt: A 19 + 20. B. 20 + 19. C. 19½ + 19½). Hier habe der Dichter die „Kerbe" zu verstecken für gut befunden. — In Sat. II, 3 ergeben sich nach des Verfassers Ansicht I. Einleitung. Herbeiführung der Thesis und des Vortrages durch Persönliches 81 V. — II. Hauptteil vom Narren der Habsucht 79 V. III. Von den Narren der Verschwendung 86 V. IV. Vom verliebten und abergläubischen Narren nebst persönlichem Schlufs 80 V. Im Verlaufe einer scharfsinnig geführten Untersuchung stellt sich das so dar: B. 22, 38, 21. C. 23, 37, 23. D. 34, 19, 27 und für A. 36, 26, 19. — Auf S. 16 kommt Patin, nachdem er sich mit vollem Recht die Frage vorgelegt hat, was Horaz bei dieser Art zu arbeiten gewollt habe, zu dem Urteil: „Gewifs aber waren ihm solche Grundrisse nichts anderes, als ein zuverlässiges, erprobtes Mittel, um ein objektiv untadeliges Gebilde zu erzielen." In Sat. I, 1 „sieht er die erste der Welt vorgelegte Probe einer neuen Kunst". Was er hier und weiter Sat. I, 3. 4. („wo nur ein annäherndes, kein strenges Gleichmafs bezweckt ist"). 6. Ep. II, 1. I, 2. I, 14 gibt, entzieht sich der Wiedergabe; es zeugt, wenn ich von den Resultaten jetzt absehe, von einem tiefen Verständnis des Behandelten und grofser logischer Schärfe. Das Resultat dagegen dieses „Wunderwerks" ist uns „überkünstlich" erschienen, und fast möchte man auf des Verfassers Frage (S. 21): Ist jemals ein Aufsatz sorgsamer, künstlicher, ängstlicher disponiert worden, als diese glatteste aller Satiren? — antworten: ja, viele sind besser disponiert und in ihrem Aufbau leichter durchschaut worden. — In einem Nachwort geht Patin auf die Oden ein, und zwar auf III 1—6. Er tadelt bei Städler, dafs er durch die Annahme verschiedener Entstehungszeiten oder wenigstens dadurch, dafs er ihre doch auf den Dichter selbst zurückgehende Zusammenstellung zu einer Gruppe völlig aufser acht lasse, den Zusammenhang lockere. In III, 3 sieht er folgendes Bild aus dem „vorgeschrittensten Stadium horazianischer Kunst. A: 2 + 1 + 1½ + 1½. M. B. 2 + 1 + 2 + 1. Man lese jedoch diese kunstvollen Teilungen

bei dem Verfasser selbst nach! Wir erwähnen nur noch, dafs in I, 2 Strophe 10 gestrichen wird, wie er auch II, 16 die Strophe scandit aeratas für unecht hält, dafs I, 24 die erste Strophe durch ein grofses Spatium von der zweiten Strophe getrennt werden soll, dafs auch unter den siebzehn Epoden nicht weniger als drei Zwanzigzeiler sind (4. 7. 8.) und zwei Sechszeiler (6. 14.), welche die Teilung in glatte Hälften zu zehn resp. acht gestatten, dafs ferner das carmen saec. eine genaue Korresponsion zeige.

Es war ganz unmöglich, dem Verfasser in einer Anzeige gerecht zu werden. „Es ist etwas an der Sache", und es ist manches wirklich bewiesen. Aber ob man je das Kunstgesetz des Horaz klar erkennen und für alle oder wenigstens eine Mehrzahl der Leser an den Dichtungen überzeugend wird nachweisen können, ist mir auch nach dieser geistreichen Probe noch sehr zweifelhaft. Zu Horazens gröfserem Ruhm als Dichter, zu unserer gröfseren inneren Ergötzung wird es sicherlich nicht viel beitragen. Dafs von dem Geiste des Menschen, des Dichters vor allen, unbewufst bei jeder Erzeugung eine gewisse schöne Ordnung mitgegeben ist, die in ihren Hauptzügen sich im Empfinden anderer geltend macht und nicht unnützlich zur Anschauung gebracht wird, halte ich für selbstverständlich. Wenn Horaz auch in den kleinsten Teilen diese Ordnung erstrebt hat, bedaure ich ihn, es sei denn, dafs er einem Gesetz der gelehrten griechischen Dichter seiner Zeit darin gefolgt ist. Reizenstein hat uns neuerdings gezeigt, wie sehr Horaz durch die zeitgenössische griechische Dichtung beeinflufst ist. Es ist die Frage zu lösen, ob auch diese etwa so handwerks- oder sagen wir so kunstmäfsig disponiert haben.

Hirschberg (Schlesien). **Emil Rosenberg.**

---

115) **Atti del congresso internazionale di scienze storiche** (Roma, 1—9 Aprile 1903). Volume I: Parte generale. Roma, Ermanno Loescher & Co. (W. Regensburg), 1907. IX u. 324 S. 8. Lire 10.

Der internationale Kongrefs der historischen Wissenschaften wurde am 2. April 1903 in der Aula Capitolina des Senatorenpalastes in Gegenwart des Königspaares und der höchsten Würdenträger feierlich eröffnet. Zunächst begrüfst im Namen der ewigen Stadt Fürst Colonna die Gäste, die *eletti ambasciatori dello spirito umano,* und begrüfst zugleich die Morgendämmerung des Tages, *in cui per la potenza irresistibile delle idee noi rag-*

giungeremo l'armonia suprema, sostituendo alle disperse storie degli uomini una e radiosa la storia del progresso umano. Darauf verhüllt Klio ein Weilchen weinend ihr Haupt, denn jetzt bewillkommt als Minister des öffentlichen Unterrichts Nasi die Gäste im Namen Italiens und des Königs und erklärt dann nach einer Serie aphoristischer Bemerkungen über die Leistungen Italiens auf dem Gebiete der historischen Forschung den Kongrefs für eröffnet. Die eigentliche Festrede hielt der Präsident des Kongresses, P. Villari. „Jede Zeit", so ungefähr führte er aus, „hat ihr besonderes Gepräge und dementsprechend auch ihre besondere Art der Geschichtsforschung und -schreibung. Das neunzehnte Jahrhundert brachte die Bildung der Nationalitäten zum Abschlufs und war erfolgreich bemüht die Lage der unteren Volksklassen zu verbessern; das zwanzigste wird die Nationen Europas zu internationalen Verbänden sich zusammenschliefsen sehen, schon, um nicht von den kolossalen Reichen im Osten und Westen erdrückt zu werden. Eine besonders schwierige Frage aber ist dem neuen Jahrhundert zu lösen vorbehalten, nämlich die, was aus den vielen Millionen Farbiger werden soll, mit denen die von den Staaten Europas mit regem Wetteifer betriebene Kolonisationstätigkeit uns bald in engste Fühlung bringen wird. Wie sind sie materiell und moralisch zu heben, ohne die Gefahr heraufzubeschwören, dafs sie, furchtbarer als einst Hunnen, Araber und Mongolen, uns überschwemmen oder ein ähnliches Hemmnis der Entwicklung werden, wie es die Neger in den Vereinigten Staaten sind? Dieser Frage werden daher die Hilfswissenschaften der Geschichte wie Ethnographie, Anthropologie, Völkerpsychologie ganz besonders ihre Aufmerksamkeit zuwenden müssen. Und dem Drange der Völker nach internationaler Vereinigung vorangehend müssen die Gelehrten und wissenschaftlichen Institute verschiedener Länder zu gemeinsamem Wirken sich verbinden, z. B. Deutsche und Italiener zur Erforschung der Geschichte der Langobarden: Italiener, Franzosen und Engländer, um die der Normannen zu schreiben." Die Versammlung begab sich jetzt in den Konservatorenpalast, um die *Forma Urbis* einzuweihen. Dem Berichte R. Lancianis nach, welcher mit Chr. Hülsen zusammen die Arbeit der Zusammensetzung leitete, wurde dieser Plan der Stadt Rom unter Septimius Severus und Caracalla auf 140 Marmortafeln eingegraben, welche zusammen eine Fläche von 266 Quadratmetern bildeten, und an der Hinterseite des Katasterarchivs (templum Sacrae Urbis, heute SS. Cosmas und Damian) befestigt. Die aufgefundenen Trümmer wurden zum Teil in den Palazzo

Farnese gebracht, zum Teil in die Fundamente eines Marstalls vermauert, aus denen sie jetzt wieder zum Lichte emporgestiegen sind. Es wird gelingen, den ganzen Plan wieder zusammenzusetzen, wenn die Ausgrabungen im Garten von SS. Cosmas und Damian durchgeführt werden können. (Ein Lichtdruck veranschaulicht, in welchem Umfange die Wiederherstellung gelungen ist, vier Photogramme geben in gröfserem Mafsstabe die Pläne des Ludus magnus, des theatrum Balbi, des balineum Surae und des macellum wieder.)

Unter den besonderen Veranstaltungen aus Anlafs des Kongresses verdienen noch hervorgehoben zu werden eine Ausstellung von Plänen und Ansichten des alten und neuen Rom in der Nationalbibliothek und eine Beleuchtung des Kolosseums und Forums durch elektrische Scheinwerfer. Am 5. April fand unter Führung Bonis ein Besuch des Klosters S. Francesca Romana statt, welches zum Museum des Forums umgebaut werden soll, dann wurden die Ausgrabungen auf dem Forum besichtigt und die wiederhergestellte kaiserliche Rampe, welche vom Forum auf den Palatin führt, eingeweiht. Am 11. April machten 250 Kongressisten einen Ausflug von Ninfa über Norba nach Sermoneta, wo vier Gräber aufgedeckt wurden, welche einer etwas späteren Periode als die des römischen Forums angehören. (Auf S. 147—153 sind vier Ansichten der Ruinen von Ninfa und Norba wiedergegeben.)

Die Arbeit des Kongresses von Rom soll im August 1908 in Berlin fortgesetzt werden. Villari schliefst auf S. VII diese Ankündigung mit den Worten: *E non v'ha dubbio alcuno che le cose procederanno colà con quell' ordine e con quella serietà con cui tutto procede in Germania.*

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

116) **Guielmus Felsch, Quibus artificiis poetae tragici Graeci unitates illas et temporis et loci observaverint.** [Breslauer philologische Abhandlungen herausgeg. von R. Förster. IX. Bd. 4. H.] Breslau, Marcus, 1907. 84 S. 8. ℳ 3.—.

Unter den Breslauer philologischen Abhandlungen ist die Arbeit Felschs die erste, die sich mit den griechischen Tragikern befafst und man mufs gestehen, dafs das Thema recht glücklich gewählt ist. Vor 140 Jahren freilich hätte sie in den weitesten literarischen Kreisen die angelegentlichste Beachtung gefunden; heute wird eine solche Schrift wohl nur ein Philologe in die Hand nehmen, wenn auch die praktische Schauspielkunst

unserer Tage sich mit Fragen ähnlicher Art zu beschäftigen beginnt. Mögen auch die meisten Beobachtungen, auf denen die Arbeit beruht, sich in kommentierten Ausgaben und Spezialuntersuchungen finden, sie hat doch jedenfalls den Wert einer ersten zusammenfassenden Behandlung einer für das Verständnis der dramatischen Technik der grofsen griechischen Tragiker und damit ihrer Eigenart wichtigen Frage. Dabei sollte man sich aber wohl hüten, die von den Dichtern angewendeten Kunstmittel vor das Forum des kritischen Verstandes der heutigen Generation zu stellen; entscheidend ist die Frage, ob der Dichter die beabsichtigte Illusion erzielte, und diese könnte eigentlich nur ein Zeitgenosse beantworten; die Marathonkämpfer gaben jedenfalls für die Bühne ein ganz anderes Publikum ab als die Zeitgenossen der Sophisten. — Was die Anlage der Arbeit betrifft, so bedauert der Referent, dafs der Verfasser es versäumt hat, in einem kurzen Überblick den Entwicklungsgang von der naiven Weise des Aischylos, der die ganze freudige Täuschungswilligkeit des Kindes bei seinen Zuhörern voraussetzen darf, bis zu der saloppen Art des Euripides, der mit dem überkommenen, dem Publikum geläufigen Apparat anscheinend immer handwerksmäfsiger schaltet, in den hauptsächlichsten Punkten festzustellen. Anderseits hätte die Untersuchung, ob die Einheit der Zeit und die des Ortes in den erhaltenen Dramen gewahrt sind, viel kürzer erledigt werden können, da die Tatsachen ja hinreichend bekannt sind. Endlich erscheint die eingehendere Feststellung, dafs der dramatische Dichter mit der zeitlichen und örtlichen Beschränkung der Handlung von dem epischen abweicht, geradezu schülerhaft; für jeden von beiden gelten ja unbestrittenerweise ganz andere Gesetze. —

Nach dem Ergebnis der Arbeit haben alle drei Tragiker unter dem dramatischen Zwange Dinge der verschiedensten Art, die in Wirklichkeit nicht an einem Tage stattfinden, in diesen Zeitraum zusammengedrängt. Sie haben also das getan, was Lessing in seiner Dramaturgie so scharf an den Franzosen, von seinem Standpunkt mit gewissem Recht geifselt, sie haben die physikalische Einheit der Zeit gewahrt, ohne sich um die moralische zu kümmern. Herders Urteil in seiner Abhandlung über Shakespeare trifft in diesem Punkte das Richtige. Im einzelnen ist nun in dem Verfahren der Dichter ein grofser Unterschied: Aischylos gibt sich keine Mühe, die rasche Aufeinanderfolge des Geschehens zu motivieren; auch lagen für ihn die Umstände infolge der tetralogischen Komposition ungleich günstiger als für seine Nachfolger. Die Notwendigkeit einer

ausführlicheren Exposition, eine raschere Verwickelung und Lösung nötigten Sophokles zur Ersinnung mannigfaltiger Kunstmittel. Euripides hat die meisten derselben übernommen und als neues den Prolog dazu gefügt. — Um die Einheit des Ortes zu wahren, wählt Aischylos einen Schauplatz, der im allgemeinen der Handlung angemessen ist; in der Charakteristik desselben durch den Dichter kann ein kritischer Betrachter der geschriebenen Worte wie F. Widersprüche finden, sicherlich aber fand sie nicht der andächtige Hörer, der wie Herder von den Griechen dieser Zeit wenigstens treffend sagt, „mit rechtem Tempelernst" lauschte. Spielen wesentliche Teile der Handlung an verschiedenen Punkten, so erscheinen diese nebeneinander verlegt, mögen sie in Wirklichkeit auch weit voneinander liegen. Doch hat der Dichter die Grenze eingehalten, die jedem dramatischen Dichter durch das bessere Wissen der Zuschauer gezogen ist; daher der Szenenwechsel in den Eumeniden, nicht aber, wie F. meint, weil der Chor aus nichtmenschlichen Wesen besteht; denn Orestes mufs ja auch in der gleichen Zeit dieselbe Entfernung zurücklegend gedacht werden. Um nicht die Handlung in das Innere des Palastes verlegen zu müssen, bedient sich der Dichter, wie F. mit Recht betont, im Agamemnon und in den Choephoren des Ekkyklemas. In bezug auf die Ansicht F.s, Aischylos wie die folgenden Dramatiker hätten die Ermordung von Personen hinter die Kulissen verlegt, weil der betreffende Schauspieler für eine andere Rolle frei werden mufste, möchte ich bemerken, dafs hierbei Wirkung und Ursache vertauscht sein können; wenigstens ist am Schlusse von Sophokles' Elektra die Verlegung der Ermordung des Aigisthos in das Palastinnere nicht durch dramatischen Zwang geboten. Dagegen wäre bei Sophokles besonders zu betonen gewesen, dafs der Dichter im Aias den Selbstmord des Helden hinter die Kulissen verlegt, und dafs als Leiche eine Puppe mittels des Ekkyklemas herausgerollt gedacht werden mufs. Dafs F. unter den zahlreichen hier nicht aufzuzählenden Mitteln, mit denen der zweite grofse Tragiker die handelnden Personen immer wieder auf den Schauplatz der Handlung zu führen weifs, nicht ausdrücklich diese Maschine nennt, ist wohl nur ein Versehen. Aufser für Aias ist sie auch für Elektra und Antigone anzunehmen. Euripides verwendet, um einen Szenenwechsel zu vermeiden, im ganzen dieselben Mittel wie sein Vorgänger; er verzichtet aber viel häufiger auf eine Begründung und nimmt um so öfters den Zufall zu Hilfe; aber schon seine Zeitgenossen haben an seinem Verfahren abfällige Kritik geübt. Auch bei ihm ist die Anwendung des Ekkyklemas

anzunehmen, wie schon die Parodien bei Aristophanes lehren; daher ist nachzutragen, dafs diese Maschine im Hippolytos v. 170 und v. 808, im Herakles v. 1175 und in der Elektra v. 1172 angewendet zu denken ist.

Die Annahme F.s, der Umstand, dafs bei Euripides von aufsen kommende Personen die im Hause weilenden, an die sie einen Auftrag haben, einfach herausrufen, hänge mit der Erhöhung der Bühne zusammen, ist eine unwahrscheinliche Vermutung; vielmehr erscheint dieses Mittel nur als eine Weiterbildung des von Sophokles angewandten, bei dem die Personen oft „wie gerufen" kommen. Endlich zeigt der Verfasser anschaulich an zwei Beispielen, an Euripides Elektra und Troerinnen, wie der dem Dichter auferlegte Zwang der räumlichen und zeitlichen Einheit auf die Gestaltung des Stoffes einwirkte. Diese Frage verdiente in erweiterter Form, wie nämlich die Beschränkung der szenischen Mittel den Aufbau der griechischen Dramen bedingte, eine besondere, eingehendere Untersuchung, die freilich mit grofser Vorsicht geführt werden müfste.

Hof a. S. **Karl Weifsmann.**

---

117) **Sigmund Cybichowski, Das antike Völkerrecht.** Zugleich ein Beitrag zur Konstruktion des modernen Völkerrechts. Breslau, M. & H. Marcus, 1907. VIII u. 103 S. 8. ℳ 3.—.

Da wir keine eindringende, wirklich wissenschaftliche Behandlung des antiken Völkerrechts besitzen, kann die kleine Schrift als vorläufiger Ersatz willkommen geheifsen werden. Sie rührt von einem Juristen her, ist aber der Hauptsache nach eine historische Betrachtung mit eingestreuten juristischen Bemerkungen. Die Zusammenstellung des Materials ist mit grofser Geschicklichkeit gemacht. Natürlich kann man von dem Verfassser nicht verlangen, dafs er überall die Originalquellen benutzte, er schöpft vielfach aus zweiter Hand und bringt daher auch Ansichten, die dem heutigen Stand der Wissenschaft nicht mehr entsprechen (so S. 50 über die Entwicklung des delisch-attischen Bundes); die Inschriften sind nicht immer nach neuen Ausgaben zitiert und für manchen wichtigen Punkt kennt C. nur die ältere Literatur; so sind ihm für den Eid im griechischen Recht die Arbeiten von Ziebarth, Ott und R. Hirzel unbekannt geblieben, er benutzt noch die Abhandlung von E. v. Lasaulx. Im ganzen aber mufs man sich wundern, dafs der Verfasser als Nichtfachmann in der Altertumsforschung gröfsere Fehler vermieden hat. Sein Urteil über das antike Völkerrecht ist sehr günstig (S. VI). Nicht ohne Wichtigkeit

ist, was er zur Charakteristik der Amphiktionie und der Symmachien sagt. Ganz entschieden wendet sich C. gegen die Anschauung Mommsens, dafs die römischen Staatsverträge Abarten des hospitium publicum gewesen seien; er bestreitet ferner, dafs die Gesandten bei den Griechen als unverletzlich gegolten hätton. Zum Schlusse fafst er dasjenige zusammen, was sich aus der Betrachtung des antiken Völkerrechts für dessen theoretische Begründung ergibt.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

118) **Ph. Plattner, Ausführliche Grammatik der französischen Sprache.** V. Teil: Registerband. Grammatisches Lexikon. Freiburg i. B., J. Bielefelds Verlag, 1908. VII u. 542 S. 8. brosch. ℳ 12.50; geb. ℳ 13.50.

Obgleich schon dem ersten Teile, d. Gr. d. fr. Sp. für den Unterricht, ein 38 Seiten umfassendes alphabetisches Inhaltsverzeichnis beigegeben ist, das erste Heft des zweiten Teiles sich Wörterbuch der Schwierigkeiten der französischen Aussprache und Rechtschreibung betitelt und auch später, wo es angeht, durch alphabetische Anordnung das Nachschlagen erleichtert wird, hat doch die Fülle des in den folgenden fünf Heften angesammelten Stoffes den Verfasser veranlafst, diesen Registerband, der zugleich grammatisches Lexikon ist, als fünften Teil anzufügen.

Da Jahrhunderte hindurch das Französische unter der Zuchtrute der Grammatiker und Akademiker und dem tyrannischen Einflufs der höfischen Sprechweise gestanden, sind trotz aller Beweglichkeit und Ausdrucksfreiheit die Grenzen für das allgemein Übliche enger gezogen als z. B. im Deutschen und Englischen, so dafs es für einen Ausländer, welcher zu einer gewissen Vertrautheit mit dem französischen Idiom gelangt ist, schwierig wird, alles zu meiden, was auffallend oder fremdartig berühren könnte. Ferner hat sich durch die langjährige Bevorzugung der französischen Sprache in den oberen Gesellschaftsschichten Deutschlands so manches Fremdländische bei uns eingebürgert, das seitdem in der Heimat aufser Gebrauch gekommen, während gleichzeitig auch falsch Verstandenes Eingang gefunden hat.

In solch zweifelhaften Fällen ist das grammatische Lexikon ein getreuer Ratgeber, was Wortbedeutung, Phraseologie, Rektion der Verben, Gebrauch der Präpositionen und der Adverbien betrifft, und dabei wird sorgsam unterschieden, ob eine Redeweise nur familiär, nur geschäftsmäfsig, nur

vulgär u. s. f. und ob ein Ausdruck zwar üblich, aber zur Nachahmung nicht zu empfehlen ist. Da es französisch-deutsch ist, wird es jemand, der aus der Fremdsprache übersetzt, durch viele treffliche Verdeutschungen zwar gute Dienste leisten können, wird ihn aber doch, da es ja nur grammatisch sein soll, der Unvollständigkeit wegen so oft im Stiche lassen, dafs der Appell an das Sachssche Wörterbuch von vornherein den Vorzug verdient. Wer dagegen seine eigene französische Leistung auf grammatische und phraseologishe Richtigkeit prüfen will, wer freie französische Arbeiten der Schüler zu korrigieren hat, für den ist das Buch ein guter, ein willkommener Führer.

Weil es aber der ausführlichen Grammatik als fünfter Teil beigegeben ist, so kann die Notwendigkeit der Wiederholung der gesamten Formenlehre bezweifelt werden. Wer ein so umfangreiches Werk in Gebrauch nimmt, von dem darf vorausgesetzt werden, dafs er die Elemente schulgerecht erlernt hat, und sollte trotzdem ihm je einmal eine Form Verlegenheit bereiten, so wird er sie im ersten Teil ebensoleicht aufzufinden wissen wie im fünften. So wird z. B. bei jedem Imperativ, der auf *e* endigt, beigefügt, dafs dieses *e* vor *en, y* zu *es* wird. Bei jedem einzelnen Verb des Affekts, des Denkens und Sagens, des Wollens wird immer wieder angegeben, unter welchen Bedingungen der Subj. im Dafssatze zur Verwendung komme u. s. f. u. s. f. Das pafst sehr wohl in ein grammatisches Lexikon; wenn sich dasselbe aber als fünfter Teil an eine Grammatik anschliefst, so dürfte eine Beschränkung auf seltenere Vorkommnisse der elementaren Schulbildung Rechnung tragen. Der dadurch gewonnene Raum liefse sich leicht ausfüllen. Wird doch sorgfältig vermieden, sich auf Sprachgesetze zu berufen, nach dem Warum zu fragen, was ja im Unterricht ein vorzügliches Mittel ist, die Beobachtungsgabe zu schärfen. Einige Beispiele. S. 8: Vous vous accoutumez à lui—accoutumer hat absolutes Personale. S. 26: Amiral, s. m. richtiger als Admiral. S. 34: Der Artikel tritt ein vor einem Titel, auf welchen der Eigenname folgt. Eine Präposition ist in der Apposition möglich vor *ce*. S. 42: Attributiv bestimmtes Subst. hat in der Regel Teilungsartikel bei der Negation: Le duc n'avait pas des (de) forces suffisantes pour entreprendre ce siège. S. 57: In den Formen von avoir lautet *eu* = *u*. S. 59: Das part. p. in les orages qu'il y a eu ist stets unveränderlich. S. 65: Bel in Belfort wird oft bé gesprochen. S. 291: Intervalle, s. m. (Zwischenraum), vgl. engl. interval. S. 370: Oser als modales Hilfsverb hat unveränderliches

Part.: les calomnies qu'il a osé répandre. — Ein Einblick in diese Geheimnisse würde nicht allzuviel Raum in Anspruch nehmen. Das Umgehen der Frage nach dem Grunde kann auch zu gewagten Behauptungen führen, z. B. S. 25: Avant örtlich (un peu avant la gare). S. 59: Il y a oft ohne Negationsfüllwort, besonders in Redensarten: il n'y a *pire eau* que l'eau qui dort. S. 77: Brèvement ist durch briévement ersetzt. S. 437: Qui steht neutral statt *ce* qui nach *rien*. S. 479: Si mit parf. défini nur in s'il en fut. — Bei der Wiedergabe des mit aufserordentlich anerkennenswertem Fleifse gesammelten Stoffes ist zu bedauern, dafs den Ergebnissen der historischen Sprachforschung zu wenig Beachtung geschenkt wird, während es an unnötigen Wiederholungen — man denke nur an die Aussprachebezeichnungen im zweiten und fünften Teile — nicht fehlt.

Bei Fremdwörtern durfte das Heimatland angegeben und gelegentlich auch bemerkt werden, dafs, seit die Franzosen begonnen haben, die Sprachen ihrer Nachbarländer zu erlernen, ein gewisser Stolz darein gesetzt wird, den entlehnten Wörtern ihren heimatlichen Klang zu geben. Warum wird zu quos ego! die Quelle nicht genannt? Warum heifst eine lateinische Schulrede quanquam? Es wäre sogar nahegelegen, zu ab hoc et ab hac Taubmanns Sibylla, Camilla ins Gedächtnis zurückzurufen.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

119) **Petit Larousse illustré.** Nouveau dictionnaire encyclopédique publié sous la direction de **Claude Auge.** 5800 gravures. — 130 tableaux. — 120 cartes. Seizième édition. Paris, Librairie Larousse, 1906. 1664 S. 16 à 2 Sp. geb.

Dieses populäre Nachschlagewerk stimmt in vielen Beziehungen mit unseren deutschen Konversationslexika überein, geht aber doch auch wieder seine eigenen Wege in der Anlage des Ganzen und in der Betonung wie auch im Auschlufs gewisser Gebiete. Eigenartig ist schon die Dreiteilung in langue française, locutions, histoire et géographie, die derart auch äufserlich durchgeführt ist, dafs die Artikel der ersten Partie für sich von A bis Z auf S. 1—1066 gegeben werden, die der zweiten mit S. 1067 wieder von neuem das Alphabet beginnen und mit S. 1098 schliefsen, worauf ein drittes Register für das Material des dritten Teiles von S. 1099—1660 folgt. Die kleinste Abteilung, locutions, ist auf besonderem, rosagefärbtem Papier gedruckt und in die Mitte gestellt, so dafs man mit leichter Unterscheidung die

richtige Partie erfafst. Um gleich bei dieser zu bleiben, so gibt sie locutions latines et étrangères, und zwar links das Original mit französischer Übersetzung, rechts Quelle und Zusammenhang resp. Nutzanwendung des Zitats. Die geflügelten Worte sind überwiegend lateinisch, meist dem Horaz (Episteln), Virgil (Aeneis II und IV), Ovid, Juvenal und der Vulgata entnommen, und decken sich, abgesehen von den Vulgatazitaten, im ganzen mit dem lat. Sprachgut, das in Deutschland im gebildeten Verkehr zirkuliert. Einige Wendungen hat das Italienische, weniger das Englische, das Griechische und Deutsche nur je zwei hergegeben. Auf das Studium unserer Sprache seitens unserer Nachbarn wirft das ein eigentümliches Licht!

Der erste und umfangreichste Teil umfafst alle französischen Worte und erklärt sie nach Grundbedeutung, ev. mit Angabe der synonymischen Unterscheidung, gibt Abweichungen der Flexion an, übertragenen Gebrauch und sprichwörtliche Verwendung; weiterhin alle enzyklopädischen Erklärungen aus dem Gebiete des Rechtes, der Medizin, Mathematik, Astronomie, Physik, Chemie, des Tier- und Pflanzenreiches usw., wenn nötig, überall mit Zeichnungen und Abbildungen, die in den Text gedruckt sind. Im dritten Abschnitte, Histoire et Géographie, findet man alphabetisch geordnet die mythologischen, historischen, literarischen und geographischen Namen erklärt, Künstler und Kunstwerke aller Gebiete angeführt, ferner Biographien (resp. biographische Notizen) bekannter Zeitgenossen, eine Liste der französischen Akademiker, Senatoren und Deputierten. Kurze und treffende Charakteristiken zeichnen die Mitteilungen über Persönlichkeiten und Typen (vgl. Polichinelle) aus, denen meist noch Bildnisse beigedruckt sind. Kleine Illustrationen helfen dem Verständnisse auch bei den angeführten Werken der bildenden Kunst nach; vgl. les sept merveilles du monde. Namhafte Einzelwerke finden wir aufser beim Künstler oder Dichter noch einmal unter eigenem Stichwort im Alphabet; so Zaïre (auch unter Voltaire), Werther (auch unter Goethe), Freischütz (Weber). Aufgefallen ist dem Referenten in dieser Abteilung, dafs Plautus (s. Plaute) noch als Marcus Accius Pl. angeführt ist, ferner dafs der Waddington, welcher als Geschichtschreiber des Siebenjährigen Krieges hochgeschätzt wird (Paris, Didot fr.), im Lexikon fehlt. Dafs man in historischen Dingen nicht überall eine der deutschen Auffassung konforme Beurteilung antrifft (vgl. Bismarck; dagegen auch Napoléon III.), tut dem Werte des Wörterbuches keinen Abbruch. Am brauchbarsten ist das

UNIVERSITY OF CALIFORNIA

dritte Register für die französischen Verhältnisse. Diese sind selbstverständlich auch in den geographischen Artikeln, die mit zahlreichen Spezialkarten ausgestattet sind, am besten dargestellt worden. Das Wörterbuch ergänzt also unsere enzyklopädischen Handbücher in mehrfacher Weise und kann deshalb dem Neusprachler wohl empfohlen werden. Für den Privatgebrauch beim Studium der französischen Literatur leistet es recht gute Dienste, und unseren Reformpädagogen wird es für die Vorbereitung besonders willkommen sein. Wo man sich also den grofsen Larousse im Konferenzzimmer nicht erlauben kann, sollte wenigstens dieser kleine vorhanden sein.

---

120) **Julius Zupitza, Alt- und mittelenglisches Übungsbuch** zum Gebrauch bei Universitätsvorlesungen und Seminarübungen mit einem Wörterbuche. Achte, verbesserte Auflage, bearbeitet von **J. Schipper.** Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, XII u. 339 S. 8. geb. ℳ 6.80.

Abermals, schon nach Verlauf von drei Jahren, tritt Zupitza-Schippers Übungsbuch seinen Siegeszug durch die anglistische Welt an. Gewifs ein grofser und auch wohlverdienter Erfolg. Inhaltliche Veränderungen sind nicht vorgenommen, da dem Herausgeber die Zeit fehlte, und doch dürfte es sich jetzt empfehlen, hierin eine Umgestaltung vorzunehmen. Die altenglische Lyrik darf nicht länger unvertreten bleiben und für das Mittelenglische sind schon früher von anderer Seite mancherlei Wünsche geäufsert worden; vor allem sollte die „Proklamation von 1258 und die von Morsbach in der Furnivall-Festschrift herausgegebene Urkunde abgedruckt werden. Auch das Glossar sollte in Zukunft statt rein alphabetisch mehr etymologisch angelegt werden; der Anfänger wird zwar dadurch zu allererst einige Schwierigkeiten, dafür aber auch den grofsen Vorteil haben, dafs sein Sinn von vornherein in historisch-etymologische Bahnen gelenkt und sein Gedächtnis ganz erheblich unterstützt wird; denn das wirklich Wissenschaftliche ist auch immer das Praktische.

Der Text selbst hat in der neuen Auflage ganz erhebliche Verbesserungen erfahren, wovon ich mich im einzelnen überzeugte, als ich das Buch diesen Winter meiner mittelenglischen Vorlesung zugrunde legte.

Im einzelnen bemerke ich noch: *weþel* statt *wēþel* (Phoenix 612). — S. 97 Vers 13854 lies *goude* statt *gonde.* — Die Form *haerre* (S. 96 Vers 13810) fehlt im Glossar. — Bei *won* wird im Glossar auf *wyn* verwiesen,

won fehlt aber unter *wyn*.. — S. 139 Vers 1045—1046: der Sinn ist durch die Interpunktion entstellt, das Semikolon nach *childe* ist zu streichen und Vers 1046 in Parenthese zu setzen. — S. 167 Vers 1136 *alas* gelöst zur ersten Halbzeile. — Bei *either* (S. 83 Vers 88) fehlt im Glossar Verweis auf *ǣgwæþer*. — S. 83 Vers 75 bei *oue* vermifst der Studierende einen Verweis im Glossar. — S. 84 V. 116 fehlt wohl *owe* zwischen *his* und *weore*; das Poema Morale bedarf überhaupt der Nachprüfung und Durchsicht auch bezüglich des Glossars, so fehlt der Verweis für *hulde* zu Vers 343 u. a. m. — Im Glossar lies *âcle* statt *ăcle* (zu Juliane Vers 707). — Zu *fell* ib. ist wegen Juliane 591 die Bedeutung „Haut" hinzuzufügen. — S. 21 Vers 667 lies *alysed* statt *ālyfed*.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

121) **Erich Paetel, Neue Shakespeare-Bühne.** — II. **Alfred Neubner,** Ein Trauerspiel in Yorkshire von William Shakespeare. Übersetzt und mit einem einführenden Vorwort von A. N. XI u. 49 S. 8. ℳ 1.50.
III. **A. Neubner,** Mifsachtete Shakespeare-Dramen. Eine literarhistorisch-kritische Untersuchung. Berlin, Otto Elsner, 1907. IX u. 197 S. 8. ℳ 4.—.

Im II. Bande sucht Neubner den Nachweis zu liefern, dafs die *Yorkshire Tragedy,* die man bisher fast einstimmig Shakespeare abgesprochen hat, von ihm selbst herrühre, da sie ja mit seinem Namen am 2. Mai 1608 in das Londoner Verlagsregister eingetragen, in demselben Jahre bei Pavier erschienen (2. Aufl. 1619) und von Shakespeares Truppe aufgeführt worden sei. Er bietet auch eine neue Übersetzung des Stückes und behauptet, sie sei viel besser als die vier vorhandenen älteren. Ich kann diese nicht vergleichen, verweise aber auf das Urteil Eugen Kilians im *Liter. Echo* X, 558, der die letztvorhergehende von Ortlepp (1840) für besser und poetischer erklärt, und zitiere zur Probe einige Verse, die fünffüfsige Jamben sein sollen:

S. 14: „Auf der Universität, der für dich bürgte."
S. 16: „Schenkt aufrichtigem Wohlwollen Gehör. —
Guten Abend! Ich dank' Euch, Herr! Wie geht's?
Lebt wohl! Ich bin sehr erfreut, euch zu sehn."

Sprachliche Härten sind zudem auch nicht selten.

Wer das Stück liest, wird über des Übersetzers ästhetisches Urteil

darüber aufs höchste erstaunt sein, ja es unverständlich finden. Er meint, es sei der „Emilia Galotti", „Kabale und Liebe", Hebbels „Maria Magdalena", dem „Ödipus", „Lear" und „Macbeth" ebenbürtig, der Charakter des Helden sei genial gezeichnet, es gäbe in der ganzen Weltliteratur kein Gegenstück zu der dämonischen, alles überwindenden Liebe seiner Frau. Und dabei ist das Drama nichts als eine jämmerliche, ungeschickt dargestellte, häfsliche, rohe Mordgeschichte, der Held ist ein gemeiner, feiger Lump, seine Frau ein Schwächling. Psychologische Entwicklung, innerlich begründete Führung der Handlung fehlt. — Die von Neubner so verachteten „inneren Gründe" sind hier doch wohl so schwerwiegend, dafs an der bisherigen Annahme, der reife Shakespeare könne das Stück, das nach 1605 entstanden ist, nicht geschrieben haben, nicht gerüttelt werden kann.

Im III. Bande sucht Neubner dann im grofsen den Beweis zu führen, dafs wenigstens ein Teil der sog. zweifelhaften Shakespeare-Dramen doch echt sei. Er glaubt, dafs man da, wo Shakespeares Name in den Verlagsregistern oder auf dem Titel steht, im allgemeinen nicht an seiner Verfasserschaft zweifeln dürfe; die bisher weit verbreitete Annahme von der Buchhändlerspekulation mit Shakespeares Namen sei zu verwerfen. Er weist allerdings nach, dafs das Recht der Verleger an ihren Büchern damals gesetzlich geschützt war; aber ebenso stellt er selbst fest, dafs man dem Gesetz nicht allzu selten ein Schnippchen schlug. Wenn schon manche Bestrafungen wegen Übertretung dieser Gesetze eintraten, so sind ganz sicher viele Verfehlungen unbemerkt geblieben, und warum sollte nicht auch ein spekulativer Kopf gern die gar nicht so grofse Strafe zahlen, wenn er sonst ein gutes Geschäft macht? Und wie wenig Achtung man vor den Rechten des Autors hatte, wie man sich um den so gut wie gar nicht kümmerte, das ist ja hinlänglich bekannt und kommt hier auch sehr in Betracht. (Vgl. hierzu namentlich van Dam und C. Stoffel, *Chapters on English Printing* = *Anglist. Forschungen* IX, Heidelberg 1902, und dazu diese *Rundschau* 1903, S. 405). Dafs man sich übrigens tatsächlich Shakespeares Namen zunutze machte, gibt N. selbst zu (S. 11, 33 ff.). Zudem ist N. entschieden einseitig. Er verwirft alle inneren Gründe bei Fragen nach der Verfasserschaft prinzipiell, bedient sich indessen doch selber ihrer, wenn es gerade nützlich ist, und erkennt nur die äufseren, historischen an, ohne zu bemerken, dafs die manchmal nicht ganz stichhaltig sind. So vertritt er z. B. die Meinung, dafs Shakespeare auch nach

seiner endgültigen Rückkehr nach Stratford noch weiter gedichtet habe, weil das Gegenteil unverständlich wäre. Er bespricht dann alle zwanzig Stücke, die je einmal in den Verdacht gekommen sind, ganz oder teilweise von Shakespeare zu stammen, und gelangt zu dem Ergebnis (S. 180), dafs „*Lokrin, Perikles, Cromwell, Der Londoner Verschwender, Ein Trauerspiel in Yorkshire*, der ältere *König Johann*, *Die Geburt des Merlin* und *Die beiden edlen Vettern*, aus objektiven, äufseren Gründen unbedingt als echte Shakespearesche zu betrachten“ sind.

Ich vermag mich weder mit der Methode noch mit den Ergebnissen der Arbeit einverstanden zu erklären, die übrigens auch die neuere Forschung in viel reicherem Mafse, als es geschehen ist, hätte heranziehen müssen.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

122) **Sir Gawain and the Lady of Lys** [Arthurian Romances unrepresented in Malory's „Morte d'Arthure“ Nr. VII] translated by Jessie L. **Weston**, illustrated by **Morris M. Williams.** London, David Nutt, 1907. XVI u. 103 S. 8. geb. ℳ 2.—.

Sechs Bände „Arthurian Romances“ sind diesem zierlichen und geschmackvoll ausgestatteten Büchlein voraufgegangen: 1) Sir Gawain and the green Knight. 2) Tristan and Iseult. 3) Guingamor, Lauval, Tyolet, Le Bisclaveret. 4) Morien. 5) Le beaus Desconnus, Cligès. 6) Sir Gawain at the Grail castle.

Es ist sehr interessant zu beobachten, wie solche romantisch-mittelalterlichen Stoffe in der realnüchternen Gegenwart beim englischen Publikum wieder Anklang finden. Mifs Weston, die auf dem Gebiete, aus dem diese Stoffe stammen, auch wissenschaftlich, wenn auch nicht ohne Widerspruch, tätig gewesen ist, hat sich die grofse Mühe gemacht, diese Geschichten in modernem, manchmal durch altertümlichen Stil gewürztem, Englisch wiederzugeben, und Morris M. Williams hat sehr hübsch dazu gezeichnet. Hoffentlich gewinnt das englische Publikum mehr an solchen Dingen Interesse, anstatt sich mit so vielem geistigen Schund zu versorgen. Auch bei uns dürfen sie der Beachtung wert sein.

---

123) **Meyers Grofses Konversationslexikon.** Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Sechzehnter Band. Plaketten bis Rinteln. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1907. 952 S. 8. geb. ℳ 10.—.

In diesem Bande zieht zunächst eine Anzahl bedeutender Namen und Persönlichkeiten aus der Geisteswelt alter und neuer Zeit die Aufmerksamkeit auf sich, wie Plato, Plotin, Plutarch, Polybios, Protagoras, Pythagoras; — Plautus, Plinius, Pompeji, Prudentius; — Pope; Rabelais, Racine; — Jean Paul, Platen, W. Raabe, Rabener, L. Ranke, Reuter usw. Vor allem aber sind es wichtige Zeitfragen, zu deren Verständnis uns in diesem Lexikon eine gute Information geboten wird. So vergleiche man für die kirchlichen Bewegungen die Artikel Rade, Religion, Religionsphilosophie, Religionsfreiheit, -geschichte, -wissenschaft, Reliquien; für die Ostmarkenpolitik Polen und die bezügliche Literatur, Posen, Radziwill. Andere Tagesfragen allgemeinen Interesses behandeln: Reichstag, Redefreiheit, Presse (Zeugniszwang), Politik und Ableitungen, Pluralwahlsystem, Privatbeamtenverein und -Versicherung; Posadowski, Podbielski. — Stöfsels Affäre beleuchtet Port Arthur. Der Königsmord in Portugal rät uns Portugal und seine Geschichte nachzulesen; Russische Mifswirtschaft das Stichwort Pogrom, die Wirren auf Haiti den Artikel Port au Prince. — Eine hervorragende monographische Leistung ist unter Preufsen mit seiner Geschichte gegeben. Aus anderen Gebieten seien noch Polarforschung (bis 1906 ergänzt), Radioaktivität und Radium erwähnt. Karten und sonstige treffliche Illustrationsbeilagen hat auch dieser Band in Hülle und Fülle.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Beiträge
zur
lateinischen Grammatik
und
zur Erklärung lateinischer Schriftsteller
von
Carl Wagener.

1. Heft.

Preis: ℳ 1.80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Die Entwickelung
der
Französischen Litteratur
seit 1830.
Von **Erich Meyer.**
Preis: ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—.

ENGLISCHE SYNONYMA
für die Schule zusammengestellt
von
Heinrich Schmitz,
Professor am Realgymnasium zu Aachen.
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Preis: ℳ 1.—.

FIRST STEPS
IN ENGLISH CONVERSATION.
For use in schools.
Ein Hilfsbuch
für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache.
Auf Grund der neuen Lehrpläne von 1901
bearbeitet von
Dr. phil. et jur. **M. Thamm,**
Oberlehrer des Kadettenkorps.
Preis: ℳ 0.80.

Analecta Horatiana.
Von
Dr. Sigismund Sufsmann Heynemann (†).
Aus seinem Nachlafs herausgegeben
von
Dr. **Gustav Krüger.**
Preis: broschiert ℳ 1.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

5244

Gotha, 13. Juni. Nr. 12, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

Euripidea.

Von **F. Bucherer** (Heidelberg).

1 Elektra 367—372.

οὐκ ἔστ' ἀκριβὲς οὐδὲν εἰς εὐανδρίαν·
ἔχουσι γὰρ ταραγμὸν αἱ φύσεις βροτῶν.
ἤδη γὰρ εἶδον ἄνδρα γενναίου πατρὸς
τὸ μηδὲν ὄντα χρηστά τ' ἐκ κακῶν τέκνα
λιμόν τ' ἐν ἀνδρὸς πλουσίου φρονήματι
γνώμην τε μεγάλην ἐν πένητι σώματι.

Die Bemerkung, dafs es kein sicheres Kriterium gibt, um den Wert eines Menschen zu erkennen, macht Orest, als ihm Elektra ihren Gemahl, einen armen, aber edelmütigen Bauer vorstellt; er findet sie durch eine Reihe früherer Erfahrungen bestätigt. V. 371 erwartet man, dafs er wider



Vermuten bei einem Reichen eine schlimme Eigenschaft entdeckt hat, die sonst dem Armen eigen ist, und umgekehrt bei dem Armen *μεγάλη γνώμη*, die sonst den Reichen zukommt. Welches ist diese Eigenschaft? *λιμόν* gibt keinen Sinn; man hat dafür *λοιμόν, δειμόν, ῥύπος* und *νίπον* vermutet. Ein Papyrus aus Hibeh (Hibeh Pap. I 36 ff.) stellt V. 369 *ἄνδρα* gegen moderne Konjektur sicher, bestätigt auch V. 370 und 372 das *τε* unserer Handschriften, aber an der entscheidenden Stelle ist er schwer leserlich. Die Herausgeber schreiben *δημον*, fügen aber hinzu, dafs der erste Buchstabe *δ* oder *ζ*, der zweite *ισ* oder *νσ*, der dritte *μ* oder *ν* sei, es ist wohl *ζῆλον* zu lesen. Der Neid, die Mifsgunst ist gewöhnlich im Gegensatz zur *μεγάλη γνώμη* die charakteristische Eigenschaft der Armut, die Orestes zu seinem Erstaunen bei dem Reichen gefunden hat. Wenn sich auch das Wort in dieser Bedeutung nicht bei Euripides nachweisen läfst, so konnte er es ebensogut als Archilochos gebrauchen, der den armen Zimmermann Charon sagen läfst: *οὐδ' εἷλέ πώ με ζῆλος*.

2. Aus der Kretern hat uns ein in Ägypten gefundenes, jetzt in Berlin befindliches Pergamentblatt des ersten nachchristlichen Jahrhunderts 53 Verse erhalten. Wilamowitz hat sie in den Berliner Klassikertexten V 2 (Berlin 1907), S. 73, herausgegeben. Mit seinen Ergänzungen wird man nicht immer einverstanden sein:

V. 16 heifst es von dem Stier *οὐ μὴν δέμας γ' εὔρ[υθμόν ἐστι ν]υμφίου*; man erwartet, entsprechend dem Vorausgehenden, das Imperfekt, also *ἦν τοῦ νυμφίου* (*τῷ νυμφίῳ* an derselben Versstelle S. Ant. 761).

Die Verse 17 und 18 schliefsen den Nachweis, dafs die Vermählung mit dem Stier für sie kein *ἡδύ* war; also nicht *τοιῶνδε λέκτρω[ν εἵνεκ' εἰς πεδοστιβῆ | ῥινὸν καθεῖσ[η σῶμα Κύπρις ἄχθε[ται*, sondern etwa *καθεῖσ' ἑαυτὴν οὔτις ἥδεται* oder *καθεῖσα σῶμα μή τις ἥδεται;* (das Partic. Aor. neben dem Präsens wie Soph. Phil. 870 *ἥδομαι μέν σ' εἰσιδών*).

V. 44 hat Wilamowitz unergänzt gelassen; es ist wohl zu lesen: *ἆρ' ἐστόμωται μῖσος, ὡς δεινὸν βοᾷ*; „Ist der Verhafsten das Mundwerk geschliffen, dafs sie so gräfslich schreit?" *ὡς* = *ὅτι οὕτως* ist wie *ὅσος* und *οἷος* bei E. häufig; vgl. z. B. Iph. Taur. 1180 *σοφήν σ' ἔθρεψεν Ἑλλάς, ὡς ᾔσθου καλῶς*, Herc. 143 (nach einer Frage) und Alc. 1050 *νέα γάρ, ὡς ἐσθῆτι καὶ κόσμῳ πρέπει*. Über *βοᾷ* befindet sich eine Korrektur, von der nur noch der letzte Buchstabe *σ* zu lesen ist; vielleicht ha

der Korrektor den Vers als Anrede gefafst: βοᾷς; allerdings hätte er dann auch ἱστόμωσαι lesen müssen.

V. 47 befiehlt Minos den Trabanten δωμάτων δ' ἔσω | [ἄγο]ντες αὐτὰς (Pasiphae und ihre Helferin) ἔρ[ξατ' ἐς .... τ]ήριον, ὡς μηκέτ' εἰσίδ[ωσιν ἡλίου κ[ύκλον. Nach dem Faksimile kann der Buchstabe vor ριον auch ein Υ gewesen sein, also hiefs es etwa ἔρξατ' ἐς τὸ φρούριον; allerdings kommt, soviel ich sehe, das Wort φρ. in der Bedeutung Gefängnis nur Plato, Axil. 365 e vor: ἡμεῖς μὲν γάρ ἐσμεν ψυχή, ζῷον ἀθάνατον ἐν θνητῷ καθειργμένον φρουρίῳ; doch vgl. Soph. Ant. 891 ὦ κατασκαφὴς | οἴκησις ἀείφρουρος.

Darauf warnt der Chor den Herrscher vor allzu grofser Hast: V. 50 φρο]ντί[δος γὰρ ἄξιον | τὸ πρ[ᾶγ]μα· [νηλ]ὴς δ' ο[ὔτις] εὔβουλος βροτῶν. Νηλής scheint mir nicht glücklich; schon V. 43 hat der Chor den Minos gebeten: ὀργῇ μὴ λίαν εἴξῃς, ἄναξ; hier wiederholt er die Mahnung; die Sentenz hat Frg. 760 die Form ἔξω γὰρ ὀργῆς πᾶς ἀνὴρ σοφώτερος; also etwa ἐν ὀργῇ δ' οὔτις εὔβουλος βροτῶν.

---

124) **Arthur Drews, Plotin und der Untergang der antiken Weltanschauung.** Jena, Diederichs, 1907. XII u. 339 S. gr. 8. ℳ 10. —.

In diesem dem Andenken E. v. Hartmanns gewidmeten Werke setzt sich der Verfasser ein doppeltes Ziel: Plotins Philosophie als Höhepunkt des antiken Denkens nachzuweisen und ihre mannigfachen Beziehungen zur neuen Philosophie aufzudecken. Als Grundprobleme der alten Philosophie bezeichnet er: 1) die apodiktische Gewifsheit des Erkennens der wahren Wirklichkeit nachzuweisen, 2) die Kluft zwischen Geist und Natur zu überbrücken. Für beide habe Plotin Gröfseres als seine Vorgänger geleistet; aber das erste sei seiner Natur nach, das zweite auf dem Boden des antiken Denkens unlösbar. Unter den Neueren habe erst Hartmann bei dem ersten die Fragestellung berichtigt und das zweite seiner Lösung näher geführt. Diese leitenden Gedanken durchziehen das ganze Werk; in ihrer geistvollen Durchführung liegt zugleich die starke Einseitigkeit desselben.

Die geschichtliche Einleitung und der erste Hauptabschnitt suchen den Neuplatonismus aus der philosophischen und religiösen Vergangenheit, aus dem gleichzeitigen geistigen Leben in Alexandria und aus Plotins

Leben und Persönlichkeit zu begreifen. Der Neuplatonismus richtet sich nach Dr. gegen die jüngere Skepsis: Hatte Plato die Skepsis der Sophisten dadurch zu überwinden gesucht, dafs er die Begriffe als das wahre Sein fafste, so verlegt Plotin die wahre Wirklichkeit ins Gebiet des absoluten Geistes und sucht damit — denn der Neuplatonismus hat auch eine religiöse Grundlage — zugleich eine befriedigende Antwort auf die menschliche Erlösungssehnsucht zu geben. Den Platonischen Satz bringt Dr. auch auf die Form: der Begriff des Seins (gen. subj.) ist der Begriff des Seins (gen. obj.), den neuplatonischen auf die Form: das Denken des Seins (gen. obj.) ist das Denken des Seins (gen. subj.) (S. 8 u. 86 ff.), und führt so den dogmatischen Irrtum dieser Systeme auf eine Vertauschung zweier Genitive zurück. Meines Erachtens ist damit nichts widerlegt. Dr. hat, wie ich aus dem Titel einer seiner Schriften schliefse, die Religion als Selbstbewufstsein Gottes gefafst. Er würde sich schwerlich dadurch für widerlegt halten, dafs man diesen Gedanken auf die Form brächte: Gottesbewufstsein ist Gottes Bewufstsein, und nun eine Vertauschung zweier Genitive behauptete. Er hätte doch auch aus dem Gedankengange der Schriftsteller nachweisen müssen, dafs eine solche Verwechslung vorliegt, und für Plato noch obendrein, dafs er Begriff im subjektiven Sinne (= Gedanke) und im objektiven Sinne (= Wesen) vertauscht habe.

Mit diesen Erörterungen habe ich schon auf den zweiten Abschnitt: „Die Lehre Plotins“ übergegriffen. Im Einklange mit den Ergebnissen des ersten Abschnittes betrachtet Dr. als mafsgebenden Gesichtspunkt das Bestreben den Skeptizismus zu überwinden. Selbstverständlich mufs dies das Ziel jeder dogmatischen Philosophie sein, aber dafs sich Plotin dieses Ziel so bewufst und „ausdrücklich“, wie der Verfasser annimmt, gesetzt habe, mufs ich doch bezweifeln. Auch die Ausführungen über die Ursächlichkeit in VI 7, 2, die doch geeignet sind, skeptische Einwände zu widerlegen, verfolgen einen ganz anderen Zweck: Lösung von Fragen über das Verhältnis des Nus zur Sinnenwelt (vgl. S. 181).

Beim Aufbau des Systems reiht der Verfasser an einen induktiven Aufstieg einen deduktiven Abstieg. Diese Gliederung ist in der Hauptsache im Sinne Plotins und bedeutet einen Vorzug des Drewsschen Werkes vor den bisherigen Darstellungen. Doch wäre wohl die Anordnung im einzelnen etwas anders ausgefallen, wenn sich der Verfasser die Fingerzeige, die die zeitliche Reihenfolge der 21 ersten Schriften Plotins bietet,

zunutze gemacht hätte (vgl. Blätter für das Gymnasialschulwesen XXXVI Seite 4).

Der induktive Teil führt den Leser von der Sinnenwelt empor bis zum Einen, der deduktive führt ihn zunächst herab bis zum untersten Prinzip, dem Stoffe, und umfafst auch noch die Kategorienlehre, die Lehre von der Weltseele und der Erscheinungswelt, die Kosmologie, die Anthropologie, die Psychologie, die Unsterblichkeitslehre, die Ethik, die zugleich Erkenntnislehre ist, und die Ästhetik, wenn auch bei manchen dieser Abteilungen die induktive Methode vorherrscht. Innerhalb dieser Darstellung hat Dr. seine beiden Aufgaben stets im Auge, doch liegt das Hauptgewicht auf der zweiten, der Aufdeckung der Beziehungen zur Neuzeit. In dieser Behandlungsweise, die manche neue Gesichtspunkte eröffnet, sehe ich ungeachtet der Einseitigkeit des Standpunkts, ein entschiedenes Verdienst des Verfassers.

Im einzelnen hebe ich folgendes hervor: Indem Plotin den Intellekt als Einheit von Denken und Sein fafst, ist er ein Vorgänger aller der Philosophen, die Sein und Bewufstsein gleichsetzen. Und doch hat er, wie Dr. mit Recht betont, seine Bestimmungen auf ganz anderem Wege gewonnen als die Neueren mit ihrem „Cogito ergo sum“ (S. 131). Das Sichselbstdenken des Intellekts erkennt Dr. nicht als Selbstbewufstsein an und bezeichnet Plotin deshalb auch als Vorgänger Hartmanns. Doch scheint er in seiner Auffassung zu schwanken; denn während er S. 97 sagt, Plotin stehe noch völlig aufserhalb der Unterscheidung der Begriffe bewufst und unbewufst, lesen wir S. 158, Hartmann habe das Prinzip des Unbewufsten im ursprünglichen Plotinischen Sinne neu entdeckt. — In der Bestimmung des Einen bezeichnet er als Grundirrtum Plotins, dafs er es als besondere Substanz neben dem Intellekt fafst, und dasselbe gilt von der Weltseele (die er mit Hartmann unrichtig dem intelligiblen Stoffe gleichsetzt S. 127. Vgl. dag. II 4, 4 Schl.). Diese Verselbständigung findet er zunächst nur entschuldbar durch die verschiedene Bedeutung von *οὐσία* (S. 111). An einer späteren Stelle aber läfst er die ganze Substanzenlehre Plotins auf einem sprachlichen Irrtum beruhen und gewinnt so eine geschärfte Waffe zu einem Ausfall gegen das Christentum: da die Trinitätslehre auf Plotins Substanzenlehre beruht, so läfst sich der Christ, der die drei Personen der Gottheit verehrt, „von blofsen Worten foppen“ (S. 137). Hier ist doch zu erwidern, dafs der Verfasser zu wenig zwischen dem Christentum und seiner dogmatischen Gestalt, die Menschenwerk ist,

unterscheidet. Als man das Bedürfnis fühlte, das Geheimnis der göttlichen Dreiheit in Worte zu fassen, so entnahm man die Begriffe selbstverständlich der zeitgenössischen Philosophie. Deshalb gelten gegen eine solche Fassung dieselben Einwände wie gegen diese Philosophie. Die Fassung ist aber blofs die zerbrechliche Schale, die den Kern umhüllt.

Über Plotins Lehre vom Stoff urteilt Dr. richtig, dafs er einem unfruchtbaren abstrakt idealistischen Monismus verfiel, der ihm die Überbrückung der Kluft zwischen Geist und Natur versperrte (S. 152 f.).

So übt er an seinem Liebling eine schonungslose Kritik, aber er sucht seine Prinzipienlehre auch zu berichtigen, d. h. in die Hartmannsche überzuführen: Plotin hätte das reale Prinzip der Erscheinungswelt als Wille im Sinne Schopenhauers auffassen sollen. Dieses alogische Prinzip und das logische, der Intellekt, hätten Attribute der einen Substanz werden müssen (S. 153 ff.).

Die Kategorienlehre (deren Quelle, Platos Sophist, zu erwähnen vergessen ist), die Theodizee, die Ästhetik werden als die gröfsten Leistungen des Altertums auf diesen Gebieten bezeichnet.

Der kurze dritte Abschnitt behandelt noch die Schule Plotins und gewinnt dann das gleich anfangs erwähnte Gesamtergebnis.

Die Darstellung ist klar und abgesehen von einigen trivialen Wendungen (foppen S. 137, sich ausbummeln S. 289) auch geschmackvoll. Der Druck ist sehr gut. Ein sinnstörender Druckfehler hat sich nur S. 110, 20 eingeschlichen: und die (statt der) Schuld daran ist. Aufserdem ist zu ändern S. 186, 14 das in dafs, 232, 12 verstehen in zu verstehen, 328, 9 kontant in konstant.

Zum Schlusse noch einige Worte über die Begriffe bewufst und unbewufst bei Plotin. Dr. beschränkt mit Hartmann das Bewufstsein aufs diskursive Denken (S. 96). Aber Plotin kennt etwas Entsprechendes auch im intuitiven Denken und überträgt darauf unbedenklich die Ausdrücke *συναίσθησις* und *παρακολούθησις* und setzt sie dem *νοεῖν ἑαυτόν* gleich (II 9, 1). Ich möchte seine Auffassung in folgende Form bringen, deren Unvollkommenheit ich mir nicht verhehle: Das Eine ist unbewufst, weil überbewufst (V 6, 5 *συναισθήσεως κρεῖττον*. III 8, 9; III 9, 3; V 3, 13; VI 7, 38. 41), so auch der Nus, soweit er dem Einen zugekehrt ist (VI 7, 16; ja auch die Seele in der Ekstase VI 9, 7; V 8, 11); soweit er sich selbst denkt, ist er bewufst, ebenso die Seele, soweit sie dem intelligibeln Gebiete angehört (s. aufser d. a. St. IV 4, 2—4; V 4, 2). Unbewufst ist alles

aus sich herausgehende, stoffgestaltende Wirken der intuitiven Seele (der Weltseele in ihrem Abbilde der Natur II 3, 17; III 4, 4; III 8, 2. 4; IV 4, 13, der Gestirne IV 4, 6—9. 35—42). In der mit dem Körper verbundenen diskursiv denkenden Seele gibt es bewufstes und unbewufstes Leiden, Handeln und Denken (I 4, 9; IV 3, 28; IV 4, 8. 37; VI 4, 6). Dem Hartmannschen Unbewufsten dürfte Plotins „Natur" am nächsten kommen. Denn sie ist logisch bestimmt (III 8, 2; anders Dr. S. 142) und wird durch etwas ihr Fremdes (Alogisches), den Stoff, zur Wirksamkeit getrieben. Aber, und das ist der wesentliche Unterschied, sie geht aus Bewufstem hervor.

Kaiserslautern. **Th. Gollwitzer.**

---

125) **Joannes Müller, P. Cornelii Taciti opera quae supersunt.** (Recensuit J. M.) Editio maior. Vol. II. Historias et opera minora continens. Editio altera emendata. Lipsiae, G. Freytag; Vindobonae, F. Tempsky, 1906. 363 S. 8. ℳ 3.50.

Seit dem Erscheinen der ersten Auflage sind nahezu zwanzig Jahre vergangen; die Geduld der interessierten Kreise wurde also auf eine harte Probe gestellt. Aber dieser lange Zeitraum konnte nicht wesentlich eingeschränkt werden, da der Text teilweise an Ort und Stelle (Florenz) revidiert und die inzwischen erschienenen Hilfsmittel gewissenhaft verwertet werden mufsten. Nun ist gerade in den letzten paar Jahrzehnten die Tacitusliteratur reichlich geflossen. War dadurch für die Tacituskritik immerhin eine festere Grundlage geschaffen als früher, so mufste doch J. Müllers Scharfsinn und Genauigkeit hinzukommen, um eine so gediegene Arbeit zu leisten, wie es die vorliegende ist. Sie verdient wirklich in mehrfacher Hinsicht eine verbesserte genannt zu werden und scheint ganz dazu berufen zu sein, die veraltete von Halm besorgte Teubneriana, in der bekanntlich trotz mehrfacher Auflage an Druckfehlern und Flüchtigkeiten kein Mangel ist, allmählich ganz zu verdrängen.

Vor allem gebührt M. uneingeschränktes Lob wegen seiner gründlichen Beherrschung des tacitischen Sprachgebrauches, ferner wegen der konservativen d. h. auf möglichste Erhaltung der Überlieferung abzielenden Kritik und endlich, wie zahlreich angestellte Stichproben erkennen liefsen, wegen des sauberen und in hohem Grade zuverlässigen Textes. Besonders hervorzuheben sind die in den kritischen Apparat eingestreuten Bemerkungen über Parallelstellen, Sprachgebrauch, neuere Publikationen usw.;

wegen ihrer Zuverlässigkeit bilden sie eine überaus schätzenswerte Bereicherung der adnotatio critica. Zu ihrem Vorteil unterscheidet sich die zweite Auflage von der ersten ferner dadurch, dafs Verfasser nicht wenige unhaltbare eigene Konjekturen wieder aufgegeben und dafür entweder die Vorschläge anderer Gelehrten oder den Wortlaut der Überlieferung in den Text aufgenommen hat. Es darf nicht wundernehmen, wenn zwischen M. und den angesehensten Herausgebern der einzelnen Werke des Tacitus vielfach Übereinstimmung herrscht; nicht weniger oft geht er aber auch seine eigenen Wege und zwar mit Umsicht und Glück.

Verhältnismäfsig oft weicht M. in den kleineren Schriften von dem landläufigen Texte ab und am öftesten wiederum im Dialog; denn dieser ist, abgesehen von Interpolationen, auch noch durch Auslassungen entstellt. Trotz der unverkennbaren Übereinstimmung mit John bietet er in etwa 90 Fällen mit gröfserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit andere Lesarten als dieser gründliche Tacituskenner. Auf ein paar Belege kann Referent zur Begründung seiner Behauptungen doch nicht verzichten. Nicht beifallswert sind die Athetesen 11, 11 si quid [in] nobis notitiae ... est, 14, 2 cubiculum [eius] und 41, 21/22 [ac deus ... mutasset]; mit mehr Wahrscheinlichkeit schreibt M. nach Heumanns Vorschlag 23, 10/11 fastidiunt [oderunt], da oderunt einer Randglosse zu f. sehr ähnlich sieht. 39, 12 genügt es nicht patronus einfach in Klammern zu setzen; vielmehr hätte es mit Weifsenborn, dem auch John folgt, sinngemäfs geändert oder lieber mit Ed. Wolff zu dem folgenden alter gestellt werden sollen. — Zweifelhaft erscheinen ferner die eigenen Konjekturen 1, 16 diversas *rei eiusdem,* 21, 3 *imo hi* de populo, 25, 9/8 *qua scilicet* comminus *nisus* fatetur, 27, 1 *operae* parce und 30, 25 oratori*a* vis. Desgleichen ist zu verwerfen 34, 34 hodie quoque (st. hodieque, vgl. G. 3, 11), 35, 21/22 *per*sequantur (st. des besser beglaubigten *pro*sequantur) und 38, 19 pacaverat, wie die meisten Herausgeber schreiben (st. des *ἀπ. εἰρ.* *de*pacaverat). Die naheliegende Emendation depravaverat läfst sich wegen des Zusammenhanges nicht halten, und an einen Schreibfehler des librarius des Archetypus ist um so weniger zu denken, als in der ganzen Umgebung kein Wort vorkommt, aus dem de verschrieben sein könnte. So mufs man also an diesem *ἀπ. εἰρ.* festhalten, zumal da Tacitus solch kühnen Bildungen nicht grundsätzlich aus dem Wege gegangen ist und, wie John zur Stelle richtig bemerkt, gerade im Dialog wiederholt „die vollwichtigen Formen in abgeschwächter Bedeutung bevorzugt". Vielleicht soll

mit de zugleich das Abgehen vom alten Zustande angedeutet werden, der an sich betrachtet, der bessere war. — In den übrigen Fällen verdient M. mit seinen Lesarten meistens Zustimmung. Mit Acidalius schreibt er 6, 17 coronam (st. corā; vgl. dazu die umgekehrte Verbesserung H. 2, 76, 3), mit Lipsius 16, 24 *quadrin*gentos annos (st. *tre*centos a.) und mit Schulting 18, 24 aridum (st. attritum). Beachtenswert sind unter anderem ferner 5, 12 inven*i*, 13, 15 *omni* adulatione, 19, 15 atque, 21, 8 Asi*ci*um (st. Asitium), 22, 3 vide*bi*mus, 24, 9 more veter*e* (vgl. Sirker, Tac. Formenl., S. 36). Ganz neu und bei aller Kühnheit besonders ansprechend ist die Konjektur 10, 33 *expressisse* aut elegisse. Durch die leichte Änderung des überlieferten expressit in expressisse und dessen Umstellung aus Z. 38 in die Z. 33 sind beide Stellen mit einem Schlage aufs glücklichste geheilt.

Aschaffenburg. **W. Renz.**

---

126) **M. Niedermann, Historische Lautlehre des Lateinischen.** Vom Verfasser durchgesehene vermehrte und verbesserte Bearbeitung des französischen Originals von **Ed. Hermann.** [Indogerm. Bibliothek, herausgeg. von H. Hirt und W. Streitberg. 2. Abteil.: Sprachwissenschaftliche Gymnasialbibliothek. I. Bd.] Heidelberg, C. Winters Verlag, 1907. XVI u. 115 S. 8. ℳ 2.—.

Es hätte nicht des Vorwortes von J. Wackernagel bedurft, um das Büchlein, das schon zweimal seinen Weg in französischer Sprache gegangen ist, den deutschen Lesern zu empfehlen. Denn es wird sich von selbst schnell einbürgern. Gesellt sich doch bei dem Verfasser zu phonetischer Sachkenntnis und Vertrautheit mit den lateinischen Sprachdenkmälern noch die Gabe, klar darzustellen und geschickt auszuwählen. In der Tat ist alles so anschaulich, dafs man es auf den ersten Blick verstehen mufs, zumal geflissentlich Auseinandersetzungen vermieden werden, die „die sprachlichen Kenntnisse der Sekundaner und Primaner eines Gymnasiums übersteigen“. Ob freilich der Verfasser recht daran getan hat, das Latein ganz aus sich selbst zu erklären und nur hie und da durch Heranziehung deutscher oder französischer Parallelen zu erläutern, ist fraglich. Nach meiner Ansicht hätte er, da er sich an Leute mit den Kenntnissen von Gymnasiasten der oberen Klassen wendet, recht wohl das Griechische mit verwerten können. Bei Formen wie lat. *dacrima*, Träne S. 48 drängt sich griech. *δάκρυ* von selbst auf. Auch hätten dann manche Anlauts-

gesetze berührt werden können, die jetzt ganz beiseite gelassen worden sind, so die Vereinfachung des anlautenden ps zu p in *parus* (:ψάρ), *pulex* (: ψύλλα), *pilare* (:ψιλοῦν), st zu t in *tego* (:στέγω), *torus* (:στόρνυμι), pl zu l in *lătus* (:πλατύς), hl zu l in *lūridus* (:χλωρός) usw. Aber auch bei Ausschlufs des Griechischen bot sich Gelegenheit, auf ähnliche Erscheinungen einzugehen. Denn wenn S. 17 erwähnt wird, dafs *illico* auf in stlocod zurückgeht, so wird der Leser veranlafst, auf die Behandlung der Anlautgruppe stl acht zu geben, wird aber nirgends darüber belehrt, dafs st vor l im Latein abfällt (vgl. *lis* = *stlis, lātus* = *stlātus*). Die Heranziehung von Stellen aus Grammatikern ist an sich dankenswert, aber Angaben wie S. 29 bei Varro: „In Latium heifst es auf dem Lande edus, in der Stadt dagegen wie so oft mit Hinzufügung eines *a aedus*“ (haedus) oder S. 50 bei Quintilian: „So wurde im alten Latein sehr vielen Wörtern ein schliefsendes *d* angehängt“ können einen Anfänger verwirren; wenigstens hätte in einer Anmerkung angegeben werden müssen, dafs hier irrtümlich von einem früheren Zusatz statt von einem späteren Wegfall gesprochen wird. Dankenswert sind auch die Hinweise auf die Etymologie wie bei *sēpăro* S. 23 = entpaare von *par, industrius* = endostruos von endo, innen und struere bauen, also im Kopfe bauend S. 21 oder *manceps*, dem etwas durch Anfassen mit der Hand gerichtlich zuerkannt ist, Käufer S. 18; nur hätten sie noch etwas reichlicher gegeben werden sollen. Ebenso konnte die Zahl der Beispiele verschiedentlich durch naheliegende andere vermehrt werden; z. B. lag nahe, neben dem mehrfach erwähnten *sēd* ⟩ *sē* noch zu nennen *prōd* ⟩ *prō* (vgl. *prōd-esse*) und *rĕd* ⟩ *rĕ* (vgl. *red-ire*) oder für den Übergang von s in r und von i vor r in e *sero* = *siso* mit Präsensreduplikation usw.; aber erfreulich mufs es genannt werden, dafs die Beispiele übersichtlich gruppiert und gedruckt sind und dafs die Regeln obendrein im Anhange durch zwei Inschriftproben (Grabschrift des L. Corn. Scipio und senatus consultum de bacchanalibus) veranschaulicht werden. Ungenau ist die Angabe S. 3: „ĕ ist in offener Mittelsilbe“ statt in „nachtoniger offener Mittelsilbe“, falsch S. 32 die Quantität der beiden e in sĕdēcim statt sēdĕcim, unschön der Ausdruck „eine nicht hinreichend unmifsverständliche Buchstabenfolge“ S. 38.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**


UNIVERSITY OF CALIFORNIA

127) **C. Täuber, Neue Gebirgsnamenforschungen.** Stein — Schutt — Geröll. Zürich, Artist. Institut Orell Füfsli, 111 S. 8.

Der Verfasser dieser mit dem richtigen Wagemut des Dilettanten kühn in die Welt geschickten Schrift hat bereits in einer im Jahre 1896 erschienenen Abhandlung des „uralte, heute nicht mehr verständliche, über das ganze Alpengebiet verbreitete ros, sanskrit *ras* (mit den Variationen roise, röss, rus, res, ris usw.), mit welchem teils der Gletscher, teils blofs der Gletscherabflufs, der Wildbach überhaupt und der wasserdurchtränkte Platz bezeichnet wurde“, einer ausführlichen Behandlung unterzogen. Seine Arbeitsweise glaube ich nicht besser charakterisieren zu können, als durch die wörtliche Anführung der auf die oben ausgehobene Stelle S. 5 folgenden Worte. „Daher Benennungen wie Monte Rosa (früher Roisa), Monte Rosale und Rosimgletscher im Ortlergebiet, Reufs, P. Russein, P. Roseg, die vielen Rosse, Rousse und Rosso im französischen und italienischen und die Rofsstöcke, Rofskofel usw. im deutschen Sprachgebiet; daher das Rotzloch bei Stans und der Räzligletscher am Wildstrubel, das Ritzlihorn im Haslital und Pont Resina, die Brücke über den Gletscherbach im Engadin neben der dortigen Ruselle usw.“

Nach dem gleichen Rezepte werden in dieser neuen Schrift die, jedesfalls auch uralten Wörter *mas* (*mar*), *kar* (davon weiter gebildet *grava*), *cam* und *sas* behandelt, welchen allen die auf dem Titel der Arbeit ersichtlich gemachte Bedeutung „Stein — Schutt — Geröll“ innegewohnt hat. Dabei wird durch wiederholte Verweisungen auf die Schriften des bekannten Tiroler Ortsnamenforschers Chr. Schneller, auf die Grundzüge der griechischen Etymologie von G. Curtius, z. B. S. 68 f., von denen der Verfasser freilich nicht weifs, dafs sie heutzutage in sehr vielen Punkten vollkommen veraltet sind, einmal sogar (S. 60) auf Waldes Latein. etym. Wörterbuch ein gewisser Schein von Wissenschaftlichkeit erweckt, die der Arbeit im übrigen ganz und gar nicht innewohnt. Die Ausführungen des Verfassers unserer Schrift, der ja nicht ohne Genossen in dieser Art Namendeutung dasteht, gewinnen keineswegs an Wahrscheinlichkeit durch die Berufung auf L. Steub und Corssen, der dem Verfasser unserer Schrift als „der indoeuropäische Sprachgelehrte“ gilt (S. 94), da der erstere seine etruskischen Urformen, die allerdings die heutigen Ortsnamen in wesentlich verstümmelter Gestalt erscheinen liefsen, in späterer Zeit nicht mehr aufrecht erhalten hat.

Innsbruck. **Fr. Stolz.**

128) **Franz Ziemann, Deutsche Mustersätze zur lateinischen Grammatik.** Mit methodischen Winken. Paderborn, Schöningh, 1905. IV u. 48 S. 8. brosch. ℳ —.80.

Das kleine Buch stellt sich in den Dienst der Konzentration des Lateinischen und des Deutschen. Um sich nämlich zu überzeugen, ob seine Quintaner im Deutschen gleichklingende Wörter, wie „der“ (Artikel, Relativum, Demonstrativum) und „das, dafs“ (Artikel, Relativum, Demonstrativum, finale und konsekutive Konjunktion) im Lateinischen unterscheiden können, hat Verfasser aus dem Kreise ihrer „Erfahrung“ und ihres „Umgangs“ deutsche Mustersätze zusammengestellt und ihnen nur das eine Wort ins Lateinische übersetzen lassen Er bietet selbst ein Beispiel: „Hatte ich die beiden Verse: ‚Der Herr hat mein noch nie vergessen; vergifs, mein Herz auch seiner nicht‘ genannt, so mufste meiner Aufgabe ‚Mein — Lateinisch‘ die Lösung folgen: mei — meus“ Das Büchelchen führt uns in geschickter Auswahl eine reiche Auswahl von Mustersätzen zur Unterscheidung gleichklingender Wörter; zur Kasuslehre; für Infinitiv, Konjunktiv, Prohibitiv; für die Konjunktionalsätze; die Fragesätze; die Partizipialkonstruktionen; den Akkusativ mit dem Infinitiv und das Adjektivum und Adverbium vor. Sicherlich ist es methodisch zu empfehlen, wenn der Lehrer des Lateinischen bei der Erklärung von Erscheinungen der fremden Sprache auf die Muttersprache zurückgreift, wie doch jeder geschickt geleitete Unterricht durch Anknüpfung an bekanntes Apperzeptionsreihen herzustellen bemüht sein wird. Werden zu diesem Behufe die Ziemannschen Mustersätze mafsvoll verwandt, so habe ich nichts dagegen einzuwenden. Wohl aber stehe ich der Verwendung derartiger Mustersätze, von denen der Schüler nur das betreffende Wort übersetzen soll, aber meist auch nur kann, in gröfserer Ausdehnung sehr bedenklich gegenüber. Wir müssen heutzutage jede Minute im lateinischen Unterricht als kostbares Gut einschätzen, wenn die grammatische Sicherheit unserer Schüler nicht noch gröfser werden soll. Und da halte ich es denn doch für angebracht, für alle derartige Übungen, wie sie Ziemann im Auge hat, nur oder doch in der überwiegenden Mehrzahl Sätze zu verwenden, die der Schüler ganz in die fremde Sprache zu übersetzen imstande ist. — Auch der Berichterstatter bei Rethwisch, 1905, VI, 52, möchte das Büchelchen mehr dem Lehrer des Deutschen als des Lateinischen zu anregender Behandlung grammatischer Fragen zuweisen.

Schleiz (Reufs). **Walt. Böhme.**

129) Voretzsch, Einführung in das Studium der altfranzösischen Sprache. 3. Aufl. Halle a. S., Max Niemeyer, 1907. XVI u. 571 S. 8. ℳ 5.—.

Die dritte Auflage des vorliegenden Buches ist in manchen Punkten wieder erheblich verbessert, teils infolge einer erneuten Durcharbeitung seitens des Verfassers, teils auf Grund der Besprechungen in Zeitschriften, der Anfragen seitens der Benutzer des Buches und hauptsächlich der kritischen Bemerkungen und Hinweise Neumanns, dem es gewidmet ist.

Neu hinzugekommen ist u. a. eine chronologische Übersicht über die Lautgesetze S. 140—142 [1]). Ferner sind die wichtigsten Handbücher und die für den Anfänger brauchbarsten Textausgaben im Anhange zusammengestellt, auch in wichtigen strittigen Fragen eine Anzahl bibliographischer Hinweise hinzugefügt. S. 177 findet sich eine phonetische Transskription der ersten Laisse der Karlsreise, S. 306 ein diplomatischer Abdruck desselben Textes.

Die schnelle Aufeinanderfolge der drei Auflagen ist ein hinlänglicher Beweis für die Brauchbarkeit des Buches. Für eine neue Auflage seien einige Bemerkungen gestattet: S. 9 ist neben der Aussprachebezeichnung für jorn, džorn in Klammern noch dschorn, allerdings mit Erklärung des Lautwertes von sch gegeben. Vom pädagogischen Standpunkte wäre es wohl richtiger, sich an die erste Schreibung allein zu halten und den Schüler nicht durch das zweite Lautbild zu einer anderen Aussprache zu verleiten; denn der durch das Auge aufgenommene Eindruck pflegt sehr zu haften. Für die phonetische Umschrift wäre es erwünscht, wenn nach dem Vorgang von Nyrop, Jespersen u. a. das Alphabet der Association internationale phonétique angewandt würde, damit man wieder einen Schritt weiter zur Einheitlichkeit käme. Bei dem Diphthong ei in reis S. 13 wäre vor der Aussprache ai, die vielfach üblich ist, zu warnen. Die e sourd in Charles, corǒne, dže̜, ăcore usw. sind von e in ses, măseñiets u. a.

1) Da im Anhange (S. 298) auch meine „Altfranzösischen Lautgesetze in Tabellen“ erwähnt werden, so erlaube ich mir auf einen scheinbaren Fehler gegen die Chronologie hinsichtlich des i (e) protheticum aufmerksam zu machen, dessen Entstehung bekanntlich (s. auch Voretzsch S. 141) ins 2. Jahrhundert n. Chr. fällt. Wenn statt dessen in den Tabellen 10. Jahrhundert gesagt worden ist, so soll das nur heißen, daß es in jener Zeit obligatorisch bzw. fest geworden ist, bis dahin brauchte es nach Vokalen nicht anzutreten (vgl. das Alexiuslied), also *ma spede, une spede,* später aber *m' espee, une espee.*

lautlich sicher verschieden gewesen und daher auch durch ein anderes Zeichen wiederzugeben; am natürlichsten scheint es, dafs man schon damals e sprach. So ist die Schreibung belemāt, corōnee hinsichtlich der Qualität der beiden Zeichen e irreführend. S. 244 unten, wo über die verschiedenen Arten der e-Laute, so auch das nebentonige e gesprochen wird, ebenso auch S. 174, fehlt eine Bemerkung über den Lautwert des e in der Endsilbe. — Die S. 163, 2a besprochene Akzentverschiebung in mulierem, filiolum ist wohl nicht als „rein phonetisch" aufzufassen. Wenn man es tut, so müfste wenigstens eine Begründung bzw. Erklärung des phonetischen Vorgangs gegeben werden, wie es z. B. Jespersen in seiner Phonetik tut. Sollte aber nicht der Stammausgleich eine wichtige Rolle bei dem Vorgang gespielt haben?

Aufser dem Glossar wäre auch ein alphabetisches Sachregister sehr erwünscht.

Berlin. **Röttgers.**

---

130) **Raoul de la Grasserie, Du Langage Subjectif** biologique ou émotionnel et sociologique ou révérentiel opposé au langage psychologique de la pensée. Paris, E. Leroux, 1907. 264 S. 8. geh. 6 francs.

Der aufserordentlich vielseitige Verfasser, dessen Veröffentlichungen mit erstaunlicher Schnelligkeit aufeinander folgen, gibt in dieser Studie eine Grammatik der subjektiven Redeweise, deren lexikalische Seite er in einer anderen Arbeit behandelt hat (vgl. N. Ph. R. 1907, S. 327 ff.). Wie der Titel besagt, unterscheidet Gr. zwei Hauptarten der subjektiven Sprache, nämlich einerseits die Sprache des Gefühls und der mehr oder weniger unreflektierten Willensäufserung (langage biologique), andererseits die auf gesellschaftliche Beziehungen, insbesondere auf wirkliche oder angenommene Standesunterschiede bezugnehmende Ehrfurchts- oder Höflichkeitssprache. Im ersten Teil werden als zum langage biologique gehörig folgende Materien erörtert: Vokativ, Imperativ, Optativ, Subjunktiv, subjektive Genera Verbi (Verbum reciprocum, reflexivum und deponens); Diminutiv und Augmentativ (Attraktiv und Repulsiv); Interjektionen; Füllwörter; interrogative, negative, affirmative und dubitative Konjugationsweise; subjektive Gefühlsfärbung der gesamten Sprache (1. durch allgemein übliche Mittel, z. B. ungrammatische Konstruktionen wie Ellipse, Pleonasmus, Syllepsis; 2. durch Idiotismen; 3. durch die individuellen

Ausdrucksweisen jedes einzelnen Schriftstellers); ferner Akzent, Rhythmus und subjektive gefühlsmäfsige Gebärden. Im zweiten Hauptteil wird zunächst der Begriff „révérentiel" im allgemeinen eingehend erörtert. Daran schliefsen sich Studien über positive Ehrfurchtswörter mit Bezug auf göttliche oder magische (dämonische) Wesen, über Namentabuierungen, und über Ehrfurchtsausdrücke im Verkehr der beiden Geschlechter und im Verkehr verschiedener Gesellschaftsklassen untereinander. Auf diese Abschnitte, welche mehr lexikalischer Art sind, folgt dann noch, dem eigentlichen Zweck des Buches entsprechend, die Behandlung einer Reihe von grammatischen Erscheinungen, welche in das Kapitel der Ehrfurchts- oder Höflichkeitssprache gehören, und zwar auf dem Gebiete der Konjugation, des Substantivs und des Pronomens. Den Schlufs bilden Bemerkungen über ehrfurchtsvolle Gebärden.

Der Verfasser hat in seinem Buche viele sehr interessante Dinge zusammengestellt. Er verwertet sein Material zu scharfsinnigen Kombinationen und Schlüssen und wirft auf manche bekannte Erscheinungen neue Schlaglichter. Abgesehen von der allgemein linguistischen Bedeutung seiner Ausführungen sei hier noch darauf hingewiesen, dafs seine Abhandlung auch manches enthält, was von speziellem Interesse für das Französische ist, z. B. die eingehenden Erörterungen über den Subjonctif auf S. 60—82. **P.**

---

131) **Ew. Goerlich, Französische und englische Vokabularien.** 8. Bändchen: Der Bauernhof, bearbeitet von **Hermann Wallenfels.** Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1907.
I: 35 S. 8. ℳ —. 40.
II: 38 S. 8. ℳ —. 40.

Da die früher von dieser Sammlung erschienenen Bändchen bereits in unserer Zeitschrift besprochen worden sind (vgl. Jahrg. 1898, S. 93), so kann ich mich bezüglich der beiden vorliegenden sehr kurz fassen. Auch sie sind als Hilfsmittel für den Anschauungsunterricht beim Gebrauch der Hölzelschen Bilder gedacht; beide bieten ein sorgfältig unter Benutzung fremdsprachlicher Schriftsteller und Schulbücher zusammengestelltes reichliches Material, das vor der Veröffentlichung von Nationalen durchgesehen worden ist. Das französische Bändchen zeigt dank der fleifsigen Benutzung von Zolas La Terre manchmal einen etwas

höheren Schwung als das englische, was ihm durchaus nicht zur Unzierde gereicht.

Auf S. 20 dieses Bändchens lese ich den Satz elle ne laisse rien se perdre, der wohl nicht heifst „sie läfst sich nichts entgehen", sondern „sie läfst nichts umkommen". Auf S. 8 ist ein Druckfehler zu berichtigen und in charactériser das h zu streichen.

Dessau. **H. Bahrs.**

---

132) **Bibliothek der angelsächsischen Prosa,** begründet von **Chr. W. M. Grein,** fortgesetzt von **R. P. Wülker.** Band 5, Abteilung 2. Bischof Waerferths von Worcester Übersetzung der Dialoge Gregors des Grofsen. Einleitung von **Hans Hecht.** Hamburg, Henri Grand, 1907. IV und 183 S. 8.

Auf die im Jahre 1900 herausgegebene angelsächsische Übersetzung der Dialoge Gregors des Grofsen folgt hier die ersehnte Einleitung, die zwar nicht eine erschöpfende Behandlung der vielen und vielverschlungenen Probleme vorlegt, wohl aber über vieles erwünschte Rechenschaft gibt Der Inhalt besteht aus folgendem: I. Die Entstehung der Dialoge Gregors des Grofsen. Ihr Inhalt und ihre Bedeutung. — II. Die Dialoge Gregors bei den Angelsachsen (Beda venerabilis, König Alfred, Asser und Waerferth, Weiteres über die Dialoge als Quellenwerk, Die spätere Bearbeitung). — III. Die Handschriften. — IV. Das Verhältnis der Fassung CO zum lateinischen Original. — V. Der altenglischen Beda und König Alfreds Cura Pastoralis in ihrem Verhältnis zu Bischof Waerferths Wiedergabe der Dialoge Gregors. Übersicht über die weitere Entwicklung der altenglischen Übersetzungskunst. — VI. Die charakteristischen Merkmale der spätaltenglischen Bearbeitung der Dialoge Gregors.

Die Ergebnisse sind: 1) Sicherung der Verfasserschaft Waerferths. 2) Zurückgehen der erhaltenen Handschriften auf einen gemeinsamen Stamm. 3) Enger Anschlufs der Übersetzung an das Original, viele Übersetzungsfehler. 4) Stilistische und lexikographische Modernisierung der älteren Fassung durch den späteren Bearbeiter unter beständiger Heranziehung des lateinischen Textes.

---

133) **Hans Scherer, Satiro-Mastix or the Vntrussing of the Humorous Poet. By Thomas Dekker.** Herausgegeben nach den Drucken von 1602. [A. u. d. T.: Materialien zur Kunde des englischen Dramas begründet und herausgegeben von **W. Bang.** Band XX.] Louvain, A. Uystpruyst; Leipzig, O. Harrassowitz, 1907. XVI u. 136 S.

Für Subskribenten ℳ 6.50; Einzelpreis ℳ 8.—.

Der Verfasser, der sich schon früher durch eine auch von mir in dieser Zeitschrift (N. Ph. R., Jahrg. 1901, S. 185 ff) besprochene Abhandlung über Dekker's Old Fortunatus vorteilhaft bekannt gemacht hat, legt hier eine neue erfreuliche Probe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit neben seiner schulamtlichen vor. Es ist die Ausgabe des vielgenannten und doch meist wenig und schlecht zugänglichen Stückes Satiro-Mastix, das in dem mit zu viel Phantasie und zu wenig Wissenschaft behandelten „Stage-Quarrel" eine hervorragende Rolle gespielt hat. Dieser Bühnenstreit wird vom Herausgeber in der Einleitung zwar behandelt, denn zu umgehen ist er in Anbetracht des Stoffes nicht, aber vernünftigerweise nur in seinen Resultaten, und zwar den positiv sicheren, dargestellt. — Im zweiten Kapitel der Einleitung handelt Scherer über die Abfassungszeit, indem er in sorgsamer Weise auch die früheren Ansichten kritisch bewertet und mit ziemlicher Sicherheit die Zeit „etwa gegen Mitte des letzten Viertels des Jahres 1601" ermittelt. — Kapitel 3 der Einleitung bringt die „Quellenuntersuchung" oder bringt sie vielmehr nicht, denn eine Quelle für die Haupthandlung ist nicht gefunden. Dagegen werden einzelne Motive und Charaktere mit ähnlichen ansprechend verglichen. — Kapitel 4 endlich gibt Rechenschaft über die vier Quartos, deren Wert und Verhältnis zueinander auf Grund eigenhändiger Untersuchung und persönlichen Urteils festgestellt wird, und die bisherigen mangelhaften Ausgaben. — Hierauf folgt der mit Zeilenzählung versehene prächtig klare Druck des Stückes selbst auf Grund von Q_1 (zwei Exemplaren des British Museum) unter Berücksichtigung der tatsächlichen Verbesserungen von Q_2 (je ein Exemplar des Dyce Library und der Bodleiana). — Die wohlgelungene Ausgabe wird beschlossen von Textnoten, von 50 Seiten sehr sorgfältiger Anmerkungen und einem verdienstlichen Index (Anspielungen auf die zeitgenössische Literatur, seltenere Wörter und Redewendungen sowie Realien).

Berlin. **Heinrich Spies.**

134) **Mrs. Humphry Ward, Milly and Olly,** or a holiday among the mountains. London und Leipzig, T. Fisher Unwin, 1907. 256 S. 8. geh. ℳ 1.50.

Die Verfasserin von 'Robert Elsmere' veröffentlicht in dieser neuesten Nummer von 'Unwin's Library' eine reizende Kindergeschichte, die sie schon vor 27 Jahren niedergeschrieben hat. Milly und Olly sind ein kleines Mädchen von sechs und ein kleiner Knabe von fünf Jahren, die mit ihren Eltern eine Ferienreise nach dem Lake-District unternehmen. Jeder Freund traulichen Familienlebens wird das kleine humorvoll und höchst lebenswahr geschriebene Buch mit wirklichem Vergnügen lesen; es dürfte sich auch vorzüglich als Anfangslektüre in Mädchenschulen eignen. Eingestreut in den Bericht über die Erlebnisse des kleinen Pärchens sind u. a. kindlich gefafste Nacherzählungen des „Beowulf" und des Tennysonschen „Passing of Arthur". Die Sprache ist so idiomatisch wie möglich. Interessant war uns die volksetymologische Umbildung von *sandals* zu *sand-shoes* (S. 54 u. 131) und die mehrfache Erwähnung deutscher Kinderbücher: der „Struwwelpeter" erscheint auf S. 59 anglisiert als „Shockheaded Peter". Besonderes Lob verdient die vorzügliche äufsere Ausstattung des Buches. Der Druck ist geradezu eine Augenweide. —t.

---

135) **Roman Dyboski, Tennysons Sprache und Stil.** (Wiener Beiträge zur engl. Philologie XXV.) Wien und Leipzig, W. Braumüller, 1907. XXXVII u. 544 S. 8. geh. ℳ 15.—.

Dyboski will in seiner Arbeit „eine möglichst systematisch geordnete Sammlung von Beispielen syntaktischer, stilistischer und lexikographischer Eigentümlichkeiten in Tennysons Dichtersprache geben. Der bei ihrer Auswahl mafsgebende Standpunkt ist der des gewohnheitsgemäfs herrschenden und durch Beobachtung fixierten neuenglischen Sprachgebrauchs und insbesondere der in der Sprache moderner englischer Dichter gebräuchlichen und geläufigen Ausdrücke und Wendungen. Erscheinungen, die entweder von diesem Durchschnitt individuell abweichen oder andererseits für die typische Ausdrucksweise viktorianischer Poesie ... als besonders charakteristisch gelten können, werden verzeichnet und klassifiziert". Vorausgeschickt ist dem Ganzen eine 29 Seiten umfassende Einleitung über Tennysons Leben und Werke, ursprünglich ein Vortrag, den der Verfasser Ende 1903 im Wiener Universitätsseminar für englische Philologie ge-

halten hat. Die eigentliche Arbeit beschäftigt sich in vier Hauptabschnitten mit syntaktischen und stilistischen Erscheinungen, mit Wortbildung und mit Wortgebrauch. Im einzelnen werden namentlich folgende Dinge behandelt: Parataxe und Hypotaxe, Satzverschränkung, Verschiebung des Satznachdrucks, Asyndeton, das Fehlen von unterordnenden Konjunktionen, von Partikeln und Adverbien, Constructio ad sensum, Anakoluth, Aposiopese, direkte und indirekte Rede, uneigentliche Relativsätze; Wechsel der Wortkategorie bei Substantiven, Adjektiven und Verben mit einer alphabetischen Liste der als Verba gebrauchten Substantiva (S. 26—34); Verbalklassen (Impersonalia; Transitiva, Intransitiva, Causativa, Reflexiva) und Übergänge aus einer Klasse in die andere; Hilfsverba; Genera verbi; Aktionsarten; Tempora; Modi; Infinitiv und Verbalsubstantiv; Partizip und Verbalsubstantiv; syntaktische Eigentümlichkeiten im Gebrauch der Substantiva und der Adjektiva, mit einigen Zusammenstellungen, die eigentlich mehr rhetorisch-stilistische Erscheinungen betreffen (§ 80 bis 84; von besonderem Interesse sind darunter die in § 83 f. gesammelten Farbenbezeichnungen, namentlich *purple* und *crimson*, sowie auch die S. 112 f. gegebenen Belege für eigenartige Verwendungen des Wortes *naked*); Komparativ und Superlativ; Adverbia; Numeralia; Pronomina (Artikel S. 146—150); Präpositionen; Konjunktionen; Wortstellung und Satzstellung (S. 171—176). Das stilistische Kapitel behandelt 1. Kürze und Fülle, 2. Intensität, 3. Anschaulichkeit des Ausdrucks und 4. inneren und äufseren Schmuck desselben. Beachtenswert sind darin namentlich folgende Abschnitte: Wortspiele (S. 193—195), Umschreibungen für Gott, Seele, Abstrakta, verbale Begriffe; „Kenningar" und Euphemismen (S. 207—217); Kürze durch Wortwahl; Affektation; Einfachheit des Ausdrucks; Umgangsprachliches, Sprichwörtliches, Prosaisches (illustriert durch *matter*); scherzhafter Ausdruck; Hypostasierung von Eigenschaften; Concretum pro abstracto und Beispiele umgekehrter Art; Vergleiche; Reim; Alliteration (mit Belegen auf S. 350—361; die dieses Thema behandelnde Kieler Dissertation von Steffen [1905] hat Verfasser nicht benutzen können). Sehr ausführlich und von grofsem lexikographischem Werte sind die Abschnitte über Wortbildung (S. 362—428) und Wortgebrauch (S. 430—533). Der letztere schliefst mit einem 77 Seiten füllenden glossarialen Index, „dessen Zweck — ohne Streben nach Vollständigkeit — eine möglichst charakterisierende Zusammenstellung der mit besonderer Vorliebe (sowie einiger in abweichenden, anormalen Bedeutungen) gebrauchten Wörter,

auch der besonders beliebten Verbindungen und Metaphern sein soll". — Verfasser erklärt im Verlaufe seiner Arbeit eine ganze Reihe schwierigerer Stellen in befriedigender Weise. In dem Passus Enoch Arden 594 f. schliefst er sich mit Recht an die Interpunktion englischer Ausgaben an, die nach *paused* ein Komma setzen, und ergänzt hinter *still* ein *that*: *There often as he watch'd or seemed to watch, so still* [that] *the golden lizard on him paused, a phantom made of many phantoms moved before him haunting him*; der Tauchnitzdruck und nach diesem verschiedene deutsche Ausgaben (z. B. Hamann und Kutschera) haben hinter *paused* einen völlig irreführenden Punkt. Es wäre sehr dankenswert gewesen, wenn Dyboski alle von ihm behandelten Stellen in einer Liste kurz der Reihe nach aufgeführt hätte, etwa nach dem Muster des Stellenregisters, welches den Schlufs der hebräischen Grammatik von Gesenius-Kautzsch bildet; der Nutzen seines Buches würde dadurch jedenfalls nicht unwesentlich erhöht worden sein. — Einige Einwände lassen sich vielleicht gegen die Abschnitte machen, welche den Wechsel der Wortkategorie betreffen: manche der Übergänge bzw. Ableitungen wie z. B. *to steel*, das als Verbum sicher schon urgermanischer Herkunft ist, und *to brave*, das man doch wohl am besten direkt auf das französische Zeitwort *braver* zurückführt, können eigentlich bei einem Schriftsteller des 19. Jahrhunderts nicht als Belege für Kategoriewechsel angeführt werden. Bei *argent* (für *silver*) S. 441 war auf den heraldischen Gebrauch des romanischen Wortes hinzuweisen. Die Form *left* in dem Satze *thou cried'st "A Wyatt!" and flying to our side, left his all bare* ... (Queen Mary II, 3) ist nicht, wie Verfasser am Ende von § 11 anzunehmen scheint, anakoluthische dritte, sondern eine Variante der zweiten Person Sing. des Präteritums, vgl. C. Friedr. Koch, Histor. Gramm. der engl. Sprache[2] I, S. 335, § 57. — Neben der auf S. 385 in der Fufsnote erwähnten Form *vasty* findet sich bei Shakespeare bekanntlich auch *paly*; anders zu beurteilen als diese Bildungen ist wohl das kindliche *nicey* (z. B. Mrs. Humphrey Ward: Milly and Olly, Ausg. Fisher Unwin S. 19). — Zu dem auf S. 25 erwähnten Ausdruck *the cold Hic Jacets of the dead* vgl. Bret Harte's Erzählung "Jinny": *From that day she forsook the camp, and spent her Sabbaths in mortuary reflections among the pine headboards and cold* 'hic jacets' *of the dead.* (In der Ausgabe von Chatto and Windus, London o. J. [1879], welche betitelt ist: An Heiress of Red Dog and other tales, S. 139.) — Ein Beleg für das auf S. 27 f.

angeführte *to feather* ist neben den Beispielen des Oxforder Wörterbuchs noch: Marryat, The 3 Cutters, 1. Kapitel: *At Mount Edgcumbe you will behold the finest timber in existence, towering up to the summits of the hills and* feathering down *to the shingle on the beach.* — Bemerkenswert ist, dafs das bei Shakespeare sehr im Vordergrunde stehende Wort *mettle* nicht zu Tennysons eigentlichen Lieblingswörtern zu gehören scheint; wenigstens fehlt es in der oben erwähnten Liste. Man vergleiche dazu eine interessante Stelle in James Lane Allens Roman "The Mettle of the Pasture", London und New York, Macmillan, 1903, S. 341 (ferner S. 378 f. und 399).

Eine weitergehendere Besprechung von Dyboskis Abhandlung müssen wir uns hier versagen. Die Fachgenossen sind dem Verfasser für seine trefflichen Arbeit zu grofsem Danke verpflichtet. —t.

---

136) **Alois Musil, Arabia Petraea.** II. Edom. Topographischer Reisebericht 1. Teil Wien, Alfred Hölder, 1907. 343 S. 8. ℳ 15.60.

Das Werk enthält den Bericht über Musils topographische Studien von 1896—1900 und bietet eine Beschreibung von Edom, wie der erste Band Moab behandelte. Die Einleitung gibt Auskunft über das östliche Randgebirge, das sich vom Ferman bis zum Roten Meer hinzieht, sowie den westlichen die Wasserscheide zwischen dem Toten und dem Mittelländischen Meer bildenden Höhenrücken, ferner über die Wasserläufe, Tränkorte, Mineralprodukte, Verkehrsstrafsen u. a. Am 2. September 1896 trat der Verf. in Begleitung eines katholischen Missionars und eines Hweti von der Grenzstation Ḳalat el-Ḥsa den Südmarsch an, am 5. September wurde ohne besondere Zwischenfälle wadi Mûsa oder Petra, das eigentliche Reiseziel, erreicht, dessen Überreste man gründlich untersuchte. Eine erhebliche Reihe von Gräbern, die Wasserleitung, die zum Teil sehr gut erhaltene Verteidigungsmauer, die Altarnische, der grofse Opferplatz, das Theater und sonstige Reste wurden eingehend geprüft und zum Teil photographisch fixiert, wie denn die Fülle der beigegebenen Abbildungen ungemein reich ist. Eine grofse Umgebungskarte von Wadi Musa, die vom k. k. militärgeographischen Institut ausgeführt worden ist, orientiert über das alte Stadtgebiet. Die Anmerkungen zu diesem Reisebericht stellen besonders die Notizen der antiken Geographen zu den einzelnen Punkten zusammen. Über Patra werden alle Nachrichten von Strabo bis zur späten Patristik auf-

gereiht. Im nächsten Jahre besuchte die Expedition tell Arâd, el-Awğa u. a. Für den Frühling 1898 war eine grofse Forschungsreise nach Arabia Petraea geplant, es sollte das Ufergebiet bis el-Ariš durchforscht und schliefslich nach Damaskus zurückgekehrt werden. Am 1. März brach der Verfasser in Begleitung des Universitätsprofessors Dr. A. Haffner von Beirut auf und ritt über Akka, Nazaret, Tiberias und Habbas nach Jerusalem, wo er nach langer Zeit den ersehnten Irade erhielt. Von da ging es nach Razze, dem eigentlichen Ausgangspunkt der Reise. Die Ausbeute war wieder sehr reich, die römischen Denkmäler von El-Fatuma, der römische Turm und das Klostertor von Hirbe-Fenân, die Basilika, die Wasserleitung, die Kupfergrube daselbst sind sehr interessante Überreste. Die geographischen Angaben der christlichen und mohammedanischen Schriftsteller werden wieder beigefügt. Die letzte Reise wurde im August 1900 angetreten und hatte besonders die Stadtreste von El-Busejra zum Zielpunkt. Eine Routenübersicht belehrt am Schlufs zusammenfassend über sämtliche Reisen. Eine Karte der durchforschten Gebiete mit Bezeichnung der Marschlinien hätte die Deutlichkeit erhöht, sie wird hoffentlich noch nachträglich hergestellt. — Aufser dem archäologischen hat das Buch auch ein starkes ethnographisches Interesse. Man gewinnt Einblicke in das Leben der Beduinen, in all die Schranken, die ihren Horizont begrenzen, und all die leidigen Traditionen, die ihnen und ihren Nachbarn das Leben verbittern. Man gewinnt den deutlichen Eindruck, dafs böser Wille nie den letzen Grund ihres zuweilen höchst unerquicklichen Betragens bildet, sondern meist ein abergläubischer Rest, eine persönliche Kränkung u. a., und fühlt, wie leicht es sein mufs, diese feurigen Wüstensöhne in der ganzen Harmlosigkeit ihrer wahren Natur erscheinen zu lassen, wenn man ihren Aberglauben nicht verachtet und überhaupt den guten Willen der menschlichen Bruderliebe für sie mitbringt. — Bemerkt sei noch, dafs die photographischen Aufnahmen von dem Kunstmaler A. L. Mielisch hergestellt worden sind. — Das Werk über Arabia Petraea ist damit abgeschlossen, und man mufs gestehen, dafs der Verfasser und die Wiener Akademie der Wissenschaften sich durch seine Herausgabe ein grofses Verdienst um die Topographie dieser arabischen Landstriche, deren Erforschung den Reisenden so viele Schwierigkeiten entgegenstellt, erworben haben. Der Druck und die Ausstattung sind der Wiener Hof- und Universitätsbuchhandlung würdig.

Berlin. **C. Fries.**

---

137) **Meyers Grofses Konversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Siebzehnter Band. Rio bis Schoenebeck. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1907. 952 S. 8. geb. ℳ 10.—.

Der in diesem Bande zu Ende geführte Buchstabe R bringt zunächst dem Altertumsfreunde einige gröfsere wichtige Artikel, da hier zunächst das alte und neue Rom sehr ausführlich (15 S.!) und mit den Beigaben trefflicher Pläne und Karten behandelt ist. Daran schliefsen sich S. 116 bis 122 die Aufsätze: Römische Literatur, Münzen, Recht, Römisches Reich, svweit erforderlich wieder mit gutem Illustrationsmaterial ausgestattet. In diesem Zusammenhange sei noch auf die Erklärung der Saalburg aufmerksam gemacht. — Hat in den letzten Jahren unser östlicher Nachbar wiederholt unser Interesse in Anspruch genommen, so wird man mit Befriedigung die Darstellungen und Umarbeitungen aller Rufsland betreffenden Artikel wahrnehmen. Russische Kirche, Kultur und Kunst, Literatur und Sprache, Land und Geschichte, die die politischen Vorgänge bis ins Jahr 1907 hinein fortführt (Duma) und den Russisch-Japanischen Krieg berücksichtigt (Karten mit den Plänen von Port Arthur, Schlachtenpläne von Mukden usw.); dahin gehört auch Sachalin. — Eine tüchtige topographische Leistung ist die Orientierung unter den zahllosen Ortschaften, die mit Saint-, Sankt-, San-, Santa- anheben. Im Bereich der Politik erscheint als neue Gröfse Roosevelt. Die Modernistenbewegung gibt dem Theologen Hermann Schell einiges Interesse. — Die Flottenfreunde innerhalb und aufserhalb des Flottenvereins werden am Schiff und Zubehör ihre grofse Freude haben, können sich auch etwas über Salm-Horstmar informieren. — Naturkundliches und Technologisches sind auch in dem 17. Bande reichlich vertreten; wir begnügen uns auf bie Monographie „Röntgenstrahlen" zu verweisen. — Ein gutes Stück Gelehrsamkeit und Belehrung bieten die Erklärungen der Abbreviaturen im Anfange des Buchstabens S.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Xenophons Anabasis.

Bearbeitet von **Dr. Reimer Hansen.**

1. Heft: Buch I. Preis: ℳ 3.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Anschauungstafeln zur Saalburg.

Die Saalburg.

Castellum limitis Romani Saalaburgense.

Auf Grund der Ausgrabungen und der teilweisen Wiederherstellung durch Geh. Baurat Professor L. Jacobi.

Von Architekturmaler **Peter Woltze.**

Fünf Bilder in Farbendruck, darunter ein Doppelblatt.

Bildgröfse 60×82 cm.

Preis **komplett:** ℳ 10.—, aufgezogen auf Leinwand mit Stäben ℳ 18.—. **Einzelpreis:** Blatt 1/2 (Doppelblatt) ℳ 6.—, Blatt 3, 4, 5, 6 je ℳ 2.—; aufgezogen Blatt 1/2 ℳ 9.—, Blatt 3, 4, 5, 6 je ℳ 3.50.

Begleitender Text von Dr. **E. Schulze**, Geh. Regierungsrat, Direktor des Kaiserin Friedrich-Gymnasiums in Homburg v. d. H.

Mit verkleinerten Abbildungen der 6 Blätter.

Preis: ℳ —.80.

Inhalt der Blätter:

Blatt 1/2 (Doppelblatt 120×82 cm): Castellum limitis Romani Saalaburgense.
Blatt 3: Porta decumana. Sacellum et quae sunt ei vicina. Principia. Atrium cum porticibus.
Blatt 4: Limes Germaniae superioris et limes Raetiae. Turris limiti tutando destinata.
Blatt 5: Fabrica. Canabae. Hypocaustum.
Blatt 6: Mithraeum cum fonte perenni. Mithraei pars interior.

Deutsch-lateinisches Übungsbuch für Quarta

im Anschlufs an die Lektüre des Cornelius Nepos.

Von

Dr. Netzker, Oberlehrer zu Forst i. L., und **Rademann,** Gymnasiallehrer zu Cottbus.

Preis: broschiert ℳ 2.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

υ. ሬυ

Gotha, 27. Juni. Nr. 13, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

138) **Friedrich Blafs, Aischylos Choephoren.** Erklärende Ausgabe. Halle, M. Niemeyer, 1906. I u. 204 S. 8. ℳ 5.—.

Nach einer Einleitung über die Geschichte der Sage (nach C. Robert), den Aufbau des Dramas, die Ethopöie der Personen, die Stellung des Chors im Stücke, die Szenerie und die Überlieferung gibt Bl. den Text und darunter in zwei Fufsnotengruppen die Scholien und kritischen Apparat. Daran schliefst sich von S. 74 an der Kommentar. Den Schlufs bildet ein Register und Berichtigungen.

Im Kommentar sagt Bl. S. 75: „... ohne Zwang hat man eine Lücke nicht anzunehmen ... und ein Zwang liegt nicht vor.“ Es wäre sehr gut gewesen, wenn er diesen sehr beherzigenswerten Grundsatz mutatis mutandis auch auf seine Behandlung des Textes im einzelnen bei Wortänderungen angewendet hätte. Das hat er leider nicht getan, augenscheinlich infolge seiner ziemlich geringschätzigen Meinung über die Güte



der Überlieferung des aischyleischen Textes in M. — „Die Grundlage ist möglichst einfach, aber eben darum nicht gut.“ Daraus folgert Bl. für sich offenbar die Freiheit, mit dem überlieferten Text ganz nach eigenem Gutdünken umzugehen, so dafs sein Text unseres Erachtens nicht eine weitere Annäherung an den echten, alten Aischylos darstellt, sondern vielmehr ein Zurück- und Abweichen von der Linie, die in der Textentwicklung sonst im allgemeinen auf die Wiedergewinnung des alten Autors lossteuert. Nicht als ob Bl. ihm nirgends näher käme. Er schützt die Lesart von *M* sogar an einigen Stellen, wo wir das auch schon in dieser Zeitschrift 1905, Nr. 8, S. 178 ff., bei der Besprechung von Tuckers englischer Choephorenausgabe empfohlen hatten, V. 93 *ἐσι' ἀντιδοῦναι*, V. 157 *δέσποτ'*, *ἐξ*, V. 302 *τὸ μὴ* — freilich unter Beifügung von ⟨*οὐ*⟩, die wir für unrichtig halten, V. 404 *ἐπ' ἄτηι*, V. 518 *τάδε*, V. 587 *βλαστοῦσι*, V. 625 *ἀκαίρως δὲ*, V. 738 *θέτο σκυθρωπὸν* — allerdings getrennt —, V. 773 *κρυπτὸς*, V. 946 *κρυπταδίου*, an vielen Stellen auch, wo schon Tucker die Lesart von *M* wiederhergestellt hatte; aber an gar manchen Stellen ändert Bl. auch, wenn „kein Zwang vorliegt“. Jedenfalls weist er das Vorliegen des Zwanges fast nirgends bei seinen zahlreichen Abweichungen überzeugend nach. Er behält die Lesart von *M* bei, wo es ihm gut erscheint; wo ihm irgend eine fremde oder eigene Konjektur besser erscheint, nimmt er diese skrupellos. Charakteristisch dafür sind eigene Äufserungen im Kommentar z. B. S. 102. „Aus *εἰς δὲ* Med. 232 scheint *ἔσιδε* (O. Müller) zu machen; ... für sich ist *σπάθης τε πληγὰς* kein mögliches Erkennungszeichen. Noch besser aber, man macht *σπ. πλ.* auch nicht einmal zum Objekt, sondern schreibt *πληγαῖς*.“ Oder S. 109: „Eine bessere Lösung der Schwierigkeiten möchte *τὸ μὴ* ⟨*οὐ*⟩ 302 gewähren.“ S. 113: ... die Partizipien nebeneinander machen sich schlecht, und mit *καθ' ἓν* weifs man nichts zu machen; also lieber *οὐρίας* ... S. 123: „*προτέρων φθιμένων* 403 klingt schlecht.“ S. 131: *Τέτραινε* Schol. *διατόρει*, ebenso unverständlich; ... Ich ziehe daher *πέραινε* vor.“ Aber Blafs sollte uns nicht Bl.' Choephoren, sondern Aischylos' herausgegeben haben.

Wir geben aus der übergrofsen Menge derartiger Stellen nur probeweise einige wenige Beispiele. Bl. schreibt: V. 9: *ἐπ' ἐκφορᾶι* (Dindorf), *M* *ἐκφορὰν*. Hier fehlt im kritischen Apparat bei Bl. die handschriftliche Lesart, eine Nachlässigkeit, wie sie bei diesem Buche öfter zu beobachten ist, z. B. noch 493 *M ἀχαλκεύτοις ἐθηρεύθης*. Ferner schreibt Bl. V. 15

μειλίγματα (Casaub.) *M* — σιν V. 88. κατεύξωμαι (Turneb.) *M* — ξομαι V. 95. δόσιν γε (Stanley) *M* — τε V. 105. ἔχεις (Jacobs) *M* — ἔχοις und so an sehr vielen anderen Stellen.

Meist geht Bl. mit dem Scholiasten gegen *M*, so V. 23 σὺν κόπῳ, V. 251 θήραν πατρῴαν, V. 697 ἔξω κομίζων, V. 707 ἀξίων, V. 740 ἔχει, V. 795 ἐν ἅρμασιν, V. 828 πατρὸς εἴδωλον, V. 940 ἔλασε, manchmal aber auch umgekehrt; so mit *M* gegen die Scholien V. 68 διαλγής und V. 978 μέν. Hier scheint Bl. das Schol. zu 978 ἡ μοὶ ἀντωνυμία τὴν οἰκειότητα δηλοῖ auf V. 987 παρῇ μοι μάρτυς zu übertragen.

Auch gegen den corrector zieht Bl. *M* gelegentlich vor, V. 318 τύχοιμ' ἂν καθ' ἕν, V. 259 εὐπειθῆ.

Die Scholien sind in den „Berichtigungen" richtig vervollständigt. Auf den kritischen Apparat ist, wie schon gesagt, nicht überall sicherer Verlafs; man mufs ihn beim Gebrauch nachprüfen.

An Äufserlichkeiten ist zu bemerken, dafs Bl. ἧδε, αἶδε (st. ἥδε, αἵδε) akzentuiert, ι-subscriptum nicht sub-, sondern postskribiert und den Diphthong ει in manchen Wörtern anstatt des früher gebräuchlichen ι herstellt. Motto: ἀγαθὴ δ' ἔρις ἥδε βροτοῖσι.

Der Kommentar bringt an kritischem Inhalt manches Gute. Die rhythmisch-metrischen Bemerkungen sind auch im ganzen der Beachtung wohl wert. Im einzelnen laufen freilich auch hier Irrtümer unter. So ist ihm S. 116 –⏑⏑–⏑– „ein Glykoneus ohne die ersten beiden Silben". Dann ist's eben **kein** Glykoneus. Und unmittelbar darauf: „ein Enoplios hyperkatalektisch ⏑–⏑⏑–⏑⏑–⏓ (gemeint ist ⏑–⏑⏑–⏑⏑⏗⏓ mit nachfolgenden **Verminderungen** ⏑–⏑⏑–⏑–⏓ und –⏑⏑–⏑–⏓; in diese Dunkelheiten sehen wir noch nicht hinein". Allerdings nicht. Das ist auch nicht möglich, so lange man einen Trochäus als eine Verminderung eines Daktylus auffafst.

Die neuere Literatur hat Bl. nur nach eigener Auswahl zu Rate gezogen. Tuckers bedeutsame Ausgabe der Choephoren, Cambridge, University Press, 1901, scheint er gar nicht gekannt zu haben. Gegen Wilamowitz polemisiert er gern. Wir können alles in allem genommen nicht glauben, dafs Bl. in ungeschwächter Schaffenskraft dies Büchlein so hätte hinausgehen lassen.

Mülheim a. Rhein. **W. Hamelbeck.**

---

139) **Adolf Lasson, Aristoteles' Metaphysik** ins Deutsche übertragen. Jena, Eugen Diederichs, 1907. XIII u. 319 S. 8. brosch. ℳ 6.—; geb. ℳ 7.50.

Lassons Übersetzung der Metaphysik ist für einen weiteren Kreis von Gebildeten bestimmt und hat ihr wesentliches Merkmal in dem prächtigen Stil, in welchem sie geschrieben ist. Zur Wiedergabe aristotelischer Termini sind mit Recht die heutigentags gangbaren wissenschaftlichen Ausdrücke benutzt worden. Wenn J. H. v. Kirchmann, ein Vorgänger Lassons in der Übersetzung der Metaphysik, solche moderne Ausdrücke verwirft, weil sie durch den verschiedenartigsten Gebrauch verflacht und verdunkelt seien, dann aber genötigt war, sich mit einem „wesentlichen Was", einem „Unterliegenden" zu behelfen, und wenn andere nach ihm noch ähnliche Wendungen gebrauchten, wie z. B. Rolfes, 1904, noch von einem „Weswegen" statt von einem Zweckmäfsigen spricht, so leuchtet unmittelbar ein, dafs dies alles im Widerspruch steht mit dem Geist der deutschen Sprache, zu welchem eine Übersetzung eben niemals in Gegensatz geraten darf. Auch kam es für den Zweck, den Lasson verfolgt, gewifs nicht auf derartige Haarspaltereien an. Er mufste vor allem danach streben die abstrakten, häufig dunklen oder durch ungünstige Überlieferung in Verwirrung geratenen Gedankenreihen der Metaphysik in klarem Deutsch flüssig zu machen und in übersichtlicher Gruppierung vorzuführen. So erklärt sich die Breite der Diktion, die bei häufig überaus glücklicher Formulierung meist in und mit der Übersetzung einen deutlichen Kommentar bietet. Als charakteristische Probe sei eine besonders gelungene Stelle angeführt, die Wiedergabe von Aristot. Met. 997 a 21: *περὶ οὖν τὸ αὐτὸ γένος τὰ συμβεβηκότα καθ' αὐτὰ τῆς αὐτῆς ἐστὶ θεωρῆσαι ἐκ τῶν αὐτῶν δοξῶν. περί τε γὰρ ὃ μιᾶς, καὶ ἐξ ὧν μιᾶς, εἴτε τῆς αὐτῆς εἴτι ἄλλης·* „Soweit es sich also um ein und dasselbe Gebiet handelt, hat eine und dieselbe Wissenschaft die Aufgabe die Bestimmungen, die dem Gegenstande an und für sich zukommen, auf Grund derselben Grundsätze zu erforschen. Denn gehört das Gebiet, auf dem man sich bewegt, einer einzigen Wissenschaft an, so gilt dasselbe auch für die Grundsätze, von welchen man ausgeht, ganz gleich, ob die Wissenschaft von diesen Grundsätzen dieselbe wie die Wissenschaft von den Wesenheiten ist oder eine andere." Wenn es trotz dieser Akribie gar nicht wenige Stellen in Lassons Übersetzung gibt, deren Verständnis so manchem Leser verschlossen bleiben wird, so liegt das gewifs zum Teil an dem Original, dessen

Schreibweise den Gedanken der Nachwelt oft wunderlich weiten Spielraum läfst, zum Teil aber auch an dem Umstande, dafs von Anmerkungen völlig abgesehen wurde, auch da, wo sie sicherlich am Platze gewesen wären, wenn nämlich Lasson, was nicht gerade selten ist, eigene Auffassungen vorträgt. Beispielshalber sei hier nur auf eine derartige Stelle, Aristot. Met. 1062 b 27, hingewiesen. Sie lautet bei Lasson: „Da nun Weifses nicht aus solchem wird, was vollkommen weifs ist und in keiner Weise nicht weifs ist, dann aber, wenn es ein Nichtweifses geworden ist, es aus Weifsem geworden ist, so würde das, was ein Nichtweifses ist, aus etwas werden, was nicht weifs ist.“ So richtig auch der Sinn der Stelle gedeutet wurde, wie sollen die als Leser ins Auge gefafsten weiteren Kreise sie verstehen? Lasson hat einige 50 Vermutungen zu dem von ihm benutzten von W. Christ besorgten Texte gegeben, die für den Fachmann von Interesse sind. Den ausgesprochenen Vorzug vor den Lesarten bei Christ verdient wohl kaum eine dieser Varianten; sie erscheinen teils als unbedeutende Änderungen, teils als allzu freie Kombinationen. Der Wert, den das Buch auch für die Wissenschaft haben kann, liegt in der sorgfältigen Analyse der Gedankengänge, wie sie Lasson in und mit seiner Übersetzung gegeben hat, und hieraus werden insbesondere Jüngere Anregung und Förderung erhalten. So stellt diese neueste Metaphysikübersetzung fraglos eine recht gediegene Leistung dar, eine grofse Frage ist es aber, ob die Welt künftighin, wie Lasson in der Vorrede will, dem Geiste des Aristoteles wieder mehr huldigen wird als bisher.

Neuburg a. D. **Karl Albert.**

---

140) **Excerpta historica iussu Imp. Constantini Porphyrogeniti confecta.** Volumen II pars 1: Excerpta de virtutibus et vitiis. Recensuit et praefatus est **Th. Büttner-Wobst**. Editionem curavit **A. G. Roos**. 1906. XLII u. 369 S. 8. ℳ 14.—.

Volumen III: Excerpta de insidiis edidit **C. de Boor.** 1905. XXIV u. 228 S. 8. ℳ 8.—.

Volumen IV: Excerpta de sententiis edidit **U. Th. Boissevain.** Adiecta est tabula phototypica. 1906. XXVIII u. 478 S. 8. Berolini, apud Weidmannos. ℳ 18.—.

Auf den ersten Band der Historischen Excerpte Konstantins, auf den ich in dieser Zeitschrift Jahrgang 1903, Nr. 26, S. 603 f. aufmerksam

gemacht habe, sind rasch drei weitere Bände gefolgt, nämlich der zweite περὶ ἀρετῆς καὶ κακίας, der dritte περὶ ἐπιβουλῶν κατὰ βασιλέων γεγονυιῶν und der vierte περὶ γνωμῶν. Allerdings liegt der zweite Band nicht vollständig vor; denn sein Bearbeiter, der verdiente Gelehrte Büttner-Wobst, wurde noch vor Beendigung seiner Arbeit vom Tode hinweggerafft. An seine Stelle trat A. G. Roos, der die Herausgabe des von Büttner-Wobst druckfertig hinterlassenen ersten Teils besorgte und nun auch den zweiten Teil unter Benutzung der Vorarbeiten Büttner-Wobsts herstellen wird. Der dritte Band ist von Boor, der vierte von Boissevain bearbeitet.

Die Herausgeber verfahren nach demselben Plane, der auch dem ersten Bande zugrunde gelegt wurde. Jedem Bande ist eine ausführliche Praefatio vorausgeschickt, in der über die Handschriften, die früheren Ausgaben und den Zweck der neuen Ausgabe gesprochen wird. Für den zweiten Band kommt in erster Reihe der Codex Peirescianus, daneben noch Suidas in Betracht, für die Exzerpte de insidiis ein codex Escorialensis und Parisinus und für den vierten Band der von Angelo Mai im Jahre 1820 in der vatikanischen Bibliothek aufgefundene, im Jahre 1827 herausgegebene Palimpsest. Der Text, den die Herausgeber bieten, ist der des Excerptors, nicht der des Schriftstellers, der exzerpiert wurde; denn sie geben ja die Exzerpte, nicht die Schriftsteller heraus. Wo die Schriftsteller erhalten sind, werden jeweils am Fuſse der Seiten die Stellen verzeichnet, die exzerpiert sind; so ist die Vergleichung des Exzerpts mit dem Text des Schriftstellers selbst dem Benutzer der Ausgabe leicht gemacht. Überall sind die handschriftlichen Lesarten genau angegeben, und die Herausgeber haben es auch nicht unterlassen, wenigstens eine Auswahl aus der Zahl der Verbesserungsvorschläge, die verdorbene Stellen heilen sollen, beizufügen. Am Schlusse des zweiten und vierten Bandes ist jeweils eine Übersicht über die Exzerpte unter Beifügung der Schriftstellerstellen beigegeben, am Schlusse des vierten Bandes auſserdem noch drei Anhänge, die den Unterschied zwischen den jetzigen und den Maischen Lesungen des Palimpsests veranschaulichen, sowie eine Photographie der 146. Seite des Palimpsests. Der dritte Band bringt einige nachträgliche Berichtigungen zum ersten.

So haben die Herausgeber eine Ausgabe der konstantinischen Exzerpte geschaffen, die, nach einheitlichem Plane bearbeitet, den Text der Exzerpte zuverlässig wiedergibt und deshalb geeignet ist, als Grundlage für

jede wissenschaftliche Beschäftigung mit diesen Exzerpten zu dienen; dafür wird ihnen der Dank aller, die die Exzerpte benutzen, sicher sein.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

141) **John Garstang, The Burial Customs of Ancient Egypt** as illustrated by Tombs of the Middle Kingdom, being a Report of Excavations made in the Necropolis of Beni Hassan during 1902-3-4. London, Archibald Constable and Co., 1907. XV u. 250 S. 4. 16 Tafeln, 231 Illustrationen im Text. geb. 31 s. 6 d.

Seit die ersten Ägyptologen geglaubt hatten, in den Pfeilersäulen von Beni Hasan die Vorläufer der dorischen Säule zu finden, und seit mehrfach Theologen in einem der dortigen Reliefs in phantasievoller Weise ein Bild des Einzugs Abrahams in Ägypten wiedererkennen wollten, gehört der genannte Ort zu den bekanntesten Gräberstätten des Niltals. Die Publikationen und Bearbeitungen beschränkten sich aber regelmäfsig auf die auf halber Höhe des Gebirges angelegten Nomarchengräber; auch die vierbändige, 1893—1900 herausgegebene Publikation des Egypt Exploration Fund schilderte nur diese. Es war bekannt, dafs am Fufse des Gebirges eine weitere ausgedehnte Nekropole lag, diese galt aber als ausgeraubt und unwesentlich. Dafs diese Vernachlässigung nicht berechtigt war, hat Garstang gezeigt.

Das vorliegende Werk verzeichnet die Ergebnisse, welche sein Verfasser in den Wintern 1902/3 und 1903/4 bei einer umsichtigen und sorgfältigen systematischen Durchforschung dieser Nekropole und der weiter nördlich und südlich gelegenen Grabstätten gewann. Von letzteren, denen Kapitel 3 und 10 gewidmet sind, erwies sich die nördliche als die älteste; sie gehört allem Anscheine nach der Zeit vor der vierten Dynastie an, während die südlicheren Anlagen aus dem Neuen Reiche und teilweise der sechsten Dynastie stammen. Die mittlere Hauptnekropole datiert mit ihren ungefähr 900 Gräbern aus der Zeit der Nomarchengräber, also vom Ende der elften bis tief in die zwölfte Dynastie. Eine Reihe ihrer Insassen entsprach den in den grofsen Gräbern genannten Privatbeamten. Die Angestellten der vornehmen Herren hatten sich demnach in der Nähe ihrer Gebieter bestatten lassen, ähnlich wie die Hofbeamten in der Nähe des Pharao begraben wurden. Sie wollten bei der Auferstehung gleich

zur Hand sein, um ihre irdische Würdestellung bei dem zum neuen Leben erwachten Herrn wieder einzunehmen.

Grüfte aus der Zeit der siebenten, elften und aus der der dreizehnten bis zwanzigsten Dynastie fehlten. Daraus zieht der Verfasser den Schlufs, die Perioden der siebenten bis elften und der dreizehnten bis siebzehnten Dynastie seien weit kürzer gewesen, als die ägyptischen Königslisten es vermuten liefsen. Diese Argumentatio ex silentio erscheint mir aber doch nicht als ausschlaggebend angesehen werden zu können. Auch aus der vierten Dynastie fehlen bessere Gräber, obwohl damals Beni Hasan gröfsere Bedeutung besessen haben mufs. Das beweist sein alter Name Nuit-menât-Chufu „die Stadt der Amme des Cheops“, da nach ägyptischer Anschauung die jeweilige Amme eine hervorragende Persönlichkeit war. Und ebenso fehlen Gräber der thebanischen Glanzzeit. Der Ausweg, vielleicht sei die Stadt von Hyksos bewohnt gewesen, man habe sie daher bei Wiederherstellung der ägyptischen Monarchie zerstört und lange Zeit unbewohnt gelassen, ist wenig wahrscheinlich und kann durch das nachweisbare gelegentliche Einwandern von Semiten in diese Gegenden nicht erwiesen werden. Unter der achtzehnten Dynastie kann die Stadt keinesfall als verfemt gegolten haben, da damals die Königin Ḥâtschepsut und Thutmosis III. hier in dem Speos Artemidos einen Felsentempel anlegten, an dem später auch Seti I. tätig war. So wird das Fehlen dieser Perioden in den Funden wohl eher darauf zurückgehen, dafs sie ihre Toten an einer anderen, bisher nicht aufgefundenen Stätte beerdigen liefsen.

Das Schwergewicht seines Werkes legt Garstang auf die genaue Schilderung des Befundes in den von ihm geöffneten Gräbern. Diese sind in verhältnismäfsig kurzer Zeit nach einem sehr einfachen Plane in typischer Weise angelegt worden; so konnte er sich denn mit der Schilderung von vier charakteristischen Beispielen begnügen und deren Inhalt an Beigaben genau nach der Lagerung der einzelnen Stücke beschreiben. Im übrigen verzichtet er mit Recht auf eine topographische Anordnung und ordnet die Fundgegenstände systematisch nach ihrem jeweiligen Sinn. Zum Schlufs führt er dann tabellarisch als Anhang den Inhalt der einzelnen Gräber auf und nennt dabei die Sammlungen, an die bei der Verteilung der Funde die einzelnen Stücke gekommen sind.

Im allgemeinen sind die Beigaben verhältnismäfsig ärmlich. Wertvoller Schmuck ist, wenn er überhaupt vorhanden war, wohl bereits im Altertume verschwunden. Die Grabungen haben gezeigt, dafs die Arbeiter

beim Einsenken eines neuen Schachtes sich bestrebten, von ihm aus in die Nebengräber einzudringen. Wo ihnen der Raub mifslang, haben spätere Zeiten das nachzuholen gesucht. Diese Leute strebten so gut wie ausschliefslich nach Edelmetallen; was sie als wertlos zurückliefsen, ist für uns das Interessantere. Denn aus ihm lernen wir die typischen Jenseitsvorstellungen des Mittelstandes der damaligen Zeit kennen. Naturgemäfs darf man da bei den Beigaben keine Kunstwerke zu finden erwarten, um so wertvoller sind dieselben zur Kennzeichnung der Erzeugnisse des Kunstgewerbes in einer vermögenden Provinzialstadt des Mittleren Reiches.

Zunächst verzeichnet Garstang die Stücke, welche sich auf das Begräbnis selbst beziehen, Modelle von Barken zur Leichenbeförderung, Totenstatuetten, plastische Opferdarstellungen. Dann folgen Kleidung, Schmuck, Schmuckschachteln, Schminktöpfe, Kopfstützen, Körbe, Tische, Betten. Hiernach Darstellungen aus dem Ackerbau, Modelle von Getreidemagazinen, Gruppen von Leuten, welche Brot backen und Bier brauen, spinnen und weben. Daran schliefsen sich künstlerische Versuche, ziemlich schematische Statuetten in Holz und Bronze, darunter als seltenes Stück das Holzbildnis einer ausländisch aussehenden Frau, welche ihr Kind in einem Tuche auf dem Rücken trägt. Einige Metallgefäfse zeigen ansprechend gearbeitete Henkel, einige Tontöpfe Malerei. Der nächste Abschnitt schildert die Statuette eines Brettspielers, Puppen aus Holzbrettern und dünnen Stricken, Musikinstrumente wie Flöten und eine grofse Trommel. Dann werden Modelle von mit Soldaten bemannten Booten, einige Waffen, Pfeile, Bogen, Schlachtäxte, Wurfhölzer erörtert.

Gesondert werden die Holzsärge mit ihrer Bemalung behandelt. Im allgemeinen stellt dieselbe die Aufsenwände befestigter Magazine dar. An der linken Seite erblickt man am Kopfende zwei grofse Augen; es war die Stelle, an welcher der auf der linken Seite liegende Tote aus dem Sarge in die Grabkammer blicken konnte. Gelegentlich finden sich auch die Bilder einiger Opfergaben aufgemalt mit langen religiösen Formeln, welche den sog. ältesten Texten des Totenbuches entlehnt sind. Die Leichen selbst sind nur ausgetrocknet, nicht mumifiziert worden. Dabei sollten ihnen aber die Eingeweide entnommen und gesondert in Kanopenschachteln beigesetzt werden; freilich liegen in den Kästen tatsächlich meist nur Lumpenbündel. Über Kopf und Brust des Toten pflegte man eine Maske aus mit Stuck bedeckter und bemalter Leinwandkartonnage zu legen, die in handwerksmäfsiger Arbeit die Züge des Verstorbenen wiederzugeben trach-

tete. Außer den Sargtexten fanden sich nur wenige Inschriften, von Stelen waren nur zehn Exemplare vorhanden. Die Eigennamen und Titel, welche sich gewinnen ließen, werden auf zwei Tafeln tabellarisch zusammengestellt. Tabellarisch geordnet erscheinen ferner die meist monotonen Typen der Tongefäße, denen sich aus Ton gearbeitet einige Speichermodelle, Klagefrauen und ähnliches anreihen. Endlich erhält der Leser eine Übersicht über die Ergebnisse der Messung der gefundenen Schädel und über den Inhalt eines gelegentlich der Grabungen bei Speos Artemidos entdeckten Schatzes von Silbermünzen aus persischer Zeit. Den Abschluß bildet ein alphabetischer Index.

Das Werk ist sorgfältig und übersichtlich gearbeitet und sehr gut ausgestattet. Alle wichtigen Fundumstände und Einzelstücke sind in anschaulichen, autotypen Klischees wiedergegeben worden. Das Ganze gibt ein gutes und reichhaltiges Kulturbild für die Zeit der zwölften Dynastie. Hierdurch erhebt sich die Darstellung über das Fachinteresse hinaus. Gerade in dieser Periode herrschten Beziehungen zwischen dem Niltal und Kreta, und so gewinnt das Werk für die Beurteilung der ältesten Geschichte des ersten bisher bekannten Kulturgebietes des klassischen Bodens Wichtigkeit und Bedeutung.

Bonn. **A. Wiedemann.**

---

142) **Henri Francotte, La Polis grecque.** Recherches sur la formation et l'organisation des cités, des ligues et des confédérations dans la Grèce ancienne. (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, im Auftrag und mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausgegeben von E. Drerup, H. Grimme und I. P. Kirsch. Band I, Heft 3/4.) Paderborn, F. Schöningh, 1907. VIII u. 252 S. 8. ℳ 6.60.

In diesem Band sind vier Abhandlungen, zwei größere und zwei kleinere, vereinigt, welche der Verfasser schon früher in den Schriften der Belgischen Akademie der Wissenschaften und in dem Musée Belge veröffentlichte. Es sind dies: „L'Organisation de la cité athénienne et la réforme de Clisthènes" 1892; „Formation des villes, des états, des confédérations et des ligues dans la Grèce ancienne" 1901; „L'Organisation des cités à Rhodes et en Carie" 1906; „Le Conseil et l'Assemblée générale chez les Achéens" 1906.


LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Die beiden ersten Abhandlungen haben gegenüber der ersten Ausgabe eingreifende Umgestaltungen und Änderungen erfahren, so dafs sie in vielem Neues darbieten. Da aber die Grundgedanken dieselben geblieben sind und ich über sie bereits in dieser Zeitschrift berichtete (Jahrg. 1894, Nr. 3; 1903, Nr. 13), so kann ich wohl diesmal von einer eingehenden Besprechung Umgang nehmen. Francotte ist ein anerkannt tüchtiger und unermüdlicher Forscher auf dem Gebiete der griechischen Geschichte und Altertümer, der sich durch seine achtunggebietende Arbeit einen festen Platz in dieser Disziplin errungen hat; kein Fachgenosse wird an seinen Aufstellungen achtlos vorübergehen dürfen, sondern sich mit ihnen auseinandersetzen müssen. Sein Bestreben ist besonders darauf gerichtet, die Entstehung des griechischen Stadtstaats und der Bünde aufzuklären und den Ursprung der Bürgerschaftsabteilungen zu erfassen. Von besonderer Wichtigkeit ist in dieser Hinsicht die zweite Abhandlung, deren Hauptinhalt die Untersuchung der Synökismen, dann die Feststellung des Unterschieds zwischen Staatenbünden (*Ligues*) und Bundesstaaten (*Confédérations*) bildet; auf sie hinzuweisen halte ich um so mehr für meine Pflicht, als ich in einigen Grundanschauungen, so speziell über die gentilizische Organisation, anderer Anschauung bin als der Verfasser.

Gewissermafsen einen Nachtrag zu dieser Arbeit bildet die dritte Abhandlung, die sich mit einigen besonders schwierigen Fragen beschäftigt, wie sie die nicht leicht zu erfassenden Verbände von Rhodos (Einzelstaaten, Demen, Phylen, Ktoinai), anderseits die Phylen, Demen und *κοινά* von Karien darbieten. Der letzte Artikel unterwirft die Ansichten der Neueren (Busolt, Lipsius, Beloch) über die achäische Bundesversammlung einer kritischen Besprechung und entscheidet sich für die gesonderte Existenz eines Rates und einer Volksversammlung; an den regelmäfsigen Versammlungen (Synodoi) nahm allerdings die grofse Masse der Bürger nicht teil, wohl aber an den Synkletoi.

Fr.s Buch sei nochmals der Aufmerksamkeit der Altertumsforscher empfohlen.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

143) **Hans Weber, Attisches Prozefsrecht in den attischen Seebundsstaaten.** (Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums, im Auftrag und mit Unterstützung der Görres-Gesellschaft herausgegeben von E. Drerup, H. Grimme und J. P. Kirsch. Band I, Heft 5.) Paderborn, F. Schöningh, 1908. 66 S. 8. ℳ 2.—.

Dem Verfasser der vorliegenden Studie, einem Schüler E. Drerups, gebührt das Verdienst, die wichtige Frage, wie weit ein Einflufs Athens auf das Recht der übrigen Griechen festzustellen ist, angeschnitten zu haben. Ganz richtig hat er sich dabei zunächst auf die Formen des Prozesses beschränkt, über welche unsere Quellen in erster Linie Aufschlufs geben; die Ergebnisse, zu welcher er gelangt, verdienen entschieden Beachtung, wenn sie auch in manchem einer Modifikation bedürfen.

Die grofse Schwierigkeit für eine solche Arbeit liegt nicht blofs in der Dürftigkeit unseres Quellenmaterials, sondern auch darin, dafs uns in den Urkunden manchmal für eine Klageform nur der Terminus erhalten ist und aus ihm erst der Schlufs auf das Verfahren gezogen werden mufs. Meines Erachtens hat nun W. für die Frage der Nachahmung Athens zuviel Gewicht auf die Terminologie gelegt, während die Hauptsache doch die Form des Prozesses ist; das gleiche Verfahren kann in verschiedenen Staaten mit verschiedenen Termini bezeichnet worden sein, während anderseits derselbe Terminus durchaus nicht immer die gleiche Prozefsart bedeutet haben mufs, wie in Athen. Gewisse Ausdrücke sind dann wohl überall in Griechenland im Gebrauch gewesen; wenigstens sieht man nicht ein, wie das Anbringen der Klage anders bezeichnet werden konnte als durch „*εἰςάγειν*“. Überhaupt glaube ich, dafs die von W. behandelte Frage abschliefsend — soweit dies unsere Überlieferung gestattet — nur dadurch entschieden werden kann, dafs man sie auf eine breitere Basis stellt: es wird notwendig sein, das Prozefsrecht und damit in Zuammenhang die Organisation der Gerichte in den griechischen Staaten vergleichend zu untersuchen und die verschiedenen Klageformen auf ihre Entstehung hin zu erfassen; erst dann wird es mit annähernder Sicherheit möglich sein zu entscheiden, was aus Athen entlehnt wurde und was gemeingriechisch oder lokaleigentümlich ist.

Damit soll nicht bestritten werden, dafs der Verfasser eine Reihe von wichtigen Punkten festgestellt hat, welche für die fernere Betrachtung als Ausgangspunkt dienen können. Dafs von attischen Klageformen

die Phasis in Keos, Paros und Ios, die Endeixis in Keos, die Eisangelie in Kos, die Menysis in Erythrae vorkamen, dafs die *διαδικασία* über die bestrittene Qualität eines Besitzes (ob privat oder öffentlich) wie in Athen auch in Zelea sich findet und die *ἀπογραφή* in Keos, dafs der Prozefsgang in Knidos und Kalymna grofse Ähnlichkeit mit Athen aufweist und die *πρόκλησις* in Teos fast in der gleichen Weise angebracht wurde wie dort, hinwiederum in Ephesos den Diaeteten dieselbe Rolle zugewiesen war, wie der gleichnamigen attischen Behörde — alles dies hat W. mit Erfolg dargetan. In einigen anderen Dingen bin ich allerdings verschiedener Meinung von ihm und komme damit auf das zurück, was ich schon früher bemerkte; damit wird auch die Zusammenfassung W.s (S. 57 ff.) berichtigt. Die nicht blofs von W., sondern von den meisten Gelehrten vertretene Ansicht, dafs die *εἰςαγγελία* nach attischem Muster in Iulis auf Keos bestanden habe, kann nicht richtig sein; denn wenn auch der Terminus *εἰςαγγέλλειν* in IG. XII 5, 1 n. 595 B vorkommt, so fehlt hier gerade das Charakteristische der attischen Meldeklage, die Mitwirkung von Rat und Volksversammlung. Auch die *ἀπαγωγή* in Eretria (S. 15 ff.) kann nicht als der attischen *ἀπαγωγή* vollkommen enstprechend, sondern nur als Fortbildung dieser Klageform aufgefafst werden. Am meisten differiere ich aber von dem Verfasser bezüglich der *φάσις*. Es kommt zwar dieser Terminus noch in Astypalaia, Nisyros, Magnesia a. M. und Priene vor; dafs man es trotz des Zusammenfallens des Ausdrucks und trotz des Strafanteils einer Hälfte mit einer von der attischen verschiedenen Klage zu tun hat, ersieht man schon daraus, dafs sie in den erwähnten Fällen, von Priene abgesehen, bei den Logisten oder Euthynen eingebracht werden mufste, es sich also um eine im Rechenschaftsverfahren zu erledigende Sache handelte. Dafs Athen auf die Institutionen von Magnesia a. M. je unmittelbaren Einflufs ausgeübt hätte, ist zudem noch aus dem Grunde unwahrscheinlich, weil diese Stadt weder dem ersten noch dem zweiten attischen Seebund angehörte; was Priene anlangt, so bezieht sich die überlieferte Phasis auf die unbefugte Darbringung von Opfern, ist also auch der attischen Klage nicht gleichzustellen. Anderseits treffen wir in einer Anzahl von Städten auf eine Klage, welche im wesentlichen die Merkmale der attischen *φάσις* an sich trägt, darunter auch dafs die Hälfte der Strafsumme dem Anzeiger zufällt, die aber unter anderen Bezeichnungen auftritt. So heifst sie in Amorgos *ἔνδειξις*; die für sie in Betracht kommende Urkunde gehört aber nicht nach Minoa,

wie W. meint (S. 32), sondern nach Arkesine. Wie aus der neuen Edition in IG. XII 7, 62 hervorgeht, wurde die Anzeige nicht bei der Volksversammlung (wie man früher Z. 54 ergänzte), sondern bei den *μαστῆρες* eingebracht. In Tegea war für sie die Bezeichnung *ἰμφαίνειν* im Gebrauch, in Rhodos der Terminus *ποταγγέλλειν*, dementsprechend in Demetrias *προςαγγέλλειν*; auch Andania mit *ἄγειν* und Kreta mit *ἐνδεικνύειν* (S. 56) können hierher gehören. Es scheint, dafs wir es in dieser Popularklage mit einer gemeingriechischen Rechtsinstitution zu tun haben, vgl. auch Ziebarth im Hermes XXXV 609 ff.

Zum Schlusse mufs ich noch einige Einzelheiten berichtigen. Wenn der Verfasser auf S. 14 für Eretria wegen der Rolle, welche die Polemarchen dort nach der Inschrift Syll.[2] 277 spielten, attischen Einflufs annimmt, so hat dagegen Homolle erkannt (*Revue des ét. grecques* X 157 ff.), dafs dieser Magistrat aus Boiotien übertragen wurde; demselben Gelehrten verdanken wir den endgültigen Nachweis, dafs die genannte Urkunde auf das Jahr 308 oder ein bald darauf fallendes Datum zu fixieren ist. Die auf S. 27 zitierten Ehrendekrete IG. XII 5, 1 n. 528. 538 gehören nicht in das 4., sondern, wie Hiller v. Gärtringen bemerkt, in das Ende des 3. Jahrhunderts. Endlich ist W. entgangen, dafs die auf S. 50. 51 herangezogene Urkunde aus Korope von Holleaux (*Rev. de philol.* XXI 181 ff.) in durchaus überzeugender Weise ergänzt wurde.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

144) **Max Sauerlandt, Griechische Bildwerke.** Einundzwanzigstes bis vierzigstes Tausend. Düsseldorf und Leipzig, Karl Robert Langewiesche, 1907. XV S., 117 Tafeln u. X S. gr. 8. ℳ 1.80.

„Die Welt des Schönen" ist der vielversprechende Titel einer Sammlung, welche in langsam aufeinander folgenden Bänden erscheinen und sich des Anspruches würdig machen soll als „äufserste Leistung modernen Buchgewerbes" bezeichnet zu werden. Der vorliegende erste Band ist durchaus geeignet, dem Unternehmen in weiten Kreisen Freunde zu erwerben. Man wird nicht müde die stattliche Reihe der Bilder entlang zu wandern, von denen die meisten eine Seite entweder ganz ausfüllen oder doch wenigstens allein beherrschen, so dafs die Betrachtung durch kein Nebenwerk gestört wird. Die Wiedergabe ist so vortrefflich, dafs man sich oft einbilden kann, keine Abbildungen, sondern die Skulpturen selbst vor sich zu haben; so wird man z. B. die Tafeln 35—40, welche

Gruppen aus dem Parthenonfriese, oder Tafel 83, welche den Torso eines Knaben darstellt, mit immer neuer Bewunderung betrachten. In diesem prächtigen Pantheon ist einer zu kurz gekommen, der Göttervater selbst, welchen nur ein Metope von Selinus auf Tafel 15 wiedergibt. Zugunsten des Zeus von Otricoli würde man gern das Bronzereh auf Tafel 112 vermissen, welches wohl nur auf archäologische Feinschmecker berechnet ist. Im ganzen aber ist die Auswahl vortrefflich geeignet die Entwicklung der Bildnerkunst von dem Losringen aus orientalischer Gebundenheit, wie es der Jüngling von Tenea zeigt, bis zu den pathetischen Gruppenkompositionen der hellenistischen Zeit zu veranschaulichen. Die Einleitung gibt in grofsen Zügen die Geschichte dieser Entwicklung, wobei besonders die Bedeutung des Bronzegusses hervorgehoben wird, das Inhaltsverzeichnis zu jeder Tafel die erforderlichen Erläuterungen.

Hoffentlich folgen diesem ersten Bande noch recht viele ihm ebenbürtige zur Fahrt *εἰς τὸ πολὺ πέλαγος τοῦ κάλλους*!

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

145) **E. Boisacq, Dictionnaire Etymologique de la Langue Grecque** étudiée dans ses rapports avec les autres langues indo-européennes. I. Livr. Heidelberg, C. Winter; Paris, C. Klincksieck, 1907. 80 S. 8. ℳ 2. —.

Waldes 1906 vollendetem Etymologischem Wörterbuche der lateinischen Sprache folgt jetzt in demselben Verlage Boisacqs griechisches Diktionnaire. Es ist wesentlich verschieden von dem Prellwitzschen Buche. Während Prellwitz alle Wörter kurz behandelt und daher den ganzen Stoff auf 382 Seiten erledigt, wird die vorliegende Arbeit nach ihrer Fertigstellung über 800 Seiten umfassen; während dort immer nur eine Ableitung geboten wird, die der Herausgeber für die wahrscheinlichste hält, finden wir hier bei weniger durchsichtigen Ausdrücken immer verschiedene Ansichten verzeichnet; während dort gar keine Literatur angegeben wird, sind hier die wichtigsten Belegstellen aus Zeitschriften und Büchern hinzugefügt, damit jeder in die Lage versetzt wird, die betreffende Erklärung nachzuprüfen.

B.s Buch macht den Eindruck grofser Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit und legt Zeugnis ab von der grofsen Belesenheit des Verfassers. Natürlich ist auch er nicht imstande, alle Rätsel zu lösen, und setzt daher öfter, z. B. bei *ἀνθίας*, *ἀκτῆ*, *ἄμβων*, *αἵμων*, *ἀνδράφαξυς*,

ἄρουλον hinzu „unbekannter Herkunft“. Aber er entscheidet sich bei den von ihn erklärten Ausdrücken in der Regel so, dafs man mit seinem Urteil einverstanden sein kann; mehrfach trägt er auch eigene Etymologien vor.

Der griechische Wortschatz wird, soweit er nach seinem Ursprung aufgehellt ist, möglichst vollständig herangezogen, auch mundartliche Gebilde wie ionisch *ἀλέα*, dorisch *ἀμβλακίσκω*, äolisch *ἄμυδις* und *ἄμφην* und Glossen aus Hesych oder Formen des Etymol. Magnum sind berücksichtigt. Hie und da läfst sich allerdings noch etwas nachtragen; so vermifst man S. 51 *ἀμᾶν*: ahd. mâjan, mähen, S. 6 *ἄγγων*, Speer mit Widerhaken: ahd. ango, Stachel, S. 12 *ἀγάστορες· ἀδελφοί δίδυμοι* = *ὁμογάστορες* (vgl. altind. sôdara = sa-udará, Leib und *ἀδελφός*), S. 3 *ἄβιν· ἐλάτην, οἱ δὲ πεύκην*, Hesych: lat. abies, S. 20 *ἀετός, αἰετός*, Adler, das Benfey und nach ihm Schrader, Reallexikon der indogerm. Altertumskunde, S. 653 von lat. avis, altind. ví ableitet (vgl. hinsichtlich der Bedeutung ahd. aro, asl. orĭlŭ, lit. erēlis, korn. er, kymr. eryr, die desselben Stammes sind wie *ὄρνις*, Vogel[1]), S. 75 *ἀργειφόντης, ὁ ἀργῶς φαινόμενος*. Bei den Eigennamen vermifst man Gleichmäfsigkeit der Behandlung: Apollo ist aufgenommen, Ares und Athene fehlen. Ab und zu hätte auch die gebotene Erklärung etwas vollständiger sein können: so ist bei *ἅμαξα* der erste Bestandteil *ἅμ-* ganz unberücksichtigt geblieben, bei *ἀδράφαξυς* das entsprechende, wahrscheinlich entlehnte und durch Volksetymologie zurechtgelegte atriplex (vgl. meine Griechischen Wörter im Latein, S. 355). Vielfach konnte auch die Ableitung durch Analogien gestützt werden, was nur in seltenen Fällen geschieht, z. B. bei *ἀλέκτωρ*. So lag es nahe, bei *αἰάζειν* auf *οἰμώζειν*, „ächzen“, „weinen“: *οἴμοι*, ach, weh hinzuweisen, so konnte ferner durch Anführung ähnlicher Bedeutungswandlungen der Zweifel gehoben werden, ob *ἀργός*, hell, glänzend, und *ἀργός*, schnell, verschiedene Wörter sind oder nicht („Hom. *ἀργός* épithète des chiens de chasse est peutêtre une autre adj. significant rapide“). Wie im altind. rjráḥ die Bedeutungen glänzend und schnell vereinigt sind, so auch in nhd. flink, schnell, das bei Frisch 1741 erklärt wird „glänzend, blank“ (daher die Weifsfische bei Henisch Flinken heifsen) und dem 1691 bei Stieler ein Zeitwort flinken, glänzen entspricht. Ebenso verbindet *αἰόλος* die Bedeutungen rasch und glänzend; letztere wird aber bei dem Worte *αἰόλος* gar nicht erwähnt, obwohl sie deutlich

1) Anders Uhlenbeck, Etymol. Wörterb. der altind. Spr., S. 297.

in Zusammensetzungen wie αἰολομίτρης und αἰολοθώρηξ und in der Verbindung αἰόλον ὄφιν (die schillernde Schlange) bei Homer vorliegt. Der Bedeutungsübergang erklärt sich leicht aus der zitternden, schnellen Bewegung des flimmernden und flackernden Lichtes (vgl. flattern und flittern). Ferner war bei ἀπφά weniger der Hinweis auf baba berechtigt als auf das gleichfalls onomatopoetisch gebildete (vgl. Wilh. Schoof, Die deutschen Verwandtschaftsnamen, Zeitschr. f. hochd. Mundarten I, S. 210) got. aba, Ehemann. Auch mufste angedeutet werden, dafs dieses ἀπφά sich zu papa verhält wie amma: mama, und atta: tata.

Doch sollen diese Ausstellungen nicht den Wert des Buches beeinträchtigen, das nach der ersten Lieferung zu urteilen auf solider wissenschaftlicher Grundlage ruht, gewissenhaft gearbeitet ist und daher allen Freunden der griechischen Sprache empfohlen werden kann.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

146/47) **L. Traube, Nomina sacra.** Versuch einer Geschichte der christlichen Kürzung. (Quellen und Untersuchungen zur latein. Philologie des Mittelalters. 2. Band.) München, C. Becksche Buchhandlung, 1907. 295 S. gr. 8. ℳ 15.—.

W. M. Lindsay, Contractions in early latin minuscule Mss. (St. Andrews University Publications V.) Oxford, James Parker & Co., 1908. 54 S. 8.

Ludwig Traube hat im 23. und 24. Bande der Abhandlungen der historischen Klasse der Münchener Akademie den dritten und vierten Teil seiner „Paläographischen Forschungen" veröffentlicht. Der dritte (im Verein mit R. Ehwald ausgeführt) beschäftigt sich mit Maugérards Handschriftenhandel, der vierte geht von den neu entdeckten Bamberger Liviusfragmenten aus. Der erste Teil sollte Unziale und Halbunziale, der zweite Abkürzungen behandeln. An des letzteren Stelle tritt nun die zur Besprechung vorliegende Arbeit, die gedruckt und mit Ausnahme des letzten Bogens vom Verfasser selbst korrigiert war, als der Meister (dessen Bild dem Bande beigegeben ist) am 19. Mai 1907 verschied.

Traube geht (S. 22 ff.) davon aus, dafs es sich im Hebräischen nicht um Abkürzung, sondern um Heiligung und Verhüllung des göttlichen Namens handelte und dafs etwas von der Verhüllung in die griechischen Äquivalente $\overline{ΘC}$ und $\overline{KC}$ und dann auch ins Lateinische herübergenommen wurde, er erinnert an die Worte des karolingischen Gelehrten Christian

v. Stavelot: nomina dei comprehensive debent scribi, quia nomen dei non potest litteris explicari. Im Griechischen handelt es sich um die Worte *θεός, κύριος, πνεῦμα, πατήρ, οὐρανός, ἄνθρωπος, Δαυείδ, Ἰσραήλ, Ἱερουσαλήμ, Ἰησοῦς Χριστός, υἱός, σωτήρ, σταυρός, μήτηρ*, im Lateinischen um deus, Iesus Christus, spiritus, dominus, sanctus und noster (die Kürzung von noster hat Traube schon in den Münchener S.-Ber. 1900, S. 469 ff. besprochen). Die Anfänge der lateinischen Kontraktion (vgl. den Rückblick, S. 286) liegen im 3. Jahrhundert v. Chr., im 5. fange man an, das sakrale Prinzip zu vergessen, und erwüchsen ruckweise vom 5. bis zum 7. und vom 13. bis zum 15. Jahrhundert nach der Analogie der ersten nomina sacra und dann wieder nach Analogie derjenigen Formen, die selbst bereits als analogisch zu betrachten sind, zahlreiche Kurzschreibungen. Diese Theorie, für die es von Wichtigkeit ist, dafs sich in den zahlreichen literarischen Papyris Kontraktionen nicht finden (S. 121 f.), wird an den einzelnen Worten (S. 149 ff. über Ihesus) mit einer Fülle von Beobachtungen, die für Fehlerquellen [1]) und Schreibschulen wichtig sind, dargelegt; S. 267—285 werden koptische, gotische und armenische Nomina sacra, das Altkirchenslavische, Irische, Angelsächsische, Althochdeutche, Altfranzösische und biblische Druckwerke herangezogen.

Zu den Abschnitten über die insulare, die karolingischen Schulen und die Zeit vom 9. bis 12. Jahrhundert (S. 248—251) und zu dem Verzeichnis der vom 5. bis zum 12. Jahrhundert gebräuchlichen Kontraktionen (S. 252—266) sind wertvolle Ergänzungen aus Lindsays Arbeit zu entnehmen [2]), der bedauerlicherweise an Traubes bahnbrechender Scheidung der Kontraktion (die Anfang und Ende des Wortes berücksichtigt) und der (auf den Anfang beschränkten) Suspension nicht festhält (Liste der benutzten irischen Handschriften S. 6, der kontinentalen S. 30; auf interessante Provenienzangaben Lindsays gedenke ich in meinen „Beiträgen zur Handschriftenkunde" zurückzukommen).

Wenn Traube (s. S. 45 f.) sagt: „Bei den Griechen hatte der Strich über den Worten etwa den Wert, den bei uns der Strich unter den Worten hat", möchte ich betonen, dafs dieser Strich zunächst der Wort-

---

1) S. 123, Anm. 2: „In der Deutschen Literaturzeitung 1903, S. 3006 setzt Diels die Möglichkeit des Übergangs von *ΑΝΩΝ* zu *ΑΛΛΩΙ* in einem Zweige der platonischen Überlieferung vielleicht auch zu früh an." (4./5. Jahrh.)

2) Für die Gleichsetzung des us bezeichnenden Häkchens mit s vgl. jetzt Bibl. de l'école des chartes LXVII, 598; LXVIII, 426.

trennung dient und deshalb, wie über fremden Wörtern, Eigennamen, Zahlbuchstaben, Buchstaben und Wörtern, die als solche angeführt werden, auch über Abkürzungen steht (für Worttrennung vgl. auch Wessely in der Einleitung zur Reproduktion des Wiener Dioskurides — Codices photographice depicti X — und dazu Z. f. d. öst. Gymn. 1906, S. 695). — S. 136 ff. wird das Turiner Evangelienfragment G. VII 15 (k), das Traube schon im N. Archiv f. ält. deutsche Gesch. XXVI 231 behandelt hat als afrikanisch bezeichnet. In der Collezione paleografica Bobbiese (I — 1907 — T. 14 u. 15) wird irischer Ursprung behauptet; für die Formen von E und O scheint jedenfalls beachtet werden zu müssen, was W. Keller, Angelsächs. Paläographie. Palaestra XLIII (Berlin 1906) über die Federhaltung bemerkt.

Die benutzten griechischen Papyri, Inschriften und Handschriften sind S. 53—87 zusammengestellt; am Schlusse ist ein von Beeson und Marc verfafstes Register der lateinischen Handschriften beigegeben. Inschriftliche Fälle von Kontraktion aufserhalb des Bereiches der Nomina sacra beruhen, wie S. 127 gesagt wird, teils auf irrtümlicher Lesung oder Deutung der Forscher (dafs auf smyrnischen Münzen des 2. Jahrhunderts v. Chr. BAYC die Auflösung *βασιλεύς* auch nur zulasse, werde von Numismatikern wie Pick und Riggauer bestritten), teils auf privater momentaner Laune der Schreiber; für Mifsverstehen der kursiven Vorlage vgl. S. 14. Eine eingehende Untersuchung der Inschriften könnte vielleicht noch weiter führen.

Iglau. **Wilh. Weinberger.**

---

148) **Karl Bartsch, Chrestomathie de l'Ancien Français** (VIIIe—XVe siècles) accompagnée d'une grammaire et d'un glossaire. Neuvième édition entièrement revue et corrigée par **Leo Wiese,** privatdocent à l'Université de Münster i. W. Leipzig, Verlag von F. C. W. Vogel, 1908. X u. 537 S. 8. ℳ 14 —.

Endlich, bei der neunten Auflage, hat das allen Neuphilologen so wohlbekannte Werk eine derartige Umarbeitung erfahren, dafs es wenigstens in dem Mafse auf dem heutigen Standpunkt der Wissenschaft steht, wie das bei einem unter anderen Voraussetzungen geschaffenen Lesebuche möglich ist.

Was die neue Bearbeitung von den alten Ausgaben unterscheidet, ist nicht die Wahl der Texte; es sind genau dieselben, nur dafs bei dem

Bruchstück aus der Geste des Lorrains (p. 47) die ersten 80 Verse, bei dem Jeu de St. Nicolas am Schlufs noch 8 Zeilen hinzugefügt sind. Auch die Reihenfolge der Texte ist dieselbe geblieben, so dafs neben dieser neuen auch noch die alten Auflagen benutzt werden können. Aber die Texte sind nach den neuesten kritischen Ausgaben, wiedergegeben; wenn solche fehlten, hat der Herausgeber unter Heranziehung möglichst aller Handschriften versucht, einen einigermafsen kritischen Text zustande zu bringen. Wie weit dies gelungen ist, würde nur eine weitläufige Untersuchung im einzelnen feststellen können. Nach den Mitteilungen im Vorwort aber dürfen wir annehmen, dafs er mit Umsicht und Takt vorgegangen ist und all das wissenschaftliche Material herangezogen hat, das die letzten Jahrzehnte gezeitigt haben.

Der grammatische Abschnitt ist im wesentlichen derselbe geblieben; nur ist er vervollständigt und im Wortlaut vielfach berichtigt worden.

Eine sehr wichtige Verbesserung in der Neubearbeitung ist der Glossar, der allerdings der nachprüfenden Hand auch am meisten bedurfte. Eine Anzahl Stichproben, bei Stellen, die früher unerklärt geblieben waren, haben mir gezeigt, dafs der Glossar jetzt durchweg befriedigende Auskunft erteilt. (Unter *paix* ist *prendre paix* mit zwei Belegstellen angeführt. Wie verhält es sich mit 60, 100?)

Dankenswert ist auch die Zugabe einer *Table des noms propres.* Warum darin *Coine* und *Orhenie* aus dem Jeu de Saint Nicolas fehlen, während *Counart* u. dgl. angegeben sind, ist nicht ersichtlich.

Bei den bibliographischen Angaben zu der Cantilène de Sainte Eulalie fehlen die Veröffentlichungen von Enneccerus.

Berlin. **B. Röttgers.**

---

149) **Paul Ortlepp, Sir Joshua Reynolds.** Ein Beitrag zur Geschichte der Ästhetik des 18. Jahrhunderts in England. Strafsburg, J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), 1907. XI u. 84 S. 8. ℳ 2.80.

Diese Darstellung dessen, was der Maler Reynolds über seine Kunst dachte, ruht im wesentlichen auf den 15 Discourses, welche er als Präsident der Royal Academy von 1769 an hielt. Die psychologischen Grundlagen der Kunst waren im 18. Jahrhundert wiederholt untersucht worden, und in den Schlufsbetrachtungen legt Ortlepp die Beziehungen von Reynolds' Ästhetik zu seinen Vorgängern und Zeitgenossen knapp und be-

stimmt dar. Die vielfache Übereinstimmung mit ihnen erklärt sich daraus, dafs R. weniger Neues, als vielmehr Direktiven für das Studium der Kunst geben wollte. Es ist aber stets interessant, einen grofsen Maler über seine Kunst sprechen zu hören. Reynolds war Klassizist und erscheint darum stark von Shaftesbury beeinflufst, weniger von Burke. Zu letzterem tritt er sogar in Widerspruch, wenn er die Elemente der Schönheit bespricht. Die beiden gehen überhaupt sehr bald verschiedene Wege. R. verlangt was ja auch Wagner in den Meistersingern tut, dafs sich die jungen Künstler mit den theoretischen Grundlagen ihrer Kunst vertraut machen. Sie soll ferner, neben der Natur, besonders die grofsen, alten Meister eifrig und richtig studieren, d. h. nicht ihre Manier, sondern ihren Geist nachahmen, und über sie hinauszukommen suchen. „Die Alten sind die Meister der Jetztzeit." Der Künstler bildet sich ferner durch Nachahmung der Natur. Sie ist der feste Boden, auf dem die Kunst ruht. Doch ist Rs Verhältnis zur Natur sehr idealistisch. Letztere bietet selten Fehlerloses, daher soll hohe Kunst nicht das Unvollkommene, nicht die individuelle Natur, sondern ihre allgemeinen Begriffe nachahmen und in den Dienst ihrer Idee stellen. Werke der Bildhauerkunst sollten zu allen Zeiten und zu allen Völkern sprechen, müfsten daher ins Zeitlose übertragen und von Modezutaten befreit werden. Die von Laien so oft verlangte Porträtähnlichkeit habe nur Interesse für die Gegenwart; der Künstler aber wolle Werke von unvergänglicher Lebensdauer schaffen. Man habe zu unterscheiden zwischen hohem oder grofsem und niederem oder ornamentalem Stil. Der erstere zeichne sich durch edle Einfachheit aus, und die Idee sei die Hauptsache. Ihm gebühre die Palme. Das Hauptmerkmal des zweiten sei der Schmuck, und über Nachahmung der Natur brauche sein Streben nicht hinauszugehen.

Soweit es sich ohne Nachprüfung feststellen läfst, ist Ortlepp die Darstellung von R.s Ästhetik so gut gelungen, dafs man sie zum Studium um so mehr empfehlen kann, als reichliche Quellengaben jede wünschenswerte Kontrolle ermöglichen. Referent ist nicht ganz überzeugt worden, dafs R. kein Eklektiker sei; als ausübender Künstler war er es doch wohl sicher. Anderseits mufs man sich auch hüten, R.s Ästhetik zum Wertmesser seiner künstlerischen Tätigkeit zu machen.

Bremen. **F. Wilkens.**

---

150) **Albert Eichler, Samuel Taylor Coleridge, The ancient Mariner und Christabel.** Mit literarhistorischer Einleitung und Kommentar herausgegeben (von A. E.). [A. u. d. T. Wiener Beiträge zur englischen Philologie herausgegeben von J. Schipper, Heft XXVI.] Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, 1907. XII u. 13 S. 8. ℳ 5.—.

Für Coleridge haben Brandl und Campbell tüchtig vorgearbeitet; auf ihren Schultern mufs alle folgende Arbeit ruhen, so auch Eichler, obzwar er über seine Vorgänger hinausstrebt und auch hinauskommt. Die Ausgabe dient einem doppelten Zweck: sie soll einen kritischen Text für Seminarübungen und zugleich eine Schulausgabe darstellen. Frage ist nur, wer dabei verliert; jedenfalls kann man vom realen Standpunkte aus dem Schüler oder vielmehr dem Vater des Schülers nicht zumuten, Bücher zu kaufen, bei denen er einen wissenschaftlichen Apparat mitbezahlen mufs, der für den Zweck, dem das Buch in diesem Falle dienen soll, überflüssig ist. In allen solchen Fällen mache man zwei Ausgaben, eine mit, eine ohne. — Von dieser Ausstellung bleibt die Arbeit des Verfassers unberührt; sie ist wissenschaftlich angelegt und durchgeführt. Der Verfasser gibt Rechenschaft über die Überlieferung und behandelt alsdann in der Einleitung literarhistorische, sprachliche und metrische Fragen: 1. The ancient Mariner (Entstehung und Aufnahme, Metrum, Sprache und Stil). 2. Christabel (dieselben Punkte). — Nachfolge der beiden Balladen in der Literatur. — Daran schliefst sich der Text mit den Lesarten und Kommentar.

---

151) **Haberlands Unterrichtsbriefe für das Selbststudium lebender Fremdsprachen.** Englisch unter Mitwirkung von A. Clay, herausgegeben von O. Thiergen. Brief 1—10. Leipzig, E. Haberland. 194 S. 8. Jeder Brief ℳ —.75.

Unterrichtsbriefe als Ersatz für den lebendigen Unterricht des Lehrers sind bekanntlich nicht jedermanns Sache; und als Hauptschwierigkeit ist stets mit Recht geltend gemacht worden die Anweisung der Aussprache auf diesem Wege. Man darf aber sagen, dafs mit der Lautschrift der Association phonétique internationale die Erreichung dieses Zieles für einigermafsen phonetisch angelegte Zungen und Lippen nicht mehr ganz unmöglich erscheint. In den meisten Schulen wird freilich das Vietorsche System oder ein ähnliches gebraucht, jedenfalls aber eins, in welchem die

dem Englischen eigentümlichen vokalischen Nachschläge als solche charakterisiert werden, also e^i, o^u; und nicht ei, ou usw. Da aber der Haberlandsche Verlag nicht nur englische, sondern auch andere fremdsprachliche Unterrichtsbriefe veröffentlicht, so war es im Interesse der Einheitlichkeit geboten, die Lautschrift des Weltlautschriftvereins zu wählen. Wie diese Zeichen (ei, ou u. a.) zu lesen sind, ist den Briefen auseinandergesetzt, wie denn überhaupt die ganze Lautlehre in allen Einzelheiten mit vorzüglicher Klarheit behandelt ist.

Der Unterricht, der die rein praktische und die grammatische Seite gleichmäfsig betont, baut sich auf einem englischen Lesestück auf, das eine anregende Beschreibung Grofsbritanniens darstellt und in zwei Nebenkolonnen mit dem in Lautschrift gegebenen Texte und der deutschen Übersetzung versehen ist. Eine der 5—6 Lektionen jedes Briefes gibt grammatische Überweisung, eine stellt — wieder in drei Kolonnen — den Wortschatz des erwähnten Stücks zusammen; eine andere enthält zum Ersatz des Klassenunterrichts Fragen nach grammatischen Dingen, die von dem Schüler schriftlich zu bearbeiten sind und im nächsten Briefe beantwortet werden. Den Schlufs bilden Sprechübungen mit Frage und Antwort über das gelesene Stück und endlich „Plaudereien über Dinge des täglichen Lebens", wiederum mit Lautschrift und Übersetzung.

Man sieht also, dafs die Verfasser ihr möglichstes getan haben, um die Briefe so zu gestalten, dafs sie alles enthalten, was ein moderner Unterricht auf dem Grunde gemäfsigter Reform bieten würde. Nur könnte man hinsichtlich der ersten Lektionen im Interesse des Lernenden vielleicht wünschen, sie wären im Text noch etwas vereinfacht worden; doch fällt das, da ja die Übersetzung daneben steht, nicht sehr ins Gewicht.

An Druckfehlern notiere ich S. 40 in der Überschrift zur achten Lektion: eight statt eighth; auch ist wohl in der Anmerkung zu S. 40 „6. Lektion" verdruckt.

Dessau. **H. Bahrs.**

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Die Lyrik des Horaz.

Ästhetisch-kulturhistorische Studie.

Von

Dr. Emil Rosenberg.

Preis broschiert ℳ 3.—.

Verlag von Ferdinand Schöningh in Paderborn.

Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums.

Im Auftrage und mit Unterstützung der Görresgesellschaft. Herausgegeben von Dr. E. Drerup, Dr. H. Grimme und Dr. J. P. Kirsch.

Soeben ist erschienen: II. Bd. 1. Heft.

Drerup, Dr. E., (ΗΡΩΔΟΥ) ΠΕΡΙ ΠΟΛΙΤΕΙΑΣ. ***Ein politisches Pamphlet aus Athen 404 v. Chr.*** 124 S. gr. 8. br. ℳ 3.20. [103



Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Skizzen hellenischer Dichtkunst.

Von

Ernst Schulze.

Preis brosch. ℳ 2.40; geb. ℳ 3.60.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

JU … 1908

5244

Gotha, 11. Juli. **Nr. 14, Jahrgang 1908.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

152) **Haven D. Brackett, Temporal clauses in Herodotus.** Proceedings of the American Academy of Arts and Sciences. Vol. XLI, Nr. 8. 1905. S. 171—232. 8.

Die Temporalsätze mit den Konjunktionen „bis“ und „solange als“ wurden von A. Fuchs im 14. Heft der von M. Schanz herausgegebenen Beiträge zur historischen Syntax der griechischen Sprache eingehend behandelt. Diese Arbeit hat der Verfasser in der vorliegenden, das ganze Gebiet der temporalen Sätze bei Herodot umfassenden Abhandlung mitverwertet und an einigen Stellen auch berichtigt. Er hat die Stellen bei Herodot vollständig gesammelt, die handschriftliche Überlieferung überall berücksichtigt, die Varianten und Abweichungen von der regelmäfsigen Ausdrucksweise sorgfältig besprochen, die einschlägige Literatur in grofsem Umfange beigezogen und so einen wertvollen Beitrag zur Herodotischen Grammatik geliefert.

In der Einleitung teilt der Verfasser die Temporalsätze nach der herkömmlichen Weise in solche, die der Handlung des Hauptsatzes voran-



gehen, nachfolgen oder mit ihr zeitlich zusammenfallen. Er unterläfst es aber, darauf hinzuweisen, dafs dieses logische Verhältnis des Haupt- und Nebensatzes in der griechischen Sprache nicht zum Ausdruck gebracht wird, sondern nur manchmal durch die Konjunktion angedeutet ist. Die griechische Sprache begnügt sich damit, Zeitstufe und Zeitart oder auch nur Zeitart der Handlung anzugeben; das logische Verhältnis mufs der Leser oder Hörer von sich aus dazutun. Imperfekt und Aorist haben die gleiche Zeitstufe, sie unterscheiden sich nur der Zeitart nach, wie im Präsens und Aorist Konjunktiv, Optativ usw. Der Schriftsteller kann also nach Belieben das eine oder andere Tempus wählen; was er eben durch den Aorist ausdrückte, kann er ein anderes Mal mit anderer Anschauung in das Imperfektum setzen, bzw. in Konjunktiv, Optativ usw. des Präsens oder umgekehrt. Die Darlegung dieser Tatsachen hätte die folgende Untersuchung wesentlich vereinfacht und Auffassungen verhindert, wie sie S. 196 f. ausgesprochen sind, als ob *ἐγίνετο ἐν* nicht ebensowohl die tatsächliche Ankunft an einem Orte bezeichne wie *ἐγένετο*; der Unterschied zwischen beiden Ausdrucksweisen beruht nur darin, dafs die letztere die Sache erzählt, während die erstere sie in ihrem Verlaufe schildert.

Der erste Abschnitt betrachtet die Modi der Temporalsätze nach den beiden Gesichtspunkten der Vor- und Gleichzeitigkeit und der Nachzeitigkeit. In der indirekten Rede wird der Indikativ eines Nebentempus in der Regel unverändert beibehalten. Der Optat. tritt 2, 121 ε: *ὅτε ... ἀποτάμοι* dafür ein; da im Parallelsatze *ὅτι ... καταλύσειε* steht, so schlug Madvig vor, auch im ersten Satz *ὅτι* zu lesen, und ich stimme ihm bei. Der Verfasser bemerkt dagegen, dafs auch 9, 75 *ὅτε* überliefert sei; aber hier schliefst sich ein temporaler Ergänzungssatz an *ἔστι δὲ καὶ ἕτερον Σωφάνεϊ λαμπρὸν ἔργον ἐξεργασμένον* gut an, nicht aber in unserem Falle, wo nur *ἀνοσιώτατον μὲν εἴη ἐργασμένος* vorhergeht. Aufserdem meint er, *ὅτι*, das er mit „in that" oder „there in that" erklärt, sei bei Herodot ungewöhnlich, und möchte daher eher für das folgende *ὅτι* ebenfalls *ὅτε* schreiben; dieser Grund fällt aber weg, wenn man erklärt: „er habe als Gottlosestes das getan, dafs er" usw. Verwandlung des Haupttempus in den Optat. findet sich 3, 27: *ἐπειδὴ αὐτόσε παρείη*; denn so ist statt des überlieferten *αὐτός* zu lesen, wie auch 3, 124 *αὐτόσε ἀπιέναι* mit α, wo β *αὐτὸς ἀπιέναι* hat. In 9, 84 nimmt der Verfasser mit Recht unter Hinweis auf 6, 137 bei *ἐπείτε ... ἠφάνιστο κτλ.* anakoluthische Konstruktion an; aber *ἦμος ... γίνοντας* 4, 28 ist ebenso-

wenig generell, wie ἐς ὅ mit Indikativ 3, 104 und 4, 181; die Sache wird hier als Faktum ausgesagt. Zu der seltenen Verbindung διωκτέοι εἰσὶ ἐς ὅ ... δώσουσι 9, 58 vgl. Xen. Kyrop. VII 5, 39 περιμένετε, ἕως τὸν ὄχλον διωσόμεθα und Soph. OK 77 αὐτοῦ μέν' ..., ἕως ἐγὼ ... λέξω. In indirekter Rede stehen die Temporalsätze bei Herodot häufig im Infinitiv, jedoch steht der Infinitiv in der Regel nur statt des Indikativs; für den generellen Konjunktiv mit ἄν ist er nach ἐς ὅ 1, 202 und für den generellen Optativ nach ὅπως 2, 140 gebraucht. Die Stelle 7, 171 ἔστε τὸ δεύτερον ἐρημωθείσης Κρήτης ... τρίτους αὐτὴν νῦν νέμεσθαι Κρῆτας erklärt er im Anschlufs an Fuchs und Gildersleeve als lose und brachylogische Verbindung: „Hunger und Seuche befiel sie und währte, bis Kreta zum zweitenmal entvölkert war, und so bewohnen es jetzt“ usw. Ich glaube, dafs ἔστε aus ὥστε entstellt ist. Ebenso nehme ich 4, 42 διεκπλέειν ἕως ἐς τὴν β. θάλασσαν κτλ. Verschreibung aus ἔσω ἐς κτλ. an, vgl. 4, 34 ἔσω ἐς τὸ Ἀρτεμίσιον ἐσιόντι; der Verfasser zieht im Anschlufs an Stein und Helbing ἕως in der Bedeutung von „usque“ zu ἐς, was bei Herodot wenig wahrscheinlich ist. In 1, 165: ὤμοσαν μὴ πρὶν ἐς Φ. ἥξειν πρὶν ἢ τὸν μύδρον τοῦτον ἀναφῆναι korrigierte Reiske ἀναφῆναι in ἀναφανῆναι, was bis jetzt allgemein aufgenommen wurde, und wie ich glaube, mit Recht; denn der Infin. statt des futur. Konjunktivs wird, wenn er auch vereinzelt ist, durch die ebenso vereinzelten Fälle des Infin. statt des generellen Konjunktivs und Optativs geschützt. Jedenfalls ist die Änderung des Verfassers πρὶν ἢ [τὸν μύδρον τοῦτον] ἀναφανῇ wenig wahrscheinlich.

An dieses Kapitel schliefst sich eine Auseinandersetzung über den Gebrauch von ἄν in temporalen Sätzen. In 8, 22 ist mit dem Verfasser ziemlich sicher ἐπείτε ⟨ἂν⟩ ἀνενειχθῇ zu lesen. Tut man dies, so findet sich bei Herodot kein Fall, wo beim futurischen Konjunktiv ἄν fehlt in vorzeitigen oder gleichzeitigen Temporalsätzen. Beim generellen Konjunktiv ist es in solchen Sätzen zweimal bei ὡς weggelassen: 1, 132 und 4, 172. Dazu vergleicht der Verfasser Sappho 2, 7 und Cebes tab. 4, 3; er hätte noch Soph. Ai. 1117 und Phil. 1330 anführen können. In 1, 196 vermutet der Verfasser ὡς ὅσαι δὴ παρθένοι γινοίατο, was keine Billigung finden kann; eher empfiehlt sich Krügers ὡς [ἂν] αἱ π. γ. oder Steins ὅσαι αἰεὶ π. γ. In den posteriorischen Temporalsätzen tritt zu πρίν mit dem generellen Konjunktiv immer ἄν, während es beim futurischen Konjunktiv auch fehlt. Wenn dies in allen Handschriften der

Fall ist, wie 4, 157; 6, 82, so hält der Verfasser, was man nur billigen kann, an der Überlieferung fest; wo aber die Handschriften schwanken, zieht er die Lesung mit ἄν vor, also 1, 32 und 82. Ebenso hätte er es auch bei ἐς ὅ machen sollen, das 3, 31 und 8, 108 mit dem Konjunktiv ohne ἄν verbunden ist; ein Grund zu dessen Beifügung liegt nach Analogie von πρίν, ἄχρι οὗ 1, 117 und μέχρι 4, 119 nicht vor, und die Lesart ἔλθοι 8, 108 beruht sicherlich auf Korrektur.

Der zweite und dritte Abschnitt beschäftigen sich mit den Tempora in den Temporalsätzen; diese Darlegungen befriedigen aus dem schon oben angegebenen Grunde am wenigsten, da der Verfasser hier der Überlieferung nicht so objektiv entgegentritt, wie sonst in seiner Untersuchung. Bei Vorzeitigkeit entscheidet er sich nicht nur in all den Fällen, wo verschiedene Überlieferung vorliegt, für den Aorist, sondern öfters auch gegen die einhellige Überlieferung aller Handschriften; aber auch da, wo er an dem Imperfekt festhält, kann man die dafür angeführten Gründe nicht immer billigen. So gibt er 1, 47 für die Verwendung von ἐπειρώτων als Grund an, dafs der ionische Dialekt einen Aorist dieses Verbums nicht gekannt zu haben scheine, an anderen Stellen wieder, dafs ein Verbum mit Vorliebe im Imperfekt gebraucht werde. Was den ersteren Grund anlangt, so stimme ich dem Verfasser nicht bei, weil ich mit anderen εἰρέσθαι für aoristisch halte; hinsichtlich des zweiten Grundes aber mufs man fragen, was die Ursache dieser Erscheinung war. Da es keinem Schriftsteller schwer fallen konnte, für jene Imperfekta, wo es notwendig war, aoristische Wendungen zu finden, so mufs man annehmen, dafs jener Gebrauch in der Anschauung der Griechen begründet war, die die betreffende Handlung in ihrer Entwicklung auffafsten, und mufs dieselbe Auffassung auch bei anderen Imperfekten, die für den Aorist zu stehen scheinen, gelten lassen. In 1, 47: ἐν δὲ Δελφοῖσι ὡς ἐσῆλθον τάχιστα ἐς τὸ μέγαρον οἱ Λυδοὶ χρησόμενοι τῷ θεῷ καὶ ἐπειρώτων τὸ ἐντεταλμένον braucht man ἐπειρώτων nur mit ἐσῆλθον zusammenzuhalten, und man wird den Grund für die Verschiedenheit der Tempora sofort erkennen; ebenso ist es 7, 146: ὡς δὲ περιεόντας αὐτοὺς κατέλαβον καὶ ἦγον ἐς ὄψιν τὴν βασιλέος; das durative ἦγον steht im Gegensatz zu dem punktuellen κατέλαβον. Der Verfasser zieht also mit Unrecht ἤγαγον, das RS bieten, vor. Auch 8, 70 ἐπεὶ δὲ παρήγγελλον ist das Imperfekt beizubehalten, das der Verfasser mit Recht für „descriptive or panoramic“ erklärt. Auf Grund derselben Anschauung ist 6, 77 ὅκως ὁ Σπαρτιάτης

κῆρυξ προσημαίνοι τι Λακεδαιμονίοισι gesagt, das so wenig mit dem Verfasser in *προσημήνειε* zu verwandeln ist wie Thuk. 2, 10, 2 *ἐπειδὴ ἑκάστοις ἕτοιμα γίγνοιτο, ξυνῆσαν* das Präs. *γίγνοιτο* in *γένοιτο*; für Beibehaltung des Optat. Praes. sprechen auch Herod. 2, 108 und 125: *ὅκως τε ἀπίοι* und *ὅκως δὲ ἀνίοι*. In 3, 25 wird *ὡς ἤκουε* durch 5, 79 *ὡς ἐπυνθάνοντο* geschützt gegen die Schreibung *ἤκουσε*, die sich in Rs findet. In negativen Temporalsätzen ist aber, wie der Verfasser selbst bemerkt, das Imperfektum auch bei Vorzeitigkeit geradezu Regel; daher ist auch 1, 214, eine Stelle, die der Verfasser übersah, mit Kallenberg *ὡς οἱ Κῦρος οὐκ ἐσήκουε* zu lesen. Eine besondere Behandlung liefs der Verfasser den Formen von *γίγνομαι* zuteil werden. Wo die Handschriften zwischen *ἐγένετο* und *ἐγίνετο* geteilt sind, billigt der Verfasser gewöhnlich die Lesart Kallenbergs; nur 1, 105 *οἱ δὲ ἐπείτε ἀναχωρέοντες ὀπίσω ἐγίνοντο τῆς Σ. ἐν Ἀσκάλωνι πόλι*, 2, 107 *ἐπείτε ἐγίνετο ἀνακομιζόμενος ἐν Δάφνῃσι*, 2, 103 *ἐπείτε ἐγίνετο ἐπὶ Φάσι ποταμῷ* weicht er von ihm ab, indem er sich für den Aorist entscheidet; ja sogar gegen alle Handschriften wünscht er diesen 1, 70 *ἐπείτε ἀγόμενος ἐς τὰς Σ. ὁ κρητὴρ ἐγίνετο*, 1, 189 *ἐπείτε δὲ ὁ Κῦρος πορευόμενος κτλ.*, 3, 69 *ἐπείτε αὐτῆς μέρος ἐγίνετο κτλ.*, 4, 173 *ἐπείτε ἐγίνοντο ἐν τῇ ψάμμῳ* und 8, 37 *ἐπειδὴ ἐγίνοντο ἐπειγόμενοι κτλ.*, wo das Imperfekt. überall bezeichnender ist. Auch 4, 154 ist das Imperf. *ὡς δὲ ἐγίνετο κτλ.* beizubehalten, das die beste Überlieferung für sich hat, und in 1, 196 und 6, 110 stimmen alle Handschriften im Imperf. überein, das als Tempus der Wiederholung ganz an seinem Platze ist, vgl. 9, 1: *ὅκου δὲ ἑκάστοτε γίνοιτο, τούτους παρελάμβανε*. Umgekehrt nimmt der Verfasser in 1, 164: *ἐν ᾧ ὦν ὁ Ἅρπαγος ἀπὸ τοῦ τείχεος ἀπήγαγε κτλ.* an dem Aorist Anstofs, erklärt sich aber mit Recht gegen dessen Ersetzung durch das Imperfekt. Er meint, *ἐν ᾧ* stehe infolge nachlässiger Schreibweise für *ἐπεί* oder *ὡς*; aber an Nachlässigkeit kann ich nicht glauben. Der Verfasser verweist auf Thuk. 7, 29, 4: *τὸ γὰρ γένος τὸ τῶν Θρᾳκῶν ..., ἐν ᾧ ἂν θαρσήσῃ, φονικώτατόν ἐστιν*; noch bezeichnender ist 3, 39: *ἐν ᾧ γὰρ ᾤήθησαν περιέσεσθαι, ἐπέθεντο ἡμῖν*. Der Sinn der Herodotischen Stelle ist: „während der Zeit nun, wo Harpagos sein Heer von der Stadt weggeführt hatte, zogen die Phokäer" usw. In 3, 150 zieht der Verfasser mit Recht *παρεσκευάζοντο* vor. In 2, 143 hätte er aber *ἀπεδείκνυσαν* nicht für einen Aorist halten sollen. In 8, 144 und 6, 116 will er *παρεῖναι* und *ἥκειν* aoristisch fassen; diese Verba bezeichnen aber hier gerade wie

sonst den Zustand, und zwar bezieht sich im ersten Fall *παρεῖναι* auf das vorhergehende *παρέσται* zurück: „bevor der Perserkönig in Attika sei, wollten sie zu Hilfe kommen", im zweiten Fall auf *βουλόμενοι φθῆναι τοὺς Ἀθηναίους ἀπικόμενοι ἐς τὸ ἄστυ*: „die Athener kamen an, bevor die Perser da waren." Anders ist es 7, 228, wo *οἴχεσθαι* wirklich aoristisch steht. Das Imperf. *κατέβαινον* 9, 94 erklärt sich daraus, dafs die Handlung in ihrer allmählichen Entwicklung dargestellt wird, und auch 4, 160 braucht man *ἐγίνετο* nicht mit Fuchs in *ἐγένετο* zu ändern; es ist durch den Gegensatz zum folgenden *ἔδοξε* gerechtfertigt; dieses ist momentan, jenes durativ, vgl. 1, 47; 7, 146. Ebensowenig ist es nötig, 4, 196 *πείθωσι* mit dem Verfasser in *πείσωσι* zu korrigieren, worin ihm übrigens schon Tournier vorausgegangen ist. Richtig ist zwar, dafs der Präsensstamm häufig das Zureden ausdrückt; dies ist aber nicht immer der Fall, vgl. z. B. Thuk. 2, 96, 2; 4, 91; 8, 93, 2. Plat. civ. 390 e und besonders Thuk. 4, 22, 1: *ξυμβήσονται κατὰ ἡσυχίαν, ὅτι ἂν πείθωσιν ἀλλήλους*. Auch hier wird die Sache in ihrer allmählichen Entwicklung geschildert.

Der vierte Abschnitt stellt die temporalen Konjunktionen zusammen, der fünfte Abschnitt behandelt die Stellung der Temporalsätze und der sechste Abschnitt gibt eine Übersicht über die verschiedenen Konstruktionen der temporalen Konjunktionen bei Herodot unter Anführung sämtlicher Stellen. Jedoch vermisse ich die Aufführung der Stellen, wo *τάχιστα* zur temporalen Konjunktion hinzutritt, wie *ὡς τάχιστα, ἐπείτε τάχιστα* usw. Die Konjunktion *ὥσπερ* tilgt der Verfasser, indem er 6, 41 nach *ὁρμήθη* interpungiert und „wie er vorhatte" erklärt. Diese Erklärung pafst nicht in den Zusammenhang, der verlangt: „als er von Kardia abgefahren war". Aber der Verfasser hat recht, wenn er *ὥσπερ* in diesem Sinne bezweifelt. Herwerden wollte *περ* streichen; aber wie kam dies in den Text? Vielleicht hiefs es ursprünglich *καὶ ὡς ἀπορμήθη*, was in *ὡς περ ὁρμήθη* verschrieben wurde.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

153) **J. W. Beck, Horazstudien.** Haag, Martinus Nijhoff, 1907. 80 S. 8. fl. 1.75.

In der Mitte des 19. Jahrhunderts war es Sitte, im Texte der lateinischen und griechischen Schriftsteller vieles anzuzweifeln, als unecht zu erweisen und durch eigene Vermutungen zu ersetzen. Freilich bevor man die Handschriften eines Autors in grofser Zahl übersichtlich geordnet

vor sich hatte, waren Konjekturen möglich und nötig. Und selbst heute gibt es Stellen, die durch Vermutungen geheilt werden müssen.

In der Horazkritik hat Otto Keller mit der Mode des Konjizierens gebrochen und das andere Rüstzeug der Kritiker verschmäht, wie Umstellen, für unecht Erklären usw. Er hat in seinen Epilegomena die überlieferten Lesarten verteidigt und die Konjekturen verschiedener Gelehrter zurückgewiesen. Er stützte sich ja auf gute Handschriften, die er und sein Freund Alfred Holder mit aller Sorgfalt verglichen hatten. Aber lange Zeit wurden seine Verdienste um Horaz nicht anerkannt. Die Berliner Schule war noch zu sehr in der althergebrachten Mode und der Autorität der Blandinii befangen. Im Jahre 1905 hat Vollmer in seiner Überlieferungsgeschichte des Horaz auf den Schatz hingewiesen, der in Kellers Ausgabe liege, und hat Kellers Einteilung der Handschriften in drei Klassen umzustofsen versucht, obwohl er nach seinem eigenen Geständnis die Handschriften nicht eingesehen hat. Vollmer hat zugleich gewünscht, seine Untersuchungen mögen andere anregen.

Sein Wunsch ist erfüllt worden, man kann aber zweifeln, ob so, wie er es haben wollte. B. nämlich ist durch Vollmers Arbeit angeregt worden, aber er nennt sie einen „warnenden Wegweiser in einer schwierigen Streitfrage". Ferner erklärt er, Vollmers Operationsbasis — die sog. Fehler sämtlicher Handschriften — sei schwach und gefährlich, weil die Liste dieser (Philologus, Suppl. Bd. X, 2. Heft, S. 279 f.) die subjektive Meinung Vollmers darstelle. Und hier bringt B. seinen Standpunkt in der Horazkritik vor: Wenn eine überlieferte Stelle durch die sämtlichen Handschriften geschützt und im Altertum nicht beanstandet werde, sich aber unseren Gedanken nicht recht anpassen will, so haben wir erstens uns selbst zurückzudrängen und die Stelle zu prüfen, nochmals zu prüfen und zu warten, nicht sofort zu verdächtigen (S. 7). B. will also die Überlieferung zu verstehen suchen, nicht aber sie gewaltsam verändern.

Er wendet sich der indirekten Überlieferung zu und findet, dafs wir uns in ihr einer verblüffenden Einheitlichkeit der Tradition gegenüber befinden. Die Abweichungen seien nicht gröfser als die unserer Handschriften. Im 6. Jahrhundert n. Chr. sei nichts zu finden, was auf eine Fälschung oder den Verlust eines Gedichtes des Horaz schliefsen lasse.

Im Gegensatz zu Vollmer [1]) spricht B. von Hunderten von Codices

1) Das Einzelexemplar des Mavortius soll nach Vollmer zweimal abgeschrieben worden sein. Wie aber aus dem Kommentar des Porphyrio im Exemplar des Mavortius

(und Papyrushandschriften), die im letzten Jahrhundert des weströmischen Reiches über einen grofsen Teil der damaligen römischen Welt verbreitet gewesen seien. Diese bildeten die Vorlagen der Mönche. B. geht dann daran, die Stellen zu besprechen, die sog. gemeinsame Fehler sind. Dabei hat er Gelegenheit zu zeigen, dafs er seinem Grundsatze, den er S. 7 ausgesprochen hat, treu bleibt. Zugleich erkennt man, dafs er gegen Vollmer kämpft und ihm unrecht gibt. Gerade Vollmers „gemeinsame Fehler" verteidigt B. und weist nach, dafs die Handschriften recht haben. An manchen Stellen zieht er moderne Dichter heran: wie man bei diesen das errare humanumst gelten lasse, ebenso gelte es bei Horaz. Er freut sich, bei Horaz eine menschliche Schwäche gefunden zu haben. Daher staunt B. auch die zahlreichen Konjekturen der Gelehrten nicht an, sondern prüft, ob der überlieferte Text etwas besagt, sucht ihn zu verstehen. Bentley, Lachmann und andere werden mit ihren Vermutungen zurückgewiesen. B. will nichts von Lücken, vom Tilgen und Umstellen wissen. Er fragt mit Recht (S. 40): Was würde man denken von einem modernen Dichter, dessen Lied fähig ist, so verschiedene Transportationen zweier Verse zu vertragen, ohne dafs dem inneren Zusammenhang geschadet wird? Ferner gilt ihm der Gegensatz zwischen antiken und modernen Menschen etwas (S. 31). Er tadelt es, dafs die Kritiker den Schriftsteller ihren eigenen Vorstellungen anpassen, ihn dem Zwange aufgestellter Regeln unterwerfen. Zu welchen lächerlichen Behauptungen die Kritiker kommen, wenn sie sich um die Ergebnisse der Forscher auf dem Gebiete der deutschen Literatur nicht kümmern, sieht man an der Bemerkung L. Müllers, der zu c. III 25, 9 (Hebrum prospiciens) sagt, das Schauen auf den Hebrus wäre ohne elektrische Beleuchtung nicht möglich gewesen. Goethes Forderung an die Kritiker sieht man da nicht beobachtet: Respekt vor dem, der sein Handwerk versteht, und williges Versenken in die Ansichten des Schriftstellers, ehe man ihn tadelt.

B. hat das Zeug dazu, den Horaz vor den Angriffen Vollmers und anderer in Schutz zu nehmen. Dazu seien zwei Beispiele gewählt. C. IV 8, 15 ff.: „Die Worte *qui domita nomen ab Africa lucratus rediit* (V. 18) erinnern uns nach V. 17 (*incendia C.*) an den jüngeren Scipio. Die Worte *celeres fugae* (V. 15) deuten die Schlacht bei Zama und Scipio maior nur an der Ferne an." Daher sind die beiden Scipionen nicht verwechselt.

---

in der ersten Abschrift die Scholien *A* werden, in der zweiten Porphyrio, ist nicht zu verstehen.

Ebenso erklärt B. Calabrae Pierides und verwirft die sog. lex Meinekiana. Allerdings kann B. seine Konstruktion nicht durch Parallelen stützen. Die zweite Stelle ist S. I 6, 128 *fugio rabiosi tempora signi* gegen *fugio campum lusumque trigonem* im Bland. vet. und *fugio campum lusitque trigonem* im Gothanus saec. XV. Zunächst weist B. nach, dafs *fugio rabiosi tempora signi* einen guten Sinn gibt. Er übersetzt „suche ich den Stunden zu entfliehen" und gibt Stellen für tempora = Stunden. Dann wendet er sich zu der Lesart des Bland. vet. Er stellt es als merkwürdig hin, dafs man mit dieser nicht ganz zufrieden sei, weil man verschieden änderte. Ferner geht er dem *fugio campum* sprachlich zu Leibe. Es müfste doch *fugio e campo* heifsen, wie Staedler übersetzt (dann flieh ich vom Ballspielplatz). *Fugio campum* = *fugio e campo* und *lusus trigo* verrät ihm die Hand des Versemachers einer späteren Zeit, dem das feine Sprachgefühl fehlte. So sieht also die kostbare Lesart des Bland. vet. (Vollmer) aus, wenn die Gesetze der Grammatik und des Sprachgebrauches an ihr erprobt werden. B. kann mit Recht sagen: Rätselhaft ist es mir immer gewesen, dafs der Blandinusspuk noch in der philologischen Welt umherirrt (S. 45). Dieser Vorwurf trifft wohl in erster Reihe Vollmer.

Als B. seine Abhandlung abschliefsen wollte, ging ihm die Arbeit von Josef Bick, Horazkritik seit 1880, zu. B. hat sich fast ganz, auch in der Einteilung der Handschriften, auf den Standpunkt Kellers gestellt, ohne sein Schüler zu sein. Ich hebe dies hervor, weil R. C. Kukula in Graz in seinen Horaziana (Zeitschrift für die österr. Gymnasien 1907 S. 37) die unrichtige Behauptung aufgestellt hat, Josef Bick und der Referent seien Keller in eigenen Monographien zu Hilfe geeilt.

Die Horazstudien von Beck verraten tiefes Versenken in den Horaz und besonnenes Urteil. Er fürchtet sich nicht, einen Rückschritt zu machen, weil dieser — nämlich die Rückkehr zu Keller — ein Fortschritt ist. Freilich mufs man frei sein von dem altmodischen Philologenkram, wenn man dies tun will. Man darf nicht der Methode, oder anders gesagt, der Mode, allzusehr anhängen. Auch das Menschliche am Dichter mufs der Kritiker verwerten, wie dies in der Forschung über moderne Literatur immer geschieht. Hier möge B. Nachfolger erhalten. Sein Buch aber sei jedem Freunde des Horaz angelegentlich empfohlen.

Prag — Schmichow. **Johann Endt.**

154) **Gutjahr-Probst, Altgrammatisches und Neugrammatisches zur lateinischen Syntax.** Beiträge zur lateinischen Grammatik. Dritter Teil. Zweites Heft. Leipzig, Alwin Schmidt, 1905. S. 329—514. 8.

Mit dem vorliegenden Heft, welches eine nach gewissen Gesichtspunkten geordnete Sammlung sämtlicher Terenzischen Ut-Perioden enthält, hat ein Werk seinen Abschlufs gefunden, dessen Anfänge ins Jahr 1883 zurückreichen. Fürwahr, eine gewaltige Summe von Fleifs, Mühe und Scharfsinn ist es, die Verfasser während dieses langen Zeitraums auf die Bewältigung seines Themas verwendet hat. Um so mehr ist es zu bedauern, dafs all dieser Fleifs vergeblich gewesen ist, dafs auch nicht eine der Aufstellungen des Verfassers Aussicht hat, von der communis opinio virorum doctorum angenommen zu werden. Dieses harte, aber wohlerwogene Urteil soll im folgenden kurz begründet werden. Vier Gebiete sind es hauptsächlich, bei denen die Kritik einzusetzen hat: die Modi, die Konjunktionen, die Wortstellung und die Periode.

Nach des Verfassers Ansicht bezeichnet der Indikativ vorzugsweise die Wirklichkeit, während der Konjunktiv dazu dient, Nichtwirkliches, nur Vorgestelltes auszudrücken (I 71). Der Konjunktiv ist der Modus des Subjektiven, insofern jede Vorstellung nicht anders als subjektiv, Vorstellung eines Subjekts sein kann, der Indikativ ist Modus der objektiven Darstellung (I 79). So erklärt sich auch der Konjunktiv im lateinischen Folgesatz: Der Römer urteilt im Folgesatz — sei es aus egoistischer Vorsicht, sei es aus streng juristischer Reserve — über die Tatsachen subjektiv, der Deutsche objektiv (III 23).

Dem gegenüber ist nun mit aller Schärfe zu betonen, dafs mit Hilfe der Ausdrücke subjektiv und objektiv auch nicht das Geringste für die Erklärung des Wesens der Modi gewonnen werden kann. Natürlich ist im Konjunktiv — ebenso im Optativ und im Acc. c. inf. — etwas Subjektives enthalten, aber subjektiv ist auch der Indikativ „insofern — wie eben zitiert — jede Vorstellung nicht anders als subjektiv, Vorstellung eines Subjekts sein kann“. In der Tat, indikativische Urteile nach Art von: „Leipzig ist ein ödes Nest“ und tausend und aber tausend andere wird auch ein Nichtprotagoräer schwerlich „objektiv“ und „der Wirklichkeit entsprechend“ nennen. Und die Vorstellung, dafs alle subjektiv gefärbten, der Wirklichkeit nicht entsprechenden Aussagen, Berichte, Mitteilungen im Konjunktiv stehen müfsten, wird durch nichts schlagender

widerlegt als durch die grofse Zahl der Richter, Staatsanwälte, Geschworenen und Schöffen. Wenn vollends behauptet wird, in Konsekutivsätzen stehe der Konjunktiv, weil hier der Römer subjektiv urteile im Gegensatz zu dem objektiveren Deutschen, so fehlt die Begründung dafür, dafs sich diese eigentümliche Neigung des Römers gerade auf die Konsekutivsätze geworfen haben soll, während zahllose andere Satzarten davon verschont geblieben sind. Noch auffallender aber ist es, dafs das subjektive Moment nur in konsekutiven Nebensätzen einen Ausdruck durch den Konjunktiv fand, nicht aber in Hauptsätzen, dafs also z. B. itaque, ergo, igitur, proinde nicht mit dem konsekutiven Konjunktiv verbunden werden. Was endlich der Hinweis auf die Juristerei der Römer bezwecken soll, ist mir dunkel geblieben. Haben nicht auch die gemeiniglich als wenig juristisch und keineswegs reserviert geltenden Griechen in Konsekutivsätzen oft genug den subjektiven Infinitiv angewendet?

Wir sehen also, mit den Ausdrücken subjektiv und objektiv kommen wir nicht eben weit, jedenfalls sind sie nicht als primäre Differenzierungsbegriffe in Anspruch zu nehmen. Wer da sagt: das Wesen des Indikativs besteht darin, dafs er objektiv Wirkliches, das des Konjunktivs, dafs er subjektiv Vorgestelltes ausdrückt, begeht denselben Fehler, wie einer, der da behaupten wollte: das Wesen des Norddeutschen besteht darin, dafs er zwei Arme, das des Süddeutschen darin, dafs er zwei Beine hat.

Ähnliches gilt für die Termini „potential“, „optativisch“, „Vermutung“ und „Begehrung“, durch welche Verfasser die optativische Seite des lateinischen Konjunktivs charakterisieren will. Denn nicht nur der Optativ ist fähig eine Begehrung und eine Vermutung auszudrücken, sondern auch die andern Modi: *μή τι πάθῃ*! Du bleibst da! ibis mecum! Antreten! sind veritable Begehrungen, *καί ποτέ τις εἴπῃσι*, er wird krank sein, credo misericors est sind veritable Vermutungen.

Während nun Verfasser in bezug auf die Modi im grofsen und ganzen den landläufigen, freilich verkehrten, Anschauungen folgt, geht er in bezug auf die Konjunktionen seine eigenen, allerdings mehr als sonderbaren Wege. Um nämlich zu erklären, wie es kommt, dafs aus der vollen interrogativ-modalen Bedeutung „wie“? sich die abgeblafste konjunktionale Bedeutung „dafs“ entwickelte, meint er, in allen Fällen, abgesehen von jenen Fragen nach Art von ut vales? habe ut eigentlich gar keine Bedeutung, ut sei, bei Lichte betrachtet, ein überflüssiger Zierrat, ein reines ornamentum und müsse deshalb ut ornativum getauft werden. So bedeute

der Ausruf ut errat! vollständig dasselbe wie die Aussage errat; ut abii abs te, fit obviam Phormio sei gleich einem abii abs te, fit obviam Phormio; vereor ut sint nuptiae wird gleichgesetzt einem vereor, sint nuptiae usw. usw.

Gegen eine derartige federsträubende Eskamotierungstheorie kann nicht scharf genug vorgegangen werden. Allerdings einfach genug ist sie: wird man nach der Bedeutung von irgend etwas gefragt, so antwortet man, das bedeutet eigentlich nichts Besonderes, das ist rein ornativ! So könnte man z. B. den Aorist als rein ornativ ansehen, denn sehr oft ist er kaum zu unterscheiden vom Imperfektum. Und wie wär's mit einem ornativen Instrumental? Freilich der grofse Papierene mit der logischen Hornbrille bringt es wohl fertig zu sagen: „Dafs du die Nase ins Gesicht behältst!" ist dasselbe wie: „Behalte die Nase ins Gesicht!" Wer aber nur ein bifschen hellhörig, klarsehend und feinfühlend ist, der merkt, dafs ein himmelweiter Unterschied zwischen diesen beiden Wendungen ist — also auch zwischen ut errat! und errat.

Noch äufserlicher, noch mechanistischer sind des Verfassers Anschauungen über die Stellung von ut innerhalb des Satzes. Ganz zuerst soll ut hinter dem Prädikat gestanden haben, also errat ut (wobei als Parallele — man traut seinen Augen kaum — nescio quomodo herangezogen wird); dann soll ut vor das Prädikat gerückt sein, jedoch so, dafs noch andere Begriffe an der eigentlichen Spitze des Satzes standen, also: pater ut errat; endlich ist es selbst, einem unwiderstehlichen Drange folgend, an die Spitze des Satzes gerutscht, also: ut pater errat. Ganz ähnlich nun ist es in der Periode, nur — gerade umgekehrt. Denn hier hat der Ut-Satz merkwürdigerweise das Bestreben möglichst weit ans Ende zu voltigieren. Zuerst nämlich (1) stand der Ut-Satz „präpositiv": ut uxorem ducas, operam do, bald bekam er Sehnsucht nach hinten, die freilich noch nicht vollständig befriedigt werden konnte, und so wurde (2) der Ut-Satz „circapositiv": ut uxorem, operam do, ducas. Diese Trennung war aber für uxorem und ducas auf die Dauer zu schmerzhaft: das ducas übte eine wahrhaft magnetische Kraft aus, es verringerte sich die Distanz zwischen ducas und uxorem, und so entstand (3) die „implicative" Stellung: ut uxorem operam ducas do, wobei freilich unerklärt bleibt, dafs ducas seine soeben errungene Endstellung wieder aufgeben mufs. Nach weiteren Bemühungen gelang es, die vollständige Wiedervereinigung der zärtlich Liebenden herbeizuführen, es kam (4) die „intrapositive" Stellung

zustande: operam ut uxorem ducas do. Noch aber stand das Do im Wege; mit einem kühnen Angriff wurde schliefslich auch diese Position genommen und mit dem Rufe: „Es ist erreicht!" nahm der Ut-Satz (5) die ersehnte „postpositive" Stellung ein: operam do, ut uxorem ducas. Tantae molis erat etc. Und das nennt sich „historische Entwicklung!"

Aus der Periodenlehre ist namentlich noch folgendes bemerkenswert. Der Parataxe stellt Verfasser nicht die Hypotaxe gegenüber, sondern die Syntaxe, und diese zerfällt in Epitaxe und Hypotaxe. In der Parataxe unterscheidet er neben der „inneren" Parataxe die „innere und äufsere" Parataxe. Ebenso in der Epitaxe und Hypotaxe, nur dafs die „innere und äufsere" Hypotaxe aufserdem noch in „lockere" und „straffe" Hypotaxe zerfällt. Und das Resultat dieser Neuordnung? Die meisten der Gebilde, die wir bisher als veritable, festgefügte Perioden angesprochen haben, tragen diesen Titel mit Unrecht, nur ein ganz kleiner Bruchteil zeigt wahrhafte Straffheit des Baus mit echtem konjunktionalem Ut! Der Satz z. B. Hecyra 787: coge ut credant stellt sozusagen eine ideale Periode dar, mit straffer Syntax und subordinierender Konjunktion, dagegen in dem Satz Hecyra 101: firmae haec vereor ut sint nuptiae liegt überhaupt keine Hypotaxe vor, sondern nur Parataxe und zwar nur „innere", nicht einmal „innere und äufsere", ut aber ist noch gar keine Konjunktion. Wer also geglaubt hat, Perioden wie: firmae haec vereor ut sint nuptiae seien von unnachahmlicher Wirkung und Schönheit, der mufs umlernen.

Grimma. **A. Dittmar.**

---

155) **Charles de Roche, Une source des Tragiques.** (Aus der Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. Basel 1907.) Leipzig, Carl Beck Verlag. S. 341 bis 382. 8. ℳ 1.50.

Wer einmal ein Kolleg über die Geschichte der französischen Literatur im 16. Jahrhundert gehört hat, der hat auch etwas von Théodore Agrippa d'Aubigné (1550—1630) behalten. Er ist es doch, der bereits als sechsjähriger Knabe Griechisch, Latein, Hebräisch und Französisch verstand, der als neunjähriger Knabe auf einer Reise nach Paris eine Hinrichtung sah, der aus Paris fliehen mufste, sich und die Seinigen durch seine erstaunenswerte Geistesgegenwart und Festigkeit rettete, der beinahe ein Opfer der Pest geworden wäre, der später nochmals entfloh, und zwar im blofsen Hemde, der sich im Alter von 70 Jahren noch einmal ver-

heiratete und der endlich im Jahre 1577 sein Meisterwerk begann, „Les Tragiques“, „la plus vigoureuse production poétique de son temps“. Von diesem Gedichte nun handelt die vorliegende Schrift. Den vielen schon bekannten Quellen des Werkes — Bibel, die Alten, Tacitus, Seneka, Lucian, Juvenal, die Kirchenväter, Augustin, Tertullian, geistliche, weltliche, alte und neue Geschichte, italienische und französische Schriftsteller — fügt der Verfasser eine neue bei, nämlich das Werk des gelehrten Druckers Jean Crespins (gest. 1572): „Histoire des martyrs ... depuis le temps des apostres jusques à l'an 1597“. Die zwei Bücher des Gedichtes, „Feux et Vengeances“, gegen direkt auf diese neue Quelle zurück. Beide Texte werden zum Vergleich nebeneinander gestellt.

Das Schicksal der Jane Gray, das auch Crépin - d'Aubigné angeregt hat (S. 357), ist bis in die neueste Zeit poetisch verwertet worden, so noch in dem achten Sonderheft der „Woche“ (Neuer deutscher Balladenschatz).

Wilhelmshaven. **Andrae.**

---

156) **Fr. Brinkmann, Syntax des Französischen und Englischen in vergleichender Darstellung.** Zweite unveränderte wohlfeile Ausgabe des 1884 erschienenen Werkes. Braunschweig, F. Vieweg & Sohn, 1906. I. Bd.: XVIII u. 628 S. 8. II. Bd.: VII u. 930 S. 8. ℳ 12.—.

Das zuerst 1884 und 1885 erschienene umfangreiche Werk ist von der Verlagsbuchhandlung im Preise wesentlich herabgesetzt und wird von ihr nun als „zweite unveränderte Auflage“ vertrieben. Wie man sieht, ein rein buchhändlerisches Unternehmen, an dem die Wissenschaft eigentlich mit Stillschweigen vorbeigehen könnte. Da aber das Werk in dieser Zeitschrift noch nicht besprochen worden ist, so mögen die Leser mit dem Wert oder Unwert des Buches kurz bekannt gemacht werden. Für Neuphilologen, die sich ja leider heute noch meistens in der Zwangslage befinden, Französisch und Englisch gleichzeitig betreiben zu müssen, wäre ein Werk wie das genannte vielleicht keine unwillkommene Gabe, aber wenn schon vor zwanzig Jahren diese Syntax sehr kühl aufgenommen wurde, so ist das Werk heutzutage fast wertlos zu nennen. Das wenige Gute, das es enthält, ist unter einem solchen Wust von weitschweifigen Erörterungen und langatmigen Beispielen vergraben, dafs es kaum zur Geltung kommt, und der wifsbegierige Student wird gewifs gerade so wie der Rezensent vor fünfzehn Jahren das Werk enttäuscht aus der Hand legen.

Der Verfasser hat es zwar an Fleifs und Mühe nicht fehlen lassen, und er entfaltet eine grofse, freilich dilettantische Gelehrsamkeit, aber wenn er sich auch gelegentlich den Anschein gibt, eine Sache historisch auffassen und erklären zu wollen, so fehlt ihm hierzu der nötige historische Sinn und die genaue Kenntnis der älteren Sprache. Er bemüht sich häufig zu sehr, logisch und vom heutigen Standpunkt eine Sache begreifen zu wollen, für die in erster Linie eine entwicklungsgeschichtliche oder psychologische Auffassung am Platze ist; denn die Sprachentwicklung ist durchaus nicht immer von logischen Gesichtspunkten beherrscht, wie Vertreter einer älteren grammatischen Schule meinten, u. a. der mehrfach zitierte alte Becker. Zum Beweise vergleiche man nur die überaus spitzfindigen, aber nicht ernst zu nehmenden Auseinandersetzungen über das „prädikative“ de in Sätzen wie il y a plusieurs de fausses (I, 548 ff.), sowie den Ausfall gegen Mätzner (S. 543, Anm.).

Unangenehm berührt das an manchen Stellen zur Schau getragene starke Selbstgefühl des Verfassers, um nicht einen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen. Geradezu komisch wirkt es aber, wie er sich auf die Entdeckung eines Neutrums im Französischen (I, 346 ff.) etwas zugute tut.

Sehr überflüssig in einer „Syntax“ sind auch die endlosen Geschlechtsregeln, ebenso unmotiviert macht sich im zweiten Bande eine Formenlehre des Adjektivs breit.

Man kann es von der Verlagsbuchhandlung verstehen, dafs sie sich bemüht, alte Artikel abzuschieben, aber den Neuphilologen kann man ebenso dringend nur den Rat geben, ihr Geld besser anzulegen, als es für diese „wohlfeile Ausgabe“ wegzuwerfen, die für das Gebotene noch immer zu teuer ist.

Bremen. **W. Röhrs.**

---

157) **K. Bergmann, Die Ellipse im Neufranzösischen.** Freiburg i. B., Bielefelds Verlag, 1908. 53 S. 8.

brosch. ℳ 1.60; geb. ℳ 2.—.

Die französische Sprache ist aufserordentlich reich an Ausdrücken und Redensarten, die infolge häufigen Gebrauchs und allgemeinen Verständnisses unter den verschiedensten Gesichtspunkten Gelegenheit zu Verkürzungen boten und in ihrer verkürzten Gestalt für den Einheimischen die Sache treffend wiedergeben. Im Wörterbuch und in der Grammatik findet der Ausländer zwar ihre Bedeutung, nicht aber auch immer die

Erklärung ihres Entstehens. Deshalb gibt dieses Schriftchen eine in zwölf Kapiteln sorgfältig geordnete Sammlung solcher Ellipsen samt Ergänzung der etwaigen Lücken. Wer immer beim Erlernen der Sprache auf genaues Verständnis sprichwortähnlicher Redensarten Wert legt, für den ist das Büchlein ein erwünschter Fund.

Im einzelnen sei folgendes bemerkt. Zu il est défendu de (dé-?) passer le douze à l'heure dans les grandes allées du Bois de Boulogne, S. 30, hätte um so mehr eine Übersetzung gegeben werden sollen, als auch Plattner, dem der Satz entnommen ist, dies versäumt. Dafs avoir du caractère, S. 31, durch avoir de la fermeté du caractère zu erklären sei, mag dem unnötig erscheinen, der weifs, dafs das Stammwort χαράσσειν den Begriff der Energie genügend in sich schliefst. Schreibt Molière (S. 42) il l'a échappé belle, so hat sich eben die dem Italienischen entnommene Redensart (scapparla bella) in der gegebenen Form der grammatischen Prüfung entzogen. Der Satz j'espère que Pauline se porte bien (S. 51) bedarf keiner Ergänzung, da espérer in diesem Falle auf die Gegenwart und nicht auf die Zukunft weist und den Sinn von „mit Freuden annehmen“ hat. Wenn wie in les avares auraient tout l'or du Pérou, qu'ils en désireraient encore, S. 47, die Bedingung den Hauptsatz bildet und die Folge mit que (so dafs) angeschlossen wird, so ist eine Ergänzung überflüssig. Wo endlich die Kürze des Ausdrucks aus dem Lateinischen stammt, ist von Ellipse im Sinne unserer Abhandlung wohl nicht zu sprechen. So ist un suffixe, S. 12, nicht aus une syllabe suffixe hervorgegangen. Ebenso verzichtet der Lateiner für Sätze mit que ne, dem lat. quin (il ne fait pas de voyage qu'il ne lui arrive quelque accident, S. 48), auf jede erklärende Ergänzung.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

158) **H. Michaelis und P. Passy, Haberlands Unterrichtsbriefe** für das Selbststudium lebender Fremdsprachen: Französisch. Kursus I. Brief 1—10. Leipzig, E. Haberland. 1905/7. 236 S. 8. Jedes Heft ℳ 0.75.

Der hier vorliegende erste Teil von Haberlands französischen Unterrichtsbriefen umfafst die zehn ersten Nummern, während das ganze Werk zwei Kurse zu je 20 Briefen, zusammen also 40 Briefe enthalten soll; der Preis eines Kurses beträgt ℳ 15.—, der beider Kurse zusammen ℳ 20.—. Zunächst steht mir nur der vierte Teil des gesamten

Werkes zur Verfügung, gestattet aber ein recht günstiges Urteil. Die Verfasser wenden die Aussprachebezeichnung des Weltlautschriftvereins (Association Phonétique Internationale) an und legen den Hauptwert auf die Lautschrift, von der sie mit Recht stets ausgehen. Lektion 1 ist mit 20 Seiten der Einführung in das deutsche Lautsystem, Lektion 2 mit 8 Seiten der in das französische Lautsystem gewidmet; die Verfasser gehen sehr gründlich vor und zwingen den Schüler zu gewissenhafter Arbeit. In Lektion 3 wird schon das erste Sprachstück gegeben, die französische Übertragung unseres deutschen Liedes: „Der gute Kamerad", und sorgfältig verarbeitet; den nächsten Lektionen liegt mit einigen Ausnahmen der Text des Lustspiels „La joie fait peur" zugrunde, der in so vielseitiger Weise durchgearbeitet wird, dafs der Lernende bei dem als selbstverständlich angenommenen Fleifs tatsächlich grofse Fortschritte machen mufs. Auch die Grammatik kommt nicht zu kurz, wenn auch die Verfasser den praktischen Zweck ihres Werkes nie aus den Augen verlieren. An den Lernenden werden durchweg grofse Anforderungen gestellt, er wird aber für seine Arbeit reich belohnt und erfährt unter der Hand auch einiges, was die Eintönigkeit unterbricht und ihm Freude macht. Die Wahl des Lustspieltextes mufs als äufserst glücklich bezeichnet werden. Das Werk soll „ein zuverlässiger Führer zur vollständigen Beherrschung der Sprache im mündlichen und schriftlichen freien Gebrauche" sein und kann warm empfohlen werden.

Nauen. **Fries.**

---

159) **Max Plessow, Geschichte der Fabeldichtung in England bis zu John Gay** (1726). Nebst Neudruck von Bullokars „Fables of Aesop" 1585, „Booke at Large" 1580, „Bref Grammar for English" 1586, und „Pamphlet for Grammar" 1586. Berlin, Mayer und Müller, 1906. CLII u. 392 S. 8. *M* 15.—.

Das umfangreiche Werk, das als 52. Band der Palaestra erschienen ist, zerfällt in zwei Teile, einen kürzeren S. I—CLII, der die Geschichte der Fabeldichtung in England bis zu John Gay behandelt, und einen längeren, S. 1—392, der Bullokars Werke in einem Neudruck wiedergibt. Die Geschichte der englischen Fabeldichtung wird mit Gays Fabeln eingeleitet und geschlossen. Den Hauptteil bildet die englische Fabeldichtung vor Gay, wobei der Verfasser bis auf die Zeit der Normannen

und Angelsachsen zurückgeht. Auch die lateinische Fabeldichtung in England und schottische Fabeldichter sind berücksichtigt worden.

Für den Neudruck von Bollokars Werken hätte sich P. denjenigen von A. Gill's Logonomia Anglica durch Prof. O. L. Jiriczek zum Vorbild nehmen sollen, der „selbst in gleichgültigen Äufserlichkeiten buchstabengetreu ist". Durch Beibehaltung von Bullokars Fraktur, statt sie durch die Antiqua zu ersetzen, hätte z. B. der Herausgeber auch äufserlich schon dem Leser ein getreueres Bild von dem Original gegeben. Druckinkonsequenzen, z. B. S. 326 „lýf" (mit einem Akzent über dem y), wofür im Original „lif" steht, dürfen weder verbessert, ausgeglichen, noch überhaupt verändert werden, „um", wie Jiriczek S. XVII sagt, „der Besorgnis ängstlicher oder mifstrauischer Benutzer vorzubeugen, der Herausgeber könnte durch ihre Beseitigung irgendwelche beabsichtigte Umschriftfeinheit zerstört haben". Druckfehler, z. B. S. 244 namens für names, oder gar Versehen wie Ageinst für Againſt S. 250, müssen sorgfältig vermieden werden. Es wäre auch nicht ohne Schaden gewesen, wenn die handschriftlichen Zusätze Bullokars, die sich am Ende des Booke at large in dem Exemplar des Britischen Museums finden, abgedruckt worden wären.

So erfreulich es für Anglisten ist, dafs ihnen Bullokars Schriften zugänglich gemacht worden sind, so ist es doch sehr zu bedauern, dafs P. sie der Geschichte seiner Fabeldichtung als Anhängsel hinzugefügt hat; denn die beiden Teile seines Buches haben sehr wenig miteinander zu tun. Bullokar hätte seine eigenartige Lautschrift gerade so gut an einem anderen Texte deutlich machen können. Dafs er zu diesem Zwecke sich Äsops Fabeln aussuchte, ist für die Geschichte der Fabeldichtung in England ohne besondere Bedeutung. Sagt doch P. selbst S. CXLIV: „Die Fabeln waren ihm wesentlich nur ein Mittel, um diese phonetisch gedachte Schreibweise in die Schulen zu bringen." Trotzdem widmet P. Bullokars Fabelsammlung über sechs Seiten, die er allerdings mit der Entschuldigung einzuleiten sich genötigt sieht (vgl. S. LVIII): „Wenn ich über Bullokar als Fabelübersetzer ausführlicher handle — ausführlicher als über bedeutendere spätere Übersetzer —, so geschieht dies mit Rücksicht auf den hier beigefügten Neudruck seiner Fabeln." Dafs nun P. aufser dieser Fabelsammlung Bullokars, deren Hinzufügung sich immerhin einigermafsen rechtfertigen läfst, auch die anderen Werke des englischen Orthoepisten, die mit der Fabeldichtung gar nichts gemein haben, noch

in sein Buch mitaufgenommen hat, läfst sich nicht verteidigen, obschon P. diese Verquickung in seinem Vorworte zu erklären versucht. Eine Trennung hätte sich auch schon wegen des hohen Preises — das Buch kostet ungebunden ℳ 15. — empfohlen, welcher durch Weglassung der für englische Phonetiker entbehrlichen Geschichte der Fabeldichtung sich hätte erniedrigen lassen. Da P. aufserdem wissen mufste, dafs der Neudruck eines Teiles von Bullokars Werken von anderer Seite beabsichtigt und lange Zeit vorher mehrfach angezeigt war, so widerspricht sein Verhalten überdies den literarischen Gepflogenheiten.

Marburg. **Hauck.**

---

160) **William James, Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache.** Einundvierzigste, völlig neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Englisch-Deutsch und Deutsch-Englisch in einem Bande. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1908. XII u. 562 S. 8. geb. ℳ 5. —.

Die vorliegende Auflage des verbreiteten Wörterbuchs von James ist, wie der Titel angibt, eine völlige Umarbeitung, und zwar beider Teile. Besorgt hat die neue Ausgabe unter Mitwirkung verschiedener deutscher Fachmänner der Engländer George Payn, der sich schon verschiedentlich auf dem Gebiete der Lexikographie betätigt hat. Schliefslich hat noch der bekannte Anglist Professor Leon Kellner von der Universität Czernowitz das Ganze einer eingehenden Revision unterzogen. Bei der Auswahl des Wort- und Phrasenschatzes ist namentlich die moderne englische Umgangssprache und Literatur berücksichtigt worden, aufserdem ist in ziemlich weitem Umfange das amerikanische Englisch zur Geltung gekommen. Nicht mit aufgenommen sind im allgemeinen selbstverständliche oder leicht abzuleitende Verbalsubstantive wie z. B. *renewing* und *renewer*. Die Aussprache ist, wie in den früheren Auflagen, nach dem Stormonthschen System bezeichnet. Mafsgebend war für die Bearbeiter die Sprechweise der guten Gesellschaft. Die bemerkenswerteste Abweichung der neuen Ausgabe von den vorhergehenden ist die grundsätzliche Einführung von Synonymen in beiden Teilen. Am Schlusse jedes Teiles findet man aufser einer Liste der unregelmäfsigen Verba eine Zusammenstellung der gebräuchlichsten Familien- und Strafsennamen; nach unserer Ansicht wären letztere besser in die fortlaufende alphabetische Ordnung der übrigen Wörter eingefügt worden, zumal da andere Namen sich schon dort ver-

zeichnet finden Nach einer Reihe von Stichproben zu urteilen, scheint das Buch in der neuen Auflage recht zuverlässig und up to date zu sein, Mit Recht ist bei den verschiedenen Übersetzungen jedes Stichwortes die gebräuchlichste und am wenigsten buchmäfsige vorangestellt worden, wie z. B. bei „Verzögerung“, wo ein anderes sehr verbreitetes Wörterbuch an erster Stelle nicht *delay*, sondern *retardation* bietet. Für *u* nach *l* ist auch da, wo dem *l* kein Konsonant vorhergeht, bei manchen Wörtern. z. B. *dilute* (nicht aber *pollute*) nur die Aussprache *lô* (= lū), nicht *lū* (= ljū) angegeben; die Endung *-ile* ist in *hostile, mercantile* nur mit *ī* (= ai), in *fertile* mit *ī* (= ai) und *ĭ* bezeichnet. Der Standpunkt des englischen Herausgebers ist in derartigen Fällen jedenfalls von Interesse, wenn er wohl auch nicht allseitig ohne Widerspruch aufgenommen werden wird. Unter den Städtenamen dürfte *Keighley* wegen der abnormen Aussprache des *gh* (= th) nicht fehlen; der amerikanische Präsident *Roosevelt* soll das *oo* seines Namens selbst als langes *o* wie in *rose* sprechen. — Als einfachste Illustration der Abfassungsweise der einzelnen Artikel geben wir als Probe ein Substantiv: play, *plā* s. Spiel, n. || (*playfulness*) Scherz, m. || (*effect*) Wirkung, Tätigkeit, f. || (*scope*) Spielraum, m || (*drama*) Schauspiel, n. || child's ∾ (*fig.*) Kinderspiel, n. || fair ∾ ehrliches Spiel, n. || foul ∾ Büberei, (Mord)versuch, m. || ∾ upon words Wortspiel, n. full of ∾ mutwillig, spielerisch || at ∾ beim Spiel || in ∾ im Scherz, || (techn.) im Gange || (*of balls*) im Spiel || to bring, call into ∾, einsetzen, in Bewegung setzen || who's [warum nicht *whose*? Ref.] ∾ is it? wer ist am Ausspielen? || ∾-actor, s. Schauspieler, m. || ∾-time, s. Spielzeit.

Die äufsere Ausstattung des Buches ist recht gut. Der Druck ist scharf und für ein knappes Handlexikon grofs genug. — ***

---

161) **Meyers Kleines Konversations-Lexikon.** Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise mit 520 Bildertafeln, Karten und Plänen sowie 100 Textbeilagen. Dritter Band: Galizyn bis Kiel. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1907. 1022 S. 8. Halblederband ℳ 12.—.

Mit diesem dritten Teile hat der Kleine Meyer die Hälfte seines projektierten Umfangs in der neuen Bearbeitung erledigt. Dafs auch diese kürzere Fassung recht weitgehende Ansprüche vollauf befriedigt, selbst

wenn man den Hausbedarf des gebildeten Durchschnittspublikum zugrunde legt, hat Referent schon bei den Anzeigen des ersten und zweiten Bandes dargetan. Das beweisen auch im neuen Teile Artikel wie Germanen, Gletscher, Gebirgsbildungen, Geologische Formationen, Gesteinsgruppen, Giftpflanzen, Geschütze und Geschosse, Giefsereien, Glasfabrikation und Glasindustrie, Goldgewinnung und Goldschmiedekunst; Gotische Baukunst; Gymnasium (mit Hinweisungen auf die Ergänzungsartikel am Schlufs); Griechenland und Griechisch (24 Spalten, Karte und vier Seiten Orientierung zur Karte; vier Seiten Abbildungen zur Griechischen Kunst); Grofsbritannien (26 Spalten, Karte und 12 Spalten statistischer Beigaben); Guatemala und Guayana, Irland, Island; Italien (16 Spalten nebst Bildern und Beilagen), Juden, Kamerun, Kanäle, Kaiser-Wilhelms-Land (Karte) u. a. m. Auch die Städte- und Ortsbeschreibungen kommen in dieser Ausgabe gut weg; es sei beispielsweise auf Hamburg-Altona (Karten), Halberstadt, Halle, Heidelberg, Kiel (Pläne), Jerusalem verwiesen. Gleich günstig steht es mit den Personalien, bei deren Erläuterung die jüngsten Daten begegnen und Bezugnahme auf neueste Literatur sich bemerklich macht. Vgl. Gallifet, Gambetta, Gapon, v. Gautsch, v. Hartel, O. E. Hartleben, Gerh. Hauptmann. Die ausgiebige Behandlung Goethes erreicht jedenfalls schon die Maximalgrenze einer enzyklopädischen Belehrung, da eine Erweiterung in Konkurrenz mit monographischen Fachschriften treten würde. — Unter den Potentaten wird u. a. Heinrich 53 mal, Karl 75 mal, Johann 45 mal unterschieden und besprochen. — Aufser den das Tausend schon überschreitenden Bandseiten sind noch unnumeriert allenthalben Einlagen und Kunstblätter beigegeben. Letztere wie auch das Kartenmaterial sind von trefflicher Ausführung. Wem also die grofse Ausgabe zu kostspielig ist, dem kann diese sechsbändige Ausgabe mit gutem Gewissen empfohlen werden.

---

162) **M. E. Gans, Spinozismus.** Ein Beitrag zur Kulturgeschichte des Philosophierens. Wien, Lenobel, 1907. 111 S. 8.

Wie der Verfasser gleich im Anfang betont, handelt die vorliegende Studie nicht von Spinozas Philosophie, sondern von seinem Philosophieren, d. h. von denjenigen Zuständen der Gesamtpersönlichkeit, welche in ihrer Totalität das dem System zugrunde liegende philosophische Erlebnis konstituieren. Er charakterisiert Spinoza als einen ursprünglich zu tatkräftigem

Wirken nach aufsen veranlagten Menschen, der, durch die Verhältnisse an einer derartigen extensiven oder expansiven Betätigung verhindert, nun seine ganze Energie nach innen kehrt und in intensiver wissenschaftlicher Arbeit auswirkt. Hauptziel seiner Philosophie ist der Ausbau einer Ethik, welche ihm die Möglichkeit gibt, diesen inneren Gegensatz zwischen Leben und Wissenschaft in beruhigender Weise zu überwinden. Die ganze Art seines philosophischen Denkens ist bedingt durch die geistige Ausbildung, welche er in der Schule der christlichen Scholastik und in der der jüdischen Talmudgelehrsamkeit erhalten hat; in gewisser Weise zieht er aus diesen beiden intellektualistisch zugespitzten Richtungen der Geistesentwicklung, welche zu seiner Zeit bei einem toten Punkte angelangt waren, die letzten noch möglichen Konsequenzen. Das metaphysische Ergebnis seines Philosophierens ist die Apotheose des Logischen, oder wie Gans es nennt, ein „Logozoismus", das ethische die Unterwerfung des Trieblebens unter die Vernunft. — Im einzelnen werden in der Studie noch Streiflichter auf Sokrates, Plato, Bacon, Schopenhauer und Nietzsche geworfen. Von besonderem Interesse ist die Kritik der Goetheschen Interpretation Spinozas, namentlich auf Seite 101 ff, wo die Entwicklung Fausts und die des spinozistischen Menschen verglichen wird. Aufserdem verdient noch der Exkurs über die „adäquate Idee" erwähnt zu werden.

Die Abhandlung ist anregend und originell geschrieben, und auch wer dem Verfasser nicht in allen Punkten beipflichten kann, wird sie jedenfalls mit Interesse lesen. Gelegentlich wirkt der sprachliche Ausdruck auf den nicht-österreichischen Leser etwas fremdartig, so z. B. wenn auf S. 32 f. der Platonismus als das „Artistentum" im Denken und die platonische Idee als eine singuläre „Artistenvision" bezeichnet wird, welche an der trockenen Dialektik des Sokrates ihr Urerlebnis gehabt habe. In Deutschland versteht man unter einem „Artisten" nicht einen schaffenden Künstler ersten Ranges, wie es (auch nach des Verfassers Meinung) Plato war, sondern einen Zirkusakrobaten, Variétémimiker oder dergleichen, vgl. Brockhaus' Konversationslexikon unter dem Worte. -†

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hundert ausgeführte Dispositionen

zu

deutschen Aufsätzen

über

Sentenzen und sachliche Themata

für die obersten Stufen der höheren Lehranstalten.

Von Dr. **Edmund Fritze,**

Professor am Gymnasium in Bremen.

Erstes Bändchen:

a) Entwurf einer Aufsatzlehre.

b) Die ersten 48 Dispositionen.

Preis: ℳ 3.

Zweites Bändchen:

Die letzten 52 Dispositionen.

Preis: ℳ 2.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von

Professor Dr. **R. Schnee.**

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.

Für Quinta bis Prima.

Preis: ℳ 1.—.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Für Sekunda und Prima.

Preis: ℳ —.80.

Die Lyrik des Horaz.

Ästhetisch-kulturhistorische Studien.

Von

Dr. **Emil Rosenberg.**

Preis broschiert ℳ 3.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Skizzen hellenischer Dichtkunst.

Von

Ernst Schulze.

Preis brosch. ℳ 2.40; geb. ℳ 3.60.

Analecta Horatiana.

Von

Dr. Sigismund Sufsmann Heynemann (†).

Aus seinem Nachlafs herausgegeben

von

Dr. **Gustav Krüger.**

Preis: broschiert ℳ 1.—.

Beiträge

zur

lateinischen Grammatik

und

zur Erklärung lateinischer Schriftsteller

von

Carl Wagener.

1. Heft.

Preis: ℳ 1.80.

Die Entwickelung

der

Französischen Litteratur

seit 1830.

Von Erich Meyer.

Preis: ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt des Verlages der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin über: Carl Otfried Müller. Lebensbild in Briefen, herausgegeben von *Otto* und *Else Kern*.

5294

Gotha, 25. Juli. Nr. 15, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

163) **Adolf Engeli, Die Oratio variata bei Pausanias.** (Züricher Dissertation.) Berlin, Mayer & Müller, 1907. IV u. 160 S. 8. ℳ 4. —.

Da der Verfasser die auf Pausanias selbst bezüglichen Schriften sowie die Ausgaben dieses Periegeten einschliefslich des kritischen Apparats gründlich studiert hat, ist es ihm, trotzdem er im übrigen sich auf einige wenige Leitsätze aus gröfseren Grammatiken, Bernhardys wissenschaftlicher Syntax, Schmids Attizismus und ein paar kommentierten Klassikerausgaben beschränkt und stützt und offensichtlich viele treffliche Monographien in Betracht kommender Einzelerscheinungen nicht kennt, so dafs derart mangelhafte Fassungen wie S. 99 geradezu bedenkliche Rückschlüsse ermöglichten, gleichwohl dank pflichtgetreuer Hingabe an die ihm gewordene Aufgabe gelungen, durch seine Darstellung der Oratio variata bei Pausanias ein im wesentlichen zutreffendes Bild von den Stileigentümlichkeiten dieses Schriftstellers zu entwerfen. Dafs für die verschiedenen Arten der Variation, dieser mehr oder weniger bewufsten Abweichung von jener Konzinnität, als deren Meister Isokrates gilt, schon in der klassischen Zeit nicht blofs bei den Dichtern, sondern namentlich auch bei den Historikern Beispiele



sich finden, hat Schmid gezeigt. Dieselbe stieg gewissermafsen im Werte, als sie die Sophisten für ein Hauptmittel zwecks Erzielung eines schönen Stils erklärten. Dafs nun aber in der uns erhaltenen Literatur Pausanias in ihr am weitesten gegangen ist, so weit, dafs die stete Wiederverwendung absichtlichen Wechsels bei Licht betrachtet zu monotoner Manier ausartet, dafür hat Engeli in dieser Züricher Inauguraldissertation, obwohl er dabei nicht nur von dem ebenfalls hier einschlägigen und bereits von Storch behandelten Kapitel der Ellipse und des Pleonasmus, sondern auch von der Vorführung des bei Pausanias aufserordentlich häufigen Chiasmus abgesehen hat, in grofsen Zügen den bündigen Nachweis erbracht. Dabei hat er, der von Hitzig in seinen beiden Programmen vorgezeichneten Fährte folgend, mit anerkennenswertem Geschick manche kräftige Lanze für konservative Textkritik gebrochen, indem er viele Änderungen als unnötig beseitigt und zahlreiche Verbesserungsvorschläge als unmotiviert zurückweist, und zugleich jede sich bietende Gelegenheit benutzt, um zu zeigen, wie unberechtigt man bisher an der Überlieferung einer Reihe von Stellen Anstofs zu nehmen pflegte; hatte doch Wilamowitz-Möllendorf, hauptsächlich im Hinblick auf die in historischen Partien gebrauchten Imperfekte, Pausanias schlechtweg das Verständnis abgesprochen griechisch zu schreiben. Die Vorbilder für seine so hochgehaltene *ἀφέλεια* hatte Pausanias in Thukydides und in Xenophons An. und Hell., ganz besonders aber in Herodot, welch letzteren er sich namentlich in der Zitiermethode zum Muster nahm, die ja auch bei Pausanias wie bei Herodot zu lebhaften Kontroversen bezüglich der Quellen führte, in denen die Ansichten sich schroff gegenüberstehen. Auch hierüber hat Engeli S. 50 ff. treffende Bemerkungen gemacht.

Weniger geschickt erweist sich das Einteilungsprinzip, auf dem Engeli seine Arbeit über diese „Redefigur“, wie er sie zu nennen beliebt, aufbaut. Denn nicht nur der Wechsel auf dem Gebiete der Wortarten und Wortformen einerseits und dem der Konstruktionen anderseits, sondern auch das als dritter Hauptteil hinzutretende Anakoluth, das manchmal, z. B. 4, 5, 4, eine Folge dieses Wechsels, öfter noch ein Grund desselben (vgl. z. B. S. 59) ist, sind so wenig reinlich ausgeschieden und vielleicht überhaupt schwer ausscheidbar, dafs sie fortwährend ineinander übergreifen. Es ist also entweder die Unterscheiungsdefinition für Variatio und Anakoluth, wie sie S. 144 extr. aufgestellt ist, unstichhaltig oder vom Verfasser selbst im Verlaufe der Untersuchung zu wenig berücksichtigt und

festgehalten. Und wie bei den Hauptteilen, stört dieses wechselseitige Übergreifen auch bei den Unterteilen. Aus der Anm. S. 144 geht hervor, dafs dies Engeli selbst gefühlt hat. Übrigens ist das Anakoluth gleichfalls schon von Storch untersucht worden, der den weitgehenden Gebrauch, welchen Pausanias von der Koordination von Satzteilen und Nebensätzen macht, in seinem vollen Umfange darunter mitzubegreifen scheint. Storchs Aufstellungen erfahren im einzelnen vervollständigende Nachträge und mancherlei Berichtigungen; letzteres gilt auch von einer Behauptung Seemanns (S. 27, Anm. 1).

Die Auswahl der Beispiele kann, wenn auch nicht alle besonders Interessantes bieten, recht gut genannt werden; desgleichen kann man, soweit auf solche eingegangen wird, den bezüglich der den Variationen zugrunde liegenden Absicht gebotenen Erklärungen im grofsen und ganzen beipflichten, wofür indes Schmids Attizismus treffliche Fingerzeige gegeben hatte. Die Zitate stimmen zwar nach Buch und Kapitel, nicht aber nach Paragraphen restlos mit der Einteilung bei Siebelis; nur 10, 9, 10 (S. 111) scheint irgend etwas nicht in Ordnung zu sein, es ist die einzige Stelle, die ich nicht finden konnte.

Um auch einige nennenswerte Ergebnisse herauszuheben, so erscheint bei der Variation ein etwaiges Bestreben zur Hiatusvermeidung ausgeschlossen (vgl. S. 29). Nur der Variation wegen stehen *ὅστις* und *ὅς*, *ὅσα* und *ἅ*, *ὁπόσα* und *ἅ* ohne Bedeutungsunterschied, nur ihretwegen findet so oft Umschreibung mit *ἐστί* und *οἶδα* statt. Ein besonders ausgiebiger Gebrauch ist zum gleichen Zwecke von dem bei Arist. Rhet. 2, 13, 24 für die *ἀφέλεια* empfohlenen historischen Präsens gemacht, indem sich Pausanias eine sonst nirgends belegte Häufung desselben gestattet, so dafs es für eine stattliche Reihe von Verben zum stehenden Ausdruck geworden ist (S. 65) und oft mit dem Imperfekt und noch häufiger mit dem Aorist koordiniert wird. Auch für das Plusquamperfekt einiger Verba zeigt Pausanias eine gewisse Vorliebe (S. 70), wenn er auch nicht bei allen wie bei *ὁρμᾶσθαι* dieses Tempus fast durchweg gebraucht, und koordiniert es mit dem Imperfekt, sogar mit dem Präsens, ja 4, 14, 4 findet sich Koordination von Präs., Aor. und Plusquamperfekt (S. 75), an 7 Stellen von Präs., Aor. und Perf. Auffällig und in einzelnen Ausdrücken formelhaft ist ferner das häufige Vorkommen von *γέγονε* (S. 77), und *ἥγημαι* ist völlig in die Bedeutung „ich glaube“ übergegangen. Dagegen kommen bei dem Wechsel von Aktiv und Passiv in den historischen Partien mit einziger

Ausnahme von *λέγεται* nur passive Perfektformen vor; an vier Stellen sind Präs. und Aor. Akt. mit Perf. Pass. verbunden (S. 81). Über die Anwendung historischer Zeitformen in exegetischen Partien hat Heberdey in den Abhandlungen des arch.-epigr. Seminars zu Wien schon 1894 (Heft X) eingehende Untersuchungen angestellt. Nur vereinzelt werden Optativformen 6, 20, 17 variiert. Ganz einzig in seiner Art steht 1, 7, 3 der Übergang vom Inf. zum selbständigen Satze da. Des weiteren gestattet sich Pausanias grofse Freiheiten auffälligster Art in der Setzung und Weglassung des Artikels. Für die dreimalige Verbindung von Positiv und Komparativ im vierten Buche glaubt der Verfasser neben der Vorliebe des Pausanias für die oratio variata einen weiteren Grund in den verarbeiteten Quellen vermuten zu dürfen. Was schliefslich den Wechsel zwischen Gen. abs. und Dat. abs. in der angezogenen Thukydidesstelle 4, 10, 3 (S. 138) anlangt, so spricht sich der nämliche Lange, der in der 15. und 16. Regel seines grammatischen Anhanges die häufige Verbindung zweier verschiedenartiger Partizipien bei Thuk. behandelt, doch dahin aus, dafs hier auch ein sachlicher Grund vorliege. „Denn von *ὑποχωρήσασι* an spricht Thukydides allgemein, wenn er auch bei diesem Dativ zunächst an die Athener denkt, während zu *εὔπορον ἔσται* ergänzt werden kann *τοῖς Λακεδαιμονίοις*." Die Bekämpfung Storchs geht öfter über das richtige Mafs hinaus. Insbesondere scheint mir S. 143 Storchs Anakoluth ebenso berechtigt wie Engelis Konstruktionswechsel. Bei der grofsen Vorliebe des Pausanias für Variation finde ich auch die Beibehaltung von *ἀναφανεῖσα* 4, 13, 2 durch Siebelis begreiflich.

Aufser 14 Druckversehen allerleichtester Art verbessere man und lese S. 13, Z. 34 *Διόνυσος*; S. 23, Z. 5 *ἵππων*; S. 38, Z. 13 *ᾠκεῖτο*; Z. 20 III, 1, 3; S 40, Z. 34: 8, 3; S. 58, Z. 31 *εἰρη-*; S. 63, Z. 14 *ᾤκησαν*; S. 66, Z. 23 *ἀμαχεὶ*; S. 73, Z. 10 *ὀστᾶ*; S. 85, Z. 10 *ἐδείκνυσαν*; S. 86, Z. 31 und S. 124, Z. 29 *ταύτην*; S. 90, Z. 15 *βιβλία*; S. 92, Z. 21 *σφισι*; S. 95, Z. 25 *βουκόλον*; Z. 31 *γαμβρὸν*; S. 101, Z. 1 *ἀποπέμψασθαι*; S. 104, Z. 17 Päd.; S. 114, Z. 1 *Ἐναραφόρου*; S. 124, Z. 35 *τοὺς*; S. 127, Z. 24 *ἀπενεχθεῖσα*; S. 136, Z. 1 *ὄντινα*; S. 139, Z. 15 *ἐκδέξεταί*; S. 147, Z. 17 *δεδομέναι*. Stilistisch zu beanstanden sind die Ausdrücke „verwenden in dieser Verwendung" (S. 51 extr.) und „Auch diese Variation beruht auf der Nachahmung attischer Vorbilder, vornehmlich des Herodot" (S. 123).

Aschaffenburg. **Ph. Weber.**

164) **P. Mihaileanu, De comprehensionibus relativis apud Ciceronem.** Berlin, G. Schade, 1907. 211 S. 8.

Der Verfasser behandelt die sog. verschränkten Relativsätze bei Cicero. Er gibt zunächst eine Übersicht über die bisherige Literatur (S. 7—13), bespricht dann alle in Betracht kommenden Stellen (S. 14—161), erörtert die Meinungen der Gelehrten über diese Konstruktionen (S. 162 bis 192) und teilt endlich seine eigene Ansicht mit (S. 193—211). Überall unterscheidet er zwischen drei Arten der Verschränkung, die z. B. in folgenden drei Sätzen vorliegen: 1) de dom. 139: qui cum multi eum impedirent, restitit, wo der Relativsatz dem konjunktionalen Nebensatze übergeordnet ist und der Begriff des Relativs in diesem wieder aufgenommen wird (mit eum). 2) Tusc. disp. II, 60: quem cum Cleanthes rogaret, respondit, wo der Relativsatz in den konjunktionalen Nebensatz gezogen ist und der Begriff des Relativs im Hauptsatze wiederkehrt. 3) de div. I, 96: quas cum vellet Lysander commutare, eadem est prohibitus religione, was von Nr. 2 nur darin abweicht, dafs der Begriff des Relativs im Hauptsatze nicht wieder aufgenommen wird. Am häufigsten ist der dritte Fall, der sich bei Cicero im ganzen 1244 mal vorfindet, nächstdem der zweite, dem wir 566 mal begegnen, am seltensten der erste, der nur 366 mal zu belegen ist. Dabei erscheint besonders beherzigenswert, dafs alle drei Gattungen am meisten in den Reden angetroffen werden, nächstdem in den philosophischen Schriften.

Mit grofser Gründlichkeit hat der Verfasser alle Urteile zusammengestellt, die in Grammatiken, Ciceroausgaben und Abhandlungen über diese Fügung abgegeben worden sind und unter denen er das von F. Devantier, Über das sog. Relativum in der Verschränkung oder Konkurrenz, Friedeberg Nm., 1886 für das beste hält, ohne es sich vollständig anzueignen. Er selbst kommt schliefslich zu folgender Erklärung: In Fällen wie homini pretiosissimae sunt eae res, quas, nisi possidet, beatus esse non potest ist ein Satz, der durch eine Konjunktion dem nachfolgenden Satze (beatus esse non potest) subordiniert ist, durch ein vor die Konjunktion getretenes, auf einen vorausgehenden Begriff sich beziehendes Relativ (quas) auch von dem vorausgehenden Satze abhängig gemacht worden; also handelt es sich um doppelt abhängige Nebensätze. Die Entstehung der dritten Konstruktion ist zu erklären aus der Gewohnheit der lateinischen Sprache, den Nebensatz vor den Hauptsatz zu rücken und aufserdem das starkbetonte

Wort vor die unterordnende Konjunktion zu stellen. So ist der Satz quas cum vellet Lysander commutare ... ganz ebenso aufzufassen wie der andere mit demonstrativem Fürwort beginnende Satz pro Quinct. 28: haec cum Romae geruntur, Quinctius vi detruditur. Bei Nr. 1 und 2 aber ist aufserdem noch ein Begriff zwei Sätzen gemeinschaftlich, wie das im Latein auch sonst oft vorkommt, und zwar durch eine logische Operation, wenn das Relativ vom Verbum des übergeordneten Satzes abhängig gemacht wird, durch eine psychologische, wenn dieses vom Verbum des Nebensatzes regiert wird. Die ganze Abhandlug zeugt von grofser Sorgfalt und von gesundem Urteil, und da sich auch das Latein leicht liest, so kann sie allen Freunden grammatischer Untersuchungen warm empfohlen werden.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

165/66) **Emil Reich, General history of Western nations** from 5000 b. C. to 1900 a. d. I. Antiquity. Vol. I. II. London, Macmillan and Co., Limited, 1908. VII, 485 und X, 479 S. 8. geb. 15 sh.

Derselbe, Atlas antiquus. In forty-eight Original, Graphic maps, with Elaborate Text to each Map, and full Index. — Ebenda 1908. geb. 10 Sh.

Der Verfasser hat auf Grund umfassender Lektüre sich eine besondere Geschichtsphilosophie angeeignet, die in der (97 Seiten starken) Einleitung auseinandergesetzt wird. Es kommen dabei mancherlei paradoxe Anschauungen zutage, richtige und halbrichtige Bemerkungen. Wir hören, dafs die Archive in Deutschland, Bayern ausgenommen, nicht so gut organisiert sind, als jene in Frankreich. Joh. Janssen und L. Pastor werden als Schüler der Jesuiten bezeichnet. Für den Historiker sei eine lebendige Anschauung der Dinge von gröfserem Nutzen als Buchgelehrsamkeit (wofür Bismarck zitiert wird): Thiers und Louis Blanc seien, trotz ihrer minderen Genauigkeit im Detail, doch belehrender als Sybel, Alfred Stern und andere Archivforscher.

Im ersten Bande werden Babylon, Ägypten, Assyrien, Persien, überdies die Hethiter, Hebräer usw. behandelt; darauf die griechische Geschichte. Der Standpunkt des Verfassers ist ein „konservativer". Man findet die deutschen Kritiker, wie Ed. Meyer, Wilamowitz, Niebuhr, Schwegler, Mommsen scharf ins Gebet genommen; die Persönlichkeit nicht nur von Lykurg,

sondern selbst von Romulus wird verteidigt; H. Delbrücks Auffassung der Perserkriege als „schnodderig“ persifliert, nur seine Studie über die Kriegführung des Perikles (weil diesem günstig) anerkannt. Demosthenes ist mit Ludwig Kossuth in Parallele gestellt (auch sonst auffallend viel mit dem Magyarischen kokettiert). In der römischen Geschichte, die den zweiten Band füllt, erhält Mommsen Belehrung über das Wesen des Volkstribunates. Für die Kaiserzeit gehen dem Verfasser die Kenntnisse aus; so zitiert er über die Trajanssäule nur veraltete Literatur.

Hingegen verwirklicht der zugehörige Atlas eine gute Idee, nämlich den Verlauf der einzelnen Kriege graphisch darzustellen. Es werden die Routen der Heere und Flotten beider Parteien farbig eingezeichnet, was für manche Periode, z. B. die der Diadochen, ein anschauliches, auch für die historische Geographie lehrreiches Bild gibt.

Prag. **J. Jung.**

---

167) **Fr. Bechtel, Die Vokalkontraktion bei Homer.** Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1908. XI, 314 S. 8.

In der Zerlegung der Epen schliefst sich der Verfasser an Wilamowitz und Robert an. Was den Dialekt betrifft, so hat ihn die Beobachtung, dafs *ἦεν* als dritte sg. anstatt pl. nur dem ionisch-attischen Gebrauch angehören kann, zu der Überzeugung geführt, dafs wir die älteste äolische Sprachform nicht mehr wiederherzustellen vermögen, sondern dafs die früheste uns erreichbare Schicht bereits ein Gemisch ist von der Art, wie sie Fick erst für seinen Erweiterer hat zulassen wollen. Vornehmlich nach dem Verhalten zu den Kontraktionen hat Bechtel zwei Hauptklassen aufgestellt. An erster Stelle ist die zu nennen, welche gebildet wird durch die ursprünglichen Teile von A. Sie ist gekennzeichnet durch feste Zusammenziehungen (*πρῶτος*; *ναίω*; *γεραιός*; *εἶσε*, wonach möglich auch *εἵλκετο*; *τέλειος*; *ὀΐω* aus ovisijō; *ἰδυῖα*; die Genitive auf *ου*; die mehr als zweisilbigen Kasus von *πάϊς*, also *παῖδα*, *παῖδες*, *παιδός*; die feminina zu den Adjektiven auf *-ύς*: *βαρεῖα*, *θαμειαί*; *δῖος*; *τεωι* = *τινι*, endlich wohl auch *καίω*, *κλαίω*). Hiermit verbinden sich andere Erscheinungen: Anlautsdigamma ist fest; zwischenvokalisches j schwindet nicht: *βαθέης* u. ä. ist unerhört; der Dativ-Plural der a- und o-Stämme schliefst auf *-σι*, nicht auf *-ς*; das Iterativum auf *-σκον* fehlt; *ἐς* ist durch *εἰς* ersetzbar; von den Modalpartikeln *κε(ν)* und *ἄν* ist nur *κε(ν)* metrisch gesichert; *ὁ* ist noch nicht blofses Formwort. Die wenigen Ausnahmen

sind leicht zu beseitigen. Ganz anders ist das Bild in dem jungen Gesang Ἕκτορος λύτρα in Ω: Genitive wie ἱκέτεω, ἀγνίτεω vor Konsonant, Wörter wie τέως; zweisilbiges ἄλγεα, viersilbiges θεοειδέα, zweisilbiges οὔδει, die Genitive ἐμεῦ, σεῦ; der Untergang des ϝ zwischen Vokalen in ᾤιξε, οἴω, ἀθλεύων begegnen in A nicht. Dazu kommt: die mangelhafte Beobachtung von anlautendem ϝ; ein Dativ auf -ς; die grofse Beliebtheit des Iterativums auf -σκον; die Häufigkeit von ἐς; die Unmöglichkeit ἄν υ 367 zu entfernen. So zeigt sich, dafs die Sprache des Epos an der Vokalkontraktion gemessen keine Einheit bildet. Diese These wird nun in dem Buche auf Grund einer umfassenden Induktion durchgeführt. Zuerst wird die Zusammenziehung von Vokalen behandelt, die durch keinen Zwischenlaut getrennt waren: αε, αο; ηε, ηηι, ηο, ηω; ωηι, ωο, ωω; ηοι. Sodann werden vorgeführt ἡμέας, ὑμέας, σφέας; ἡμέων, ὑμέων, σφέων (ἡμεῖς, ὑμεῖς): die ältesten Teile des Epos besitzen sie nicht. Dagegen kann σφείων ursprünglich sein, ἡμεῖς, ὑμεῖς dagegen sind nach Ausweis der Unmöglichkeit, sie daktylisch zu messen, sowie nach dialektischen Anhaltspunkten überhaupt nicht aus -έες erklärbar, sondern enthalten echtes ει mit dem ι in τοί, ai. té, got. þai. Zum Beschlufs folgt πρῶτος aus *πρόατος (nicht *πρώϝατος). Προ in zusammengesetzten Wörtern läfst sich meist als selbständiger Bestandteil lesen, nur einmal erscheint spät προὔπεμψε ω 360. In entsprechender Weise werden besprochen die Fälle mit ehemaliger Trennung der Vokale, zunächst durch s in *asa, asē, asō, asi, esai, esē, esō, esei, esi, esoi, esū*; hier ist überall die Zusammenziehung tatsächlich jung; nur Formen auf -εῖται finden sich schon in den ältesten Teilen, während hinwiederum die auf -εῖσθαι spät sind, d. h. bei dem Rhythmus ⏑⏑⏑– trat die Kontraktion schon in den ältesten Zeiten auf, bei ⏑⏑–– erst in jüngerer; auch bei den mit s anlautenden Versen ist ει schon alt; *esei* wird anfangs durch εει widergespiegelt, erst im weiteren Verlauf durch εει. *esi* anlangend, so kann stets und mufs darum Ἀργέϊος gelesen werden, dagegen schon alt τέλειος, d. h. dort –⏑⏑⏑, hier ⏑⏑⏑⏑; ἠθεῖος, ἀφνειός sind jung, ob θέϊος oder θεῖος ursprünglich ist, bleibt unentschieden. *esai* lautet früher εαι, ηι modernisiert. Nebeneinander von alters her anzuerkennen sind τελείω und τελέω und zwar mufs ersteres — abweichend von der bisherigen Herleitung aus τελεσjω — zurückgeführt werden auf *telesijō*, wie μαίομαι auf *masijomai*, ναίω auf *nasijō* (nicht, wie meist, auf *masjomai*, *nasjo*), während τελέω zu dem s-Stamm

τελεσ gleich *μαχέομαι* auf eine zweisilbige Basis zurückgeht: *τελε* wie *μαχε*, mit ursprünglich unthematischer Abwandlung **τέλεμι* u. s. f. — Nur kontrahiert erscheinen *εἴην*, *εἴης*, *εἴη*, *εἶτε*, *εἶεν*, wohl im Anschlufs an *ἐν-*, *ἐπ-*, *μετ-*, *παρ-είη*, wo ursprünglich 3 Kürzen aufeinander folgten; *εἷς* ist nur *ρ* 388 nötig, sonst ersetzbar durch *ἔσσ'*. *esjo* erscheint regelrecht als *eo* mit Verlust des intervokalischen sj. Die Kontraktion anlangend werden *τέο* und *τεο* (= *τίνος* u. *τινος*) verschieden behandelt wegen des Tonunterschiedes: das Fragewort ist aufser *ω* 357 überall offen zu lesen, das Indefinitum dagegen erscheint bereits in der frühesten Schicht des Epos als *τευ*. Zu *τέο* sind *τέῳ*, *τέων*, *τέοισι* analogisch hinzugebildet, *τέων* erscheint früher als Iambus, später auch einsilbig; *τεῳ* tritt als Iambus auf wie *ὅτεῳ* als Anapäst, aber jenes auch als *τεῳ*, dieses als *ὅτεῳ*; *ὀτέοισι* wird zusammengezogen: im Indefin. halten sich also unkontrahierte und kontrahierte Formen etwa die Wage, während das Interrogativum nur einmal, — spät — kontrahiert. Auch in *ἐμέο*, *σέο*, *ἕο* ist die Zusammenziehung in den enklitischen Formen weit häufiger als in den betonten, wenngleich für letztere immerhin zwölf Beispiele aufzuzählen sind, freilich keines im ältesten Epos. *osa* erscheint als *-όα*, *αἰδῶ* und *ἠῶ* sind sämtlich in *αἰδόα*, *ἠόα* aufzulösen, dagegen *κυκήω* zu *κυκήων* (aus *κυκάϝων* vgl. epid. *κυκᾶνι*) und *κυκεῶ* sind, weil jünger, nicht auszumerzen. *osos* ergibt *-όος*, *αἰδοῦς*, u. a. auch *ἐὔξους* ist modernisiert; *osi* wird *-οϊ*, nur *P* 745 ist *ἱδροῖ* (so zu lesen statt *-ῷ*!), also in einem spätern Stück, anzuerkennen; gleichfalls jüngeren Ursprungs ist *ου* in *ἀρείους* u. a aus *oses*. *ὀμοῦμαι* hält Bechtel mit Fick für einen attischen Eindringling anstatt des nicht mehr verstandenen Conj. Aor. *ὄμωμαι*; *ἠοῖος* usf. ist fast durchweg in *ἠόϊος* zu ändern; doch ist *αἰδοῖος* und Verwandtes in späteren Stücken zu lassen; *γελοΐος* braucht nicht in *γελώιος* umgeschrieben zu werden, sondern kann auch eine graphische Wiedergabe von *γελόϊος* sein zum Zweck des Ausdrucks der „metrischen Dehnung". Somit ist das Ergebnis: *osa*, *oso*, *osi*, *ose* werden zunächst zu *οα*, *οο*, *οϊ*, *οε*, diese aber verfallen im Laufe der epischen Sprachentwicklung der Kontraktion. Höchst merkwürdig ist der Hergang bei denen auf *osjo*: fast zweihundertmal erscheint es als *ου* und mehrfach schon im alten Bestande von A. Danach darf dieses nicht überall, wo es möglich ist (nach Leo Meyer von den 1650 Fällen beinahe tausendmal) in *οο* zurückverwandelt werden, sondern dieses Verfahren ist nur da berechtigt, wo dadurch ein Anstofs beseitigt wird. So ist mit Buttmann zu lesen *ὅο* statt *ὅου*, nach dem

auch *ἔης* gebildet wurde, ebenso *δήμοο φῆμις*, ferner *κακομηχάνοο κρυόεντος* u. a., wodurch Payne Knight in genialer Weise die Unform *ὀκρυόεις* beseitigt hat: die älteste epische Technik operierte also noch mit *οο*, obwohl sie schon *ου* kannte. — *isi* ist schon früh in *ῑ* zusammengeflossen, wie *κονίω* aus *konisijō* und *δίω* aus *ovisijō* zeigen; *κονίη* bei Homer auf den sechsten Fufs beschränkt kann metrisch sein, dagegen ist *κονίᾱ* aus *konisijā* fürs Attische nicht zu beanstanden. *usi* war bereits diphthongiert zu *υι* sowohl im Partizip (z. B. *Ϝιδυῖα*) als im Nomen (z. B. *ἄγυια*, *μυῖα*). *āsa* ergäbe *ᾱα*, das sich noch spiegelt in dem für *ῥεῖα* „leicht" zu lesenden *ῥῆα* (aus vrāsa), jung *ῥέᾱ* (einsilbig, über nicht belegtes zweisilbiges *ῥέᾱ*, vgl. *ἔᾱ* aus *ἦα* mit metathesis quantitatis). Dagegen ist *κρᾱτός* „Hauptes" nicht aus *κρᾱατος* entstanden, sondern *κρᾱ* (auch in *κρήδεμνον* u. ä.) Ablautsstufe zu *κᾰρᾰ* (vgl. *τλᾱ* zu *τᾰλᾰ*): beide Formen stehen nebeneinander; auch die Identifizierung von *κρᾱατος* mit ai. çīrṣatás ist höchst zweifelhaft. *asi* erscheint über *ᾱι* als *ηι* in *ῥηΐδιος* (aus *vrāsi-*). *āso* haben wir in *πηός* zu lat. pāricīda, germ. fāra-munt usw. *āsjo* ergibt älter *ᾱο* (*ηο*), jünger einsilbiges *εω*: *ηο* ist noch zu erraten aus *Πετεῶο*, das zerdehnt ist aus *Πετέω* zu *Πετέης*, *Πετῆς* und anfänglich gelautet haben mufs *Πετέηο*. *ᾱο* ist in der Regel vor Konsonanten und am Versschlufs überliefert, vor Vokalen aber stets *εω*. Wie nun falsche Hiate auf *ου* häufig zu berichtigen sind durch Einsetzung der apostrophierten unzusammengezogenen Form *οι'* (aus *οιο*, vgl. I. G. I 465 *ἐγγὺς ὁδοῖ' ἀγαθοῦ*), so ist *εω* zu ersetzen durch *ᾱ'* (aus *ᾱο*). Das berühmte *ἐϋμμελίω* ist *Z* 449 am ältesten, aber schon völlig ionisches Gepräge verratend; dem frühesten Epos ist die Lautstufe *εω* vollkommen unbekannt. *āsō* erscheint im gen. pl. der a-Stämme in drei Formen: 1) a) als *ᾱων*, b) (auf der Nikandrestatue in historischer Orthographie *ήων* geschrieben, in zweisilbig gemessenem *ἀλλήων*); 2) als *εων*; 3) als *εων*. Eigentümlich ist das Verhältnis von *τάων* und *τῶν*: jenes hat stets den Sinn eines hinweisenden Pronomens, dieses steht viermal in derselben Bedeutung, dreimal in der des Artikels; *τῶν* entstand aus *τέων* infolge der Proklise (vgl. ion. Inschr. *τῶν δραχμέων*, böot. *τᾶμ Μωσάων*). So ist durch genaue Induktion festgestellt, dafs die Genitive auf *-έων* dem ältesten Epos fremd sind: danach mufs ein gewaltiger Abstand zwischen den ältesten Liedern der Ilias und denen der Odyssee liegen: der Dichter von *ε* hat schon die Schildbeschreibung vor sich gehabt: „die Annahme einer rein äolischen Odyssee ist nun nicht mehr möglich."

ēsa wird zuerst zu *ηα*, dann über zweisilbiges *εᾱ* zu einsilbigem *εᾱ*; in Betracht kommen *ἧα*, *ἥαται*, *ἥατο*, deren Reflex *ἕᾱται* usf. von Bechtel gegen Leo Meyers *ἧνται* usf. verteidigt wird mit dem Hinweis auf ep. *στέᾱτος* aus *στήατος* und ion. inschr. *εἰρῆται* aus **εἰρέᾱται* aus **εἰρήαται*. *ēsai* tritt als *ηαι* auf, dieses wird dann zu *εαι* und dieses endlich kontrahiert zu *η*, *ēse* ergibt *ηε* und dieses *η*: *ἧεν*, jünger *ἦν* (das achtzehnmal nicht mit *ἔεν* vertauscht werden kann). *ēsei* ergibt *ηει*, wie *δήεις* zeigt, *ēso* ebenso *ηο* (vgl. *δήομεν*). *ōsā* tritt auf als *ωη* in *ἐρωή* a) „Ruhe" zu ahd. *rūowa*; b) „Schwung" zu altisl. *rasa* „einherstürzen". *ais*, *eis*, *ois* verlieren einfach das s, vgl. *φαιός* lit. gaisas „Schein" und *σείω* ai. tvéšati „ist in heftiger Bewegung", aus tveisō, so dafs hiernach sein *ι* nicht erst wieder aus den nichtpräsentischen Zeiten bezogen wäre! Ebenso die Optat. wie *ἀπόναιο*, *βλεῖο*, *φέροιο*; ferner *κείω* (während *κέων* spät); *οἰήϊον*, *οἴηξ* zu ai. īšā „Deichsel". *τοῖο* leitet Bechtel nicht von *tosjo* her, dessen Weiterbildung er vielmehr in *τόο*, *τοῦ* findet, sondern läfst es nach dem freilich nichterhaltenen Plural **τοίων* aus *toisōm* (zu ai. téšām; aisl. þeira, aslav. těchŭ) entstanden sein. Da neben *τόο* auch *τοῖο* vorkam, so wurden zu *ἐμέο*, *σέο*, *ἕο* analogisch *ἐμεῖο*, *σεῖο*, *εἷο* hinzugeschaffen; *ἡμείων*, *ὑμείων*, *σφείων* mit *ει* überall in der Senkung kann bei Homer überall rein metrische Dehnung sein. *aŭs*, *eŭs*, *oŭs* + Vokal erscheinen als *αυ*, *ευ*, *ου*: hom. *ἀκουή*, att. *ἀκοή*; hom. *δεύεται*, *ἐπιδευής*; att. *δεῖται*, *ἐπιδεής*; hom. *οὔατα*; att. *ὦτα* aus *ὄϝατα* widersprechen dem nicht. Denn *ἀκουή* steht immer am Ende des Verses, ist also metrische Dehnung, *ἄκουαι* bei Sappho ist homerisches Sprachgut; bei dem Worte für „Ohr" sind zwei Stämme anzusetzen, *οὔατ-* und *ὀϝατ* (in *ἄμφωτος* aus **ἀμφώϝατος*), *δεύεται* und *δεῖται* endlich sind zwei verschiedene Wörter: jenes gehört zu *δεύτερος*. Mit der Anerkennung von Bechtels Theorie fallen auch alle die künstlichen Annahmen hinweg, die man sonst zur Erklärung des Diphthongs in *γεύω*, *εὕω* und besonders in *αὔω* machen mufs; das erste gehört zu lat. *gŭs-tō*, das zweite zu lat. *ŭs-tŭs*, das dritte 1) in der Bedeutung „entzünden" zu lit. sausas, 2) in der Bedeutung „schöpfen" zu lat. (*h*) *aŭs-tŭs*. Ferner sind hier unterzubringen die Aoriste *ἀλεύασθαι*, *χεῦαι*, *σεῦαι*, endlich *οὔατος*, *ατα*, *ασι*. Nicht gelöst ist das Rätsel der doppelten Vokalisierung von *ἠώς*, *καλλι-πάρηος* u. ä., *νηός* gegenüber äol. *αὔως*, *παραύα*, *ναῦος*; von *āŭsōsa* kann Bechtel schon deshalb nicht ausgehen, weil er nicht an das „Kürzungsgesetz" glaubt. — Das *α* privativum wird nicht zusammengezogen: *ἄϋπνος* (zu

sup), *ἄωρος* μ 89 (zu sûra); *ἆτος* ist aufzulösen in *ἄατος* (zu got. saþs, ahd. sat). — *ὄαρ* ist gebildet aus *ὀ* copulativum + einer Ableitung von *ser* „fügen"; *ὤρεσσι* ist zu ersetzen durch *ὀάρεσσι*; statt *Δημοῦχος* und *σκηπτοῦχος* (zu *segh*) ist zu schreiben *-όχοος*. Es folgen die Vokale, die durch j oder ι geschieden waren. Hierbei sind *oja*, *ojo*, *oji* in älteren Teilen durch *οα*, *οο*, *οϊ* vertreten, in jüngeren durch *ω*, *ους*, *οι* (*Λητόα* — *Λητώ* usf.); dasselbe bestätigt sich an *δοάσσατο* und *δέδ(ϝ)οα*, wie für *δείδω* überall stehen kann. Bei den Verba contracta auf *oo* kann die Zusammenziehung teils aufgehoben werden (in *γουνοῦμαι*, *-μην*, *δήιουν*, *θεειοῦται*, *παχνοῦται*), teils ist sie fest und zwar nicht bloſs in jüngeren Stücken, sondern wo mindestens drei kurze Binnensilben zusammenstoſsen würden, möglicherweise schon in älteren (in *γουνούμενος*, *κορυφοῦται*, *χολοῦμαι*), so daſs also hierauf ebensowenig wie auf *καμεῖται* u. ä. ein Altersschluſs aufgebaut werden kann. *Σάου* wird wie *σαοῖς*, *σαοῖ*, *σαῶσαι* einem jüngeren Dichter angehören, ebenso *δηιῶν* und die auf kretische Grundformen zurückweisenden *γουνοῦσθαι* und *γυμνοῦσθαι*. — *eja* ergibt *εα* in *δέατο*, *κτεάτεσσι*, *κτεάτισσα*, *φιλοκτεανώτατε*, dagegen *η* in dem späten *ἔκδηλος* (*δῆλος*). Abweichend hiervon ist *eje* schon in frühester Zeit zusammengezogen in *τρεῖς*, *κεῖνος*; *δειλός* (aus *δεελός*, dvejelos) dagegen kann an allen drei Stellen jüngeren Ursprungs sein. *δέελος* ist stets unzusammengezogen in *εὐδείελος* und *δείους* kann aufgelöst werden in *δέεος*. *ejo* erscheint immer als *εο* in *δέος*; *eji* würde als *εϊ* in *πόσεϊ* und *πτόλεϊ* auftauchen, falls nicht etwa hier an eine Kreuzung mit Formen von der Art des kyprischen *πτόλιϝι* zu denken sein sollte.

Unkontrahiert auch *ἀδδεές* und ebenso *ἀδδειής* mit metrischer Dehnung des *ε* im Creticus; auch in *θεουδής* liegt keine Zusammenziehung vor, wenn es zu *θεουδέα* hinzugebildet ist wie *νηλής* zu *νηλέα*. *ὄρνεον* und *ὄστεον*, zu deren Suffixgestalt man vgl. ai. *hrdayam* „Herz" und lat. *hordeum*, bleiben immer unkontrahiert wie auch *ἀνδρόμεος* (vgl. ai. gomáya — „in Rindern bestehend") und *κέονται* (ai. çayante), *κέαται*, *κέατο* (*κείαται* usf. mit nur metrischem *ει* = ẹ statt *ε*); für *κεῖται* (*κῆται*) kann überall *κέεται* hergestellt werden. Im Adjektiv bleiben zunächst *εα*, *εο*, *εη*, *εωι* zweisilbig; *χάλκεον* usw. ist entweder später oder, wo ursprünglich, durch äolische Formen wie *χαλκjον* zu ersetzen. In dieselbe Kategorie fallen die ursprünglich adjektivischen *ἀδελφεός*; *θυρεός* (*λίθος*); *βοέη*, *κυνέη*, *λυκέη* (*δορά*); *μηλέη*, *συκέη* (*δρῦς*). Die Adjektive auf *ejos* stehen selbständig neben denen auf *eijos*: zur ersteren Gattung



zählende Wörter wie *κυνέη* gehören schon der ältesten Schicht an, dagegen *βαθέη* aus *βαθείη* erst jüngeren. Aus dem nun folgenden längeren Abschnitte über die Verba kontrakta heben wir heraus: bei denen auf *-έω* sind zu unterscheiden Längen mit ursprünglicher Länge (*ἀπειλήτην, πενθήμεναι, ποθήμεναι, φιλήμεναι, φορήμεναι*) nach äolischer Art von solchen mit Kontraktionslänge. Bei Beispielen wie *φιλεῖ* entsteht die Frage, ob sie etwa erst aus *φίλη* durch Modernisierung umgebildet sind: dabei ist zu trennen zwischen den Fällen, wo die sonstige Umgebung auf alten, und solchen, wo sie auf jungen Ursprung hinweist; hier ist die ionische Form anzusetzen, dort die äolische, letzteres nur dreimal (für *ἀπειλεῖς, ἠπείλει, ἀποαιρεῖσθαι*). Wo ferner eine Mehrheit kurzer Binnensilben zusammensteht, ist deren Kontraktion schon für die früheste Zeit zuzugeben (in *σμαραγεῖ, κομείτων, ἐκομείτην, τελεῖται, φοβεῖται, πονεύμενος, φοβεύμενος, αἱρεύμενοι, ἱκνεύμενοι, πωλεύμενοι, ἐπονεῖτο*). Vollends in jungen Partien sind unanstöfsig Lautungen wie bei Daktylus *αἰδεῖο* aus *aidejeso, ἄφρεον, ἐγεγώνεον, ἐρώει, ἡγεῖτο, ἠγίνεον, ἤιρει, ἤιτεον, ἠλάστεον, ἠρίθμει, ἠρίθμεον, ἀνηρώτεον, θηεῖτο, ἐθρήνεον, ἐκόσμει, νείκει, νήει, ὁμίλει, ὀπήδει, (ἐ)ποίει, ἐπόρθεον, τάρβει, ὑλάκτει, ὑπεχώρει, ᾤκει-εον*); bei Anapäst *δατέοντο, δοκεῖ, καλεῖ, καλέοντες, κάλεον, ἐκαλέοντο, φιλεῖ, φιλοίη, φιλέοντας, φοβεῖ, φοροίη*; bei Cretikus, *ἀγινεῖ(ς), ἀελπτέοντες, αἱρεῖ, ἀωτεῖς, βωστρεῖν, γεγωνεῖν, γηθεῖ, δινείσθην, ἡγείσθω, ἡγεῖσθαι, ἡγείσθην, θαρσέων, θηοῖο, θεηέοντο, νεικεῖ(ν), νεικέουσι, οἰκέοιτο, (εἰσ)οιχνέουσι, (ἐξοιχνεῦσι), ὁμαρτέων, ὁμιλεῖ(ς-, -ν), ὀπηδεῖν, ὀπλεῖσθαι, ὀχλέονται, ῥοχθεῖ, ἀναρρυβδεῖ, ταρβεῖ(ς), ὠθεῖ, ὠρχείσθην, -έοντο*; bei Tribrachys: *νόει, πόθει, φίλει, φόρει, ἐκάλει, ἐκόμει, ἐκύει, ἐφίλει, ἐφόρει, (ἐ)οινοχόει*; *εἰλέω* kann durch *εἴλω* fast ganz verdrängt werden, ebenso wie *αἰδεῖσθαι* durch *αἴδεσθαι*. Wie *ἄριστον* „Frühstück“ (zu avest. *ayare* „Tag“) aufzulösen ist in *ἀέριστον*, so ergibt auch die Kategorie der Verben auf *-άω*, dafs *αε* ursprünglich unkontrahiert blieb. Vor *ο*-Laut ging *α* in *ε* über, wodurch die Grenze gegenüber den e-Stämmen schwankend wurde; *γόον* ist wohl Nachfolger von *γόεον* und möglicherweise haben sich hom. *ἀοιδιάουσα, γοάοιμεν, ναιετάουσι* usw. bei der Zerdehnung an die Stelle früherer *ἀοιδιέουσα* usf. gedrängt; während wir für Homer mit unseren textkritischen Mitteln diese Frage nicht beantworten können, zeigt das *φοιτέων* des Herondaspapyrus, dafs für Herodot die einzig richtigen Ansätze sind *φοιτέουσι, φοιτέουσα, φοιτέοντες, ἐφοίτεον*. Auch bei den Verben auf *-άω* ist zu scheiden zwischen alten und jüngeren Formen. Jene sind nach dem Wandel von *α* in *ε* vor *ο*-Laut durch

Überführung der thematischen in die athematische Abwandlung entstanden, so dafs die in Dualen belegten Präsentien *ἄντημι*, *σύλημι*, *φοίτημι* aufkamen; zu ihnen gesellt sich wohl *αὐδήτην* und *ὄρητο* nebst *ὄρηαι* (zu dem *ὄρημι* der Sappho); *ὁρᾶτο* ist modernisiert. Bei Formen wie *μενοινᾶι(ς)*, *μενοινῶν*, *μενοίνᾱ* kann man wiederum zweifeln, ob sie Fortsetzer altäolischer Vorgänger oder aber spätere Kontraktionen aus *μενοινάει(ς)* usf. sind: auch hier mufs die Umgebung den Ausschlag bringen. Danach sind aus dem Äolischen umgesetzt *ἐξαύδα*, *(προσ)ηΰδα* (wobei freilich die Erhaltung des stammhaften *η* in *προςαυδήτην* unerklärt bleibt gleich dem in *ἀπειλήτην*), *ἡρᾶτο* (Ionisierung von *ἄρϝητο*), *κοιμᾶτο*, *κυβιστᾶι* (Ionisierung von *κυβίστᾱ -η*), *ἐφορμᾶσθαι* (wofür wohl *ἐφόρμασθαι* zu betonen); *νεμέσᾱ* kann bezogen werden auf ein äolisches *νεμέσᾱμι*, oder aber wegen der Aufeinanderfolge der vielen Kürzen schon alt kontrahiert sein, was im Prinzip möglich ist auch bei *ἀγαπᾶις*, *ἀρετᾶι*, *ἀρετῶσι*, *νεμεσῶ*, *νεμεσᾶτον*, *δρῶμεν*, *ἀᾶται*, *δρῶμαι*, *δρᾶται*, *ἀλόω*, *ἀλώμενος*, *ἀρώμενος*, *κυκώμενος*, *μνώμενος*, *μυκώμενος*, *δρώμενος*, *πειρώμενος*, *περονᾶτο*. Jung sind wegen ihrer Umgebung: mit Daktylus *εἰρώτα*, *ἐρεύνα*, *ἡρᾶτο*, *ηΰδα* in *ἀντίον ηΰδα* als Versschlufs, *κατέκλων*, *κοιμᾶται*, *ἐκολοία*, *μενοίνα*, *μετάλλα*, *διεμοιρᾶτο*, *(ἐ)νεμέσσα*, *(ἐ)νίκα*, *ἐνίκων*, *ἐνώμα(ς)*, *ὁμόκλα*, *ἐπήδα*, *ἐσύλα*, *τελεύτα*, *ἐτίμα*, *ἐτόλμα*, *ἐφύσων*, *ὤπτων*; *ἀλᾶτο*, *ἀλοία* (wo *οι* nur Ausdruck der metrischen Dehnung), *ἔα*; bei Anapäst *ἀλᾶσθε*, *βοᾶν-ῶν*, *γοῶντες*, *γόων* (*γόον*, *γόων*?), *ἐῶι*, *ἔλων* (für *ἔλᾱν*?), *κερῶνται*, *κεῶν* (wofür mifsverständlich *κειῶν* mit nur metrischem *ει*), *λοχῶσι*, *ὁρῶ* mit Zubehör (vielmehr *ὁρέω* wie bei Herodot?), *περῶντα*, *ποτῶνται*; bei Creticus *καταρῶνται*, *παραυδῶν*, *διφῶν*, *εἰρωταῖς*, *ἐρευνῶν(τες)*, *ἡβῶιμι*, *ἡβῶν*, *ἐνικλᾶν*, *κοιμῶντο*, *λικμώντων*, *μαιμῶσι*, *μενοινᾶις* usf., *μεταλλῶ* usf., *μνῶνται*, *μνάσθω*, *μνώμενοι*, *μνῶνται*, *μνάσθω*, *νικαῖς* usf., *νωμαῖς*, *νωμῶν*, *πειρᾶν* usf., *σιωπᾶν*, *σκιρτῶιεν*, *τελευτᾶι*, *τιμῶσι*, *φοιτᾶι* usw., *φυσῶντες*, *ὡρμῶντο*. Bei Tribrachys: *ἔᾱ* („lafs!"), *ἐκύκα*. — *āja* wurde älter *ηα*, jünger *εᾱ*, und dann *η*: ursprünglich *gājă*, *găijās*, jenes über *γῆα γέᾱ* zu ion. *γῆ*, dieses zu *γαῖα*; jünger auch *στέᾱτος* aus *στῆατος*. *ēje* erscheint in *ἠέριος*, *Ἠερίβοια*, *ἀέριστον*, dann aber *ἦρι*. *ēje* ist nur kontrahiert überliefert an späteren Stellen in *θῆσθαι* und *κνῆ*, wofür *κνέε* zu lesen unmöglich ist. *ējo* erscheint unkontrahiert in *χρήιων* (so zu schreiben statt *χρείων*), aber kontrahiert in *χρεώμενος*. *ōjo* haben wir offen in *ἱδρώοντα(ς)*, *ἱδρώουσα*, zusammengezogen in *ἱδρῶσαι*; auszugehen ist nach Bechtel nicht von *ἱδρώς-jō*, angesichts der

Kürze in *αἰδοῖος*, *γελοῖος*, *ἠοῖος*, sondern von *ἰδρω-jŏ* aus *s(v)idrŏjŏ*; *γελώειν* ist zu ersetzen durch *γελοιᾶν*, wozu *γελοιῶντες* und *γελοίων* (-*αον*); *ζῶντος* mufs in *ζώοντος* umgeändert werden. In *πανα-ώριος* zu got. *jēr* „Jahr" ist der Hiatus in der Kompositionsfuge erhalten. Dasselbe ist meist der Fall, wenn in *αι*, *ει*, *οι*, *υι* vor Vokal das *ι* als j zur folgenden Silbe gezogen wird: *χαμᾰιεῦναι*, *ἀεί* (aus *αἰϝεί*), *ἀΐζει* (aus *αἰϝίζει*), *ἔμπᾰιον*, *Πειρᾰίδαο* (aus *Πειραιίδαο*); *ἠνορέη* (aus -*είη*), *κήδεος* (aus *κήδειος* aus kādesijos), *τέγεος* (vgl. *Τεγέη*, *Μαντινέη*), *κέων* (aus *κείων*, keisōn), *βαθέης* (aus *βαθείης*, *βαθεϝιᾶς*); *οἷος* = hŏjŏs, *ὄεσσι* (aus *οἴεσσι*, *ὀϝίεσσι*). Diese Erscheinung ist nicht alt, aufser in *ὠκέα Ἶρις*, das Bechtel nicht zu erklären vermag. Kontrahiert wird nur in den Namen auf -*είας*: äolisch war *Ἑρμείας*, daraus ionisch (nur zu erschliefsen) *Ἑρμέης* (vgl. *HEPMEHΣ* Coll. 5783) und noch später *Ἑρμῆς*; dagegen ist *Βορέης* belegt und wohl gesondert zu behandeln; auch *Βορέῃς* ist dann gebildet worden.

(Schlufs folgt.)

---

168) **M. Roustan, La Composition Française.** Paris, Librairie classique Paul Delaplane. 247 S. 12. frcs. 1.50. 139 S. 12. frcs. —.90. 144 S. 12. frcs. —.90.

Das unter dem Gesamttitel „La Composition Française" erschienene umfangreiche Werk Roustans, Professors am Lyzeum zu Lyon, besteht aus 7 Bändchen. In den ersten sechs behandelt er: 1. La Description et le Portrait. 2. La Narration. 3. Le Dialogue. 4. La Lettre et le Discours. 5. La Dissertation littéraire. 6. La Dissertation morale. Als siebentes Bändchen läfst er ein Büchlein folgen, das er eigentlich als Einleitung und Vorwort der ganzen Sammlung hätte vorausschicken sollen: es trägt den Titel: Conseils généraux, Préparation à l'art d'écrire. Darin behandelt er das, was für alle Arten des Aufsatzes gemeinsam gilt, und er behandelt es in einer so übersichtlichen und klaren Weise, dafs das Büchlein allen Lehrern und Schülern bestens zum Studium empfohlen werden kann. Nicht so sehr den Lehrern des Französischen an unsern deutschen Schulen, als vielmehr den Lehrern des Deutschen: spricht doch der Verfasser von den Aufsätzen, die der Schüler in seiner Muttersprache zu schreiben hat. Aber auch die deutschen Lehrer des Französischen werden gewifs das Buch mit Vorteil lesen, enthält es doch viele auch für unsern französischen Unterricht recht nützliche Bemerkungen. — Den ganzen Stoff verteilt der Verfasser auf fünf Abschnitte, deren jeden er wieder übersichtlich in Kapitel und Para-

graphen zerlegt. Eine Fülle von Beispielen, wie man es machen soll, und von Gegenbeispielen, wie man es nicht machen soll, belebt die Regeln. — Der erste Abschnitt ist überschrieben „Éducation générale“. Hier zeigt Roustan, dafs der gute Wille zur Arbeit die erste Hauptsache bleibt, dafs das Warten auf die Stunde der Eingebung zu nichts führt. Aber neben dem Wollen müsse das Können stehen, und zwar müsse dem Schreibenkönnen das Denkenkönnen vorausgehen. Sonst werde das Thema falsch aufgefafst. Das Denken, oder besser das Nachdenken, müsse in der Schule gelernt werden, die Logik müsse hier den ihr gebührenden Platz wieder einnehmen. Die Erziehung zur Logik erzeuge überdies auch moralische Eigenschaften, in erster Linie die Liebe zur Wahrheit, die die Grundlage des kritischen Geistes sei. Aber nicht nur Logik mufs die Schule lehren, sondern sie mufs auch das Empfindungsvermögen pflegen und die Einbildungskraft wecken, nicht nur die Einbildungskraft, die aus der Erfahrung aufgenommene Bilder treu bewahrt, sondern auch die Einbildungskraft, welche geistig schaffend aus diesen Bildern neue zusammenzusetzen sich bemüht. Durch Übung lasse sich hier viel erreichen, namentlich wenn man die Schriftsteller genau studiere und sehe, wie sie es gemacht haben, um aus ihrer Phantasie neue Gestalten hervorzuzaubern, zu denen die Erfahrung ihnen nur einzelne Züge beigesteuert habe. — So leitet Roustan zum zweiten Abschnitt über, den er „La Lecture“ überschreibt. Vor allem empfiehlt er, viel zu lesen, dadurch erhalte man Reichtum an Gedanken und an Worten. Dann beantwortet er die Frage, was die Jugend lesen solle, ob nur die besten Schriftsteller, oder auch die mittelmäfsigen. Er empfiehlt, beide zu lesen, auch die mittelmäfsigen; denn einmal ständen sie dem jugendlichen Geiste näher, und dann könne man aus ihnen auch lernen, wie man es nicht machen solle. Weiter empfiehlt er nicht nur zu lesen, was einem gefalle, sondern auch gerade solche Schriften, die einem nach der Veranlagung des eignen Geistes ferner lägen: vielleicht brauche man gerade diese zur Abrundung seiner Bildung am nötigsten. Als Lesestoffe nennt er vor allem die französischen Schriftsteller, auch die der klassischen altfranzösischen Zeit, dann aber besonders auch die Alten, die Griechen und Römer. Die Frage, ob es besser sei, diese im Urtext oder in der Übersetzung zu lesen, beantwortet er dahin, dafs gewifs für den, der den Urtext fliefsend zu lesen verstehe, die Lektüre im Urtext vorzuziehen sei; aber der, dem diese Lektüre Schwierigkeiten mache, werde gröfseren geistigen Gewinn aus dem Lesen der Alten in

Übersetzungen ziehen: der geistige Gehalt — und der bleibt doch die Hauptsache — erschliefse sich ihm so leichter und wirke nachhaltiger. Nicht zu vergessen sei auch die Lektüre der besten Schriftsteller des Auslandes, sei es im Urtext, sei es in der Übersetzung. Aber man solle nicht flüchtig lesen, nur zur Unterhaltung das Buch gleichsam verschlingen, sondern man solle lesen mit der Feder in der Hand, unter sorgfältiger Benutzung von Nachschlagewerken, unter genauer Beachtung auch der geringsten Kleinigkeit; eine solche Lektüre allein bringe geistigen Gewinn, nur sie rege an zum Nachdenken, Vergleichen, Diskutieren, zum geistigen Nachschaffen des Dichtwerks. Nur so mache man sich die Gedanken des Schriftstellers zu eigen, nur so erkenne man die Schönheiten, aber auch die Fehler — und von solchen seien ja selbst die gröfsten Schriftsteller nicht frei. Besonders zu empfehlen seien Schriftstellerausgaben mit Anmerkungen, mit Varianten, die einen Einblick in die geistige Werkstätte des Dichters gewährten, und mit Parallelstellen. Daran knüpft Roustan die Warnung, mit den Gedanken nicht auch den Stil des Schriftstellers sich anzueignen, vielmehr rät er auf das dringendste, sich einen persönlichen Stil zu bilden, und gibt mit Beispielen und Gegenbeispielen dafür treffliche Anweisungen. Das Erste, was man von einem guten Stil verlangen müsse, sei, dafs er klar und unzweideutig sei; namentlich gelte diese Regel für diejenigen, die französisch schreiben, denn der Geist der französischen Sprache sei die Klarheit. — Im dritten Abschnitt empfiehlt der Verfasser das laute Lesen als ein ausgezeichnetes Mittel zur Übung des Ohrs, damit es die Harmonie des Satzbaus erfasse, die, was man auch sagen möge, der französischen Sprache keineswegs fehle. Von den grofsen Dichtern könne man lernen, was Harmonie sei; die harmonisch gefügten Worte entströmten ihnen, ohne dafs sie künstlich danach suchten. Insbesondere warnt er vor Kakophonien, die sich ergäben aus der Wiederholung desselben Konsonanten und aus der Verwendung des Hiatus, der selbst in der Prosa nur als Ausnahme geduldet werden dürfe. Die hier geäufserten Meinungen des Verfassers und seiner Gewährsleute sind von höchstem Interesse auch für den deutschen Lehrer des Französischen, so z. B. Flauberts Ausspruch: „Une phrase est bonne lorsqu'elle peut être lue tout haut“, oder Roustans Auffassung, dafs ein Satz, zu dessen Aussprache der Atem nicht reiche, zu lang sei. Reichliche Beispiele für harmonisch gebaute Sätze und Gegenbeispiele dazu schliefsen den dritten Abschnitt. — Im vierten Abschnitt werden die Unterhaltung, die Abfassung von Briefen, die Führung eines

Tagebuches und die sorgfältigste Herstellung der französischen Aufsätze als gute Mittel empfohlen, die Kunst des Schreibens zu erwerben. Vor allem die Unterhaltung sei nicht zu verachten; wenn man sie mit Saint-Évremond auch nicht über die Lektüre stellen dürfe, so sei sie doch mit Lord Chesterfield als ein sehr geeignetes Mittel für die Erlernung der guten Verwendung der Sprache zu empfehlen, natürlich nur dann, wenn die sich Unterhaltenden sich bemühten, in gut gewählten Worten über gut gewählte Gegenstände zu sprechen. Aber verba volant, scripta manent. Daher müsse man erst recht bei der Abfassung von Briefen sich eines guten Stils befleifsigen; natürlich solle damit nicht gesagt sein, dafs man jeden Brief zu einer literarischen Übung mache, denn dann würde ihm das Beste fehlen, was den Reiz des Briefes ausmache: l'abandon! Anderseits dürfe aber der Brief der Klarheit des Ausdrucks, des Haupterfordernisses des französischen Stils, nicht entbehren; selbstverständlich sei auch die Vermeidung von Sprach- und Interpunktionsfehlern, selbstverständlich auch die Pflege einer guten Handschrift, worüber Roustan des genaueren noch im fünften Abschnitt handelt. Was für den Brief gelte, gelte auch für das Tagebuch, wenn dieses zunächst ja auch nicht für andere Leser als für den Verfasser selbst bestimmt sei. Einer ganz besonders scharfen Feile bedürfe aber der französische Aufsatz, die wichtigste aller Schülerarbeiten. Faire et refaire, mahnt Roustan, vingt fois sur le métier remettez votre ouvrage, passez le rabot sur votre prose et sur votre caractère! — Der fünfte und letzte Abschnitt gibt Winke für die Anfertigung des Prüfungsaufsatzes, der von allen Prüfungsarbeiten am meisten zeige, wes Geistes Kind der Prüfling sei. Dieser Abschnitt mit seinen vorzüglichen Anmerkungen und Ermahnungen verdient auch von deutschen Prüflingen gelesen und beachtet zu werden, wenngleich die Prüfungsverhältnisse bei uns anders sind als in Frankreich. Soweit die allgemeine Einleitung. Die kurze Inhaltsübersicht kann nur ein unvollkommenes Bild geben von den vielen treffenden Bemerkungen und guten Ratschlägen, die der Verfasser aus langer Praxis heraus gibt. Aber sie hat hoffentlich gezeigt, dafs viel Gutes in dem Buche zu holen ist, und damit den Leser angeregt. Auf die einzelnen Bändchen einzugehen, in denen Roustan die verschiedenen Arten der Aufsätze betrachtet, erscheint unnötig. Alle, die ich davon habe prüfen können, schliefsen sich würdig der allgemeinen Einleitung an.

Langensalza. **Max Krüger.**

---

169) **Franz Lederer, Die Ironie in den Tragödien Shakespeares.** Berlin, Mayer & Müller, 1907. VII u. 84 S. 8.

Nach einer kurzen definierenden Einleitung gibt der Verfasser ein Verzeichnis möglichst aller Stellen, die in Shakespeares Tragödien die Redefigur der Ironie aufweisen, und zwar nach bestimmten Gesichtspunkten geordnet. Zuerst kommen die Ironisierenden, dann die Ironisierten; es wird über Zweck und Gedankengehalt der Ironie gesprochen und festgestellt, in welchen Stücken, Akten und Szenen sie sich findet. Die Form der Ironie wird eingehend behandelt und ihre Geschichte von Chaucer an vergleichend verfolgt.

Die Arbeit ist fleifsig und schön gegliedert durchgeführt; aber sie dürfte zu denen gehören, wo die aufgewandte Mühe und das Streben nach Vollständigkeit bei Anführung der Beispiele nicht im rechten Verhältnis zum Werte der behandelten Frage stehen. Dafs übrigens der Verfasser mit einer gewissen Einseitigkeit verfährt, weil er nur die den einzelnen Wörtern anhaftende Ironie in Betracht zieht, während er die gar nicht so seltenen ironisierenden Szenen oder Szenenteile ganz unbeachtet läfst, ist mit Recht auch schon von anderer Seite hervorgehoben worden (Anders, Zeitschr. f. franz. u. engl. Unterricht VII [1908], S. 82).

K. -tz-.

---

170) **Albert Feuillerat, Documents relating to the Office of of the Revels** in the time of Queen Elizabeth edited, with notes and indexes [A. u. d. T. Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas begründet und herausgegeben von **W. Bang**, Band XXI]. XVII u. 513 S. gr. 4. Louvain, A. Uystpruyst (Leipzig, O. Harrassowitz), 1908.

Preis für Subskribenten ℳ 40 —; Einzelpreis ℳ 48. —.

Als mir dieser Band, gewaltiger als ein Wörterbuch, auf den Tisch gelegt wurde, wufste ich nicht, ob ich mehr staunen sollte über den Unternehmungsgeist von Herausgeber und Verleger oder über Fleifs und Geduld des Verfassers. Jedenfalls legt er ein erfreuliches Zeugnis dafür ab, wie sehr ein bestimmtes Gebiet unserer Wissenschaft in systematischer Weise gefördert werden kann. Kaum irgendwo liegen die Fortschritte so offensichtlich zutage, wie in der Geschichte des älteren englischen Dramas, und ich brauche wohl nicht zu wiederholen, wie grofs dabei das Verdienst des Herausgebers dieser prächtigen Sammlung ist. Man staunt aber noch

mehr, wenn man das Buch aufschlägt und im Vorwort liest, dafs dieses erst der erste von voraussichtlich drei Bänden sein wird, dem an anderer Stelle noch eine Abhandlung bezüglich des Inhalts folgen soll. Das erinnert an die kühnen Zeiten von Forschern wie Collier und Cunningham, vor deren Späherauge kaum ein Manuskript verborgen blieb.

Wie der Titel dieses ersten Bandes schon besagt, bezieht sich sein Inhalt auf die bekannte Institution des „Master of the Revels“ in der Zeit der Königin Elisabeth. Wir erhalten damit ein ganz vorzügliches Quellenwerk, das für literarhistorische Untersuchungen nicht allein unentbehrlich ist, sondern auch im Handumdrehen eine grofse Anzahl von Fragen zur schnellen Entscheidung bringen kann. Sprachlich, besonders lexikographisch, stellen sie aufserdem noch eine wertvolle Fundgrube für viele sonst selten belegte grammatische Erscheinungen und Wörter dar. Dabei ist allerdings Voraussetzung, dafs der Textabdruck korrekt ist; jedoch zweifle ich nicht daran, wenn ich aus der Sorgfalt, mit der im allgemeinen verfahren ist, auf das übrige einen Schlufs ziehen darf.

Den überreichen Inhalt des Werkes kann ich hier natürlich nur bescheiden andeuten. Im Vorwort legt der Herausgeber seinen Plan vor und hat Gelegenheit für die ihm von vielen Seiten bewiesene Liberalität in der Erlaubnis zur Benutzung des urkundlichen und sonstigen Materials zu danken. Hierauf läfst er eine chronologische Liste der in dem Bande erwähnten dramatischen Stücke von 1559—1589 folgen. — Dann beginnt der eigentliche Abdruck des handschriftlichen Materials: Part I: The office and officers. I. Of the first institution of the revels, with a draught of certain rules to be observed for the better management of the office. II. A „Platte“ of orders to be observed for the better etc. III. An inventory of the stuff of the revels, taken in 1560. IV. A survey of the Hospital of St. John of Jerusalem, the seat of revels office. V. The order of precedence of the Master of the revels. VI. A commission touching the powers of the master. VII. Royal appointments of Masters of the revels (Sir Thomas Cawerden, Sir Thomas Benger, Edmund Tyllney). VIII. do of Clerk-Controllers. IX. do of Clerks. X. do of yeomen. — Part II. Accounts. Jeder Art vom Jahre 1558—1601. — Daran schliefst sich ein Appendix, der allerlei recht interessante Dinge enthält, wie Bewerbungen um ein Amt, a complaint of Thomas Gylles against the Yeomen of the revels, with a note of masques lent in 1571—1572, a petition of the creditors of the revels, a petition of William Bowll,

touching sums due to him etc. — Daran schliefsen sich etwa 50 Seiten Anmerkungen und mehrere höchst dankenswerte Indexe (Glossarial index, index of proper names, subject index), die dem grofsen Werk für alle möglichen Zwecke eine reiche Ausnutzung sichern. — Hier wie auch sonst bei der Arbeit hat den Verfasser seine Gemahlin verständnisvoll unterstützt, was auch die Kritik gern noch einmal anerkennend hervorhebt.

Im Vorwort versichert der gelehrte Herausgeber, dafs der zweite Band, der sich auf die Zeiten Eduard VI. und Maria bezieht, druckreif, der dritte über die Hoffestlichkeiten zur Zeit Heinrichs VIII., in Vorbereitung ist. Wir rufen dem Herrn Verfasser dazu ein aufrichtiges „Glückauf" zu.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

171) **G. C. Moore Smith, Club Law** a comedy acted in Clare Hall, Cambridge about 1599—1600. Now printed for the first time from a manuscript in the library of St. John's College with an introduction and nostes. LVIII u. 143 S. 8. Cambridge, University Press, 1907. 6 sh. net.

„Club Law" bedeutet nicht etwa Klubgesetz oder Klubrecht, wie man in der unmittelbaren Gegenwart vermuten könnte, wo die Klubs durch das Schankgesetz mancher Vorrechte oder vielmehr Unrechte verlustig gehen sollen, sondern Knüppelrecht oder Prügelrecht. Der Ausdruck bezieht sich auf den Kriegszustand, der in Cambridge (wie bekanntermafsen auch in Oxford) jahrhundertelang zwischen „town" und „gown", zwischen Stadt und Universität bestand, der seine Ursache in den der Universität von englischen Königen gegebenen und immer aufs neue bestätigten Privilegien hatte und sich in Cambridge Ende des 16. Jahrhunderts aufs äufserste zugespitzt hatte. Das war die Zeit, wo nicht mit geistigen Waffeu, sondern mit Keulen (clubs) gekämpft wurde.

Die Kampfesstimmung der Zeit fand ihren Ausdruck in einer dramatischen Produktion, die uns jetzt zum erstenmal durch den um die Förderung des älteren englischen Dramas sehr verdienten Professor Moore Smith zugänglich gemacht wird. Die Ausgabe, die auf der einzigen im Titel genannten, leider unvollständigen Handschrift beruht, verdient alles Lob; sie gibt zunächst auf Grund einwandfreier historischer Quellen und Quellenforschung ein Bild Cambridger Zustände und zeichnet in klaren Umrissen den Hintergrund, der zum Verständnis dieser in Clare Hall ge-

spielten Universitätskomödie unerläſslich ist. Als Verfasser werden mehrere Lehrer oder Fellows der Universität vermutet, aber keiner mit Sicherheit erwiesen. Die Tendenz des Stückes ist durchsichtig, „town" kommt sehr schlecht weg, „gown" triumphiert, also ein Tendenzdrama von hohem kulturhistorischen, aber verhältnismäſsig geringem ästhetischen Wert. Groſser Dank gebührt aber der Mühewaltung des Herausgebers, denn seine in vornehmste und geschmackvollste Form gekleidete Publikation bildet ein wertvolles Glied in der Kenntnis dieser Art dramatischer Produktion auf englischem Boden.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

172) **H. Rider Haggard, Fair Margaret.** Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1907. 2 Bände, 272 u. 280 S. 8. ℳ 3.20.

Es ginge wohl zu weit, wenn man behaupten wollte, daſs R. Haggards Schönes Gretchen ein epochemachendes Werk des Jahres 1907 sei, das man unbedingt gelesen haben müſste. Aber es ist sicher ein sehr unterhaltendes Buch, das uns angenehm ein paar müſsige Stunden ausfüllen kann, und es reiht sich würdig an die früheren Erzeugnisse seiner Feder an.

Das Werk versetzt uns in die Zeit Heinrichs VII. von England. Die Hauptperson ist natürlich eine sehr schöne junge, obwohl nicht Vollblut-Engländerin, sondern halb jüdischer Abstammung. Ihre Cousine ist fast ebensohübsch. Der Verlobte der ersteren ist zwar keine männliche Schönheit, der dieser entspricht, aber ein Hüne von Gestalt und Kraft, geübt in allen ritterlichen Künsten und der treueste Liebhaber. Gretchens Vater ist ein überaus reicher englisch-jüdischer Kaufmann, ein Marano, der das Christentum nur zum Schein angenommen hat. Der Räuber der schönen Margarete, ein sehr ritterlicher Herr aus königlich kastilianischem und maurischem Blute, der auſser der schlau eingefädelten Entführung keine Gewalt anwendet. Die spanischen Majestäten sind trefflich geschildert, ebenso der geldgierige Frater, ein Mitglied des Inquisitionsgerichtes, mit dessen Hilfe der Jude auf dem Wege zum Scheiterhaufen vom Feuertode gerettet wird.

Das Abenteuer in der einsamen Schänke bei Granada, der Zweikampf zwischen dem spanischen Granden und dem zum Ritter geschlagenen Peter Brome auf dem sinkenden Schiffe in der Bucht von Calabonda, sowie die Flucht auf dem Guadalquivir sind die spannendsten Episoden des Werkes,

das sicher mit zu den besten Erzählungen des Verfassers gerechnet werden kann.

Die Form to be wed anstatt wedded, S 149 und an a. O. ist zwar ungewöhnlich auffallend, aber grammatisch richtig.

Über die äufsere Ausstattung des Werkes ist nichts zu sagen. Sie ist die wohlbekannte und auch druckfehlerlose der Tauchnitz Edition.

Borna. **E. Teichmann.**

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

LA CLASSE EN FRANÇAIS.

Ein Hilfsbuch

für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache

von

Dr. K. Engelke,

Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.

Zweite, verbesserte Auflage. Preis: ℳ 0.80.

ENGLISCHE SYNONYMA,

für die Schule zusammengestellt

von

Heinrich Schmitz,

Professor am Realgymnasium zu Aachen.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Preis: ℳ 1.—.

Leitfaden

der

römischen Altertümer

für Gymnasien, Realgymnasien und Kadettenanstalten

von

Dr. **Adolf Schwarzenberg,**

Professor an der Dreikönigschule (Realgymnasium) zu Dresden-Neustadt.

Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.

Preis: gebunden ℳ 1.20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia.

Von
Prof. Dr. **Ernst Bachof.**
Dritte Auflage.
Preis: broschiert ℳ 2.—.

Platons Gorgias.

Für den Schulgebrauch
erklärt
von
Dr. **Lothar Koch** in Bremen.
Preis: ℳ 2.40.

Homers Odyssee.

Für den Schulgebrauch
erklärt
von
H. Kluge,
Direktor des Herzogl. Ludwigs-Gymnasiums in Cöthen.
1. Heft. Gesang I—III.
Preis ℳ 1.—.
3. Heft. Gesang VII—IX.
Preis ℳ 1.—.

Matériaux

pour la méthode à suivre dans la lecture des auteurs français
à l'usage des professeurs chargés de cet enseignement
dans les écoles secondaires de tous les pays
par **Oscar Knuth,**
Docteur ès lettres et professeur au lycée de Steglitz.
Preis: ℳ 1.20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt des Verlages der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin über: Untersuchungen zu Lucilius von *Conrad Cichorius.*

52 441

Gotha, 8. August. **Nr. 16, Jahrgang 1908.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

173) **Fr. Bechtel, Die Vokalkontraktion bei Homer.** Halle a. d. S., Max Niemeyer, 1908. XI, 314 S. 8. (Schlufs)

Was die Kontraktion von Vokalen betrifft, die durch *v* getrennt waren, so ist *ava* anfangs wiedergegeben durch ἀα in ἀᾶται usw. (so auch ἀασίφρων); drei Formen ἆσε, ἄσατο und ἄτην sind spät. Die Schlufsformel Ἀλεξάνδρου ἕνεκ' ἄτης dagegen steht in alter Umgebung, weshalb Bechtel hier nicht an Zusammenziehung aus ἀϝάτᾱ, sondern an ein anderes Substantiv ἄτη denken will, dessen Kürze im sechsten Fufse eines στίχος μείουρος entschuldbar sei. Auch bekämpft er Brugmanns Ableitung von λᾶς, λᾶος „Stein“ aus *lēvas*: *lavasos*, eben weil *v* nicht so früh geschwunden sei. *ave* erscheint in ἄεθλος usf., ἆθλος ist jung, ebenso neben ἀέρθη usf. ἀρθείς und Ἀρσίνοος und neben ἄεσα usf. ἄσαμεν; δᾱλός neben θεσπιδαές kann in δα(ϝ)ελός aufgelöst werden. Neben Κάειρα ist Κᾶρες überliefert, vielleicht ebenfalls in Κάερες zu ändern; ähnlich steht es mit λᾶρός „lecker“ aus *laveros* (zu λαύω); dagegen δᾱνός aus *davesnos* in später Umgebung bleibt unangetastet. *avo* haben wir in σάος, σαόω usf., die jedenfalls an einem Teile der Stellen herzustellen sind; neben ἀγήραος,



κεραός (nebst *κεραοξόος*) müssen wir jünger anerkennen *ἀγήρως* und *ὑψικέρως* und neben *ταναός* ein *ταναύποδα*, d. i. „*τανάοποδα*"; für *ὦλκα* ist *ἄολκα* zu lesen. Stets unkontrahiert sind *θάασσε, φαεσίμβροτος, φαέθων, φαένθη* (überl. *φαάνθη*), *ἄορ, ἀορτήρ, ἵλᾱος, ἑσταότος* usf.; *ἀγλαά* (-*ος*), *φάεα, φάος*; *ἔχραε, ἐπέχραον*; *νάας, νάες, ναός* (überl. *νέας, νέες, νεός*). Die Kontraktion findet sich hier in keiner alten Stelle der Ilias. *avei, avoi, avā, avē* ergeben immer *αει, αοι, αη, αω*: *ἀείδω, ἀοιδή*(-*ός*), *σάη* (überl. *σόη*), *κραναή, ἀήμεναι, ἀηδών*; *ἀωτέω, ἄωτος, ναῶν* (überl. *νεῶν*); *ἑσταώς* u. ä. *ἵλᾱος* *Α* 583 ist eingeschwärzt für *ἵλη*(*ϝ*)*ος*, vgl. Collitz 4405. Ganz anders steht es mit *avi*: es ist schon in ältester Zeit durch den Diphthong *αι* abgelöst worden; doch sind noch zweisilbig: *δαΐ, δαΐς, δαΐδας, δαΐδων, ἄϊον* (*ἀϊών*), wozu Präs. *ἀΐω* gebildet; *ἀΐσθων, ἄϊσθε*; *γρα-ίης*; *βουγά-ιε, δάϊος* (in *δηΐοιο* usf.); *ἀγλαΐη, πυρκαΐη, ἀγλαϊεῖσθαι* und *δαΐζω*. Ebenso heifst es fast immer *πάϊς*, nur zweimal an jüngeren Stellen der Ilias *παῖς*; anderseits aber sind die dreisilbigen Formen (*πάϝιδος* usf.) meist schon im ältesten Epos zweisilbig geworden, so *παιδός, παῖδα, παῖδες*, wonach auch die an sich Auflösung gestattenden *παιδί, παῖδας* zu beurteilen sein werden; *παίδων* darf nicht aufgelöst werden und danach auch nicht *παίδεσσι* in der Odyssee, selbst wo es an sich möglich wäre. Das Ergebnis ist also: alt ist *πάϊς, παιδός* usf.; wahrscheinlich nach der letzteren Analogie ist später auch *παῖς* entstanden, das bei Archilochos, der *πάϊ* bietet, noch nicht alleinherrschend ist, sondern erst seit Semonides. In *παιδνός* und *παίζω* ist der Diphthong fest, ebenso in *παιδοφόνος*; die Bronze von Edalion bietet *παίδων, παισί, παῖδας*, während Theben noch *πάϝιδι* gibt. Attisch *δᾴς* ist unklar. In den Verben auf -*αίω* wie *γαίω, δαίω, καίω* ist der Diphthong von Anbeginn an fest, obschon sie nach Bechtel von *gavijō, davijō, kavijō, klavijō* herstammen. — *eva* bleibt so gut wie immer offen: *ἄστεα, πώεα*; *βαθέα, βαρέα, εὐρέα, ὀξέα*; *υἱέας, εὐρέας, θήλεας, πολέας, ταχέας, ὠκέας*. Nur zwei Formen weichen ab: *πολέας* und *πελέκεας*; beide sind jung, aufser in *B*, 4, wo aber mit Zenodot die hochaltertümliche Variante *πολῦς* einzusetzen ist. Entsprechend ist der Widerschein von *eve εε* in *υἱέες, βραδέες, εὐρέες, ἡμίσεες, θαμέες, ὀξέες, ἐννεαπήχεες, πολέες, ταχέες, ὠκέες*; je einmal *πολεῖς* und *υἱεῖς* sind spät. *evō* haben wir in *ἡμίσεων, λιγέων, πολέων*; je einmal *πολέων* und *πελέκεων* verraten jungen Ursprung. Ähnlich ist es bei den Substantiven auf -*εύς*: wir treffen neben *Ἀμαρυγκέα, Ἰφέα, Καινέα, Ὀδυσσέα*: *Μηκιστῆ* und *Ὀδυσῆ*, beide spät, ebenso neben *Ἄρεος, Ἀτρέος*,

Ὀδυσσέος, Πηλέος, Τυδέος: *Μηκιστέος, Ὀδυσέος, Πηλέος* (wofür freilich auch *Πηλῆος* oder *Πηλέως* überliefert); letzteres pafst allerdings nicht in die alte Stelle *Π*, 21 und mufs hier irgendwie modernisiert sein. *evi* ergibt *εϊ* in *Ἀτρεΐ, Πηλέϊ, Πορθεΐ, Τυδεΐ* und *Ἄρεϊ*, woneben spät *Ἄρει*; *Ἀχιλλεῖ* ist falsch überliefert; das Gesamtresultat lautet: *eva, eve, evo, evō* sind erst in den jüngeren Iliasliedern zusammengeflossen und auch da nur vereinzelt. Dazu stimmen auch die Adjektive auf *-λέϝος* wie *ἀζαλέος, ἀργαλέος, ἁρπαλέος, αὐσταλέος, μυδαλέος, κηαλέος*, ferner *ἀλείατα* (aus *ἀλέϝατα*), *δένδρεα, ἐννέα* mit Kompos., *ἐτεά, κενεάς, νεαρός* und *νέατος, πτελέας*; *ἀλέασθε(-θαι), σύγχεας, ἔχεαν*; *εἰῶμεν, εἰῶσι* kann überall in *ἐάουσι* bzw. *ἐέουσι* usf., aufgelöst werden, *ἐάλη, ἔαξε* (*-αμεν, -αν*) bieten durchweg den Hiat, Unformen wie *ἑήνδανε, ἐπιήνδανε* sind leicht in *ἐϝάνδανε, ἐπεϝάνδανε* zu ändern; *ἤνασσε* mit Spondeus im fünften Fufs wird in *ἐάνασσε* umzuschreiben sein, *ἥνδανε* in *ϝάνδανε* und *ἐφήνδανε* *Η* 45 als Versuch begriffen werden können, das ausgestorbene *ἐϝάνδανε* zu umgehen, dies alles nach Bentley, dagegen *Ψ* 392 *ἦξε* und *ἧλω* *Χ* 320 sind als Spätlinge zu lassen; bei Hippokrates begegnet sogar *χῆς* = *χέας*. *evai* ist durchweg zweisilbig bewahrt: *ἀλέαιτο, ἐλεαίρω, Νέαιρα, (ἰο-)χέαιρα, πτελέαι τε καὶ εἰτέαι*. *eve* ist fast immer offen: so stets bei Prothese: *ἔεδνον, ἀνέεδνον* (für *ἀνάεδνον*), *ἐέλδομαι, ἐέλδωρ, ἐέργω* (für *εἴργουσι* *Ψ* 72 schr. *ἐέργουσι*), *ἐέρση*. Im Augment richtig überliefert: *ἐέργαθε, ἐέργνυ, ἐέρχατο, ἐέσσατο, ἔεστο*. Für *ἤικτο, ἤισκε* (*-ίσκομεν*), *ἐώργει* ist mit Nauck zu schreiben *ἐϝέϝικτο, ἐϝέϝισκε* (*-ίσκομεν*), *ἐϝεϝόργει*, für *ἐλελίχθησαν* usf. *ἐϝελίχθησαν*, *εἴρυσσε* und *εἴρυσε* können gedeutet werden jenes als *ἐϝέρυσσε*, dieses entweder als *ἐϝέρυσε* oder als *ϝέρυσε* mit metrischer Dehnung und zwar ist die erstere Form (nebst *ἐϝέρυσσαν* und *ἐϝερύσσατο*) in ältesten Partien, die zweite in jüngeren anzusetzen; gelegentlich mag man schwanken. Das *veve* der Reduplikation erscheint in *ἐέλμεθα, ἐελμένος*; statt *ἐλέλικτο* hat man *ϝεϝέλικτο* zu lesen, *κατείρυσται* (*-ύσθαι*) dagegen an jüngeren Stellen ist zu lassen. *Ῥείθρως* *α* 186 spricht für späte Abfassung, *χεῖσθαι* *κ* 518 ist modern; *ζεϝε-, κλεϝε, πλεϝε-, ῥέϝε-, χέϝε-* sind für die Anfänge des epischen Gesanges aufgelöst zu nehmen, so in *ζεέδωρος* vgl. ai. yáva, lit. javaĩ, dazu (*φυσί*)*ζοος*. Die Länge in *ἀκληεῖς, ἀκλειεῖς* (*-ος* u. ä.) ist nirgends metrisch gesichert, sondern fällt überall in die Senkung, was unmöglich ein Zufall sein kann. Ferner ist *Λ* 337 *Πατρόκλεες* als Variante erhalten und *ἀκλέεες* *Μ* 318 von W. Leaf in zwei Papyri wirklich entdeckt worden, eine glänzende Rechtfertigung für Nauck.

Endlich schwinden die Hiate in κλέα ἀνδρῶν, ἀκλέα ἐκ, δυσκλέα Ἄργος, wenn man κλέε' (bzw. -κλεέ') liest. Dementsprechend ist statt Ἡρακληείη u. ä. zu schreiben Ἡρακλεϝεείη usf., vgl. böot. Ἀνδροτέλειος. Eingehender bekämpft wird Brugmanns Theorie, dafs hier εε vor dunkeln Vokalen zu ē (ει), vor helleren zu ē (η) geworden sei. Nicht anders ist hinter hom. κλείω zu suchen κλεϝέω (fut. κλεϝέω, adj. verb. κλεϝετός ebenfalls stets in der Senkung!), wogegen κλεϊτός unmöglich scheint. An Stelle von ἔρρει lies ἔρρεε, desgl. ἀκαλαρ-, βαθυρ-, ἐϋρρεέταο (und ἐϋρρεέτην und ἐϋρρεέος), von σύγχει : σύγχεε; erhalten sind διεξερέεσθε, ἐρέεσθαι, ἔθεεν, ἔπλεε, ἔρρεε, ῥέεθρα, χέε. *evei* bleibt zweisilbig in ἔειπον, ἐείσατο (a. erschien, b. drang vor), in θέει(ς), πνέει (πνείει mit metrischer Dehnung), ῥέει, χέει; so wird wohl auch Ἀντι- und Εὐρυ-κλέεια herzustellen sein. Fest dagegen ist ει in δεῖ (alt ist nur δεύεται), κρεῖον (aus κρεϝέϊον, *krevesijom*) und χειή (aus χεϝειά, von der Stammgestalt χεϝες zu χάϝος). *evē* ergibt εει (mit unechtem ει) in ἀλεείνω, ἐλεείνω, ἐρεείνω, θέειν, προρέειν, προχέειν und mit metr. Dehnung (ἀπο) πλείειν, ist dagegen fest in dem späten ἐνιπλεῖν. *evo* treffen wir offen in ἔολπα (ἐόλπει), ἔοργας (ἐόργει, so statt ἐώργει), in ἀλέοντο, ἐξερέοντες, ἐρέοντο; θέομεν, θέοντες, θέον; ἔπλεον, ἐπλέομεν; ἀνέπνεον, ῥέοντος, ἔρρεον; χέοντος, ἔκχεον, χεόμην, χέοντο; in ἑός, τεός; in δένδρεον; Κλέος (Κλεόβουλος, Κλεοπάτρη); νέος (νεοσσός usf.); ἐτέος usf., κενεός; κολεός; μέλεος; in ἠΐθεος; in ἔλεος; in πεπτεότα(ς). Da die Kontraktion von *evo* zu ου bei Homer erst in den Anfängen steht, so leitet Bechtel die Genitive der Personalpronomina (worunter sechsmal nichtenklitisches ἐμεῦ) vielmehr von Formen mit *esjo* ab. -*evoi* hält sich stets zweisilbig: ἐοινοχόει (st. ἐωι-), ἔοικα, ἐοίκει (st. -ωι-), ἐρέοιμι, θέοιμεν, ῥέοι. Ebenso *evū*: ἀχέουσα, ἐξερέουσα, θέουσι, πνείουσα (ει metrisch), ῥέουσι, χέουσα. Kaum anders *evi*: εἰκυῖα, ἐΐκτην, ἔϊκτο; ἄστεϊ, υἱέϊ, εὐρέϊ, ἡδέϊ, ὀξέϊ; Ἀτρεΐδης und Ἀτρεΐων usf., wohl auch ζειά. Bei den Adjektiven auf -ύς ist die Einsilbigkeit stets fest bei Kürze der ersten Silbe: βăθεῖα, βăρεῖα, δăσεῖα, θăμειαί, θρăσεῖα, λăχεια (zu aisl. lágr, mhd. laege „flach"), λίγεια, πăχεῖα, τăχεῖα, so schon in der ältesten Zeit. Aber auch nach Länge der vorausgehenden Silbe hält Bechtel wegen der Versschlüsse εὐρείης, εὐρείῃι, εὐρεῖαν die Kontraktion für wahrscheinlicher, mit Ausnahme etwa von εὐρέϊα χθών; δρῖμεῖα O 696 gehört schon der ältesten Schicht an, so wird man auch Ἀνθεῖαν zu messen haben. Bei den Femininen, zu denen auf -εύς finden wir dasselbe: a. bei vorangehender Kürze: βασίλεια, ἱέρεια, Αἰγιάλεια, γένειον. Dagegen war ἔϝιδον u. ä.

metrisch so leicht unterzubringen, dafs die unter 22 Fällen viermal feste Messung εἶδον aus der Jugend der Stellen erklärt werden mufs. *evā* und *evĕ* fliefsen zusammen in εη: ἀλέη (a. Vermeidung, b. Wärme), γενεή, πτελέη, ἑή, τεή, νεή, μελέη, στερεή; ἀζαλέη, ἀργαλέη, λεπταλέη, λευγαλέη, ῥωγαλέη, σμερδαλέη; νεηνίης, νεῆνις; ἀλέηται, ἐξερέησι, θέησι, ἐπιπνείησι (ει metrisch), ἐγχείῃ (ει ebenso); ἐλεήσει, ἐλεήμων, ἐλεητύς, κλεηδών (κληηδών metrisch), ἔδησε ist verdorben (regelrecht ἐδεύησε), und νηλής gehört zu νηλέα (zu νηλεής mit verteidigbarer Hyphärese wie Herod. ἐνδέα, καταδέα, und hom. θεουδέα zu -δεής). — *evi* wird stecken in ἐείκοσι und εἴκοσι, die nach dem ἱερὸς νόμος von Tegea nicht auf ϝείκοσι zurückzuführen sind, sondern beide auf ἐϝίκοσι. — *evō* bleibt fast immer εω: ἕωσε, ἕωθε, ἀλεώμεθα, ἐρέωμαι, θέω; ἀχέων, ἐρέων, θέων, πλέων, ἐπιπλείων, ἀποπνείων, ῥέων, χέων; τεώ, ἑῶν, τεῶν; στερεῶς; λιγέως, ταχέως; ἀλεωρή; einsilbige Messung in ἑώ, πλέων, δενδρέωι, δενδρέων, κηλέωι (aus κηϝαλέϝωι) sind moderne Formen; so auch ἀϊκῶς, wenn erwachsen aus ἀϝεικέως. — *ivi* bleibt zweisilbig in διίφιλος (vgl. ai. *diví*, Διϝί); dagegen ai. *divyá*, lat. *dius* in δῖος ist schon uralt; ἔνδῖος kann zweimal als ἐνδίϝιος gelesen werden, aber vielleicht durch Zufall. *ova* wird οα in γοάω (γοάοιμεν usf.), ἀλίπλοα, und χοάνοισι; wohl auch in ταμεσίχροα. θόωκος (-οι) ist zerdehnt aus θῶκος und dieses zusammengezogen aus θόακος, das meist hergestellt werden kann; zu θοϝα, θεϝα lautet ab θῡ in ἀνέθῡσε = ἀνέθηκε, wohl auch θῡ in θῡμέλη. Θ 439 ist θώκους wegen der Jugend der Stelle zu lassen; ὠτειλή ist durchweg ersetzbar durch ὀατειλή aufser in dem späten Vers τ 456. *ove* wird οε: νοέω usw., vielleicht ἐγχροές und μελανόχροες, ebenso in -οϝεντ-, selbst da, wo es metrisch leicht zu entbehren ist; nicht blofs αἰθαλόεντος, ἀμπελόεσσαν, ἀστερόεντος usf., sondern auch δολόεσσα, θυόεν, νιφόεντι usf., καιρουσσέων η 107 ganz spät, λωτοῦντα Μ 283 nicht alt.

Die zweisilbige Basis *love* liegt vor in λόεον, λοέσσαι usw.; λοῦσεν usf. kann mehrfach in λόεσεν usf. aufgelöst werden; auch Ξ 7 mag man statt θερμήνηι καὶ λούσηι schreiben θερμήνηι λοέσηι τε; λούσατε ζ 210 und ἀπολούσομαι ζ 219 brauchen nicht aus λοε- kontrahiert zu sein, sondern können zu der im att. λόω erscheinenden einsilbigen Wurzelumformung *lov*- gehören. Dagegen λοῦσθαι ζ 216 mufs als aus λόεσθαι zusammengezogen angesehen werden; ἀποδοῦναι Α 134, also in alter Partie, ist undenkbar. *ovei* tritt zutage in ὀϝείγνῡμι; ἕωιγον ist durch ὄειγον zu ersetzen, ebenso ἕωιξα durch ὄειξα. Ζ 89 mit unverrückbarem οἶξασα

ist sehr jung. *ovo* bleibt zweisilbig in *φυσί-ζοος*, *νόος* mit *ἄνοος*, *Ἀλκί-νοος* usf., *ὄγδοος*, *ὀλοός* mit *ὀλοόφρων*, *πλόος* mit *πρωτόπλοος*; *ῥόος* mit *ἀγάρροος*, *βαθύρροος*, *καλλίρροος*, *χειμάρροος*; *λαοσσόος*, *οἰνοχόος*; vielleicht *μελανόχροος*. *οὖς* *Λ* 109 ist durch *ὄος* zu verdrängen, wobei Stamm *ὀϝες* sich aus Theokrits *ἀμφῶες* herleiten läfst; für unechtes *ου* spricht auch die Schreibweise der attischen Inschr. *ὀ̃ς*. *Γ* 473 mufs *οὖς* möglicherweise anerkannt werden, desgleichen *νοῦς* *Κ* 240. *ovoi* finden wir in *ῥόοιο*, *οἰνοχόοιο*, *ovū* in *νόου* usw., *Πάνθου* ist in *Πανθόου* zu ändern. *ovi* führte zu *οϊ* in *χροΐ* (wenn aus *χροϝί*), *Πανθοΐδης* und wohl auch *Βοηθοΐδης*; *ὀΐσσατο* usf. Dagegen ist schon alt *οι* in *ἀλφεσί-βοια*, *ἐεικοσάβοιον*(-*α*), *ἐννεαβοίων*, *Ἠερίβοια*, *Περίβοια*. Stets *κόϊλος*, aufser 385 *κοῖλον*. Älter durchweg *ὄϊς*, *ὄϊν*, *ὄϊες*, *ὄϊς*, aber neben *ὀϊός*, *ὀϊῶν*, *ὀΐεσσι* in späterer Umgebung auch *οἰός*, *οἰῶν*, *οἴεσσι*. — *āva* erscheint in der Überlieferung als *ᾱα* in *λᾶας*, *λᾶαν*, aber da neben diesen *λᾶος*, *λᾶι*, *λᾶε*, *λάων*, *λάεσσι* liegen, so sind sie zu ersetzen durch das (in Gortyn bezeugte) *λᾶος*, -*ον*. Zu *λᾶος* (nom), *λᾶον*: *λᾶος* (gen), *λᾶι* vgl. *ἐρίηρος*, *ἐρίηρον* : *ἐρίηρες*, *ἐρίηρας*. Sonst finden wir überall *ηα* : *νῆα*(*ς*), *ὄνηαρ*, *ὀνήατα*. *āve* tritt auf in *λᾶε*, *λάεσσι*, während es sonst wie *ēve* zu *ηε* wird: *αἰγλήεντος*, *αὐδήεντα* (-*εσσα*), *δινήεις*, *ἑερσήεις*, *ἠχήεντα* (-*εσσα*), *κνισσῆεν*, *κολλήεντα*, *κωπήεντι*, *λαχνήεντα*, *πετρήεσσα*, *ποιήεντα* (-*εσσα*), *ποτιφωνήεις*, *τεχνήεντες* (-*έντως*), *τιμήεις* (-*ήεσσα*), *τολμήεις*, *ὑλήεις* (-*εσσα*). Dagegen *τεχνῆσσαι*, *τιμῆς* (-*ῆντα*) sind spät, ebenso wie *Ἥλιος* *Θ* 271 gegenüber *ἠέλιος*. *āvers* wird äolisch zu *ᾱϝερρ*, ion. zu *ηειρ*, so in *ἤειραν* *Ω* 590; kontrahiertes *ἤρατο* mufs nur einmal gehalten werden *δ* 107, sonst ist es durchweg durch *ἤρετο* von *ἄρνυμαι* „nehme weg“ zu ersetzen, wie Eustathios zu *Ξ* 510 als Variante gibt. Nach *ἐκά-θηρα* : *καθαίρω* wurde erst spät geschaffen zu *ἦρα* auch *αἴρω*. *āvo* kommt zum Vorschein als *ᾱο* in *λᾶος*, *λᾱός* usf., *διδυμᾱονε*, *ὀπᾱονα*, *Ἀλκμᾱονα* usw., dagegen als *ηο* in *Ληώδης* (für *Λειώδης* aus *Λᾱϝοϝάδης*) und ebenso *Ληόκριτος*; *Παιήονος* (-*α*); *νηός* (gen. z. *νηῦς*); *μετήορος*, *παρήορος*, *συνήορος*. Jung daraus *εω* in *κυκεῶ*, *Ἀκρόνεως*, *Ἀναβη-σίνεως*. Für *εἵως*, *τείως* ist meist *ἧος*, *τῆος* (vgl. ai. yávat, távat) einzusetzen; nur *Ω* 658, *β* 78 und *σ* 190 rät die Umgebung die spätere iambische Messung von *ἕως*, *τέως* beizubehalten. Schliefslich mufs man gegenüber dem überwiegenden *τεθνηότος* usf., *τετληότι* (-*ος*) und *κεκ-μηότας* einmal *τ* 331 *τεθνεῶτι* mit *εω* lesen. — *ovā* und *ovē* erscheinen als *οη* : *βοή*, *θοή*, *χοή*, *πνοιή* (wo *οι* „metrische Dehnung = *ο*), meist

auch so die Mehrsilbler ἐβόησα, βοηθόος, βοητύς, γοήμεναι, γοήσεται, Προθοήνωρ; νοήσω, ἐνόησα, νόημα, νοήμων; οἰνοχοῆσαι (mit metr. Dehnung: ἀγνοιῆισι, ἠγνοίησεν, wohl μελαγχροιής und ἀκουή). Jedoch in Mehrsilblern auch Kontraktion: βώσαντι, ἐπιβώσομαι (-σόμεθα), βωστρεῖν, ἀγνώσασκε, ὀγδώκοντα, alle jung. — ovi ergibt entweder οϊ oder aber οι, so in ὄϊω, später οἴω (aus ovisijō), während ὀΐω nur ein Phantom ist. ovō wird zu οω in Βοώτης, γαλόως, ἀρηϊθόων, Προθόωνα, ἐθόωσα, Θοώτης, ἀλλοθρόων, Δηϊκόωντα, Ἱπποκόωντα; Πάνθωι, χειμάρρωι und χειμάρροι sind umzuschreiben in -όωι bzw. -οοι oder vielmehr -όω (Dual statt Plural). uvi kann stets zweisilbig gemessen werden in δρυΐ und συΐ, dagegen in mehrsilbigen Wörtern haben wir immer υι: θρήνυι, ἰξυῖ, νέκυι, ὀϊζυῖ, ὀρχηστυῖ, πληθυῖ; neben νηδύϊ Υ 486 ist πνεύμονι überliefert. Ebenso ist eher νήδυια und μητρυιή als νηδυΐα und μητρυϊή anzusetzen; bei δρύινος, οἰσύινος ist vielleicht eher Kontraktion anzunehmen. Während āve, āvo im ältesten Epos stets zweisilbig sind, fliefst āvi gelegentlich schon zu ηι zusammen. So steht neben λᾶϊ λάϊγγες, λάϊνος, λαΐνεος und anderseits γρηΐ; Λήϊτος, ληΐδος (-ίδα), ληϊάδας, ληΐσσατο, ληϊστοί, ληϊστῆρες, ληΐστορες, λήϊον, ληϊβοτείρης; νηΐ, νήϊος, νηϊάδες, Ποσιδήϊον, Θρήϊκες (-α,-ας), endlich λεϊστή Ι 408 (vgl. ion. inschr. λεΐον, und Herondas Θρεΐσσα, χρεΐζεις), doch auch schon ἀγεληίη (statt -είη), Θρῆικες, Θρήικη an ältesten Stellen, so dafs also der Schwund von intervokalischem ϝ nicht blofs nach Kürze, sondern auch nach Länge schon sehr früh zuzugeben ist. Dagegen ist für δηιῶν, δήιουν, δηιώσαντες vielleicht von der kurzen Ablautform δăϝ(ιόω) einzusetzen δαιῶν, δαίουν, δαιώσαντες, wozu δαΐων, δαΐους, δαΐοισι statt δήιων, δήιους, δήιοισι. — āvē liefert ηη, aber später auch schon η, jenes in θηήσατο, θηητήρ (zu θāϝέομαι), νηῆσαι, νηήσασθαι (zu νāϝέω, ursprünglich wohl zu ναῦς „Schiff"), dann jedoch θησαίατο und νητός; νέω ist erst neuionische Hinzubildung zu den Formen mit νη. āvī auch in κληΐδ- und ληΐτις. āvō bleibt in λάων, λάῶν, λᾱῶν, meist in denen auf άϝων, ist aber jonisiert in Παιήων, τεθνηώς, κεκμηώς. ēva in ἔκηα nebst κηαλέος (aus κηϝαλέϝος), später κηλέος, und φρήατα. ēvei in ηείδη(ς) neben ἠϝείδεα, (-εας, -εε); an zahlreichen Stellen ist freilich die kontrahierte Form ᾔδη usf. überliefert; wo aber dadurch schwer erträgliche Hiate klaffen, mufs oder kann man unaugmentiertes ϝείδη schreiben. Fest scheint die Zusammenziehung nur einmal, nämlich ψ 29 ᾔδεεν. — ēvo ergibt ηο in den Nomina auf -εύς (βασιλῆος usf.), in den Partizipien auf -ϝώς· βεβαρηότα,

κεκαφηότα, κεκορηότε, κεκοτηότε, τετιηότι, κεχαρηότα, in ἵληος (zu schreiben für ἵλᾱος Α 583). Dagegen haben wir neben πλῆος und πλῆον (überliefert πλεῖος, πλεῖον) jung auch πλέον, wofür das att. πλέων lautgesetzlich ist; ebenso χρῆος (überl. χρεῖος), χρέος att. χρέως. Statt Βριάρηος tritt Α 403 an angefochtener Stelle Βριάρεων auf und Θ 273 jung χαλκεών (aus χαλκηϝών). ηϝō ergibt ηω, später εω: πεπτηώς, aber neben χρηώ (überl. χρειώ) auch χρεώ, das nur Α 409 durch χρή verdrängt, an den übrigen Stellen jedoch inmitten junger Umgebung einfach beibehalten werden mufs. ōϝα erscheint als ωα in ἥρωα(ς), μήτρωα, wogegen ἀμφωδίς und ἄμφωτος spätere Fortbildungen sind, jenes aus ἀμφωϝαδίς „bei beiden Ohren“, dieses aus ἀμφώϝατος, zu ὄϝατ- in att. ὦτα, tarent. ἆτα mit Anlautdehnung im zweiten Gliede; πρῶτος jedoch ist nicht abzuleiten von πρώϝατος, sondern von πρόϝατος. ōϝαι steckt wahrscheinlich in πρῶιρα, das nach Analogie von νεί(ϝ)αιρα zu erklären scheint eher als herzuleiten von πρώειρα (= πρωϝερjα); κυανοπρωρείους und κυανοπρῴροιο wären demnach in κυανοπρωαίρου(ς) zu verbessern. Doch ist πρώιρης und Πρωιρεύς schon zuzulassen μ 230 bzw. Θ 113; desgleichen die Spiegelung von ōϝει in ᾤιξε (statt ὤ(ϝ)ειξε) Ω 457. — ōϝο wird zu ωο in ἥρωος, πλῶον, ἐρρώοντο, ζωός, πρώονες (-ας); nur ζ 303 ist ἥρωος daktylisch (_◡◡), wo von altem Ablautsvokal nicht die Rede ist, und in ζώς, ζών Ε 887 bzw. Π 445 haben wir junge Kontraktion. ōϝι ergibt ωϊ in ἥρωϊ, νῶϊ, σφῶϊ usw., μητρώϊος, πατρώϊος, λώϊον, λωΐτερον, πρῶϊ, πρώϊον, πρωϊζά; später wird ἥρωι auch als _◡◡ gemessen; πρώιην mit einsilbigem ωι mag wegen der Stellung des ι zwischen zwei Längen schon alt sein. δ 62 kann statt οὐ γὰρ σφῶιν γε gelesen werden οὐ σφῶϊν γε. πρώϝων scheint noch durch in πρώονος (-ας); πρών Ρ 777 ist jünger. αιϝ + Vokal aufser ι liefert meist αι: αἰεί, αἰέν, αἰετός, αἰόλλος, αἰόλλῃ, Ἀχαιός usf., σκαιός usf., ἐλαίη, ἔλαιον usf. So ist auch für Homer das ᾱ von δᾱήρ usw. durch αι zu ersetzen; ἀεί ist modernisiert Μ 211 und sonst; wenn dagegen Ω 769 vollends gemessen werden mufs δαέρων, so wird dafür ursprünglich das stammabstufende δαιϝρῶν gestanden haben. αιϝι ergibt αιι, so dafs αἰίσσω, αἰϊκή, Ἀχαιιός, ἐλαίινος usw. richtig sind; ὑπαΐξει Φ 126 ist aus ὑπα(ι)ίξει entstanden; dies spricht gegen die neuere Ableitung von Ἀΐδης, Ἅιδης aus Αἰϝίδᾱς (zu αἶα) oder Αἰϝίδᾱς (zu lat. saivos, saevus). ειϝ, οιϝ + Vokal ergeben unversehrte Diphthonge: λεῖος, νειός, νείατος, νείαιρα, οἶος, οἰοπόλος, οἰώθη, ἐποίει, ποιήσετε, ποίη. In

der Zusammensetzung haben wir ἀέκων usf., ἀελπέα usf., ἀεργός (-ίη), ἀεικής, ἀεικείῃ usf., ἀήθεσσον, Ἄϊδος usf., ἀΐδηλος, ἄϊστος, ἄϊδρις, ἀϊδρίῃ. Auflösbar ist ἀδήσειεν in ἀηδήσειεν, Διώρης in ΔιοϜήρης (zu ἦρα u. ä.); Λειώδης in ΛᾱϜοϜάδης (vgl. die Umkehr Ἀδίλεως). Dagegen fest in αἰκῶς wohl aus ἀϜεικέως X 336 und ἀδηκότες wohl aus ἀηδηκότες mehrmals. Wo Ϝ zum Auslaut des ersten Bestandteils gehört, ist ebenfalls nicht die offene Form geblieben: βοάγρια; ζωάγρει; ζώγρει kann einmal in ζωάγρε' aufgelöst werden, einmal ist es fest wie ζωγρεῖτ'. Das Dogma, dafs Ϝ schon im ältesten Epos zwischen Vokalen geschwunden sei, mufs nach Bechtel fallen; inschr. κολέϜος, ΑἴϜᾱς, Ϝεκάβη weisen nicht minder als die durch die Auffindung des ἀκλέεες durch W. Leaf geschützten Mifsklänge Ἡρά-κλεεος u. ä. darauf hin, dafs hier nach Art der kyprischen Lautungen ΣαϜο-κλέϜης, ΤιμοκλέϜεος zu lesen ist. Wo das Ϝ binnenvokalisch geschwunden ist (in den mehr als zweisilbigen Formen von πάϊς, in γαίω, δαίω, καίω, κλαίω, in den Femininen derer auf -εύς und -ύς, in δῖος, in -βόϜιος, in ἀγελήιη, Θρηικῶν (-εσσι, Θρήικη), in πρώιην, da folgt stets ein ι und aufserdem wird das Wort durch die Kontraktion erst versgerecht. Eine wenn auch nicht Erklärung so doch Analogie bietet Edalion, wo das Ϝ ebenfalls nur in den mehrsilbigen Kasus von παϜίς aufgegeben ist und neben ΚετιέϜες, πτόλιϜι, δόϜεναι, ϝόϜον, ἱερέϜιjαν, αἰϜεί steht παῖδες, παίδων, παισί. Aufserdem geben die Lesbier zwar κόνιλος, aber im Femininum zu denen auf -ύς γλύκεια bzw. Ϝάδεα (aus -εια). Demnach ist auch in den ältesten epischen Texten in allen Formen, in denen eine zweisilbige Vokalverbindung zutage tritt, das Ϝ noch gesprochen zu denken: freilich auf die Wiedereinsetzung verzichtet Bechtel, weil er die Wiederherstellung der ursprünglichen Lautgestalt der Homerischen Gesänge heute nicht mehr für möglich hält.

Dieser Schlufssatz weist der ganzen Arbeit mit ausgezeichneter Klarheit ihre Stelle in der Geschichte der Homerischen Textforschung an: sie stellt die ausgleichende Mittellinie dar zwischen den beiden Extremen, die sich aussprechen in den Namen Aristarchs und Artur Ludwichs auf der einen, der antiken διαιρετικοί und Payne Knights auf der anderen Seite. Mit der grundsätzlichen Aufrechterhaltung des Anspruches auf Zurückverfolgung der Textgestalt des Heldenliedes hinter die Alexandriner womöglich bis auf seinen Ursprung verbindet sich erstens die Anerkennung der Unmöglichkeit, dieses Ziel im einzelnen zu erreichen, sowie die Unterscheidung älterer und späterer Sprachschichten bis herab auf solche mit

von vornherein ganz jungen Merkmalen. Von der mafsvollen Unbefangenheit des Urteils zeugt auch die Zulassung der Kontraktion innerhalb festgelegter Grenzen schon für die ältesten Teile. Meines Wissens ist noch nirgends mit solcher Folgerichtigkeit der Versuch durchgeführt worden, die einzelne Form chronologisch zu beleuchten durch den Widerschein, der aus ihrer ganzen Umgebung auf sie zurückstrahlt. Vorzüglich ist überhaupt die Methode der Untersuchung: zwar kann sie der deduktiv-apriorischen Voraussetzungen nicht völlig entraten, sondern läfst sich in ihrer Richtung leiten von den Aufschlüssen der bisher durch die inhaltliche Zergliederung der Epen gewonnenen Sätze. Im übrigen aber ist die Arbeit streng induktiv aufgebaut und zieht ihre Folgerungen aus dem mit zuverlässiger Vollständigkeit gesammelten Material. Es ist eine wahre Freude, die feine Gliederung des Stoffes zu überblicken und sich dem straffen Gange der Darlegung anzuschliefsen. Dafs dabei Einzelheiten ungewifs bleiben und an manchen Stellen mehrere Ansätze denkbar sind, liegt in der Natur der Sache. Von hohem Werte ist der Umstand, dafs der Verfasser ein so ausgezeichneter Kenner der griechischen Dialekte ist. Denn dadurch wird er instand gesetzt mit sicherem Gefühl zu entscheiden, was der lebenden Sprache und was der schablonenhaft nachbildenden Technik zuzuschreiben ist; gerne würde man von einem solchen Kenner belehrt werden über die Frage, wie εω, εα u. ä. nun eigentlich auszusprechen ist. Am ehesten möchten wir unter den neueren Arbeiten das Werk vergleichen mit Guil. Schulzes tiefeinschneidenden Quaestiones epicae, glauben aber, dafs es diese durch Belesenheit, Scharfsinn und Kombinationsgabe hervorragende Leistung übertrifft an Lesbarkeit, Übersichtlichkeit und Bündigkeit. Von prächtiger Selbstbescheidung zeugt der Schlufs; in feiner Umbiegung des alten Wortes *ἐς Τροίαν πειρώμενοι ἦλθον Ἀχαιοί* erklärt uns Bechtel, dafs er durch Versuch wisse, wo er vor Troja halt zu machen habe. Wir möchten diesem Bekenntnis gleich eine weitere Erstreckung geben auf das Verhältnis von niederer und höherer Textkritik, indem wir aufmerksam machen auf die Tatsache, dafs sich die inhaltliche Entstehung der einzelnen Partien nicht notwendig mit ihrem sprachlichen Charakter zu decken braucht: es ist hier eben blofs ein Indizienschlufs zulässig. Denn früher Geschaffenes konnte später überarbeitet und umgekehrt in jüngerer Zeit Hinzugedichtetes in uraltem, konventionell gewordenem Sprachgut ausgedrückt werden. Bechtels Ausführungen zu lesen ist nicht blofs sehr

lehrreich für den Sprachforscher, sondern auch höchst wertvoll für den Philologen; für diesen möchte ich noch als ganz besondere Empfehlung hervorheben, dafs das überdies sehr schön gedruckte Buch nicht in der oft beklagten linguistischen Runenschrift abgefafst, sondern für jeden grammatisch Gebildeten unmittelbar verständlich ist. So erweist es sich auch in seiner geschmackvollen Einfachheit als eine Frucht der Reife und darf wohl als vorläufig abschliefsend auf seinem Gebiete bezeichnet werden.

Stuttgart. **H. Meltzer.**

---

174) **Victor Mortet, Recherches critiques sur Vitruve et son œuvre.** (Revue archéologique, 4e série, t. IX, S. 277.) Paris 1907.

Zur Ergänzung der in dieser Zeitschr. (1906, S. 341; 1907, S. 342) angezeigten Aufsätze von Mortet über Vitruv sei hier auf deren Fortsetzung „Vitruve et l'orientation des temples" hingewiesen. In dieser wird die Stelle des Architekten IV 5, 1 über die Orientierung der Tempel behandelt. Gegen die Einwendungen Ussings, Vitruv setze sich mit seiner Angabe, dafs, wenn keine Rücksicht hinderlich sei und man freie Hand habe, ein Tempel und die in Calla aufgestellte Statue nach Westen (ad vespertinam caeli regionem) hingewendet sei, in Widerspruch mit dem, was wir sonst von der Orientierung der Tempel bei den Römern wissen, die ursprünglich das System der Etrusker (Orientierung nach Süden) hatten und bei den Göttern, die ihnen mit den Griechen gemein waren, deren System befolgten (Orientierung nach Osten), bemerkt Mortet, Vitruv erwähne nur einen älteren Brauch, ohne seiner Wandlungen zu gedenken, auch die etruskische Art der Orientierung finde sich ja bei ihm nicht. Nachdem der Verfasser unter Benutzung der neuesten Literatur die einzelnen Quellenschriften für diese Frage, insbesondere die Gromatiker Frontin, der aus Varro schöpft, und Hygin besprochen hat, kommt er zu dem Ergebnis: En cette matière, comme en bien d'autres, Vitruve se montre strict conservateur de coutumes déjà anciennes d'architecture généralement répandues de son temps. Aufserordentlich wichtig ist die Angabe Hygins: Antiqui architecti in occidentem templa recte spectare scripserunt: postea placuit omnem religionem eo convertere, ex qua parte caeli terra illuminatur. Sic et limites in oriente constituuntur. Mortet irrt, wenn er Hygin und Frontin unter die von Vitruv benutzten Schriftsteller rechnet; denn nach den gründlichen Untersuchungen Morgans über den Sprach-

gebrauch Vitruvs (vgl. N. Ph. R. 1906, S. 489), sowie den ausführlichen Darlegungen Degerings (B. ph. W. 1907) kann kein Zweifel mehr sein, dafs der Ansatz des französischen Gelehrten über die Lebenszeit des römischen Kriegsbaumeisters unhaltbar ist: Das Werk ist sicher zwischen 29 und 23 v. Chr. verfafst. S. 278 vermutet der Verfasser, dafs auch die von Vitruv (VII Vorrede) erwähnten Schriftsteller Fufitius und Publius Septimius (s. Degering a. a. O. 1469) die Frage der Tempelorientierung behandelt hätten. Wegen der Bezeichung des C. Julius Cäsar als „pater“ (Degering 1468) möge hier auf die beiden ähnlichen Stellen der Astronomica I 9 und I 913 hingewiesen sein. Auch die Ähnlichkeit des Proömiums des Manilius, der den Augustus als Invictus verherrlicht, mit der Widmung des Vitruv in der Vorrede des ersten Buches, der des Augustus Invicta virtus feiert, bleibe nicht unerwähnt, wie denn die ganze Beziehung des Vorworts Vitruvs auf Augustus jedem Unbefangenen sofort in die Augen springt. Auf andere Beziehungen zwischen Vitruv und Manilius ist in Ztschr. f. d. U. 1908, S. 42 aufmerksam gemacht.

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**

---

175) **W. Schreiber, Praktische Grammatik der Altgriechischen Sprache für den Selbstunterricht.** (Bibliothek der Sprachenkunde.) 2. Aufl. Wien, A. Hartlebens Verlag o. J. II u. 198 S. 8. geb. ℳ 2.—.

Da bei einer besonders auf den Selbstunterricht berechneten Sprachlehre die Genauigkeit die hauptsächlichste Forderung sein dürfte, so möge mit dieser begonnen werden. Falsche Akzente sind zu verzeichnen S. 8 *εἰμί ἀνὴρ* anstatt *εἰμὶ*, S. 42 *Ομηρος* ohne Akz. und Spir., S. 126 *ἀφεθέν* anstatt *ἀφεθὲν*, *πολυμαθὴς* anstatt *πολυμαθής*, S. 94 *Ἀσκλήπιον* statt *Ἀσκληπιόν*, S. 125 *ἥστην* statt *ἤστην*, S. 39 *ἐννοσιγαῖον* statt *ἐννοσίγαιον*, ferner 162, 164, 42. Das *ν ἐφελκυστικὸν* fehlt oder ist falsch gesetzt S. 46, wo es heifsen mufs *εἴκοσιν εἷς* oder *εἴκοσι καὶ εἷς*, wie S. 47 richtig steht, S. 161 *ἐκέλευσεν τοὺς*, S. 173 *εἶπεν χρῆναι*, S. 176 *Ἧκε δ*, S. 130, 99, 100, 132. Das sonst vermiedene Schlufssigma mitten im Wort begegnet S. 47; *τριςκάδεκα* anstatt *τρισκαίδεκα* und ähnlich S. 55, 59, 27, 138. 140, 31, 100, 107, 112, 162, 175 und 176 (wo *πρόςφορος* oben steht, unter dem Text richtig *πρόσφορος*), *προςιόντων* und S. 177 *προςτάγματος*. Als Druckfehler sind zu nennen S. 139 *δεδυῖα* statt *δεδιυῖα* und S. 144 *νίφει* es scheint statt es schneit; S. 20 *ἀπλῶ* ohne



iota subscr., ferner S. 102. Dahin gehört wohl auch die thermometrisch anmutende „Erfahrenheit“ S. 33 und 184, die aber S. 192 richtig als „Erfahrung“ aufgeführt ist, ferner das unkontrahierte *προσδέεται* S. 180.

In dem durch den geringen Umfang des Büchleins nötig gemachten Angaben der Wortbedeutungen dürfte hie und da die Knappheit zu weit getrieben sein z. B. S. 33 Tapfere Soldaten erhalten Ehrengeschenke. Im Wortverzeichnis findet sich blofs *σῴζω*. S. 40 Die Frauen haben eine sanfte Natur wäre doch wohl der prädikative Artikel anzugeben; wenn bei sagen S. 40 angegeben wird, dafs = *ὅτι*, so sollte im Wörterverzeichnis S. 195 den zwei angegebenen Wörtern *λέγω* und *φημί* doch die Bemerkung beigefügt sein, dafs letzteres in der guten Sprache nur mit dem Inf. verbunden wird. S. 19 ziemt es nicht zu fliehen wäre vielleicht auf die Stellung der Negation aufmerksam zu machen. S. 123 o Gott wird verlangt, während im klassischen Griechisch der Vokativ Sing. von *θεός* nicht nachzuweisen ist, S. 136 wird von *καθεύδω* der Aorist gefordert, aber *καταδαρθεῖν* ist im Buche nirgends zu finden, ebenso wird der Superl. von geschwätzig und diebisch S. 42 verlangt, aber nirgends gelehrt. Auf S. 94 kann *ἡ ὀθόνη παρακέκρουσται* nach dem Wörterverzeichnis von S. 187 blofs übersetzt werden: „weggestofsen“ anstatt „beigesetzt“. Übrigens wäre *ἱστίον* als Segel dem seltenen *ὀθόνη* vorzuziehen. S. 39 *νεοττεύω* ist gew. med., spätere und poetische Wörter wie *ἰωκη*, S. 4 *αὖλαξ* S. 4 und *ἐλεαίρω*, S. 127. 146 und 160, *δορά*, S. 183 für *ἐλεέω* und *δέρμα* oder das seltene *κρώζω* S. 25 wären vielleicht besser durch bekanntere zu ersetzen. Auch die Angabe S. 157 *παρὰ ναυσίν* gilt nur für den Dichter. Der Satz *ἐν τῷ δεκάτῳ ἔτει Τροία ἑάλω* S. 134 sollte heifsen entweder *ἐν δέκα ἔτεσι* binnen zehn Jahren oder *τῷ δεκάτῳ ἔτει* im zehnten Jahre. Ebenso steht S. 154 *ἐν ἑκάστῳ ἔτει* anstatt des richtigen *κατ' ἔτος, κατ' ἐνιαυτόν*. Das Beispiel sollte also etwa heifsen *ἐν τούτῳ τῷ ἔτει*. Zwischen *ἐν* und *πόσει* S. 30 fehlt *μέν* und bei dem Satz „kämpfen für das Wohl des Staates“ wäre die sonst nach dem Mustersatz S. 21, Z. 4 von oben erfolgende Wiederholung gleicher Artikelformen durch eine entsprechende Angabe zu verhindern. S. 33 und 40 fehlt die Angabe für wegen mit *ἐπί* c. dat., da die neben *διά* und *ἕνεκα* gegebene Verweisung auf § 202 doch ein unsicheres Ergebnis liefern dürfte. Ebenso dürfte die S. 15 wohl ins Auge gefafste Übersetzung *ὑπὸ τοῦ βορρᾶ ἀποθνήσκουσιν* kaum zustande kommen, wenn für töten nur *ἀποκτείνω, φονεύω* angegeben ist. Bei S. 160 dürfte auch angegeben sein *ἄξιος θαν-*

μάσαι, da das Akt. bei den Attikern entschieden überwiegt, neben *αἰσχύνομαι ποιῶν* S. 164 hätte wohl das *αἰσχύνομαι ποιεῖν* = unterlasse aus Anstand der Vollständigkeit halber erwähnt werden können.

Bei manchen Sätzen scheint das Bestreben neue Wortverbindungen herzustellen dem deutschen Sprachgeist zuviel Spielraum gelassen zu haben, z. B. S. 134 *εἰς τὴν τῶν ἐφήβων ἡλικίαν ᾔεσαν* oder S. 15 Den Lügnern glaubt man nicht, wo angegeben ist: wird nicht geglaubt, oder S. 107 *Σοφῶς ὑπὸ θεοῦ ἀνθρώποις τὰ μέλλοντα κέκρυπται* statt *ἄνθρωποι … κεκρυμμένοι εἰσίν.* Zu einem Germanismus wird auch der Lernende verführt S. 132 *ἡ Κύρου κεφαλὴ ἀπετμήθη* statt *Κῦρος τὴν κ. ἀ.* Der Artikel mufste S. 61 angegeben werden im Relativsatz: dessen Seele = *οὗ ἡ ψυχή*, weil ihn sonst der Anfänger ausläfst. Die Erklärung zu S. 165 *δυνηθεὶς ἂν αὐτὸς ἔχειν, εἰ ἐβουλήθη, ἀπέδωκεν* mit „*εἰ καὶ ἐδυνήθη ἄν* wenn er auch gekonnt hätte", mufs irre führen und ist unhaltbar. Aufgelöst wäre der Satz doch *εἰ ἐβουλήθη, ἠδυνήθη ἂν καὶ ἀπέδωκεν.* Das verb. finit. und *καὶ* verschwinden und an ihre Stelle tritt *δυνηθείς*, dem sich das ebenfalls stehenbleibende *ἂν* anschliefst. Die Bemerkung S. 143 *σοφὸς Σωκράτης* heifse „der weise Sokrates" ist nicht richtig. Vgl. *Χρησμὸς ἦν Ἀπόλλωνος· σοφὸς μὲν Σοφοκλῆς, σοφώτερος δ' Εὐριπίδης, τῶν δ' ἀνθρώπων πάντων Σωκράτης σοφώτατος* = Weise ist Sokrates usw. wie auch S. 145 die Regel richtig angegeben ist. Der weise Sokrates heifst *ὁ Σωκράτης ὁ σοφός* vgl. Krüger § 56, 7 Anm. 9.

Der theoretische Teil setzt hier und da viel voraus, was der Selbstunterricht schwerlich wird leisten können. Ob z. B. die Formen der passiven Deponentia *μαίνομαι, ἥδομαι, οἴομαι, σέβομαι* (dessen ao. *ἐσέφθην* ohnehin selten genug ist), richtig gebildet werden, erscheint zweifelhaft. Es wird deshalb auch öfter auf das Lexikon verweisen. Dem Memorieren wird sehr viel zugemutet, die grammatische Einübung aber tritt verhältnismäfsig stark zurück. Die Beispiele sind vielfach selbstgemachte Sätze, aber recht klein und zum Teil wenig anregende Hauptsätzchen von durchschnittlich einer, selten von zwei oder gar mehr Zeilen, bei denen die dem Latein entnommene Stellung des Verbums ans Ende oft unangenehm ins Ohr fällt.

Trotz aller dieser leicht zu beseitigenden Ausstellungen darf man das Buch als eine gute Leistung bezeichnen, wenn man bedenkt, dafs auf 200 kleinen Oktavseiten Lautlehre, Formen- und Satzlehre sowie eine fort-

laufende Reihe von Übungsstücken und ein griechisch-deutsches, deutsch-griechisches und Eigennamenverzeichnis zusammengedrängt sind. Mit genauer Benutzung des Lexikons wird ein fähiger und fleifsiger Autodidakt es dahin bringen, dafs er Xenophon lesen kann; an schwierigere Prosaiker, Dichter und stilistische Aufgaben allerdings wird er sich nicht wagen dürfen.

Ansbach. **A. Schleufsinger.**

---

176) **Einar Löfstedt, Beiträge zur Kenntnis der späteren Latinität.** Inauguraldissertation. Upsala, O. L. Svanbäcks Buchdruckerei, 1907. 130 S. 8.

Es ist eine kleine lesenswerte Schrift, die Verfasser selbst als „Beiträge" kennzeichnet; wer daher etwa eine Grammatik der späteren Latinität erwartet, der kommt nicht auf seine Rechnung. Letztere ist noch ein Werk der Zukunft. Die Arbeit selbst zerfällt in zwei Abschnitte, von denen der erste, von S. 1—52 reichend, Bemerkungen über ut temporale mit dem Konjunktive, über ut als kausale Partikel enthält, dann die pleonastischen Verbindungen ut cum, ut dum, ut quam und ut quod bespricht; ferner quod in kondizionaler, komparativer Bedeutung und die pleonastischen Verbindungen dieser Partikel; desgleichen quam = ut, sicut; quam = tamquam und quam ut; die Adverbia als Stellvertreter mannigfacher Konjunktionen, endlich den pleonastischen Gebrauch der Partikeln, wie post = postquam, post = per, post quod, = postquam, propter quod und propter ut in kausaler Bedeutung behandelt und mit saepe zur Bezeichnung des einmaligen Eintreffens eines Ereignisses oder Vorganges schliefst. Von S. 53—121 folgen kritische Bemerkungen zu dem Texte einiger spätlateinischer Schriftsteller. Dabei hätte Verfasser besser getan, wenn er Beobachtungen, wie S. 91 ff. über den Gebrauch der Transitiva als Reflexiva oder Intransitiva, oder S. 77 ff. über die Deponentia statt der Aktivformen oder endlich S. 82 ff., wo der Gebrauch der Simplicia pro Kompositis und ähnliches besprochen wird, in den ersten Teil verwiesen hätte. Ist ja doch bekanntlich das Hauptkennzeichen des Spätlateins eine weitgehende Analogie in der Bildung der Kasusformen, wie u. a. eodem (= eidem) Just. 2, 6, 9 nach I T II und in der Syntax; ein grofser Einflufs der griechischen Autoren (z. B. schon Cic., de offic. 1, 25 punitur (= τιμωρεῖται u. a.), Nachlässigkeit in der Konsekutio temporum und der damit zusammenhängende Wechsel der Zeiten (Perf.

hist. neben dem Präs., oft bei Justin u. a.), das studium variandi (Ampel. 8, 17 movere; aber 8, 9 moveri = se movere u. ä.) und ein unbegrenzter Einflufs der Vulgärsprache mit ihrer Prägnanz und ihrer Vorliebe für Pleonasmen, aber auch Nachlässigkeit im Ausdrucke, anderer Eigenheiten nicht zu gedenken.

Die Schrift selbst ist mit nüchternem und gesundem Urteile geschrieben, und wird manchen Nutzen schaffen und zu ähnlichen Arbeiten anregen können. Namentlich wird dadurch der Wert der Handschriften der Spätlateiner, aber auch der früheren Autoren, in der Hinsicht abgeschätzt werden können, inwieweit ihre Schreiber ad instar latinitatis classicae gebessert haben und inwieweit nicht. Von S. 125 bis 130 folgen die Register und ein Anhang.

Laibach. **Josef Sorn.**

---

177) **August Vezin, Eumenes von Kardia.** Ein Beitrag zur Geschichte der Diadochenzeit. Münster i. W., Aschendorff, 1907. IV u. 163 S. 8. ℳ 3.25.

Obwohl Eumenes von Kardia — wie Vezin zum Schlufs urteilt — „vielleicht das bedeutendste Talent und die interessanteste Erscheinung, jedenfalls aber der lauterste Charakter unter den Feldherren der Diadochenzeit“ gewesen ist, obwohl er „als Mittelpunkt des Kampfes für Alexanders Reich und Haus erscheint“, hatte er bisher keine umfassende monographische Behandlung erfahren. Etwas eingehender haben sich mit ihm in der neuesten Zeit Niese und Beloch, zuletzt Kaerst in einem alles Wesentliche geschickt erfassenden Artikel bei Pauly-Wissowa IV, 1083 bis 1090, beschäftigt, der Vezin bereits in einem Abzug vorgelegen hat. In der Darstellung der geschichtlichen Vorgänge, soweit sie den Eumenes berühren, und in der Auffassung von dessen Persönlichkeit stimmen Kaerst und Vezin fast durchweg überein, wobei freilich zu bemerken ist, dafs Kaerst mit seinem Urteil über den Charakter unseres Helden sehr zurück hält.

Zur Ergänzung des Artikels in der Realenzyklopädie nach dem der Philologe in erster Linie greifen wird, teile ich hier einige wichtigere Ergebnisse Vezins mit. Den Ort der Schlacht von 321 in Kappadokien, der „nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann“ (Sp. 1085), glaubt Vezin, in der Gegend von Ankyra suchen zu sollen. Die Ebene in Kappadokien, wo es 320 zum Kampf zwischen Eumenes und Antigonos kam,

bezeichnet er nach Plutarch mit dem Namen Orkynien. Mit Kaerst hält er Schuberts Ausführungen (Jahrb. f. Philol. Suppl.-Bd. IX, 819), wonach das frühere Schreiben des neuen Reichsverwesers Polyperchon [wegen Übernahme des Oberbefehls in Asien im Reichskriege gegen Antigonos] eine Fälschung des Eumenes gewesen wäre, für keinen zwingenden Beweis. Während Kaerst die Schlacht in Paraitakene 319 eine unentschiedene nennt, meint Vezin, Eumenes selbst habe sich nicht verhehlt, dafs er entschieden den kürzeren gezogen habe. Gegen die Zweifel Kaersts hält er auch die Nachricht Plutarchs, derzufolge Eudamos und Phaidimos, die Führer der Silberschildner, schon vor der Entscheidungsschlacht in Gabiene eine Verschwörung gegen das Leben des Eumenes anzettelten, für glaubwürdig und mit Diodors Angaben vereinbar. Belochs abfällige Kritik (Griech. Gesch. III, 1, 119) über den Charakter des Kardianers, dem „Habsucht und Gewissenlosigkeit in ausgeprägtestem [sic!] Mafse“ zur Last gelegt wird, erscheint unserem Verfasser keineswegs billig. Dieser hebt — gewifs mit mehr Recht — hervor, dafs in der unerschütterlichen Treue, womit Eumenes den Reichsgedanken und die Ansprüche des legitimen Königshauses verfocht, gerade das Verhängnis seines Lebens bestanden habe; „von der Frage des persönlichen Vorteils hat Eumenes — — — sich niemals leiten lassen“.

Von sonstigen Einzelheiten erscheinen mir folgende erwähnenswert. Nora wird wohl am ehesten auf den Höhen des heutigen Kodja-Dagh oder den nördlichen Hängen des Hassan-Dagh zu suchen sein. Die Landschaft Gabiene verlegt V. mit Rawlinson, gegen Droysen, in die Täler des oberen Karunsystems.

Von den vier Exkursen gibt der erste eine Analyse der Eumenesviten des Plutarch und des Nepos, die beide eine der Hauptsache nach aus der Diadochengeschichte des Hieronymos zusammengestellte Biographie zugrunde gelegt haben. Gegen Beloch, der in Krateros den alleinigen Reichsverweser, in Perdikkas nur den nächstuntergeordneten Beamten sehen will, verficht V. mit äufseren und inneren Gründen, dafs Krateros wohl der Verwalter des europäischen Reiches, unmöglich aber der Regent der ganzen Monarchie gewesen sei. Der dritte Exkurs prüft die Ansichten der Neueren (Rüstow und Köchly, Delbrück, H. Droysen) über den Verlauf der Schlachten in Paraitakene und Gabiene. Im vierten Exkurs, „zur Literatur und Quellenforschung“, setzt sich V. mit Nietzolds Forschungen zur Überlieferung der Diadochengeschichte bis zur Schlacht

von Ipsos auseinander und stellt weitgehende Übereinstimmung der Ansichten fest.

Die Arbeit zeugt von gründlicher Beherrschung des Stoffes und von löblicher Besonnenheit des Urteils. Mitunter hat der Verfasser gegenüber der Überlieferung vielleicht zu viel Rücksicht walten lassen.

Konstanz. **Wilhelm Martens.**

---

178) **Theodor A. Ippen, Skutari und die Nordalbanische Küstenebene.** (Zur Kunde der Balkanhalbinsel. Reisen und Beobachtungen. Herausgegeben von Carl Patsch. Heft 5.) Mit 24 Abbildungen. Sarajevo, Daniel A-Kajon, 1907. IV u. 83 S. 8.

Dafs in Sarajevo eine ganze Reihe wissenschaftlicher Untersuchungen zur Kunde der Balkanhalbinsel erscheint, beweist, welche Fortschritte das vor 30 Jahren Österreich zugesprochene und dann mit Gewalt erworbene Bosnien unter der neuen Regierung gemacht hat. Ippens Abhandlung betrifft das zunächst an Montenegro südlich stofsende Gebiet, das er als Generalkonsul sieben Jahre lang, von 1897—1903, kennen gelernt hat; es wird von Reisenden wenig besucht, und deshalb ist eine zuverlässige Beschreibung von Land und Leuten sehr willkommen. Für klassische Philologen ist das Interessanteste, was Ippen mitteilt über Skutari, das alte Skodra, und über Alessio oder, wie es die Einheimischen nennen, Leš; es ist dies das alte Lissus, das für die Weltgeschichte dadurch von Bedeutung geworden ist, dafs es Antonius gelang, die zweite Hälfte der Truppen Cäsars hier zu landen.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

179) **Hermann Fischer** und **Georg Dost, Französische Texthefte zu Hirts Anschauungsbildern.** Heft II: Der Sommer von Hermann Fischer. Breslau, Ferdinand Hirt. 47 S. 8.

Das Heft bildet die Fortsetzung zu dem in Nr. 21 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift von mir besprochenen ersten Teil des Fischer-Dostschen Werkchens. Auch hier ist eine Steinzeichnung von Walter Georgi zugrunde gelegt, von der ein farbiger Abdruck beigegeben ist. Die Anforderungen an den Schüler erscheinen erheblich gesteigert; alle

Übungen sollen die Einsicht in den logisch-grammatischen Bau des einfachen Satzes erweitern. Die Verfasser sind Anhänger der direkten Methode, und darum erklären sie: „Die Hauptforderung, die man nicht oft und laut genug erheben kann, ist: Los vom Buch!“ Mir scheint, als sei auch bei diesem Versuch die alte Erfahrung wieder bestätigt, dafs zu Anfang die direkte Methode wohl befriedigen mag, dafs aber mit jedem weiteren Jahr ihre Erfolge geringer werden und die Freudigkeit der Schüler sich vermindert.

Heft I konnte ich noch denen, die Anschauungsbilder überhaupt verwenden, empfehlen, Heft II möchte ich selbst schon im Unterricht nicht mehr gebrauchen. Ich glaube nicht, dafs die Schüler das Buch mit ungeteilter und stets frischer Aufmerksamkeit benutzen, und das sollten sie doch nach der Meinung der Verfasser.

Nauen. **Fries.**

---

180) **Andreas Voigt, Adam Smith, Systems of Political Economy.** Auswahl aus „An Inquiry into the Nature and Causes of the Wealth of Nations“ mit Anmerkungen und volkswirtschaftlicher Einleitung. Heidelberg, C. Winter, 1907. 154 S. 8. geb. ℳ 1.60. —

Der Herausgeber, der Dozent für Volkswirtschaft an der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. ist, glaubt, dafs auch die Volkswirtschaftslehre auf dem Wege der Lektüre als Gegenstand des Unterrichts an Realgymnasien und Oberrealschulen eingeführt werden könne, ein Bedürfnis nach einer derartigen Lektüre aber dürfte wohl von den höheren Handelsschulen empfunden werden. Da aber in einer Schulausgabe nichts Unrichtiges gegeben werden dürfe, so habe er von Adam Smiths Werk nicht die einleitenden Kapitel über Arbeitsteilung und die Faktoren der wirtschaftlichen Produktion gewählt, in denen sich die falsche Theorie der Bodenrente befinde, sondern ein Stück aus dem IV. Buch, gegen das keine Bedenken erhoben werden könnten. Immerhin hat der Herausgeber es für erforderlich gehalten, durch eine volkswirtschaftliche Einleitung nicht nur das Verständnis der Smithschen Ausführungen zu erleichtern, sondern auch Berichtigungen der Smithschen Auffassungen zu geben, da nach dem heutigen Stand der Wissenschaft manches anders angesehen werde als von jenem grofsen Nationalökonomen. Voigt möchte durch die Lektüre dieser politischen Abhandlung anti-

politisch wirken, d. h. die jungen Leute recht lange davor bewahren, sich von einem der Parteiprogramme gefangen nehmen zu lassen, nach denen die politische Welt so einfach und klar sei, während sie in Wirklichkeit doch recht erhebliche Schwierigkeiten biete.

Natürlich gehören zu dem Bändchen auch einige Mitteilungen über Adam Smiths Leben und seine Werke. Die volkswirtschaftliche Einleitung bespricht in sechs Paragraphen die Volkswirtschaft und die Volkswirtschaftspolitik, die älteren wirtschaftlichen Systeme, die Faktoren der Volkswirtschaft, die Prinzipien der Wirtschaftspolitik, die Handelsfreiheit und das internationale Zahlungswesen.

Um die historische Reihenfolge innezuhalten, hat der Herausgeber zuerst das Merkantilsystem, dann das System der Physiokraten (Agrikultural-system) und schliefslich das System of Labour in den Ausführungen von Adam Smith aufeinander folgen lassen, obgleich dieses letzte Kapitel die Einleitung des Wealth of Nations bildet. Er hat dies getan, weil Smith sein System als die Vollendung der beiden voraufgegangenen Systeme ansah.

In der Behandlung des Textes ist mir aufgefallen, dafs der Apostroph in vielen Fällen fehlt z. B. S. 46, 8 many years parsimony, S. 47, 3 several years duration; S. 86, 28 our neighbours prohibition, während man S. 87, 1 our neighbours' prohibitions liest. Selbst wenn das Original den Apostroph wegläfst, sollte er in einer solchen Ausgabe nicht fehlen. S. 104, 18 steht commodies statt commodities. Auf S. 117 mufs Z. 20 If the exchangeable bis Z. 27 — annual produce gestrichen werden, der Setzer ist hier nach dem Worte contrary in das eben Gesagte zurückgeirrt.

Über die Anmerkungen, die in der Hauptsache sachlichen Inhalts sind, und im übrigen Fachausdrücke erläutern, habe ich nichts zu bemerken.

Auch dieses Bändchen kann allen Kollegen zur Benutzung empfohlen werden, wenn die nötige Zeit — das Bändchen ist umfangreicher als die übrigen der Sammlung — und die Aussicht auf Interesse und Verständnis vorhanden sind.

Hildburghausen. **K. Pusch.**

181) **Arthur Lindenstead, Gregory's Fledglings** and what became of some of them. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, 1907. 176 S. 8. geb. ℳ 2.80.

Das Buch ist erschienen in der von O. Knörk, dem Leiter der kaufmännischen Schulen der Korporation der Kaufmannschaft von Berlin, herausgegebenen Sammlung von Lehrmitteln für Fach- und Fortbildungsschulen. Es bietet einen eigenartigen englischen Lesestoff für diese Anstalten. In sieben in sich abgeschlossenen Erzählungen, deren jedesmalige Helden alle einst Zöglinge der Gregoryschen Schule gewesen sind (daher der Titel), knüpft der Verfasser an seine eigene Schulzeit an und schildert die Lebensschicksale dieser seiner ehemaligen Schulkameraden. Dem Schüler wird die Lektüre dieser flott geschriebenen Skizzen nicht bloſs eine reiche Kenntnis der englischen Umgangssprache sowie der eigenartigen englischen und amerikanischen Lebensverhältnisse vermitteln, sondern er wird daraus auch manches für seine sittliche und berufliche Entwicklung lernen können. Da die Sprache reich an Ausdrücken der täglichen Umgangssprache ist (auch viel slang findet sich), so hat der Verfasser unter dem Titel „Anmerkungen" am Schlusse des Buches die Übersetzung und Erklärung zahlreicher Wörter und Redewendungen gegeben. Hinsichtlich der Auswahl der zu erklärenden Wörter wird man freilich nicht immer mit ihm übereinstimmen, auch nicht hinsichtlich des Unterlassens jeglicher Aussprachebezeichnung. Ihre Beifügung würde meines Erachtens dem Schüler bei der Vorbereitung von grofsem Nutzen sein.

Bochum. **M. Steffen.**

---

182) **H. Robolsky & Franz Meifsner, Englische Handelskorrespondenz.** 5. Aufl. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1907. II, 131 u. 77 S. 8. geb. ℳ 3.—.

Das Buch bildet den 2. Teil der von Robolsky verfafsten und von Meifsner herausgegebenen Französischen und Englischen Handelskorrespondenz. Sie ist für solche bestimmt, die sich bereits die Elemente der englischen Sprache angeeignet haben. Nach kurzen Bemerkungen über die Form des Briefes und nach Angabe der gebräuchlichsten Briefanfänge, Abkürzungen und Briefschlüsse folgen in 12 Abschnitten Briefe bei Zahlungen, über Konto-Korrente, im Bank-, Wechsel- und Effektengeschäft, zwischen Schuldnern und Gläubigern, Empfehlungs- und Kreditbriefe,

Briefe über Erkundigungen und Auskunftserteilungen, über Stellenangebote und Stellengesuche, über Zahlungseinstellungen, Briefe im Warengeschäft, über Kommission, Spedition, Verschiffung und Versicherung und schliefslich Zirkulare. Als Anhang sind beigegeben Wechselformulare, sowie ein 77 Seiten umfassendes Verzeichnis der gebräuchlichsten kaufmännischen Ausdrücke. Letzteres ist dreispaltig (Deutsch-Französisch-Englisch) nach deutschem Alphabet angeordnet, da es zugleich für den französischen Teil der Handelskorrespondenz bestimmt ist. Innerhalb der 12 Abschnitte ist stets die gleiche Anordnung befolgt. Zuerst wird in deutscher Sprache der wesentliche Inhalt der betreffenden Briefgruppe angegeben, dann folgen englische Originalmuster, darauf Übersetzungsübungen (in die Fremdsprache), und den Schlufs bilden Composition Exercises, d. h. in englischer Sprache abgefafste Aufgaben zu selbständiger Abfassung von Briefen. Dafs letztere Übungsaufgaben jetzt in der Fremdsprache gestellt sind, ist ein Vorzug gegenüber dem in den älteren Auflagen beobachteten Verfahren, diese Aufgaben in deutscher Sprache abzufassen. Diese englisch gegebenen Dispositionen sollen den Lernenden veranlassen, den Brief gleich in der fremden Sprache zu überdenken und niederzuschreiben. Dafs das Buch bereits zum fünften Male aufgelegt werden konnte, spricht für seine Brauchbarkeit.

Bochum. **M. Steffen.**

---

183) **C. H. Armbruster, Initia Amharica,** an introduction to spoken Amharic. Part I. Grammar. Cambridge, University Press. London, Cambridge University Warehouse, C. F. Clay, 1908. XXIV u. 398 S. 8. geb. 12 shillings net.

Das Amharische, welches gewissermafsen als eine „Nichte“ der ausgestorbenen äthiopischen oder Geezsprache bezeichnet werden kann, ist heutzutage in Abessinien das im mündlichen und schriftlichen Gebrauche vorherrschende Idiom. Es ist Amtssprache des Äthiopischen Reiches und wird im Handelsverkehr auch über die Grenzen des eigentlichen Abessiniens hinaus in den benachbarten italienischen Kolonien, im französischen Somali-Schutzgebiet und im östlichen Sudân verwendet. Grammatisch oder lexikalisch bzw. nach beiden Richtungen hin wurde es bisher bearbeitet von Ludolf (1699), von Isenberg (1841 f.), von Massaja (1867), von Praetorius (1879 und 1886), von d'Abbadie (1881), vom italienischen

Generalstab (1887), von Guidi (besonders 1892 und 1901) und von Mondon-Vidailhet (1898).

Armbrusters Buch will zur Erlernung der amharischen Umgangssprache anleiten. Von dem sehr richtigen Gefühl geleitet, dafs direktes Befragen namentlich seitens eines Weifsen die Eingeborenen in ihrer Unbefangenheit stört und gewöhnlich zu gezierter Ausdrucksweise verleitet, hat der Verfasser, ähnlich wie einst Luther, den Leuten „aufs Maul gesehen" und besonders Gespräche der Abessinier untereinander belauscht. Er hat auf diese Weise unter Anlehnung an Guidis „Vocabolario" ein aufserordentlich reiches Material gesammelt. Der vorliegende erste Teil enthält eine ausführliche Grammatik, in deren Lautlehre die wichtige Frage der amharischen Akzentverhältnisse besonders ausführlich behandelt wird. Der in mancherlei Hinsicht sehr interessanten Syntax sind abgesehen von beiläufiger Behandlung einzelner Punkte in der Formenlehre 43 Seiten gewidmet. Als Anhang sind auf S. 198—391 die Stammformen der vorkommenden Verba zusammengestellt. Höchst dankenswert ist die ausnahmslos neben der amharischen Schrift durchgeführte phonetische Transskription; dadurch wird das Buch auch denjenigen Linguisten zugänglich, welche nicht Zeit und Lust haben, sich die verwickelten Charaktere der amharischen Originalschrift, für welche die Druckerei 267 verschiedene Typen verwenden mufste, anzueignen. — Der zweite Teil des Werkes wird ein englisch-amharisches Vokabular nebst einer Phrasensammlung und allerlei praktischen Ratschlägen für Reisende, Soldaten, Ärzte, Jäger und Händler enthalten. Als dritter Teil wird sodann ein amharisch-englisches Vokabular erscheinen, dessen Bestand an idiomatischen Ausdrücken zugleich als Erläuterung der syntaktischen Abschnitte des ersten Teiles dienen soll.

Die äufsere Ausstattung des Werkes ist, wie bei allen uns bekannten Veröffentlichungen der Cambridger Universitätsdruckerei, musterhaft. **P.**

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hauptschwierigkeiten der lateinischen Formenlehre
in alphabetischer Reihenfolge zusammengestellt
von
Carl Wagener.
Preis: broschiert ℳ 2.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von

Professor Dr. **R. Schnee.**

Erster Teil: **Phrasensammlung.**

Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.

Für Quinta bis Prima.

Preis: ℳ 1.—.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**

Für Sekunda und Prima.

Preis: ℳ —.80.

Lateinisches Übungsbuch

im Anschluſs an Cäsars Gallischen Krieg.

Von

Dr. **Friedrich Paetzolt,**

Direktor des Königl. Gymnasiums zu Brieg.

I. Teil. Für die Untertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 1—29; Buch II—IV.

Zweite Auflage.

Preis: broschiert ℳ 1.

II. Teil. Für die Obertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 30—54; Buch V—VII.

Zweite Auflage.

Preis: broschiert ℳ 1.25.

Die Verwertung der vierten Rede Ciceros gegen C. Verres (de signis) für Unterweisungen in der antiken Kunst.

Zweite, sorgfältig durchgesehene Auflage.

Von

Prof. Dr. **Karl Hachtmann,**

Direktor des Herzogl. Karls-Gymnasiums in Bernburg.

Preis: ℳ 1.20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.

Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

5244

Gotha, 22. August. **Nr. 17, Jahrgang 1908.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

184) **Eusebius' Kirchengeschichte** herausgegeben von **Ed. Schwartz.** Kleine Ausgabe. Leipzig, J. C. Hinrichs, 1908. 442 S. gr. 8. ℳ 4.—; geb. ℳ 4.80.

Es war ein überaus glücklicher Gedanke, von der Kirchengeschichte des Eusebius, die mit der noch von Mommsen bearbeiteten Übersetzung des Rufinus gegenwärtig in der Berliner Sammlung der griechischen Kirchenväter erscheint, eine kleine Ausgabe zu veranstalten, und zwar so, dafs nicht blofs der griechische Text der grofsen Ausgabe vom gleichen Satz abgedruckt, sondern auch noch ein kleiner kritischer Apparat beigegeben wurde. Dies Verfahren hat zwei grofse Vorzüge: erstens ermöglicht es eine Preisansetzung, die unerhört billig ist — nicht einmal 5 Mark für das gebundene Exemplar; während die grofse gebunden 38, ungebunden 33 Mark kostet —, und sodann gibt die Ausgabe durch den kritischen Apparat schon dem Anfänger Anleitung und bewahrt vor Irrtümern. Wäre das



Verfahren schon bei der kleinen Ausgabe der Apostolischen Väter in Anwendung gekommen, so wäre man dort beispielsweise an einer wichtigen Stelle des Martyriums Polykarp besser unterrichtet, als es jetzt der Fall ist. Und hätte der Verleger von Funcks grofser Ausgabe der Apostolischen Konstitutionen rechtzeitig an ein solches Verfahren gedacht, so wäre dies wichtige Werk jetzt weiteren Kreisen zugänglich, als dies tatsächlich der Fall ist, und hätte der Verleger sicher ein besseres Geschäft gemacht. Also wissenschaftlich wie praktisch ist diese „kleine" Ausgabe als ein nachahmenswerter Fortschritt freudigst zu begrüfsen, und allen, die sie ermöglichten, planten, ausführten, gebührt der wärmste Dank. Hoffentlich wird sie nun auch entsprechend benutzt. In England wird bei den theologischen Prüfungen über einige im voraus bekanntgegebene Bücher der Kirchengeschichte des Eusebius examiniert; daher ist dort Burtons kleine Ausgabe (mit einer Einleitung von Bright, 1872, geb. 8/6) sehr verbreitet. An deren Stelle sollte jetzt diese neue Ausgabe treten; noch viel mehr natürlich sollte sie aber unter uns, bei Theologen wie Philologen, Eingang finden. Die Wichtigkeit des Werks für den ersteren hervorzuheben, ist nicht nötig; aber auch der Philologe wird auf seine Rechnung kommen. Wie nett zu sehen, dafs der alexandrinische Bischof Dionysius in einem Hirtenbrief noch (ohne Namensnennung) den Thukydides zitiert, und ein Schreiber den richtigen Namen noch auf den Rand zu setzen weifs, oder Eusebius selbst in der Predigt, die er zur Einweihung der neuerbauten Kathedrale in Tyrus hielt, noch „einen besten der Ärzte", den Hippokrates! Die Begeisterung über den neugeschenkten Kirchenfrieden reifst ihn in dieser Predigt zu einem Satze hin, der über vierzig Zeilen sich erstreckt und mehr Worte umfafst als das Jahr Tage hat! Eine kulturgeschichtliche Erläuterung und sprachliche Erklärung der in dem Werk vorkommenden Personennamen wäre auch eine nette Aufgabe. An Korrektheit läfst die Ausgabe nichts zu wünschen übrig. Ein einziger falscher Akzent ist mir im Text aufgestofsen (16, 5); im Apparat ist S. 303 nicht deutlich, ob das Demostheneszitat zu S. 708 oder 710 gehört. Da die Seiten- und Linienzahlen der grofsen Ausgabe am Rand stehen, kann der noch ausstehende Band der Prolegomena und Indices, der noch in diesem Jahre erscheinen soll, auch für die kleine Ausgabe benutzt werden.

Maulbronn. **Eb. Nestle.**

185) **Joseph B. Mayor, W. Warde Fowler, R. S. Conway, Virgils Messianic Eclogue, its meaning, occasion and sources.** Three studies. London, John Murray, 1907. XI u. 146 S. 8. geb. 2 sh. 6 d.

Die hier zum Straufse vereinigten Studien wuchsen ursprünglich gesondert in der Abgeschiedenheit gelehrter Zeitschriften. Mayor erörtert die des öfteren schon erwogene Möglichkeit, dafs die vierte Ekloge durch Vermittlung sibyllinischer Orakel einen Hauch vom Geiste des Jesaja empfangen habe. Fowler frischt ebenfalls eine ältere Vermutung wieder auf: von den Prätendenten auf die leere Wiege, welche Virgil in dem Gedichte aufgestellt hat, habe die meisten Ansprüche der Sohn, den Oktavian von Scribonia, leider umsonst, erhoffte. Conway verfolgt die mittelalterliche Überzeugung, dafs in dem Gedichte die Geburt Christi geweissagt werde, von Konstantin über Augustin bis Dante und stellt ihr gegenüber fest, dafs die Ekloge nur in dem Sinne eine messianische Idee ausdrücke, wie sie sich auch in den anderen Dichtungen Virgils finde, nämlich: die römische Welt werde aus den Greueln der Bürgerkriege bald einer besseren Zukunft entgegengeführt werden.

Wir haben es hier besonders mit den neuen Gedanken zu tun, welche die Abhandlungen bringen. Neu ist die Entdeckung, welche Fowler S. 68 ff. vorträgt. Danach ist der Hauptteil des Gedichts von einer Seherin während der Geburt eines Kindes gesprochen zu denken, welche, als der verhängnisvolle Augenblick gekommen ist, ausruft: *Aggredere o magnos, aderit iam tempus, honores*, dann aber, als alles glücklich vorüber ist, die Maske abwirft und in den zärtlichen Tönen einer Amme das Neugeborene anredet: *Incipe, parve puer, risu cognoscere matrem* etc. Man sieht, Virgils dramatische Anlage verleugnet sich auch in der Wochenstube nicht. Die vier letzten Zeilen dienen Fowler als Hauptargument gegen Reinach, der einen neuen Dionysos, und gegen Ramsay, der einen abstrakten Begriff in die Wiege legen will. Aber die Anspielung, welche in der letzten Zeile enthalten ist, erklärt er selbst als *by no means clear to the mind of Virgil himself.*

Conway sieht durch seine messianische Brille manches, was niemand sonst zu sehen vermag, anderes aber wieder nicht, was aller Welt bekannt ist; dafür nur zwei Beispiele. In dem goldenen Zeitalter, welches Augustus bringen wird, soll Gnade herrschen, daher mufs auch Äneas,

sein Urbild, Gnade walten lassen gegen seine Feinde; wo ihm dies nicht gelingt wie bei Lausus, da übt er Gnade wenigstens gegen seine Leiche. Dafs derselbe Äneas aber acht Feinde lebendig fängt, um sie als Totenopfer für Pallas zu schlachten (10, 517 ff.), scheint übersehen zu sein. Was Conway ferner in die letzte Zeile der Äneis, Virgils *last word to mankind,* hineingeheimnist, das möge man bei ihm selbst S. 46 ff. nachlesen. Wo er meint: *some whisper at least of divine inspiration must be heard in such an ending to such a poem as this,* da sagt eine unbefangene Betrachtung, dafs der Vers schon XI 831 beim Tode der Kamilla sich findet und offenbar gemodelt ist nach den Worten, welche Homer vom Tode des Patroklos und Hektor gebraucht.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

186) **M. W. Besser, Das Mosellied Ausons** nebst den Gedichten an Bissula. Deutsch (von M. W. B.). Marburg, N. G. Elwertsche Buchhandlung, 1908. 64 S. 8. ℳ 1.—.

Ein bekannter Dichter unserer Tage hat einmal die sensationelle Behauptung gewagt, der Übersetzer brauche die Sprache, aus der er übersetze, gar nicht zu kennen, es genüge, wenn er der seinen Herr sei. Der Sinn dieses Paradoxons ist offenbar der, dafs die Übertragung sich nicht ängstlich an den Wortlaut der Vorlage klammern, sondern ihren Geist erfassen soll, ohne sich dabei gegen die eigene Sprache zu versündigen, mit anderen Worten, der Leser soll vergessen, es nicht mit dem Urbild selber zu tun zu haben. Denn wenn irgendeine, so liefert die Übersetzungskunst die vollgiltige Betätigung für den alten Erfahrungssatz, dafs die Reproduktion lediglich produzierend sein kann und Nacherleben zum Neuschaffen führen mufs. Voraussetzung des Nacherlebens aber ist die unumschränkte Herrschaft über die fremde Sprache, einzig das Vermögen, ihre kunstvolle Filigranarbeit unter die Lupe zu nehmen, setzt den Übersetzer instand, mit all jenen Imponderabilien zu schalten, die man gemeiniglich unter dem Begriff des Fühlens subsumiert: wer ohne selber nachempfunden zu haben, andere empfinden lehren will, gleicht dem Blinden, der sich dem Blödsichtigen als Führer anbietet. Das Ideal einer Übersetzung hat bisher wohl noch niemand erreicht, am nächsten dürfte ihm Droysen gekommen sein.

Die zur Besprechung stehende Übertragung der Mosella des Ausonius durch Besser — scheinbar ein Pseudonym — erhebt sich nicht über das

Durchschnittsniveau derartiger Leistungen. Dafs das Versmafs des Originals beibehalten ist, verdient beinahe schon Anerkennung in unserer Zeit des Hypermodernismus, der den Hexameter als eine unserem nationalen Empfinden nicht entsprechende Form mit dem Bannfluch belegen zu müssen glaubt. Wir haben aber in der Übersetzungslitteratur mehr als ein Beispiel, wo trotz des Anschmiegens an die epische Form — Vossianismus sagt man — die Eigenheiten des Grundtextes völlig verschwinden und die Unterschiede der beiden Sprachen auch dem kritisch Prüfenden kaum irgendwo zum Bewufstsein kommen. Bei B. ist die Verstechnik allerdings bei weitem nicht ausgeglichen genug, als dafs man den Eindruck gewönne, ein Originalgedicht vor sich zu haben. Unmetrisch sind Verse wie 379

Nemesis auch, die unbekannt ist der lateinischen Sprache

oder 404:

Bis zu des alten Quintilians Ruhm alle emporhob.

Auch sonst stolpert B. über Eigennamen, vgl. z. B. 442. Mit den auf ein Monosyllabum ausgehenden Versen sollte nicht aus dem vollen und aufs Geratewohl gewirtschaftet werden: Auson hat nur einen einzigen solchen Vers, B. dagegen deren 52, also über 10 %, am unerträglichsten, weil dem Leser der Atem dabei ausgeht, ist V. 359, wo Präposition und Nomen durch Versschlufs getrennt sind. Gut gelungen ist V. 75 der Reim, aufdringlich wirkt er aber V. 103. Die nicht eben seltenen Verlegenheitspartikeln und reinen Versfüllsel will ich nicht besonders aufmutzen. Auch hinsichtlich der Sprache wird B. nicht überall den zu stellenden Anforderungen gerecht. Nicht als ob es ihm an der Fähigkeit mangelte, fremdartige Ausdrücke durch synonyme, unserem Empfinden entsprechende zu ersetzen und für Bilder, die dem Römer geläufig waren, neue, unserem Vorstellungskreise entlehnte zu wählen, aber der Stil dünkt mich zu wenig ziseliert, das Ausdrucksvermögen nicht reich genug, die Sprache öfters gezwungen und kühn. Natürlich wird man einem Dichter eine λέξις ἀθησαύριστος nicht verübeln, aber Neubildungen wie V. 1 *nebelnd*, V. 15 *Dämmer*, V. 283 *blauend*, V. 361 *sich berühmt* hätten doch vermieden werden sollen. In V. 185 ist *glitschrige* Leiber, wenngleich, wie ich denke, Reminiszenz an Wagners Rheingold vorliegt, zu beanstanden, denn dieser dem sermo cotidianus angehörende Ausdruck ist im Munde der komischen Figur des Alberich, den der „garstig glatte glitschrige Glimmer“ von der Woglinde fernhält, unanstöfsig, bei Auson aber deplaziert. V. 269 ist *wollene Schildchen* für das Ventil des Blasebalgs ohne nähere

Erläuterung ebensowenig verständlich wie V. 339 *Schlote der Wand*, womit die durch die Wände der Badezimmer geleiteten Dampfröhren gemeint sind. V. 284 übersetzt B. „longo tractu" mit *langhinziehend*, Boecking richtiger *in gedehntem Zug*. Von den textkritischen Versuchen, die zu unsicher überlieferten oder schwer zu interpretierenden Stellen vorgelegt werden, will ich lieber schweigen, ich müfste sonst eine arge Akrisie aufdecken. V. 204 ff. scheinen mir unversehrt, den Grund für das Fehlen des Subjekts hat Hosius einleuchtend aus dem psychologischen Gesichtspunkt einer rein mechanischen Entlehnung aus Vergil nachgewiesen, doch möchte ich eher hinter „transire" interpungieren und „diem" nach Gronovs Vorgang dem „sua seria" koordinieren, ohne aber an dem Asyndeton Anstofs zu nehmen, das man dem Auson wohl das Recht hat zuzutrauen.

Die Einleitung enthält einen Abrifs über das Leben des Dichters und eine Würdigung seiner Mosella, der Anhang unterrichtet den Leser über den Weg, den Auson auf seiner Reise vermutlich eingeschlagen hat. Von ehrlicher Begeisterung getragen sind die temperamentvollen Betrachtungen aus alter und neuer Zeit beim Denkmal am Deutschen Eck, die zugleich Zeugnis davon ablegen, welch' nachhaltigen Eindruck die herrliche Mosellandschaft bei dem Übersetzer hinterlassen hat.

Die Ausstattung des Büchleins ist geschmackvoll, der Druck korrekt. Errata: *Paully* statt „Pauly", V. 39 *beust* statt „beutst", V. 399 *wenn* für „wen".

Marburg i. H. **Gustav Wörpel.**

---

187) **George Wicker Elderkin, Aspects of the Speech in the Later Greek Epic.** A dissertation submitted to the board of University studies of the Johns Hopkins University in conformity with the requirements for the degree of doctor of philosophy. Baltimore, J. H. Furst Company, 1906. IV u. 49 S. 8. $ —.50.

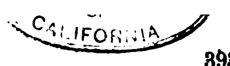
Der Verfasser der vorliegenden Schrift beginnt mit einem Hinweis auf die bedeutende Stellung, welche die Reden in den homerischen Gedichten einnehmen, indem er zugleich an die bekannten Worte Platos in seinem Staat (393 B) erinnert, dafs sich der Dichter alle erdenkliche Mühe gegeben habe uns dahin zu bringen, dafs wir in seinen Reden vergessen, er sei der Redende, vielmehr Chryses und die anderen Redenden selbst sprechen zu hören glauben. In dieser Dissertation soll gezeigt werden, wie weit

die späteren griechischen Epiker dem Vorbild, das ihnen Homer gegeben, gefolgt und worin sie von ihm abgewichen sind. Und zwar kommen in erster Linie in Betracht Quintus Smyrnaeus und Apollonius Rhodius, ferner die orphischen Argonautica und Nonnus; weit hinter diese zurück treten Tryphiodorus, Colluthus und Tzetzes. Gleich im Anfang weist der Verfasser darauf hin, dafs die Abweichungen, z. B. bei Quintus Smyrnaeus, sich nicht beschränken auf Nennung des Namens Kerberos (VI 254), während dieser in der Odyssee bekanntlich nur als *κύων* bezeichnet wird (*λ* 623), oder auf das Fehlen des Epithetons *Γερήνιος ἱππότα* bei Nestor, der doch in den Posthomerica wiederholt erwähnt wird, während er bei Homer 31 mal so genannt wird (21 mal in der Ilias, 10 mal in der Od.), aufserdem *Γερήνιος, οὖρος Ἀχαιῶν* in Il. 4 mal, Od. 1 mal. Auf der anderen Seite hebt er hier schon die Übereinstimmung der epischen Dichter darin hervor, dafs sie das Wort *λόγος* möglichst meiden. Öfter findet sich die Phrase *αἱμύλιοι λόγοι*, in der Od. 1 mal (*α* 56), ferner im Merkurhymnus 1 mal (V. 317), bei Hesiod. theog. 890. op. 78 u. 789, bei Apoll. Rhod. 3, 1141, ebenso auch bei Theognis 704. Sonst lesen wir *λόγος* — und zwar nur im Plur. — einmal in der Ilias (*O* 393, wo es freilich Nauck und van Herwerden beseitigen wollen, indem der erstere dafür *λόων* schreibt, der andere glaubt, dafs *ἔπεσσ'* durch das Glossem *λόγοις* verdrängt sei) und bei Quint. Smyrn. 3, 499 *ψευδέσσι λόγοισι*. In den Orph. Argon., bei Nonnus, Colluthus und Tryphiodor steht das Wort überhaupt nicht. Der Sing. *λόγος* findet sich nur Hes. op. 106; doch haben Göttling und ihm folgend Rzach den Vers eingeklammert.

M. Schneidewin hat in einem Aufsatze „Statistisches zu Homeros und Vergilius“ (in Fleckeisens Jahrbüchern für klass. Phil. 1884, XXX, S. 129—134) nachgewiesen, dafs von den 27713 Versen der beiden homerischen Epen 13 869 Verse Reden sind, also 50 Prozent und zwar von den 15 693 Versen der Ilias 7040 Verse, also 44 Prozent, von den 12020 Versen der Odyssee aber 6829, also 56 Prozent. Der Verfasser dieser Dissertation hat die Berechnung aufgestellt, für deren Richtigkeit ich allerdings keine Garantie übernehmen kann, dafs von den 392 Versen des Colluthus 145, also 37 Prozent, von den 21 279 Versen bei Nonnus 7611 Verse Reden sind, also 36 Prozent, von den 5832 des Apollonius 1699, d. h. 29 Prozent, von den 8786 des Quintus 2073½, also 24 Prozent, von den 691 Versen des Tryphiodorus 141, d. h. 20 Prozent, von den 1384 Versen der Orph. Argon. 170 Verse, also 12 Prozent, endlich von

den 1675 Versen des Tzetzes 84, also nur 5 Prozent Reden sind. Nach Schneidewins Untersuchungen beträgt die Zahl der Reden in den homerischen Gedichten 1311 und zwar in der Ilias 675, Od. 636, so dafs auf 21 homerische Verse eine Rede kommt (in der Il. auf 23, in der Od. auf 19). Hier erfahren wir, dafs von Homer bis Tzetzes eine stetige Abnahme der Zahl der Reden stattfindet und nur Colluthus dem homerischen Gebrauch nahe kommt (eine Rede auf 25 Verse). Bei Apollonius kommen auf eine Rede 41 Verse, bei Quintus 50, bei Nonnus 70, bei Tryphiodor 86, in den Orph. Arg. 96 und bei Tzetzes 105 Verse. Längere Reden von 40 Versen und mehr hat die Ilias nach Schneidewin 13, die Odyssee 20; die durchschnittliche Länge beträgt bei Homer 10,57 Verse (Il. 10,42, Od. 10,73); ähnlich ist das Verhältnis bei Quintus (11,78) und bei Apollonius (11,88). In den Orph. Arg. beträgt sie 12, 14, bei Tryphiod. 17, 63, bei Nonnus 24, 95; bei Colluthus 9,06 und bei Tzetzes 5,25 Verse. Die längste Rede bei Homer findet sich in der Odyssee mit 260 Versen (*δ* 333—592) und in der Ilias mit 172 (*I* 434—605); neun Reden in der Ilias und elf in der Od. umfassen nicht mehr als einen Vers; bei Nonnus hat die längste Rede 330 Verse, die kürzeste nur zwei Worte (XIII 485: *στῆθι, τάλαν*), bei Apoll. beträgt die längste 37, die kürzeste 2, bei Quintus wechseln die Reden zwischen 56 Versen und 1, bei Tryphiod. zwischen 41 und 6, bei Colluthus zwischen 25 und 3, in den Orph. Arg. zwischen 20 und 6, endlich bei Tzetzes zwischen 16 und 1. Nach Schneidewins Berechnung kommen in den einzelnen homerischen Gesängen auf 100 Verse zum mindesten 19 Verse Reden (Od. Gesang 9), am meisten aber 82 (Gesang 9 der Il.). Der Verfasser dieser Schrift zeigt, dafs die Bücher des Apollonius sich in dieser Beziehung prozentualiter zwischen 20 und 39 bewegen, die des Quintus zwischen 3 und 45, die des Nonnus zwischen 3 und 83 und weist darauf hin, dafs es kein Zufall ist, dafs die Bücher, welche den höchsten Prozentsatz aufweisen, auch das höchste Interesse beanspruchen. Dies gilt vom 9. Gesang der Ilias, welcher der dramatischste ist; das gleiche gilt vom 3. Buch des Apollonius und dem 5. Buch des Quintus, während hingegen z. B. desselben Schriftstellers Bücher XI und VIII mit 3 (resp. 17) Prozent eintönig und ermüdend sind.

Eine charakteristische Eigentümlichkeit der homerischen Sprache ist es, dafs sie es meidet, eine Rede innerhalb eines Verses zu beginnen oder zu schliefsen. Die einzige Ausnahme bildet *Ψ* 855. Doch steht dieser Vers in einem Abschnitt, der nach dem Vorgang von Lehrs von den



meisten neueren Kritikern als interpoliert angesehen wird. Wird eine Rede in eine andere eingefügt, so steht auch in diesem Fall weder ihr Anfang noch ihr Ende in der Mitte des Verses; ausgenommen ist allein *Z* 479. Der Verfasser dieser Dissertation sucht nachzuweisen, wie mit geringen Ausnahmen auch die späteren epischen Dichter dem Vorgange Homers gefolgt sind.. Völlig sind in seine Fufstapfen getreten Apollonius und der Dichter der orphischen Argonautica, ferner in seinen epischen Stücken Theokrit mit einer einzigen Ausnahme, auch Quintus in 172 seiner 176 Reden. Zu einer Abweichung (IV 408) scheint der Dichter, wie Köchly richtig bemerkt hat, durch die oben erwähnte homerische Stelle *Ψ* 855 verleitet worden zu sein, wo die Situation — ein Wettkampf im Bogenschiefsen — eine ähnliche ist. „The three other cases of exceptional beginnings are slight affairs and occurring subsequently to IV 408 s. may perhaps be regarded as reminiscences of it: XII 37 s. (die Rede, die hier beginnt, steht innerhalb einer anderen), 254—8, XIV 602—4.“ Einige Ausnahmen mehr finden sich bei Nonnus, während Tryphiodor, Colluthus und Tzetzes keine Abweichungen von der allgemeinen Regel aufweisen.

Sehr gebräuchlich ist es bei Homer kurze Reden in direkter Form mit Phrasen wie *καί νύ τις ὧδ' εἴπησιν* u. ä. (49 mal, in der Ilias häufiger als in der Od.) in andere Reden einzufügen. Bei Apollonius und Tryphiodor findet sich hierfür kein Beispiel, nur eines bei Theokrit in seinen epischen Stücken, bei Quintus und Colluthus; Quintus zieht die oratio obliqua vor. Nonnus gebraucht in diesem Falle nicht nur die direkte Form, eingeleitet mit Phrasen wie *ὄφρα τις εἴπῃ, καί τις ἐνίψῃ* u. ä., sondern auch die indirekte, wie *ἀλλ' ἐρέεις ὅτι* und zwar beide so oft, dafs dadurch eine zu grofse Eintönigkeit entsteht. Bei Homer findet sich die indirekte Form nur selten, wie *τ* 121, *ψ* 135.

Auch die redenden Personen beanspruchen, wie der Verfasser meint, einiges Interesse. Wie er genauer auseinandersetzt, sind bei Homer die Redenden nur Götter und Menschen. Ausgenommen von dieser Regel ist *T* 408 ff., wo das eine Rofs des Achilles spricht; aber ausdrücklich hat der Dichter dazu bemerkt: *αὐδήεντα δ' ἔθηκε θεά*; ferner sind ausgenommen die redenden Flüsse im Gesang *Φ*; aber sie werden als Menschen (vgl. V. 213 *ἀνέρι εἰσάμενος*) oder als Götter (V. 223 *Σκάμανδρε διοτρεφές*) bezeichnet. Auch redet *τ* 546 ff. ein Adler, doch wird hinzugefügt: „Zuvor war ich der Adler; jetzt komme ich als dein Gatte“; zu

bemerken ist hier noch dazu, dafs Penelope diese Rede in einem Traum hört. Apollonius läfst, wie Homer, nur Götter und Menschen reden. Wenn bei ihm IV 585 ff. ein Balken des Schiffes Argo redet, so motiviert er es damit, dafs er ihn ausdrücklich als „mit Sprache begabt“ bezeichnet (V. 580). Weniger ängstlich ist in einem ganz ähnlichen Falle der Dichter der orphischen Argonautica (V. 1164 ff.). An einer Stelle hören wir bei Apollonius eine Krähe sprechen (III 932 ff.). Um diese Ausnahme von der Regel zu erklären, hat der Verfasser mit Hilfe einiger amerikanischer Gelehrten eine beachtungswerte Auseinandersetzung gegeben, die ich freilich nur in aller Kürze hier wiedergeben kann: Die Worte der Krähe an den Seher und Vogelschauer (vgl. Clem. Al. strom. 1, 334) Mopsus stehen zweifellos in Verbindung mit dem heftigen Streit zwischen Apollonius und Callimachus. Apollonius wurde von dem letzteren unter dem Namen Ibis zum Gegenstand heftiger Angriffe gemacht; er stammte nach der Meinung einiger aus Naukratis, wo einst ein alter Gott Theuth verehrt wurde, dem der Ibis heilig war. Wie nun Callimachus seinen Nebenbuhler als Ibis darstellte, so Apollonius den seinen als Krähe. Dieser wählte den Namen *κορώνη* wegen des Anklangs an *Κυρήνη*, woher Callimachus stammte. *Κορώνη* aber war der dem Apollo geheiligte Vogel, Apollo der Gründer und Schutzgott Kyrenes. Auch war ihm Pindar in der Bezeichnung von literarischen Gegnern als Krähen vorangegangen. Dazu kam, dafs der Hymnus des Callimachus auf Apollo mit seinen Anspielungen eben erst geschrieben und noch frisch im Gedächtnis der Zeitgenossen war. So kam es, dafs wie man im Ibis die Persönlichkeit des Apollonius erkannte, so in der Krähe die des Callimachus. Auch ist man versucht in den Versen der Argonautica eine Beziehung auf das „literarische Exil“ des Apollonius zu sehen, während in dem Lachen des Mopsus (V. 937) auf den späteren Erfolg des Dichters hingewiesen wird. Nicht bestimmt kann gesagt werden, ob der Ibis früher gedichtet ist als unsere Stelle bei Apollonius oder ob das umgekehrte Verhältnis stattfand. In den Posthomerica sind alle Redenden Menschen oder Götter, während Nonnus vom homerischen Gebrauche vielfach abgewichen ist.

Was die Angeredeten betrifft, so sind diese meist Menschen und Götter, in der Ilias auch Pferde, wie *Θ* 185 und Flüsse, wie *Φ* 223; in der Od. redet Polyphem seinen Widder an. Die Ausgabe von Ameis-Hentze bemerkt hierzu: „In solchen Stimmungen scheint der Lieblingsgegenstand momentan von Geist beseelt mit dem Menschen zu sympathi-

sieren.“ Odysseus redet υ 18 ff. sein Herz an; auch sonst findet sich bei Homer oft die Phrase εἶπε πρὸς ὃν θυμόν. Bei Colluthus redet Hermione zu den Vögeln. Bei Apollonius und Quintus richtet sich die Rede nur an Götter und Menschen; Nonnus fühlt sich an diesen Brauch keineswegs gebunden. Der Verfasser bespricht nun die Fälle, wo der Vokativ mit ὦ und wo er ohne ὦ vorkommt. Einzeln werden diese aufgezählt und Scotts Angaben über Quintus berichtigt. Während nach Scott der Vokativ in der Ilias 628 mal, in der Od. 515 mal ohne ὦ, hingegen mit ὦ in der Il. 73 mal, in der Od. 103 mal vorkommt, hat sich bei Quintus der Sprachgebrauch so verändert, dafs wir bei ihm 65 mal den Vokativ mit ὦ und 78 mal ohne diese Interjektion finden. Am homerischen Sprachgebrauch hält er aber in der Beziehung fest, dafs er in Gebeten und Anreden an die Gottheit, ferner vor einem Patronymikum nie ὦ hinzufügt. Dasselbe tut Apollonius bis auf zwei Fälle. Nach Scott bedient sich kein Weib dieser Interjektion mit der Begründung „woman's attitude was too reserved“; bei Apoll. finden sich zwei, bei Quintus drei Ausnahmen. Wie bei Homer, lesen wir die Anrede ὦ φίλοι u. ä. häufig in den Posthomerica, nicht aber ὦ πέπον. Unbekannt dem Quintus sind Kombinationen wie φίλος ὦ Μενέλαε (Δ 189) oder ὦ πέπον, ὦ Μενέλαε (Z 55). Einmal (IV 1411) schreibt Apoll. δαίμονες ὦ καλαί. Nonnus gebraucht den Vokativ mit ὦ nicht häufig (nur 17 mal).

Es ist natürlich, dafs von den Hauptbelden des Epos auch die meisten Reden gehalten werden. So redet Achill in der Ilias 86 mal, weit hinter ihm bleibt Hektor zurück (mit 48 Reden). Von den 636 Reden der Odyssee fallen auf Odysseus allein 164; die zweite Stelle nimmt Telemach ein mit 82. Wenn bei Apollonius in Reden Medea mehr als man erwarten sollte, hervortritt, so liegt dies darin, dafs Medea wegen des passiven Charakters des Jason mehr in den Mittelpunkt des Interesses gerückt ist. In den Posthomerica erreicht Neoptolemos die höchste Zahl der Reden, obgleich er erst auftritt, als das Gedicht die Mitte erreicht hat; ihm zunächst steht Nestor mit 14; bei Nonnus redet Dionysos 55 mal, Zeus tritt weit hinter ihm zurück (mit 13 Reden).

Von Bedeutung ist auch die Rolle, welche die Götter als Redner in den epischen Gedichten spielen. In den 675 Reden der Ilias werden 185 von den Göttern gehalten, also 27 Prozent, in der Odyssee 78 von 636, also 12 Prozent, in den Argonautica 21, 15 Prozent, bei Quintus nur 10 Prozent. Der Rückgang bei Quintus ist sehr bemerkenswert; auf Zeus

fallen in der Ilias 39 Reden, in den Posthomerica 2, in der Ilias auf Hera 33, auf Athene 20, auf Apollo 18, bei Quintus auf Hera 2, auf Athene 1, auf Apollo 3. Der Verfasser bemerkt hierzu: „The story of the speech in the Posthomerica shows that even in the stronghold of epic Zeus and Athena have lost power. In noticeable fashion have they and Hera receded from immediate participation in the events of the Posthomerica." Bei Apollonius redet in den 5832 Versen Hera 7 mal und Aphrodite 6 mal, Zeus überhaupt nicht.

Der Verfasser redet dann von der oratio obliqua bei Apollonius und Quintus und zeigt, wie wenig geneigt die spätere Epik ist dieselben Verse zu wiederholen. Während bei Homer 1804 Verse zusammen 4730 mal und, wenn man von geringen Unterschieden absieht, 2118 Verse 5612 mal wiederkehren, steht die Dürftigkeit des Quintus hierzu im grellsten Kontrast; denn nicht ein Dutzend Verse findet sich wiederholt.

Nach Hentze sind in den homerischen Gedichten 21 Monologe (11 in der Il., 10 in Od.), bei Quintus 5. Der Verfasser dieser Abhandlung sucht zu zeigen, dafs bei Homer der Monolog eine Art Dialog sei, in dem der Redende seine eigenen Gedanken zur Hälfte personifiziere als etwas von ihm Verschiedenes, dies aber bei Quintus nicht so deutlich hervortrete, dafs ferner die homerischen Monologe unter die Hauptcharaktere verteilt seien, was bei Quintus nicht der Fall sei. So sei bei Quintus dem Neoptolemos, „dem Heros des Epos" kein Monolog gegeben, auch nicht dem Zeus, der in der Ilias zwei halte; Apollo allein von den Göttern halte einen Monolog von drei Versen. Ein bemerkenswerter Unterschied von den Monologen der Ilias ist der, dafs Quintus kein einziges Beispiel eines Entscheidungsmonologs bietet, der in der Il. das Übergewicht hat, wo nämlich in Frage kommt, ob der Redende sich dem Feinde stellen oder noch vor dem Kampfe sich davon zurückziehen solle.

Der Dialog tritt bei Quintus dem homerischen gegenüber bedeutend zurück. Nicht nur, dafs bei Quintus ein Dialog höchstens vier Reden bietet, sondern auch die Reden selbst kommen den homerischen an Länge nicht gleich (vgl. Υ 177—258 und Posthom. II 412—451). In der Beschränkung dieses in der Epik so wesentlichen Elementes, welches wesentlich dazu dient, die Charaktere dem Leser näher zu bringen, weil ihre gegenseitigen Beziehungen vor seinen Augen enthüllt werden, steht, nach Ansicht des Verfassers, Quintus vielleicht unter dem Einflufs des Vergil, welcher gleichfalls im Vergleich mit Homer einen bedeutenden

Mangel an Dialogen zeigt. Bei Quintus fehlen auch die Phrasen mit *ἀπαμειβόμενος*, welche bei Homer den Anfang der Gegenrede zu bezeichnen pflegen. Chorreden hat Homer 28 (10 in der Il., 18 in Od.) aufzuweisen; solche finden sich auch bei Apollonius und Quintus, aber ohne Homers Einleitungsformel *ὧδε δέ τις εἴπεσκεν*, wozu bei ihm häufig noch *ἰδὼν ἐς πλησίον ἄλλον* hinzutritt.

Wenn auch bei Quintus nicht, wie bei Homer, unter gleichen Verhältnissen, stets dieselben Formeln oder Verse sich wiederholen, auch nicht wie bei Nonnus anaphorisch drei Verse hintereinander mit *ὤμοι* beginnen (XVI 354—356), so finden sich beim Beginn von Klagen doch auch bei Quintus völlige oder teilweise Wiederholungen; so lesen wir *ὤλεό μοι, φίλε τέκνον* II 609, III 463, X 373 (vgl. X 392), *ὄφελόν με χυτὴ κατὰ γαῖα κεκεύθει*, ähnlich III 573, V 537, X 379, XIV 301; vgl. auch X 395. 405. 428; ferner *κεῖσό νυν ἐν κονίῃσι* I 644. 757, V 441, VI 385. 431 u. ä.

Zum Schlufs gibt der Verfasser noch eine Analyse der *ὅπλων κρίσις* V 181—316.

Der Druck ist deutlich und korrekt. Auch in den zahlreichen griechischen Zitaten habe ich beim Durchlesen nur wenige Versehen gefunden. So S. 12 *Χάνθον* (für *Ξάνθον*), *ἦα* (für *ἦα*), S. 13 *ὅσα* und *ὧδε τ'* (für *ὧδέ*), S. 14 *ὅς* (für *ὅς*), *φράσασθαι* (für *φράσσασθαι*), S. 15 *τῃ* ohne Akzent, S. 44 *χειρότερον ποτ'* und S. 45 *Αἴσα* (für *Αἶσα*).

Niemand, der das Buch liest, wird ohne Anregung und Belehrung bleiben, und so sei es warm empfohlen.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

188) Ἰωάννης Βορτσέλας, Φθιῶτις ἡ πρὸς Νότον τῆς Ὄθρυος. (Mit Karte.) Athen, Beck & Barth, 1907. IV u. 518 S. 8.
Subskriptionspreis 4,5 Dr.; sonst 6 Dr.

In einer kurzen Einleitung spricht Verfasser über die verschiedenen Bedeutungen, die *Φθία* und *Φθιῶτις* im Lauf der Jarhunderte gehabt haben, besonders als Verwaltungsbezirke. Er behandelt hier die südlich vom Othrys gelegene *Ἐπαρχία* des heutigen Königreichs, deren Grenzen gebildet sind im N. vom Othrys, im O. vom Malischen Meerbusen, im S. vom Oeta und im W. vom Typhrestos (richtiger nach dem Verfasser als das gewöhnliche Tymphrestos). Eine übersichtliche Karte 1 : 300 000 ist beigegeben. Das Werk ist vorwiegend geschichtlich, nicht, wie man nach

dem Titel vermuten könnte, geographisch. Verfasser sieht darin die Geographie nur als Einführung in den historischen Hauptteil an, und so ergibt sich für ihn folgende Dreiteilung: I. Physikalische Geographie der Ph., ungefähr ein Zehntel des ganzen Werkes einnehmend, behandelt besonders die genannten Grenzgebirge und die zentrale, kulturell wohl wichtigste Spercheiosebene. Für die moderne Geographie Griechenlands kommen besonders die Kapitel über Metallreichtum, Heilquellen, Erdbeben und die Erzeugnisse der Ph. in Betracht.

II. Geschichte der Ph. und des übrigen Thessalien, soweit es hereinspielt, von den ältesten Zeiten bis 1833. Chronologisch zu Werke gehend behandelt Verfasser hier 1) die Herkunft und die Geschichte der alten griechischen Stämme und ihre Schicksale seitens der anderen Thessalier, Ätolier, Makedonier und schliefslich Römer. Hier findet man nun, allerdings ohne Behandlung der tieferen Probleme, die gerade die ältere Geschichte dieses Landes zahlreich bietet, die bekannten Dinge über Pelasger, Äolier, Achäer, wobei auch das Mythologische einen ziemlich breiten Raum einnimmt. Übersichtlich und lückenlos ist der Wechsel der Stämme in der Ph. bis 146 a geschildert, unter Anführung der Städte, die eine wichtige Rolle in diesem Zeitraum spielten. 2) Die fremden Einfälle, deren Schauplatz das Land von 480 a bis 1470 p gewesen ist, und zwar zählt Verfasser deren ca. 40. Die Kapiteleinteilung ist sachgemäfs; hierfür sind z. B. folgende Jahre: 344, 146 a, 14 p, 565 p benutzt. Ein besonderes Kapitel behandelt den speziellen Götter- und Heroenkult der Ph., nebst der Amphiktionie; ferner findet sich eine Aufzählung und Beschreibung der phth. Münzen (nach Head.). Auch die kirchlichen Verhältnisse werden — Verfasser ist selbst Mitglied der Synode — in den betr. Kapiteln ausführlich behandelt. 3) Die Ph. unter fränkischer und türkischer Herrschaft, die Erhebung des Jahres 1821, soweit die Ereignisse sich in der Ph. abspielen oder sich auf deren Schicksal beziehen. Es folgt Hauptteil III, Geschichte der Ph. seit 1833. Nach einleitenden Bemerkungen über die politische und kirchliche Verwaltung ist ausführlich der heutige Zustand der einzelnen Gemeinden nach Einwohnerzahl (zugrunde gelegt das Jahr 1906), Finanzen, Verkehrsverhältnissen, Industrie und Landwirtschaft behandelt.

Ohne wissenschaftlich viel Neues zu bringen, hat Verfasser es verstanden, in übersichtlicher Darstellung dem Leser die wechselnden Schicksale nicht nur der Ph., sondern, indem er die Grenzen weiter zog, eines

gröfseren Teils von Griechenland unter den verschiedenen Eroberern und Herren anschaulich vor Augen zu führen, und zwar in einem Stil, der durch seine Schlichtheit und Natürlichkeit zu seinem Vorteil von so manchen neugriechischen Schriften absticht. Sein Werk charakterisiert der Verfasser selbst gut, wenn er es im Untertitel nennt ein *ἀπάνθισμα ἱστορικῶν καὶ γεωγραφικῶν εἰδήσεων ἀπὸ τῶν ἀρχαιοτάτων χρόνων μέχρι τῶν καθ' ἡμᾶς.*

Heilbronn. **K. Friz.**

---

189) **Hölzels Wandbilder für den Anschauungs- und Sprachunterricht.** 5. Serie. Blatt XVIII. Rom. Nach dem Originalaquarell von Adolf Kaufmann und Anton Pinkawa in vierzehnfachem Farbendruck. 141 : 92 cm. ℳ 7.20; auf Leinwand gespannt ℳ 8.50; mit Stäben ℳ 10.20. Mit einem erläuternden Begleitwort von Friedrich Umlauft.

Dem trefflichen Begleitwort des Professors Dr. Umlauft noch etwas hinzuzufügen, hiefse Eulen nach Athen tragen. — Dieses Bild Roms sollte in allen Oberklassen unserer höheren Schulen aufgehängt werden, denn Gelegenheit auf seine Bedeutung hinzuweisen findet sich tausendfach. Und wenn auch der eine oder andere Amtsgenosse, der das Glück gehabt hat, längere Zeit in der ewigen Stadt zu verweilen, diese oder jene kleine Ausstellung machen zu können glaubt, so wird der Gesamtwert des Bildes dadurch nicht herabgesetzt werden können. Man kann doch nicht von einem Punkte aus alle Sehenswürdigkeiten einer Grofsstadt überblicken! Und selbst wenn einige Baulichkeiten wie z. B. die Obelisken und besonders der vor der Kirche S. Trinità, um überhaupt sichtbar zu werden, etwas zu grofs gezeichnet sind, so soll man darüber nicht Worte des Tadels laut werden lassen, vielmehr der Verlagshandlung den wärmsten Dank zollen, die mit Aufwendung vieler Kosten und Mühen ein so ausgezeichnetes Anschauungsmittel hat herstellen lassen, durch das, wenn man den Blick schweifen läfst vom Kolosseum und Forum Romanum über das Marsfeld und den Tiber zum gewaltigen Petersdome, zum Vatikan und den dahinterliegenden blauen Bergen des Sabinergebirges, die Gröfse des antiken und die Bedeutung des modernen Rom unserer Jugend vor die Seele gegeführt werden kann.

Wolfenbüttel. **H. Bruncke.**

---

190) **Karl Zettel, Hellas und Rom im Spiegel deutscher Dichtung.** Eine Anthologie. Mit einem erklärenden Namenverzeichnis von **Otto Hartlich**. Herausgegeben von **August Brunner.** Erlangen, Verlag von Palm & Enke (Carl Enke), o. J. I. Bd. XVI u. 330 S.; II. Bd. XVI u. 339 S. 8. ℳ 8.—.

Es war ein vortrefflicher, meines Wissens in dieser Weise bisher noch nicht ausgesonnener Plan, einmal eine umfängliche Sammlung solcher Gedichte der deutschen Literatur zu veranstalten, die in erzählender oder lyrischer Form irgendwelche Stoffe aus dem klassischen Altertum behandeln, und er ist von dem leider über seiner Arbeit gestorbenen Verfasser auch sehr gut ausgeführt worden. Die beiden stattlichen Bände von zusammen 590 Seiten Text geben in der Tat ein prächtiges Bild des klassischen Altertums, wie es sich in Originaldichtungen unserer Literatur widerspiegelt. Der erste Band knüpft inhaltlich zunächst an das mythische und Heroenzeitalter an und widmet sich dann der griechischen Geschichte; der zweite hat die römische Geschichte zum Gegenstande und bietet aufserdem eine Anzahl rein lyrischer Stimmungsbilder. Innerhalb der beiden Bände ist die Anordnung wesentlich chronologisch. Hinter jedem Gedicht stehen die Quellen oder die Stellen der antiken Literatur, auf die es sich bezieht, und am Schlufs jedes Bandes ist ein „Erklärendes Namenverzeichnis“ beigefügt, das in einfachster, knappster Form die notwendige Auskunft über die in den Gedichten erwähnten Orte, Personen und Ereignisse gibt. Es ist mit dem Verfasser und Herausgeber durchaus zu hoffen, dafs das schöne Werk in reichem Mafse dazu anregen kann, den Unterricht in den Sprachen und der Geschichte des Altertums kräftig zu beleben, indem es in deutschen Versen die Stoffe künstlerisch gestaltet darbiet und so die Aufmerksamkeit der Jugend entschieden in hohem Mafse steigert. So wird es in der Hand des Lehrers ein sehr wertvolles Hilfsmittel werden, und es wird auch den reiferen Schülern der obersten Klassen eine Fundgrube für Genufs und Belehrung sein können.

Ein paar Bemerkungen, die sich beim Durchlesen des Werkes aufdrängten, seien hier mitgeteilt als Zeichen reger Anteilnahme und weil sie vielleicht für eine neue Auflage berücksichtigt werden können. — I, S. 144 ff. dürfte das Gedicht „Ankäos“ von Kind ohne Schaden fehlen; denn es ist, obzwar ganz lehrreichen Inhalts, doch als künstlerische Leistung so verunglückt und ungewandt, dafs es stellenweise geradezu komisch

wirkt. — I, S. 147 scheint in der „Antigone“ die erste Zeile, da sie unverständlich ist, nicht in Ordnung zu sein. — Bezüglich der Auswahl ist vielleicht in Erwägung zu ziehen, die ganz bekannten Dichtungen Schillers und Goethes wegzulassen oder nur dem Titel nach zu erwähnen, wie etwa die Klage der Ceres, das Eleusische Fest, Hektors Abschied, Siegesfest, Hero und Leander u. a., und dafür den Kreis sonst noch etwas weiter zu ziehen. Es steckt ja noch so viel Schönes in unseren Dichtern, vor allem bei Herder und Platen, obgleich beide schon recht reich berücksichtigt sind; auch bei Hebbel und anderen findet sich noch manches recht Gute. Namentlich verdienten wohl auch noch Aufnahme „Des Gottes Antwort“ von Wilhelm Fischer (Gedichte, Bonn 1862) und „Die Donnerlegion“ von A. Knapp (Gedichte 1854). Auch wäre es vielleicht zweckmäfsig, einige Übersetzungen aus solchen Autoren mit beizufügen, die der Schüler recht oft nennen hört, ohne sie selbst in die Hand zu bekommen, wie z. B. aus Anakreon nach Lessing oder Platen oder der Anthologie (Herder). Wünschenswert wäre es ferner, soweit wie möglich noch die Verfasser der ohne Namen mitgeteilten Gedichte zu ermitteln und, um berechtigten Wünschen der deutschen Literaturgeschichte entgegenzukommen, auch noch ein Verzeichnis der Dichter mit Angabe der mitgeteilten Proben zu geben; endlich könnte wohl am Schlusse der Gedichte selbst auch das Entstehungsjahr stehen, was doch mitunter recht wichtig ist und bei vielen der weniger bekannten Dichter dem Leser, auch dem Lehrer, keineswegs immer gleich geläufig sein wird.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

191) **Sedlmayer-Scheindlers lateinisches Übungsbuch** für die oberen Klassen der Gymnasien. 4. Aufl. Herausgegeben von **H. St. Sedlmayer.** Wien, F. Tempsky, 1908. 263 S. 8. geb. 3 K. 20 h.

Das Buch zerfällt in drei Teile. Der erste enthält 67 bzw. 56 Übungsstücke für die V. und VI. Klasse (= Unter- und Obersekunda), der zweite 34 bzw. 40 für die VII. und VIII. Klasse (= Unter- und Oberprima). Es folgen im dritten Teile ein alphabetisches Wörterverzeichnis, ein stilistischer Anhang und eine Elementar-Synonymik.

Die Stücke stehen meist in Beziehung zu der lateinischen oder griechischen Klassenlektüre. Ihr Inhalt ist fast durchweg ansprechend und

belehrend. Eine Ausnahme machen: S. 47 „Albanius", S. 63 „Nebrus", S. 81 „Caecilia Metella", S. 167 „Vespasianus".

Der deutsche Ausdruck ist sorgfältig und geschmackvoll. Nur stören viele Fremdwörter: z. B. Exil, Enthusiasmus, Majorität, föderiert, subtil, Genesis, Agilität, protegieren, spezifisch. Ungewöhnlich sind Bildungen wie Anhoffung und Schälle (S. 21. 184).

Die Übertragung der Stücke ins Lateinische verlangt weniger syntaktische als stilistische und lexikalische Kenntnisse. Übersetzungshilfen sind dem Schüler fast überreichlich gegeben: das Wörterverzeichnis, Verweisungen auf den stilistischen Anhang und endlich recht zahlreiche Fufsnoten. Es wäre vielleicht richtiger gewesen, diese letzteren durch eine schlichtere deutsche Ausdrucksweise möglichst entbehrlich zu machen.

Irrtümlich ist S. 237 für „schwerlich" haud scio an (st. an non) angegeben; aufserdem mufste neben vereor ut auch non vereor ne aufgeführt werden. Bisweilen begegnen livianische Wendungen (z. B. S. 205 dictu dignus), die man dem Schüler, wenn er sie selbst seiner Lektüre entnimmt, gern gestattet, sie aber nicht als mustergültig empfehlen sollte.

Potsdam. **E. Krause.**

---

192) **John Edwin Wells, The Owl and the Nightingale.** (The Belles Lettres Series, Section II. General editor Ewald Flügel.) Boston, U. S. A., D. C. Heath and Co., 1907. LXIX u. 258 S. 8. geb.

Das liebenswürdigste und trotz aller geistlichen Beimischung weltfreudigste Gedicht der älteren Zeit des Mittelenglischen tritt nach langer Ruhepause einmal wieder an die Öffentlichkeit, in schmuckem Gewande und handlicher Form. Die wissenschaftliche Forschung wird dem Herausgeber Dank wissen, eine Ausgabe war ein dringendes Desideratum, das zugleich durch eine in Deutschland erscheinende, mir aber bisher noch nicht zugänglich gemachte Ausgabe befriedigt werden soll. Wells druckt die einzigen erhaltenen beiden Handschriften in Paralleldruck ab (von der einen, Jesus College, wird auch ein Faksimile gegeben); dabei ist, wie auch durch Stichproben erwiesen, sorgfältig verfahren; wir erhalten also ein getreues Bild der Überlieferung und jeder kann darauf weiter bauen. Die umfängliche Einleitung behandelt die Überlieferung, den historischen Hintergrund der Dichtung und die vielen zum Teil recht verzwickten literarhistorischen Fragen, die sich an diese Dichtung knüpfen. Im Gegen-

satz zu früheren Forschern deutet er die Nachtigall als „the melody, the sweetnes, the grace, the beautiful in life, the aesthetic“, die Eule vertritt nach ihm „the serious view of life“, eine Ansicht, die in dieser Form schwerlich auf allgemeine Zustimmung rechnen kann. Grammatische Dinge werden nur gelegentlich in den Anmerkungen gestreift, metrische in der Einleitung summarisch aber nicht erschöpfend abgemacht. Ein besonderes Lob verdient aber das Glossar, das zwar den historischen Zug fast ganz vermissen läfst, aber dafür, gewifs zu allgemeiner Befriedigung, sämtliche Belegstellen gewissenhaft verzeichnet.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

193) **Joseph Wright** and **Elizabeth Mary Wright, Old English grammar.** [A. u. d. T.: The students' series of historical and comparative grammars edited by Joseph Wright.] London, New York and Toronto, Henry Froude, Oxford University Press, 1908. XV u. 351 S. 8. geb. 6 s. net.

Mit einer einzigartigen Unermüdlichkeit arbeitet der gelehrte und hochverdiente Herausgeber des gewaltigen „English Dialect Dictionary“ und der „English Dialect Grammar“ an der Förderung anglistischer Studien. War der Nachfolger auf dem Lehrstuhl Max Müllers in Oxford in seinen eben genannten Werken mit grofsem Erfolge rein schöpferisch tätig gewesen, so begibt er sich mit seinem soeben erschienenen neuesten Buch, an dem auch Elizabeth Mary Wright tätigen Anteil hat, auf ein anderes Gebiet, das der Verbesserung der Hilfsmittel für den englischen Studierenden. Keiner wird bestreiten, dafs hier ein dringendes Bedürfnis vorlag, denn seit dem Erscheinen einer englischen Übersetzung von Sievers' altenglisher Grammatik ist keine Darstellung in englischer Sprache erschienenen, anderseits aber durch Bülbrings bahnbrechende Forschungen, zusammengefafst in seinem „Altenglischen Elementarbuch“, ein erheblicher Fortschritt auf diesem Gebiet zu verzeichnen gewesen.

Somit kann diese neue englische Darstellung nur lebhaft begrüfst werden; sie berücksichtigt die neuen Forschungen, wenn sie auch nicht in allen Fragen dem kühnen Vorwärtseilen Bülbrings zu folgen vermag, und ist auch im allgemeinen praktisch angelegt. Auch mit den dem Studierenden gegebenen Ratschlägen kann man wohl einverstanden sein.

Der deutsche Studierende hat in den Grammatiken von Sievers und Bülbring treffliche Hilfsmittel und bei der leider recht weit verbreiteten

Unkenntnis der grammatischen Terminologie in englischer Sprache wird er lieber zu jenen greifen als zu dem englischen Werk. Wird sich daher die Benutzung der Old English Grammar im wesentlichen auf England und Amerika beschränken, so kann man ihr doch dort mit gutem Gewissen eine weite Verbreitung wünschen. Aber auch unsere Studierenden würden gut tun, ihre Abneigung gegen englisch geschriebene Grammatiken zu überwinden und häufiger in solche Werke hineinzusehen.

Die Verfasser kündigen im Vorwort einen ähnlichen Band für den mittelenglischen Zeitraum und einen weiteren über historische englische Syntax an, von denen besonders der letztere mit Spannung erwartet werden dürfte.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

194) **John Ruskin, Mornings in Florence.** Being simple studies of Christian Art for English travellers by J. R. Copyright edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz, 1907. 271 S. 8. ℳ 1.60.

1874 war Ruskin in Assisi, um in rastloser Arbeit den Schmerz seines gebrochenen Herzens zu vergessen. Sein leidendes Nervensystem machte ihn empfänglich für die Legenden vom heiligen Franz und besonders von der heiligen Ursula, für Mystik und Spiritismus. 1875 versetzte ihm der Tod von Rose Latouche den Schlag, welchen er nie wieder verwand. 1878 brach eine Gehirnentzündung seine Kraft vollends. In diese Zeit, d. h. genauer von 1874—1877, fällt die Abfassung von Mornings in Florence, die soeben in der Tauchnitz Edition erschienen sind. Es sind sechs Briefe, bestimmt Cimabue, Giotto und andere Künstler reisenden Laien nahe zu bringen. Und merkwürdigerweise fällt kaum ein dunkler Schatten auf diese Darstellung. Zwar macht Ruskin bisweilen gereizt seinem Zorne Luft über Restauration von Kunstwerken, modernen Betriebsinn und mancherlei andere Produkte neuerer Kultur, aber im ganzen ist sein Stil naiv, voll edler Begeisterung und nicht selten von einer humoristischen Bemerkung durchleuchtet. Ruskin stellt den Leser besonders vor die Fresken zur Verherrlichung des heiligen Franz in St. Croce und die zur Verherrlichung des Dominikanerordens in St. Maria Nosella, sowie schliefslich vor die berühmten Basreliefs am Campanile und liest sie in seiner Weise vor, dafs man ihm mit Spannung und Vergnügen folgt, auch wo er mehr und anders moralisiert, als dem Leser recht dünkt. Mag auch bei der Feststellung des Künstlers und der Bedeutung der

Figuren die Phantasie oft mit ihm durchgehen, und seine Ansicht kritischer Forschung nicht standhalten, er beansprucht in dieser Hinsicht, so autoritativ er sonst auch spricht, keinen Glauben. Nur in Sachen des Geschmacks, der Qualität des Kunstwerks, soll sein Urteil Geltung haben, und die Erläuterung der Basreliefs am Campanile, des 'perfect plan of civilization', ist in der Tat wundervoll.

Bremen. **F. Wilkens.**

---

195) **Justin Mc Carthy, A Short History of our own Times.** Vol. 3. From 1880 To the Recession of King Edward III. Leipzig, Tauchnitz, 1907. 271 S. 8. ℳ 1.60.

Justin Mc Carthy ist Journalist, Politiker und war Parteiführer. Dafs sich in diesem kürzeren Werk diese Eigenschaften mehr geltend machen als in seiner umfangreichen 'History of our own Times' ist eben eine Folge der durch die Gröfse des Buches bedingten Darstellung. Seine Parteizugehörigkeit verrät sich sowohl in seiner Schilderung der irischen Frage, als in seiner Beschreibung des Verlaufs des Konflikts mit den Buren u. ö., man vgl. z. B. die warmen Worte, die er Gladstone nachruft mit den kalten Bemerkungen über Disraeli. Das alles zeigt, wie schwer es auch bei augenscheinlich gutem Willen dem Mitlebenden und besonders dem politisch Mithandelnden wird, seinen Stoff zu beherrchen. Diese, nach meinem Gefühl, vorhandene Einseitigkeit war also wohl unvermeidlich und ist kaum als Mangel zu betrachten. Dagegen leidet das Buch auch sonst entschieden unter seiner Kürze, die Kapitel sind mehr nebeneinandergereiht, als in innere Beziehungen zueinander gebracht, und einzelne Abschnitte sind chronikartig, trocken und nüchtern. Ebenso konnte natürlich an ein Eingehen auf Kulturgeschichte im engeren Sinn nicht gedacht werden: von Kunst und literarischen Bewegungen erfahren wir so gut wie nichts. Trotzdem möchte ich das Buch besonders dem kontinentalen Leser empfehlen, denn die Schreibweise ist klar und über vielerlei englische Verhältnisse wird man nicht leicht anderswo so ausgiebig Belehrung finden z. B. über die bei uns meist recht wenig bekannten Verhältnisse der engl. Arbeiter und die Labour Question (Employer and Workman) und über die wechselvolle Gestaltung der Parteiverhältnisse der letzten 30 Jahre.

München. **M. Degenhart.**

---

196) **Steinmüller, Auswahl von englischen Gedichten für den Schulgebrauch** nebst Wörterverzeichnis. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1908. VI u. 112 S. 8. karton. ℳ 1.50.

An Sammlungen englischer Gedichte für deutsche Schulen haben wir nicht gerade Mangel; und man kann nicht behaupten, dafs für die Besorgung einer neuen eine zwingende Notwendigkeit vorlag. Anderseits wird niemand es einem Fachlehrer verdenken, wenn er, wo die Möglichkeit vorliegt, seinen Schülern gerade die Auswahl von Gedichten zugänglich machen möchte, die er für die geeignetste hält. Mit der vorliegenden kann man sich durchaus einverstanden erklären, und sie kann, wie so manche andere, mit Nutzen von deutschen Schulen in Gebrauch genommen werden, zumal auch die Anmerkungen das Interesse der Schüler an den Dichtungen, sei es durch gute Übersetzungen, sei es durch treffende sprachliche und sachliche Erklärungen, zu erhöhen wohl imstande sind.

Die Sammlung ist also in Verbindung mit dem sorgfältig zusammengestellten Wörterverzeichnis namentlich für Gymnasien sehr zu empfehlen. Für Realanstalten wäre der Umfang wohl etwas zu knapp bemessen.

Dessau. **H. Bahrs.**

---

197) **K. Brugmann** und **August Leskien, Zur Frage der Einführung einer künstlichen nationalen Hilfssprache.** Sep.-A. a. d. Idg. F. XXII, S. 366—396. 8. Strafsburg, K. J. Trübner, 1908. ℳ —.60.

Die vorliegende Schrift ist eine Fortsetzung der vor kurzem von denselben Gelehrten verfafsten Broschüre, in der sie die Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten einer künstlichen Weltsprache dargelegt haben. Seitdem hat sich ein eigenes *Comité* gebildet, das sich entgegen der ablehnenden Haltung weitaus der meisten von den 21 Akademien für *Esperanto* entschieden hat, und aufserdem sind darin zwei Sprachforscher von Ruf vertreten, Baudouin de Courtenay und Jespersen, während Schuchardt praktische Beteiligung abgelehnt hat. Brugmann führt im einzelnen aus, dafs die von dem ersten der Genannten erhobenen Einwürfe mifsverständlich und die von ihm gehegten Hoffnungen irrig seien. Die Belastung unserer Jugend mit einer neuen Sprache wäre tief bedauerlich, das Pidgin-Englisch beruhe auf natürlichen Grundlagen, das Bedürfnis nach einer allgemeinen Weltsprache aber sei entschieden geringer als manche denken;

Schwyzer habe mit Recht betont, dafs man mit Deutsch, Englisch, Französisch sehr weit reiche. *Esperanto* müsse heute noch als ganz unreif gelten und die Aufgabe, es für die unendlich verschiedenen Bedürfnisse des täglichen Lebens nicht blofs, sondern auch der Künste und Wissenschaften brauchbar zu machen, sei ganz gewaltig. Dazu würden, zumal angesichts der vielfachen unbestreitbaren bisherigen Mifsbildungen, dann immer wieder Nachträge und Verbesserungen treten müssen, die den vorher angeeigneten Besitz geradezu in Frage stellten. Die Gefahr dialektischer Spaltung wäre unausweichlich, zumal bei den Bevölkerungsschichten, die nicht durch das Auge einen ständigen Zusammenhang mit der schriftsprachlichen Norm unterhielten; denn beim wirklichen Reden sei der einzelne nicht blofs reproduzierend, sondern stets auch produzierend tätig. Endlich fehle alle Gewähr für eine längere Dauer. Zu diesen Ausführungen gibt Leskien eine Ergänzung, indem er darauf hinweist, dafs es von den Esperantisten sonderbar sei, wenn sie sich selbst jegliche Anforderung an das Publikum gestatten, diesem aber das Recht absprechen, in einer Sache, an der es sich so angelegentlich beteiligen solle, dreinzureden und Kritik zu üben; in erster Linie hätten doch die verschiedenen Kulturvölker den Anspruch auf Berücksichtigung ihrer Lautneigungen. Recht nachdenklich stimmt die Berechnung der Zeit, die ein in jeder Hinsicht tüchtiger Arbeiter zur Erlernung von Esperanto brauchen würde: Baudouin gebe für sich selbst 168 Stunden an; danach kämen bei 2 Stunden wöchentlich 1½, bei 3 aber immer noch über 1 Jahr und bei der Erwägung, dafs für einen Laien bei dem Mangel an Vorkenntnissen mindestens die dreifache Frist anzusetzen wäre, 5 bzw. 3 Jahre heraus! Da sei die Aneignung des Englischen mit seinen 125 Millionen Sprechern und seinem unendlich reichen Schrifttum doch sicherlich empfehlenswerter! Unter solchen Umständen könne sich nur ein Fanatiker durch ein fachmännisches Urteil verletzt fühlen.

Stuttgart. **Hans Meltzer.**

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Skizzen hellenischer Dichtkunst.

Von

Ernst Schulze.

Preis brosch. ℳ 2.40; geb. ℳ. 360.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin.

Soeben erschien: [106

DER NEUE MENANDER

BEMERKUNGEN
ZUR REKONSTRUKTION DER STÜCKE
NEBST DEM TEXT
IN DER SEITENVERTEILUNG DER HANDSCHRIFT
VON
CARL ROBERT.

gr. 8. (VII u. 146 S.) geh. 4,50 ℳ.

Inhalt:

Die Rekonstruktion der Stücke und ihre Grundlage. — Die Rekonstruktion der Handschrift. — Der Text. — Litteratur. — Kritischer Apparat.

Diesen Bemerkungen, die den in meiner Übersetzung gemachten Versuch die neuen Menanderschen Komödien zu rekonstruieren vor den Fachgenossen rechtfertigen oder wenigstens entschuldigen und auch in einigen Punkten, wo ich jetzt weiter gekommen zu sein glaube, korrigieren sollen, hatte ich ursprünglich nur ein Verzeichnis der Stellen beizugeben beabsichtigt, an denen ich auf Grund fremder oder eigener Vermutungen von dem Text Lefebvres abweiche. Bald aber stellte sich heraus, dafs diese Vermutungen dem Leser nur in der Weise verständlich gemacht hätten werden können, dafs zugleich die ganze Umgebung mit abgedruckt wurde, und dafs dies in solchem Umfang notwendig geworden wäre, dafs es einfacher schien, gleich den ganzen Text zu bieten, zumal es dadurch möglich wurde, auch einen Rekonstruktionsversuch des Kodex, ein Moment, das bei der Rekonstruktion der Stücke stark mitgesprochen hat, vorzulegen. (*Aus dem Vorwort.*)

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Deutsch-lateinisches Übungsbuch für Quarta

im Anschlufs an die Lektüre des Cornelius Nepos.

Von

Dr. Netzker, Oberlehrer zu Forst i. L., und **Rademann,** Gymnasiallehrer zu Cottbus.

Preis: broschiert ℳ 2.—.

Matériaux

pour la méthode à suivre dans la lecture des auteurs français
à l'usage des professeurs chargés de cet enseignement
dans les écoles secondaires de tous les pays
par **Oscar Knuth,**
Docteur ès lettres et professeur au lycée de Steglitz.
Preis: ℳ 1.20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

4244

Gotha, 5. September. Nr. 18, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

198) **Henri Weil, Euripide. Iphigénie en Tauride.** Troisième édition revue. Paris, Hachette & Cie, 1907. S. 437—560. 8. fr. 2. 50.

Die vorliegende Ausgabe der taurischen Iphigenie bildet einen Teil des rühmlich bekannten, von mir in dieser Zeitschrift schon wiederholt gewürdigten Werkes Sept tragédies d'Euripide par H. Weil. Die Neuauflage zeigt, wie der Herausgeber die schwierigen Textprobleme immer wieder aufs neue durchdenkt; manche Versehen im Text und Unstimmigkeiten zwischen Text und Kommentar wird man ihm um so weniger zum Vorwurf machen, als er seit Jahren auf die Hilfe fremder Augen angewiesen ist. Ich notiere nur solche, die der Leser nicht ohne weiteres verbessern wird: V. 852 fehlt nach *μέλεος,* : *οἶδ'*. — V. 1117 verstöfst *ζηλοῦσα τὸν οἶτον* gegen die Responsion; nach den kritischen Noten wollte Weil *ζηλοῦσα τὸν* schreiben, der Kommentar setzt *ζηλοῦσ' οἶτον* voraus. — V. 1384 u. 1424 ist am Schlufs des Verses *ς* ausgefallen: lies *κόρης, νεώς*. — In den erklärenden Anmerkungen wird V. 15 auf die Konjektur Weils *δεινῆς δ' ἀπλοίας πνεύμασιν συντυγχάνων* Bezug genommen, obwohl sie in den Notes critiques gestrichen ist. — V. 24 bietet der Text nach Monk *τέχναι*, während im Kommentar, wohl mit Recht, das überlieferte *τέχναις* festgehalten wird.

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Zu den bisherigen Textquellen ist seit der letzten Auflage eine neue hinzugekommen in einigen Papyrusfetzchen aus Hibeh (Grenfell and Hunt, Hibeh Papyri I, p. 108—113 [London 1906]), die die Herausgeber in das dritte vorchristliche Jahrhundert setzen. Weil verzeichnet die abweichenden Lesarten derselben nicht mit der erforderlichen Genauigkeit, indem er zuweilen als überliefert angibt, was Ergänzung der Herausgeber ist, z. B. V. 284 und 587. Der Papyrus enthält Bruchstücke der Verse 174—191, 245—255, 272—286, 581—595, 600—629; für die lyrische Partie 174—191 gewinnen wir nur wenig; bei der Spärlichkeit der Reste läfst sich nicht einmal das Prinzip der Versabteilung erkennen. In den Dialogpartien bietet der Papyrus dreimal gegen unsere Handschriften offenbar Richtiges: V. 252 *καν[τυχοντες*, V. 618 *τηνδε*, V. 621 *κτείνουσα*. Versehen finden sich V. 247 *το]υϑ οιδα*, V. 253 *ευξε[ινου* und V. 626 *χασ]ματα*. V. 618 haben unsere Handschriften das richtige *προστροπήν*, der Pap. *συμ[φο]ραν*, wofür Weil *προσφοράν* vermutet. — V. 246 bestätigt der Pap. das bisher fast allgemein für unrichtig gehaltene *ὄνομ'* der Handschriften. — Zweifelhaft bleibt V. 587. In unseren Handschriften steht *ϑνήσκειν γε τῆς ϑεοῦ ταῦτα δίκαι' ἡγουμένης*; hier liest Weil mit Markland und Pierson *ϑνήσκειν σφε, τῆς ϑεοῦ τάδε δίκαι' ἡγουμένης*, indem er dem Papyrus keinen Glauben schenkt, der *]τα τ.υ ϑεου τ[* bietet. — Mourray und Grenfell-Hunt folgen dem Papyrus, nur setzen sie *τῆς* für *τοῦ*, Mourray ergänzt *ἡγουμένης* „dafs die Opfer der Göttin, die dies für recht halte, durch das Gesetz stürben", was deswegen nicht angeht, weil *τάδε* offenbar mit *τὰ τῆς ϑεοῦ* zu verbinden ist, Grenfell-Hunt *ἡγουμένου* „er sterbe durch das Gesetz, das die der Göttin dargebrachten Menschenopfer für gerecht erkläre"; doch läfst sich schwerlich sagen *νόμος δίκαια ἡγεῖται*; vielleicht stand in dem Papyrus *τοῦ νόμου δ' ὕπο ϑνήσκειν, τὰ τῆς ϑεοῦ τάδε δίκαι' ἡγούμενος*.

Heidelberg. **F. Bucherer.**

---

199) **A. Przygode** und **E. Engelmann, Griechischer Anfangsunterricht im Anschlufs an Xenophons Anabasis.** (Xenophon-Grammatik.) I. Teil. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, Herbig, 1907. VIII u. 176 S. 8. geb. ℳ 3.—.

Die Herausgeber teilen den grundsätzlichen Gegnern dieser Methode mit, dafs „bereits an sieben Anstalten nach unserem Buche mit Erfolg

unterrichtet worden ist". Ich habe selbst nach dieser alten Jacototschen Methode eine Zeitlang zwei Knaben unterrichtet und Freude an den Erfolgen gehabt, halte aber trotzdem mein Urteil aus der Rezension der ersten Auflage aufrecht, dafs ich diese Methode im Klassenunterricht für weniger gut halte als die stufenweise vorgehende Methode in einem Übungsbuche, da im Anfang die Untertertianer mit zu vielerlei überschüttet werden, und da solche Schüler einen Wechsel der Lehrer weniger vertragen als bei methodischem Stufengang, und da die ganze griechische Sagengeschichte, welche in guten Übungsbüchern geboten wird, den Schülern, die nur wenig davon in IV haben hören können, ferner bleibt, während die in der gewöhnlichen Methode vorbereiteten Schüler doch noch genug Xenophon, bzw. Anabasis kennen lernen. Und wenn man möglichst früh die Anabasis bieten will, so kann man doch eine kleine methodische Vorstufe der regelmäfsigen Deklination und eines Teiles der Konjugation bieten. Das empfehle ich abermals. Man soll ein Prinzip nicht übertreiben. Besser wäre auch die Trennung der Grammatik von den Erläuterungen zu Anabasis I. Das 9. Kapitel des I. Buches hätte wegen seiner Schwierigkeit fortbleiben können; meist wird es doch in U II gelesen.

Die neue Auflage ist um 40 Seiten gewachsen. Vor allem sind auf 22 Seiten die vorher dagewesenen Vokabeln aus Anab. I, 1—10 kurz zusammengestellt, nicht alphabetisch, sondern, wie sie der Reihe nach vorkamen, *καί*, *γίγνονται*, *παῖδε*, *δύο*, *-ησθένει* usw. mit je einer Übersetzung, so dafs sich die Schüler z. B. einprägen „*ἡ γυνή* Gattin", nicht aber „Frau" u a., und ein alphabetisches S. 161—176 (hier „*γ.* Frau, Gattin"). S. 117—119 sind „einige Proben von deutschen Übungssätzen im Anschlufs an Kap. 1 u. 2 des I. Buches gegeben. In der nächsten Auflage wird dieser Metaphrasenauszug gewifs ausgehnter werden, nachdem einmal das eisige Prinzip durchbrochen ist. Denn warum nur Kap. 1 und 2 und nicht auch 3—10? Aufserdem finden sich in der Syntax mit Recht einige Zusätze.

Endlich sind mit Recht mehrfach Überschriften neu eingefügt und mit „R" die Regeln hervorgehoben worden. Aber das Verbalparadigma ist noch unpraktisch gedruckt, während die meisten Grammatiken jetzt übersichtlich auf zwei Seiten das Aktivum, auf zwei das Medium und dann das Passivum zeigen; hier steht das Akt., das Med. und das Pass. im Zusammenhang auf je vier Seiten.

Nun einige Einzelheiten: Bei dem ersten Vorkommen des Passiv sind in *πεμπόμεθα πέμπεσθε* die *θ* fett gedruckt; da könnte man noch alles mögliche fett drucken; ich habe in Extemporalien die Verwechslung von *θ* mit *τ* kaum gefunden. *Πέμπομαι* „ich schicke in meinem Interesse, für mich" kommt in der Anabasis und im klassischen Griechisch nicht vor. Vorher ist bei *μεταπ.* „er schickt nach jemand" ausgelassen „in eignem Interesse, für sich". Bei *φυλάττομαί τινα* steht „ich bin vor jemand auf der Hut" statt zunächst „ich beobachte jemand in meinem Interesse", *κάθημαι* richtig „Perf. praes.", aber vor „ich sitze" mufs stehen „ich habe mich gesetzt". Bei *αὐτοί* steht jetzt (ei), früher ei, warum nicht ipsi, wie beim Singular mit Recht? I, 10, 12 „*ὥστε γιγνώσκειν* (*τινά*) R. Bei der Infinitivkonstruktion bleibt das unbestimmte „man" unübersetzt"; wir dürfen nicht vom Übersetzen aus dem Deutschen ins Griechische ausgehen. Zu *μεσημβρία* war hinzuzusetzen *μεσημ(ε)ρία*, zu „*ἑξακισχίλιοι* sex milia" *ἑξάκις* sechsmal, zu I, 9 „*νομίζομαι* gelte" zuerst die passive Bedeutung mit Hinweis auf I, 4, 9 u. 16. Zu I, 7, 30 „*ἀνατεταραγμένοι* ungeordnet" fehlt eine Erklärung. Bei I, 7, 19 *ἀπεγνωκέναι* war auf I, 6, 4 *ἀναγνούς* zu verweisen, I, 8, 1 *πλησίον* auf I, 5, 2 *πλησιάζω*, *προφαίνομαι* auf I, 3, 19 *φαίνομαι*, *ἐντυγχάνω* auf I, 5, 2 *τυγχάνω*, I, 10, 16 *προεληλακέναι* auf I, 2, 3 *ἐξελαύνει* usw.

Das Papier ist stark und nicht glänzend, der Druck nirgends klein, sondern gleichmäfsig mittelgrofs und durch Absätze für das Auge besonders angenehm.

Kreuznach. **O. Kohl.**

---

200) **Ed. Wolff, Tacitus' Germania.** Für den Schulgebrauch erklärt. Zweite, verbesserte Auflage. Mit einer Karte. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1907. XXVI u. 118 S. 8.
geb. ℳ 1.75.

Im Jahre 1896 war diese vortreffliche Ausgabe der Germania von einem der besten Tacituskenner in erster Auflage erschienen (s. Neue Philol. Rundsch. 1898, S. 436 f.); auch in der vorliegenden Neubearbeitung, in der die reiche Tacitusforschung des letzten Jahrzehnts eingehend verwertet ist, wird sie in der Tacitusliteratur eine hervorragende Stelle einnehmen. In der 20 Seiten umfassenden Einleitung wird die Stellung der Germania in der römischen Literatur, ihr Zweck, die Quellen des Tacitus und die Kenntnis seiner Zeit über die Germanen überhaupt er-

örtert. Was ihren Zweck insbesondere betrifft, so verfolgte ihr Verfasser nicht irgendeine politische Tendenz, die Schrift war vielmehr lediglich ein Erzeugnis der Gabe und Liebe des Tacitus zu künstlerischem Gestalten, zugleich entsprungen dem Triebe zur Wahrheit, zur Belehrung und Freude denkender Leser bestimmt; die Ahnung der über Rom dereinst in Zukunft hereinbrechenden Geschicke ist ein Grundgedanke in ihr, der auch schon in den beiden vorausgegangenen kleineren Schriften des Tacitus hier und da durchklingt. Vielleicht hätte Wolff diesen Gedanken bei der Würdigung, die er dem 37. Kapitel widmet, mit mehr Entschiedenheit zum Ausdruck bringen können; denn in ihm liegt doch gerade die Bedeutung dieses Kapitels. Eine übersichtliche Disposition (die eingehender im Kommentar bei den entsprechenden Kapiteln wiederholt wird) schliefst die Einleitung.

Im lateinischen Texte, der im ganzen an Halm sich anschliefst, ist Wolff mehrere Male zu der handschriftlichen Lesart zurückgekehrt. Die den Sinn mehr oder weniger beeinflussenden Stellen sind folgende: 35, 2 stand in der ersten Auflage *recedit* (Heraeus' Konjektur), hier das handschriftliche *redit*; 42, 5 stand *praecingitur* (Tagmanns Änderung, Subjekt: *Germania*), hier das handschriftliche *peragitur,* das wohl zu rechtfertigen ist, wenn man mit Hirschfelder und Wolff *frons* als Subjekt nimmt, „gebildet wird“ (Hirschfelder vergleicht damit *limitem agere*, Wolff einige Stellen bei Mela, wo ebenfalls das Simplex *agere* in dieser Bedeutung steht); die Worte 45 a. E. *Suionibus* bis *degenerant* waren in der ersten Auflage ans Ende von Kap. 44 gestellt, sie stehen jetzt wieder, wo sie die handschriftliche Überlieferung hinsetzt. Aufserdem schreibt W. jetzt, Andresen folgend, 2, 11: *editum. Ei filium ... conditoremque, Manno* ...; 42, 1 ist Müllenhofs *Varisti* aufgegeben und *Naristi* wieder aufgenommen; ebenso ist W. bei den vielumstrittenen Schlufsworten der Germania zu dem handschriftlichen *in medium relinquam* (statt *in medio*) zurückgekehrt; der Akkusativ kann gewifs nicht als untaciteisch angesprochen werden. Der Kommentar, wenn auch an Umfang nicht gewachsen, bringt manche Ergänzungen und Änderungen im einzelnen, wie denn durchweg die nachbessernde Hand zu erkennen ist; übersichtlicher und bequemer ist er dadurch geworden, dafs jeder Anmerkung die Zeilenzahl des lateinischen Textes beigefügt ist und die lateinischen Zitate in Schrägschrift gedruckt sind. Von besonderem Werte ist es, dafs auf S. 113 bis 118 ein äufserst sorgfältig gearbeitetes Register zum Kommentar bei-

gegeben ist, mit dessen Hilfe sein reicher Gehalt, sowohl was sprachliche wie sachliche Angaben (hauptsächlich zu den germanischen Altertümern) betrifft, bequem benutzt werden kann. Auch ein Namenverzeichnis ist diesmal beigegeben. So wird Wolffs Ausgabe der Germania in ihrer neuen Gestalt reiferen Schülern und Studierenden wiederum Anregung und Belehrung geben, gewifs auch von manchem Lehrer als zuverlässiges und ergiebiges Handexemplar gern benutzt werden.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

201) **Rudolf Hirzel, Themis, Dike und Verwandtes.** Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtsidee bei den Griechen. Leipzig, S. Hirzel, 1907. VI u. 446 S. 8. ℳ 10.—; geb. ℳ 11.50.

Rudolf Hirzel hat in Verbindung mit seinen der griechischen Philosophie gewidmeten Studien bereits öfter den rechtlichen Anschauungen der Hellenen seine Aufmerksamkeit zugewandt; Früchte dieser Beschäftigung waren sein Buch „Der Eid“ und die Abhandlung *Ἄγραφος νόμος* (Abh. der sächs. Gesellsch. d. Wiss., Philol. hist. Cl., Bd. XX). Nun verfolgt er in grofsem Zusammenhang die für die Auffassung des Rechts grundlegenden Ideen der Griechen, deren Entstehung und Entwicklung und die göttliche Personifikation, welche sie fanden; es erscheint als charakteristisch für dieses Volk, dafs der Verehrung des Rechts zwei Göttergestalten entsprungen sind. Es ist nicht leicht, eine kurze Übersicht über den reichen Inhalt des Werkes zu geben, da sie ihn unmöglich auszuschöpfen vermag; und von der bewundernswerten Kenntnis nicht blofs der antiken Quellen, sondern auch der modernen Literatur an Dichtern und Denkern erhält man nur dann eine rechte Vorstellung, wenn man sich anhaltend in das Buch vertieft. Dafs dies recht viele tun mögen, dahin zu wirken ist der Zweck der folgenden Zeilen; es wird niemand ohne vielseitige Belehrung von dem Werke scheiden.

In dem ersten Abschnitt („Themis“) zeigt H. gegenüber den herrschenden falschen Anschauungen, dafs das ursprüngliche Wesen der Themis die Göttin des guten Rates ist; als solche ist sie Beraterin des Zeus und wird auch zur Orakelgöttin. Das Appellativ *θέμις* bedeutet „guter Rat“, *θέμιστες* sind die Kundgebungen des göttlichen Willens, und werden auch Richtern und Herrschern zuteil; daher bedeutet der Ausdruck auch „Richtersprüche“ und wird dann auf Gesetze übertragen. In späterer Zeit wird mit *θέμιστες* die Vorstellung von Satzungen, besonders göttlichen

Satzungen, verbunden; sie erscheinen zuerst als ungeschriebene, dann als geschriebene Gesetze und jetzt erst wird Themis zur Göttin des Rechts. In der Etymologie von *θέμις* weist der Verfasser die übliche Herleitung von der Wurzel *θε* ab und nimmt vielmehr als Stamm *θεμ* an, was gleichfalls auf die Bedeutung „Rat" führt.

„Dike" (Abschnitt II) wird gewöhnlich als „Rechtweisung" gedeutet und etymologisch auf denselben Stamm mit *δεικνύναι* zurückgeführt. Der Verfasser weist dagegen als ursprüngliche Bedeutung des Wortes „Richterspruch" nach und knüpft daran höchst interessante Erörterungen über die schiedsrichterliche Tätigkeit des Richters in alter Zeit und über die Bedeutung des Stabes als Werkzeuges der richterlichen Gewalt; *δίκη* ist etymologisch zu erklären als „Wurf" oder „Schlag" (des Richterstabes), durch welche Handlung der Streit geschlichtet und das Urteil gefällt wurde. Aus der ursprünglichen Natur der *δίκη* entspringen die späteren Bedeutungen: da es Aufgabe des Richters ist, die Wahrheit herauszufinden, erscheint die *ἀλήθεια* als mit der *δίκη* verschwistert; da die Dike aber zu ihrer Realisierung der Gewalt (*βία*) bedarf, so gelangt das Wort zur Bedeutung „Strafe, Vergeltung" und die Göttin *Δίκη*, ursprünglich Göttin des Schiedsgerichts, wurde zur Straf- und Rachegöttin. Als solche wird sie, früher Gehilfin des Zeus, in die Unterwelt versetzt und Richterin der Toten. *θέμις* und *δίκη* gehören enge zueinander, die neuere Anschauung jedoch, daſs sie zusammengenommen göttliches und menschliches Recht bezeichneten, ist irrig. Der Begriff der Gerechtigkeit ist verhältnismäſsig jung, Homer und Hesiod kennen ihn noch nicht, erst in den Parteikämpfen der folgenden Zeit, in welchen die *δίκη* zum Schutz der Bedrängten wird, entsteht auch er; die *δικαιοσύνη* hat ebenfalls die mannigfachsten Wandlungen des Inhalts durchgemacht, von dem Zurückgeben einer Schuld bis zur distributiven Gerechtigkeit. Recht und Vorteil, ursprünglich Gegensätze, werden jetzt miteinander versöhnt; das Recht wird angesehen als zurückgehend auf einen Vertrag, der zum Besten der Beteiligten abgeschlossen wurde. So tritt die Themis allmählich gegen die Dike zurück, diese durchwaltet nicht bloſs das Menschenleben, sondern auch die gesamte Natur. Das Recht wird zum konstitutiven Prinzip, aus dem der Kosmos, die Ordnung der Welt, entspringt.

Abschnitt III („Gleichheit") ist von groſsem Wert für das Verständnis des griechischen Freistaats. Gleichheit und Recht gehörten enge zusammen, die Gleichheit hat nirgends so entschieden Anerkennung wie bei den Griechen

gefunden. Doch ist auch bei diesem Begriff eine Entwicklung festzustellen: in der homerischen Welt herrscht Ungleichheit, wenn es auch schon damals gegen sie zur Auflehnung kommt; aber erst im 6. und 5. Jahrhundert gelangt man in Athen zur Durchführung der Gleichheit, die ursprünglich nichts anderes ist als ein Zustand, der Allen das Gleiche zuteilt (ἰσονομία), den gleichen Besitz an Macht und äufseren Vorteilen. Durch die Perserkriege erfährt nun der Begriff der Freiheit eine Wandlung: früher die Möglichkeit für den einzelnen, sich zu bewegen und zu leben wie er will, wird sie jetzt zur politischen Freiheit und zur moralischen Freiheit, die in der Selbstbeherrschung gipfelt. Dadurch wird aber auch der Begriff der Gleichheit vertieft. Sie ist es, die in ihren verschiedenen Äufserungen die Demokratie wert macht; sie ergreift auch das private Leben. An Stelle der Isonomie tritt die ἰσότης als Wurzel alles Rechts und Staatslebens. Demgegenüber erhebt sich zuerst bei den Pythagoreern die Forderung der geometrischen oder proportionalen Gleichheit, die, weil sie jedem sein Teil nach Würdigkeit zuweist, der Gerechtigkeit entspricht. Die proportionale Gleichheit wird auf den Staat übertragen, der als Kunstwerk (Kosmos) erscheint oder, tiefer entwickelt, als lebendiger Organismus; dieser Lehre entgegen tritt diejenige von dem Staat als entstanden aus einem Vertrag, arithmetische und geometrische Gleichheit treten in Recht und Staat einander gegenüber, durchkreuzen und verbinden sich aber auch. Sogar in der Welt der Götter wiederholt sich das Ringen zwischen den beiden Arten der Gleichheit; wie in der Demokratie herrscht auch da der Neid, an dessen Stelle später der geläuterte Begriff der νέμεσις tritt. Auch auf die Betrachtung der Natur wird die Gleichheit ausgedehnt und das Weltbild nach dem Prinzip der geometrischen Gleichheit vorgestellt.

Abschnitt IV verfolgt die Entwicklung des mit verschiedenen Termini bezeichneten Begriffs des G e s e t z e s. Gegenüber der θέμις und δίκη tritt hier eine neue Quelle des Rechtes auf, der Ausdruck des souveränen Willens, der Normen für alle Zeit und für jedermann aufstellt. Das Wort θ ε σ μ ό ς bezeichnet ursprünglich die dauernde, bestehende Ordnung einer Sache, besonders des religiösen Lebens, nicht Befehle an die Menschen. Zu ihr als grundlegender Institution treten die Gesetze ergänzend hinzu. In Athen sind die θέσμια die gesetzlichen Einzelbestimmungen, θεσμός deren Summe, die Rechtsordnung im ganzen, die sich im Laufe der Zeit bildete und von den Thesmotheten aufgezeichnet



wird. An diese Normen sind die Richter gebunden; erst Drakon hat sie zur allgemeinen Kenntnis gebracht, er wurde damit der erste eigentliche Gesetzgeber Athens. Durch ihn und besonders durch Solon wurde der *θεσμός* etwas wesentlich anderes als früher: während die *θεσμοί* der Thesmotheten von einer gewissen Verbindlichkeit waren, wurden sie durch Drakon zum Zwang gesteigert; Solon erkennt den Rechtsgedanken (*δίκη*) als Ziel seines gesamten Wirkens an und damit wird der *θεσμός* von der *δίκη* ergriffen. *θεσμός* und Sitte, welche von neueren öfter miteinander verwechselt wurden, sind begrifflich zu trennen, obwohl sie sich in Wirklichkeit öfter begegneten. Durch die Gewohnheit tritt zu den bisherigen Prinzipien der Rechtsbildung ein neues, das mächtigste von allen, der *νόμος*. Gegenüber der von neueren ausgehenden Leugnung eines Gewohnheitsrechtes bei den Griechen weist Hirzel darauf hin, dafs bei ihnen bereits eine Theorie desselben existierte. Eine Herrschaft des Herkommens trifft man schon im Epos, *νόμος* bedeutet bei Hesiod eine gewisse Weise des Lebens. Dazu treten die *πάτρια* der verschiedenen Geschlechter und Verbände. Auch Solons Verfassung, seine *θεσμοί*, wurden im Laufe der Jahre zu Gewohnheiten d. h. *νόμοι*; seit Kleisthenes erhält dieses Wort eine neue Bedeutung, diejenige des Befehls, dem eine Zwangsgewalt zur Seite steht. Für die überlieferte Sitte wird daher jetzt *ἔθος* gebraucht. Immer höher steigt die Bedeutung des *νόμος*, er wird zum Tyrannen und behauptet diese Stellung; an ihm hat die Gerechtigkeit ihr Mafs. Auch den *νόμοι* der Wissenschaften und Künste wird nachgespürt; der *νόμος* greift über auf das Gebiet der äufseren Natur. Zunächst ist das Naturgesetz ein Gesetz, welches die Natur gibt; nur bei Heraklit findet sich die Anschauung von dem Gesetz, welchem die Natur selbst unterworfen ist. Erst durch die Stoiker wurde die Vorstellung des Weltenstaates und eines durch Gesetze regierten Kosmos allgemein, gegen welche Epikur und seine Schule sich abweisend verhielten. Auf die religiöse Anschauung gehen die Begriffe der *μοῖρα* und *ἀνάγκη* zurück, die in älterer Zeit nicht als unüberwindlich erschienen; erst allmählich bricht sich der Glaube an ihre Allmacht Bahn. Gesetz und Rechte sind aber im griechischen Geistesleben nicht an der Natur entdeckt, sondern aus dem menschlichen Leben auf sie übertragen worden.

Einzelne Punkte werden von dem Verfasser in zehn zum Schlusse des Buches angefügten Exkursen weiter ausgeführt.

Prag. **Heinrich Swoboda.**

---

202) **Th. Mommsen, Gesammelte Schriften V. Historische Schriften.** Zweiter Band. Mit einer Tafel in Lichtdruck. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1908. VI u. 617 S. Lex.-8. Ladenpreis ℳ 15.—.

Aufser Abhandlungen, die in der Zeitschrift „Hermes“ erschienen (und nicht schon in Hist. Schriften I stehen) enthält dieser Band solche aus den Annali und dem Bulletino des römischen Instituts der Jahre 1845 und 1858, sowie „topographische Analekten“ aus der Archäologischen Zeitung vom Jahre 1846. Dazu so wichtige Veröffentlichungen wie „die Schweiz in römischer Zeit“ mit einer Tafel, über das Provinzialverzeichnis von 297, über die Unteritalien betreffenden Abschnitte der ravennatischen Kosmographie. Aus der „Rivista di filologia“ von 1873 einen Brief an Carlo Promis „su alcuni punti della geografia del Piemonte antico“; aus den Études archéologiques linguistiques et historiques dédiées à C. Leemans (Leyden 1885) einen Vorläufer zu der Ausgabe der Berliner Papyri unter den Titel „Papyrus Berolinensis scripta a. p. Ch. CLVIII“; aus der Festschrift für Kiepert (1898) „Die italischen Regionen“. Ferner sind den Verhandlungen der kgl. sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (1849) und dem Rhein. Museum (1853) je ein, dem Kommentar zu dem Römischen Feldmessern zwei Stücke entnommen. Der „Westdeutschen Zeitschrift“, entstammen die Ausführungen über den römisch-germanischen Limes, wozu aus der Wochenschrift „Die Nation“ eine Polemik gegen „die Limesgelehrten des Herrn Lieber“ gefügt wird, die diese Art von Unsterblichkeit kaum verdient. Zwei Artikel waren publiziert in den Mitteilungen des deutschen archäologischen Institutes in Athen (1891 und 1899), einer in den Jahresheften des österreichischen archäologischen Instituts (1900), kleinasiatische Inschriften betreffend. Zum Schlufs werden wir durch ein Ineditum überrascht, das anscheinend für den vierten Band der römischen Geschichte bestimmt war: „Boden- und Geldwirtschaft der römischen Kaiserzeit“, worin nicht nur die immense Sachkenntnis des Verfassers, sondern auch die kraft derselben geübte Abstraktion vom Buchstaben der Überlieferung (das höchste was ein Historiker leisten kann) in alter Weise imponierend zutage tritt. — Für die beigegebenen Anmerkungen, die überall den neuesten Stand der Forschung überblicken lassen, sind wir

den Herausgebern (in erster Linie O. Hirschfeld) zu aufrichtigem Danke verpflichtet.

Prag. **J. Jung.**

203) **R. Wedl, Phraseologie der französischen Sprache** im Anschlufs an die in höheren Schulen benutzten Phraseologien. Stuttgart, W. Violet, 1908. VI u. 147 S. 8.

Eine erschöpfende Besprechung dieses Buches wäre ein neues kleines Buch, weil sich gar so viel einwenden läfst. Ich mufs mich auf einige bezeichnende Proben beschränken.

Die Übersetzung ist meist recht farblos. Gibt es denn im Deutschen, den französischen entsprechend, nicht auch familiäre und Slangausdrücke? Gerade eine Gegenüberstellung der Ausdrucksweisen wirft Schlaglichter auf die oft verschiedene Anschauungsart des Volkes. Warum faire tapisserie, faire peau neuve, donner la chair de poule, mener à la baguette usw. durch nichtssagende Übersetzungen verwässern, wo wir doch die kräftigen Bilder von „Mauerblümchen", „sich häuten", „Gänsehaut", „am Schnürchen" usw. haben? Leider leisten sich auch die besten Lexika bei starken Wörtern oft eine Weichlichkeit der Wiedergabe, welche die deutsche Sprache ohne Saft und Kraft erscheinen läfst.

Dazu kommt eine ansehnliche Reihe von Fehlern. Le toll st. le tollé, faire halt st. halte, faire le deuil de, st. son deuil, il atteind st. atteint, mettre en échec eine Schlappe erleiden st. erleiden lassen, mögen noch als Flüchtigkeiten hingehen; bedenklicher ist schon avoir chance „wahrscheinlich sein" st. y avoir chance, avoir maldonne vergeben sein (vom Kartenspiel) st. y avoir maldonne. Ganz falsch aufgefafst sind faire le gros dos (S. 13) „wichtig tun" st. se mettre sur la défensive comme un chat qui se défend; faire son trou (S. 15) „ein Gläschen Likör während des Essens trinken" (!) st. „sich ein Plätzchen erobern" (se créer une situation); se mettre au vert „sich in Sicherheit bringen" (!) st. aufs Land, ins Grüne gehen; au jour le jour (S. 62) „beständig" (!) „ohne festen Plan" st. von Mal zu Mal (vgl. vivre au jour le jour) usw.

Die Anordnung ist wenig übersichtlich und recht äufserlich, Zusammengehöriges findet sich oft getrennt: ferré sur gehört zu versé dans, être aux prises zu mettre aux prises, à même la vie zu boire à même usw. Der Verfasser verwahrt sich allerdings dagegen, ein Nachschlagewerk bieten zu wollen. Was denn? Eine Sprachstudie? Dann

hätte er mit höheren Gesichtspunkten ordnen und vertiefende Erklärungen geben müssen. Es wäre doch interessant gewesen, zu erfahren, wie battre la breloque, jouer sur le velours, croquer le marmot usw. zu der Bedeutung „Unsinn schwatzen", „mit fremdem Gelde spielen", „sich in Ungeduld verzehren" usw. zu ihrer Bedeutung kommen.

An Druckfehlern ist auch kein Mangel; sie entschädigen wenigstens hie und da durch unfreiwillige Komik wie S. 13 faire face morne st. morne; oder qui tombait à tour de bras sur sa saletaille st. valetaille.

Wenn endlich noch zu bemerken ist, dafs sich fast alle angeführten Redensarten in den grofsen Wörterbüchern finden, dann wird man dem Buche von W. eine Daseinsberechtigkeit kaum zuerkennen können.

Flensburg. **K. Engelke.**

---

204) **Anna v. Zedlitz und Neukirch, Elisabeth Barrett-Browning, Aurora Leigh.** Aus dem Englischen frei übertragen. Dresden, A. Pierson o. J. [1907]. X u. 438 S. 8. ℳ 5.—.

Wie Robert Browning so beginnt man jetzt auch seiner Gattin Elisabeth Barrett-Browning in Deutschland die Teilnahme zuzuwenden, deren beide würdig sind, und deren sie sich nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch in Amerika und bis zu einem gewissen Grade sogar in Frankreich schon seit längerer Zeit erfreuen. Die Revue des deux Mondes brachte schon 1851 eine Würdigung Robert Brownings, Hippolyte Taine begeisterte sich für „Aurora Leigh", und 1905 erschien in Paris das beachtenswerte Werk: La vie et l'œuvre de Elisabeth Browning par Germaine Marie Merlette (s. Neue Philolog. Rundschau Jahrg. 1906, Nr. 16, S. 380 ff.). In Deutschland hat zuerst Dr. phil. H. Druskowitz in einem 1885 in Berlin im Verlage von Robert Oppenheim erschienenen Buche: „Drei englische Dichterinnen" Elisabeth Browning, die „im eigenen Vaterlande geliebt und bewundert, ja beinahe populär, bei uns eine Fremde" ist, einen Essay gewidmet, nachdem „A Selection from the Poetry of Elisabeth Barrett-Browning" sowie „Aurora Leigh" bereits 1872 in die Tauchnitz Edition aufgenommen worden waren. 1903 erschienen dann bei Eugen Diederichs Elisabeths berühmte „Sonette nach dem Portugiesischen", übersetzt von Marie Gothein, und in demselben Jahre bei S. Fischer in Berlin Ellen Keys „Menschen", übertragen von Francis Maro, die eine umfangreiche Studie über Elisabeth und Robert Browning enthalten. 1905 folgten in

demselben Verlage die „Briefe von Robert Browning und Elisabeth Barrett Barrett“, ins Deutsche übertragen von Felix Paul Greve, und vom Herbst 1906 ist das Vorwort der Übertragung datiert, die es fünfzig Jahre nach dem Erscheinen des Originals unternimmt, die weniger durch die Kraft plastischer Gestaltung als durch einen ungewöhnlichen Reichtum an Geist, Phantasie, Gefühl und durch die Gabe anschaulicher Schilderung ausgezeichnete Dichtung „Aurora Leigh“ dem deutschen Leser, dem sich das Original verschliefst, zugänglich und vertraut zu machen. Elisabeth Browning hat, wie die Übersetzerin in ihrem Vorwort treffend bemerkt, in diesem ihrem reifsten Werk „ihre Ansichten über das Leben und die Kunst niedergelegt“ und „mit fast prophetischem Blick die zwei grofsen Kulturfragen erörtert, die damals nur eben anfingen, allgemeines Interesse zu erregen, während sie heute brennend geworden sind: die soziale und die Frauenfrage. So ist das Buch, obgleich es schon sein goldenes Jubiläum feiert, doch noch ganz modern“. Um so mehr, als die von Elisabeth vertretene Auffassung ihrem eigensten tiefsten Denken, Fühlen und Erleben entsprungen ist. Wenn die Übersetzerin ihre Arbeit eine „freie Übertragung“ nennt, so will sie, wie sie selbst sagt, damit nur andeuten, dafs sie versucht habe, den Sinn in den Versen Elisabeth Brownings, wo er dunkel und manchmal schwer verständlich erscheint, klarer und deutlicher auszudrücken, und dafs sie zu dem Zweck auch einige unwesentliche Kürzungen vorgenommen habe. Dafs die Dichtung durch diese Änderungen, die sich nach der Überzeugung der Übersetzerin alle nur auf die Form beziehen, denn doch in manchen Partien eine wesentliche Einbufse erlitten hat, wird eine genauere Prüfung einzelner Stellen ergeben. Aber es ist auch schon von vornherein klar, dafs derartige Änderungen einen Eingriff in ein organisches Gebilde darstellen und als ein solcher grundsätzlich zu verwerfen sind. Allerdings ist zuzugeben, dafs sowohl Robert wie Elisabeth Browning gelegentlich durch eine seltsam dunkle Ausdruckweise und insbesondere Elisabeth durch ihre bisweilen zur Manier werdende Vorliebe für eine oft sehr künstlich erscheinende Bildersprache zu einem solchen, den Knoten kühn zerhauenden Verfahren geradezu herausfordern. Und auch das ist zu erwägen: wenn jemand seinen Landsleuten die Bekanntschaft mit einem grofsen Dichter eines fremden Volkes durch eine Übertragung zum ersten Male vermitteln möchte, so wird man gerechterweise die Freiheit, die er sich dem Original gegenüber nimmt, in Anbetracht seiner verdienstlichen Absicht und seiner

schwierigen Aufgabe mit einer gewissen Nachsicht beurteilen müssen, sofern wenigstens der Gesamteindruck seiner Leistung dem des Originals nahe kommt. Als ein Kunstwerk wird man eine solche Übersetzung freilich nicht werten können, falls sie nicht etwa andere ungewöhnliche Schönheiten aufweist, wohl aber als ein Werk, das uns einen Strom tiefer Gedanken, reiner, zarter und leidenschaftlicher Gefühle zuführt und uns den Hauch eines edlen Geistes spüren läfst. Ich möchte in diesem Zusammenhange an das schöne und gerechte Wort erinnern, das Goethe über Wielands Shakespeareübersetzung — bekanntlich die erste in Deutschland — gesprochen hat: „Shakespeare'n zu übersetzen war in jenen Tagen ein kühner Gedanke, weil selbst gebildete Literatoren die Möglichkeit leugneten, dafs ein solches Unternehmen gelingen könne. Wieland übersetzte mit Freiheit, erhaschte den Sinn seines Autors, liefs beiseite, was ihm nicht übertragbar schien, und so gab er seiner Nation einen allgemeinen Begriff von den herrlichsten Werken einer anderen.“ („Zu brüderlichem Andenken Wielands.“ Goethes Werke, Sophienausgabe 36. Band, S. 326.)

Ich betrachte nun einige der vorgenommenen Kürzungen näher und setze zunächst zum Vergleich die schöne Schilderung der englischen Landschaft aus dem ersten Buche im Original hierher, dem ich die Übersetzung S. 43 folgen lasse. Die durch den Druck hervorgehobenen Zeilen oder Worte fehlen in der Übersetzung:

I learnt to love that England. Very oft,
Before the day was born, or otherwise
Through secret windings of the afternoons,
I threw my hunters off and plunged myself
Among the deep *hills,* as a hunted stag
Will take the waters, shivering with the fear
And passion of the course. And when *at last*
Escaped, *so many a green slope built on slope*
Betwixt me and the enemy's house behind,
I *dared* to rest, *or wander, in a rest*
Made sweeter for the step upon the grass
And view the ground's most gentle dimplement,
(As if God's finger touched but did not press
In making England) *suchan up and down*
Of verdure, — nothing too much up or down,
A ripple of land; such little hills, *the sky*

Can stoop to tenderly and the wheat fields *climb;*
Such *nooks of valleys* lined with orchises,
Fed full of noises by invisible streams;
And open pastures where you scarcely tell
White daisies from white dew, — at intervals
The mythic oaks *and elm-trees standing out*
Self-poised upon their prodigy of shade, —
I thought my father's land was worthy too
Of being my Shakespeare's.

S. 43.

„So lernt' ich England lieben.
Manches Mal
Floh ich hinaus, wie vor dem Jäger flieht
Der schnelle Hirsch, der ins Gebüsch sich stürzt,
Bis er, noch zitternd von dem eil'gen Lauf,
Am stillen Waldessee gerettet steht.
So liefs auch ich mich nieder, wenn ich weit
Genug vom Hause meiner Feindin war,
Und sog die stille Schönheit in mich ein.
Die Höhen, leicht geschwungen, als ob nur
Ganz leise Gottes Finger sie berührt,
Und nicht gedrückt, als England er erschuf.
Die Weizenfelder auf den Hügeln hin.
Die Wiesen voller Orchideen, erfüllt
Vom Murmeln ganz versteckter Wässerlein.
Die Eichen mächtig, aus der Vorzeit noch,
Bis ich verstand, dafs meines Vaters Land
Auch meines Shakespeares würdig sei."

Wer diese fliefsenden deutschen Verse liest, ohne den englischen Text zu kennen, dem werden sie gewifs gefallen. Aber der Vergleich mit dem Original zeigt, wie viele mit Dichteraugen geschaute Bilder, wie viele Schönheiten in ihnen fehlen. Ein andermal, da, wo Aurora von der Unterrichtsmethode ihres Vaters erzählt, S. 8 werden fünf geistreiche und bissige Zeilen zu zwei Zeilen zusammengezogen, die weder geistreich noch bissig und infolge eines ausgelassenen Artikels („ein" vor „System") nicht einmal sprachlich ohne Anstofs sind:

He sent the schools to school, demonstrating
A fool will pass for such through one mistake,
While a philosopher will pass for such
Through said mistakes being ventured in the gross
And heaped up to a system.

„Er lehrte mich, wie Tor und Weiser irrt,
Und wie aus Irrtum noch System entsteht!“

Aufser den eben angeführten habe ich im ersten Buche im ganzen 28 Zeilen vermifst. Wenn die Übersetzerin Verse wie diese nicht zu bewältigen vermocht hat:

Smooth endless days, notched here and there with knives,
A weary, wormy darkness, spurred i'the flank
With flame, that it should eat and end itself
Like some tormented scorpion,

so wird man ihr das allerdings nicht allzusehr verübeln dürfen. Aus den übrigen Büchern, in denen ebenfalls mehrfach einzelne Verse unterdrückt werden, notiere ich hier nur diejenigen Auslassungen, die durch ihren Umfang besonders bemerkenswert sind: S. 162 fehlen 18 Zeilen, S. 193 22 Zeilen, in denen die temperamentvolle Auseinandersetzung über das Drama und das Theaterpublikum beginnt, S. 194 rund 60 Zeilen, in denen diese Auseinandersetzung aufs lebendigste zu Ende geführt wird; S. 231 8 Zeilen, S. 348 7 Zeilen, die für Elisabeths Abscheu vor der österreichischen Zwingherrschaft in der Lombardei charakteristisch sind, S. 373 10 Zeilen, welche durch ein Gleichnis die eben vorher ausgesprochene Lebensregel erläutern:

let us be content, in work,
To do the thing we can, and not presume
To fret because it's little.

Manchmal wird in dem Streben nach verstandesmäfsiger Deutlichkeit der anschauliche und besondere Ausdruck, den die Dichterin gewählt hat, durch einen allgemeinen und abgeblafsten ersetzt, ein charakteristischer einzelner Zug beseitigt, ein Bild verwischt, eine Handlung in einen Zustand verwandelt, kurz die Sprache der nüchternen Prosa an die Stelle der phantasiebeflügelten und des Lesers Phantasie zum Fluge anspornenden Sprache der Poesie gesetzt. So findet man z. B. S. 23 und 28 statt honeysuckle und woodbine „Blüten“, S. 38 und 190 statt cowslips

„Blumen“, S. 238 statt der daisies upon dappled fields „Wiesenblumen“. S. 54 wird der Tiger, der seinen Käfig erbeben läfst (shake his cage), zu einem „wilden Tier, das an seinen Ketten rüttelt“, und a red-haired child sick in a fever zu einem, aller individuellen Züge entbehrenden „kranken Kinde“. Und wenn es S. 40 von dem Dichter Keats heifst: „Der Mann, der sein eig'nes grofses Selbst vollendete in zwanzig Jahren“, so ist hier keine Spur von dem grofsartigen Bilde mehr zu entdecken, dessen sich die Dichterin bedient hat: the man who ... turning grandly on his central self ensphered himself in twenty perfect years. S. 192 ist aus the full-veined, heaving, double-breasted Age „unsere Zeit“ geworden, wie S. 129 aus dodged lanes and heaths, frequented towns and fairs „Dorf und Stadt“.

Es fehlt auch, wie bei jeder Übersetzung, nicht an mifsverstandenen Stellen. Der Dichterin erscheinen die Schafe, die sie bei Sonnenuntergang am fernen Rande des Horizonts (*along* the fine clean outline) laufen sieht, so klein wie Mäuse, die eine Hexe auf einem Faden laufen läfst, that run *along* a witch's scarlet thread. Dieser scharlachene Faden, der auf the fine clear outline zurückweist, ist in der Übersetzung S. 25 zum „Scharlachkleid“ geworden. Einmal stürmt Romney Leigh im Ärger über seine Cousine so rasch aus dem Hause, dafs er die Tür zuschlägt und seinen Hund dahinter zurückläfst: He turned and went abruptly, slammed the door and shut his dog out. In der Übersetzung vergifst er das treue Tier nicht:

„Er wandte kurz sich ab, trieb seinen Hund
Hinaus und schlug die Tür zu.“

Eine dunkle Stelle S. 47:

„Ich lief übers Gras,
Das noch ganz taubenetzt, so dafs mein Kleid
Wie eine grüne Schleppe anzusehn“

lautet im Original anschaulich und verständlich: brushing a green trail across the lawn with my gown in the dew. Wenn es S. 246 von der ebenso lieblichen wie unglücklichen Marian Erle heifst:

„Die niedre Stirn, die braunen Augen, frei
Und offen, doch mit jenem bangen Blick
Des stummen Tiers, das man geschlagen hat,
Und das seitdem der Welt nicht mehr recht traut“,

so bleibt es uns rätselhaft, wie Augen zugleich frei und offen und bang und mifstrauisch blicken können. Das Original löst das Rätsel:

> The low brow, the frank space between the eyes
> Which always had the brown pathetic look usw.

Nicht die Augen blicken frei, sondern der Raum zwischen den Augen wird vom Haar freigelassen. Denn Marian trägt, wie wir zwei Seiten weiter erfahren, hair in masses, low upon the brow. Zwecklos scheint Lady Waldemar zu handeln, wenn sie tut, wie Marian von ihr sagt: „Sie hob die Blüten meiner Wünsche, die zerfetzt am Boden lagen, sorglich auf und zerlegte sie vor mir nur aus Barmherzigkeit.“ Im Original steht: and *pieced* them — fügte sie zusammen — with her strong benevolence. S. 404 lesen wir mit einiger Verwunderung von „Fliegenschwärmen, die er niemals mehr abschütteln kann“. Im englischen Text finden wir burrs (= burs) — Kletten, auf die der Zusatz: never to drop off though he shakes the cloak vollkommen zutrifft. S. 418 mufs es heifsen: „Du hättest (nicht: du hattest) von der Krankheit wohl gehört“, nämlich, wenn du den Brief erhalten hättest. S. 436 ist der feine und tiefe Gedanke:

> Our work shall still be better for our love
> And still our love be sweeter for our work

dadurch in eine triviale Wahrheit verwandelt worden, dafs in der zweiten Zeile die Liebe und die Arbeit den Platz getauscht haben: „Und unsre Arbeit durch die Liebe auch stets süfser.“ S. 437 fehlt in der Übersetzung die Anspielung auf die pythagoreische Lehre von der Sphärenmusik, die uns aus dem Prolog im Himmel in Goethes Faust geläufig ist: along the *tingling* desert of the sky. S. 438 verstehe ich die Worte: and when I saw his soul saw so: Und als ich sah, was seine Seele sah. Denn in den mystisch klingenden Schlufsworten spricht Aurora ja aus, was Romneys Seele sieht. Die Farben der Steine, die sie nennt, entsprechen den Farben des Himmels, der als Gottes Thron gedacht ist. Es ist eine Weiterbildung von 2 Mos. 24, 10: „Und sahen den Gott Israels. Unter seinen Füfsen war es wie ein schöner Saphir, und wie die Gestalt des Himmels, wenn es klar ist.“ Robert Browning verwendet diese Bibelstelle in dem schönen seiner Gattin 1855 gewidmeten Gedicht „One word more“:

Like the bodied heaven in his clearness
Shone the stone, the sapphire of that paved work,
And they ate and drank and saw God also!

(The Poetical works of Robert Browning, vol. IV, S. 304). Ohne Zweifel haben diese Verse des geliebten Mannes der Dichterin bei der Gestaltung des Schlusses ihrer „Aurora Leigh" vorgeschwebt.

Elisabeth Browning, die eine gründliche Kennerin des Griechischen war und über eine ungewöhnliche Belesenheit verfügte, liebt es, auf die Welt des griechischen Altertums hinzudeuten. Dafs diese Anspielungen der Übersetzerin nicht immer verständlich geworden sind, ist nicht zu verwundern. Wenn wie S. 7 lesen:

„Bald
Die Muse, die mit unerschrocknem Blick
Auf ein entsetzenvolles Schicksal schaut,
Bald Psyche, die in Liebe sich verlor",

so lehrt das Original:

A dauntless Muse who eyes a dreadful Fate,
A loving Psyche who loses sight of Love,

dafs Fate hier konkret als Schicksalsgöttin, Moira oder Parze, und Love als Amor oder Eros aufzufassen ist. Homers Helden, sagt die Dichterin an einer anderen Stelle, waren nur Menschen:

Hector's infant *whimpered* at a *plume*
As yours last Friday at a turkey cock.

Wer die Ilias kennt, erinnert sich hierbei sogleich der vielgepriesenen Szene des sechsten Gesanges, in der Hektor von Andromache Abschied nimmt: „und hin nach dem Knäblein streckt' er die Arme;
Aber zurück an den Busen der schön gegürteten Amme
Schmiegte sich schreiend das Kind, erschreckt von dem liebenden Vater,
Scheuend des Erzes Glanz und die flatternde Mähne des Busches" (λόφον ἱππιοχαίτην).

Die Übersetzung S. 190:

Und Hektors Kinder, wie die unsrigen,
Erfreuten sich an bunten Spielerei'n

trifft mithin weder den Wortlaut noch den Sinn des Originals. Im siebenten Buche bricht aus dem verwundeten Herzen der Heldin das bittere Wort:

Crime and shame
And all their hoggery trample your smooth world
Nor leave more footmarks than Apollo's kine
Whose hoofs were muffled by the thieving god
In tamarisk-leaves and myrtle.

Nicht Apollo hat, wie die Übersetzerin S. 301 meint, die Kühe gestohlen, the thieving god ist vielmehr der junge Hermes, wie in dem bekannten Hymnus auf Hermes erzählt wird, wo auch die Sandalen aus Tamarisken- und Myrtenlaub erwähnt werden: V. 81: *συμμίσγων μυρίκας καὶ μυρσινοειδέας ὄζους*. Von „des Longus widerlichen Versen" (S. 34) konnte die Dichterin nicht sprechen, da ihr nicht unbekannt war, dafs des Longus Schäferroman „Daphnis und Chloe" in Prosa geschrieben ist. Im Original steht: obscene text. Eine orthographische Eigentümlichkeit der Übersetzerin sei hier erwähnt, die ich nicht zu den berechtigten zu zählen vermag, die nämlich, griechische Wörter, denen ein th zukommt, nur mit einem t zu schreiben, z. B. S. 151 Philantropen, S. 154 Koturn, S. 301 Xantippe. Ebensowenig läfst sich die Schreibung „extatisch" S. 426 verteidigen. Im Vorbeigehen sei bemerkt, dafs S. 19 ohne Zweifel die berüchtigte Giftmischerin Marquise de Brinvilliers gemeint ist, an die wir ja auch durch Robert Brownings Gedicht „The Laboratory" erinnert werden, und dafs der Falke (S. 344/5) in Boccaccios gleichnamiger Erzählung nicht mit the *lover* who for love destroyed the best that loved him identisch ist, sondern mit the *best* that loved him.

„Ich weifs wohl", sagt Martin Luther, unser aller Meister in der Kunst des Übersetzens, „was für Kunst, Fleifs, Vernunft, Verstand zum guten Dolmetscher gehört." Der Übersetzer soll nicht nur Ton und Stimmung des Originals treffen, sich bald zu pindarischem Schwunge erheben, bald die innige einfältige Sprache des Herzens, bald die brausende der Leidenschaft reden, bald ernst, bald lustig, bald derb, bald zart erscheinen, er soll zu alledem auch noch den Wohllaut, den gleichmäfsigen Flufs oder die charakteristische Lebendigkeit der Verse nachbilden. Aber vor diesen höheren Forderungen hat er doch zunächst drei elementaren Forderungen zu genügen: er mufs das Original gründlich verstehen, er mufs sich hüten, der deutschen Sprache, sei es durch ungebräuchliche Stellung oder durch Verstümmelung der Wörter oder gar durch undeutsche Wendungen, irgendwelche Gewalt anzutun, und er mufs sich darüber orientieren, ob für das Versmafs der Urschrift im Deutschen dieselben Gesetze gelten, wie in der

fremden Sprache. Es ist nicht üblich, manch und solch in dieser flexionslosen Form unmittelbar mit einem Substantiv zu verbinden: „manch Brief“ (S. 100), „manch Pfahl“ (S. 103), „manch Vers“ (S. 131), „solch Gedanke“ (S. 274) sind ebenso unerträglich wie etwa die Auslassung des Wörtchens „zu“ nach „brauchen“: „das brauch ich nicht sagen“ (S. 392; S. 71) oder die Verbindung: „bis an die See, dem blauen End' der Welt“ (S. 129). Auch undeutsche Wortstellungen begegnen uns leider recht häufig. So lesen wir z. B. S. 407 „dafs er sie nicht berühren könne mehr“, statt: nicht mehr berühren könne, oder S. 111: „dafs er sich nicht nach ihr mehr bücken könne, sie aufheben je.“ Die ersten acht Verse der Dichtung lauten folgendermafsen:

Of writing many books there is no end;
And I who have written much in prose and verse
For others' uses, will write now for mine, —
Will write my story for my better self
As when you paint your portrait for a friend
Who keeps it in a drawer and looksat it
Long after he has ceased to love you, just
To hold together what he was and is.

Die Übersetzerin gibt sie so wieder:

„Wieviel wird doch geschrieben in der Welt!
Und ich, die dichtete und schrieb bisher
Für andre nur, will schreiben nun für mich.
Mein Leben schildern für mein bess'res Selbst,
Wie man sein Bild wohl malt für einen Freund,
Der es verschliefst und ansieht, wenn er längst
Dich nicht mehr liebt, nur als Zusammenhang
Von dem, war er einst war und was er ist.“

Gegen den ersten Vers habe ich nichts einzuwenden. Danach aber verlangt die natürliche Wortstellung: „die bisher für andere dichtete, will nun für mich schreiben“ und „wie man sein Bild wohl für einen Freund malt“. Der Ausdruck „Nur als Zusammenhang“ ist steif und daher unbefriedigend. Ungern vermissen wir much in prose and verse in der zweiten, und den die Situation veranschaulichenden Zug: in a drawer in der sechsten Zeile. Ich würde die Verse so übersetzen:

Ich, die in Versen und in Prosa viel
Für andre schrieb, ich schreibe jetzt für mich, —
Mein Leben schildr' ich für mein bessres Ich,
Wie du dein Bild für einen Freund wohl malst,
Der's in ein Schubfach legt und es beschaut,
Wenn er schon längst verlernte dich zu lieben,
Um, was er war und ist, vereint zu sehn.

In der siebenten Zeile habe ich einen Vers mit einer überzähligen Silbe gebildet, während die Übersetzerin darin dem Original streng gefolgt ist, dafs sie jede überzählige Silbe vermieden hat. Ist dieser Rigorismus als ein Vorzug anzusehn? Ich meine: Nein! Der englischen Sprache ist ein männlicher Ausgang des jambischen Verses durchaus natürlich, da sie über eine sehr grofse Anzahl einsilbiger Wörter verfügt und die im Deutschen so häufige Endung -en im Englischen fehlt. Wird im deutschen Blankvers eine überzählige Silbe grundsätzlich gemieden, so entsteht nicht nur eine ermüdende Eintönigkeit, sondern es ist dies Prinzip auch nur mit höchst bedenklichen gewaltsamen Mitteln durchzuführen, als da sind: Änderung der natürlichen Wortfolge, störende Verwendung des Apostrophs (S. 73 auf Erd', S. 75 hätt', S. 79 wünscht', S. 159 Eigenlieb' — vor Konsonanten) oder Anwendung des sog. Enjambements in einer Weise, die es unmöglich macht, den einzelnen Vers auch nur annähernd noch als rhythmische Einheit zu empfinden. Für den zuletzt genannten Notbehelf bietet die Übersetzung eine Fülle von warnenden Beispielen: sehr häufig stehen Präpositionen und Konjunktionen am Versschlufs, besonders häufig die Partikel „und" (S. 284 fünfmal), also Wörter, die die engste Verbindung mit dem folgenden Verse erzwingen. Ein Beispiel für viele: S. 176:

„Er fragte bei den Schiffen nach und in
Den Zügen forschte er nach ihr und durch
Das ganze Land späht' er nach ihrer Spur."

Unsere Dramatiker, ich nenne nur Schiller, Goethe, Kleist, Grillparzer, verwenden daher stets nach freiem Ermessen neben männlich ausgehenden jambischen Versen solche mit weiblichem Ausgange, und in erzählenden Dichtungen im Blankvers herrscht dieselbe Regel oder Regellosigkeit, wofür z. B. „Der Turm von Nervi" in Adolfs Wilbrandts „Neuen Gedichten" oder Liliencrons Gedicht: „Auf dem Aldebaran" Belege bietet. Es

empfiehlt sich, den Hiatus (S. 51: hatte er, sagte er, meine ich, und sonst oft) möglichst zu meiden, nicht nur um des Wohlklangs willen, sondern auch, um eine Silbe zu gewinnnn.

Es wäre unbillig, wollte ich nicht hervorheben, dafs neben mancherlei Unvollkommenheiten, die sich vielleicht zum guten Teil entfernen liefsen, wenn das Werk für eine etwaige zweite Auflage einer sorgsamen Durchsicht unterzogen würde, dem Leser auch manche Partien begegnen, die nicht nur den Sinn, sondern auch die Empfindung und künstlerische Gestaltung rein und wirksam wiedergeben. Selbst Otto Gildemeisters berühmte Byronübersetzung hat, wie ich in den „Englischen Studien", 30. Band, Nov. 1902, S. 398/99, gezeigt habe, nicht von vornherein die Vollendung aufgewiesen, die wir jetzt an ihr bewundern. An Begeisterung für die trotz mancher Schwächen bewundernswürdige Dichtung Elisabeth Brownings hat es der Übersetzerin nicht gefehlt, und es wird ihr gewifs gelingen, ernste Leser und vielleicht noch mehr ernste Leserinnen für die Dichterin und ihr Werk zu erwärmen. Ich möchte auf die Übersetzung das Wort anwenden, das Elisabeth Browning im ersten Buch der „Aurora Leigh" von ihren eigenen Jugendgedichten sagt:

all these things, writ
On happy mornings, with a morning heart,
That leaps for love, is active for resolve,
Weak for art only.

Es fehlt noch an der Meisterschaft, die sich nie genug tun kann.

Bremen. **Edmund Ruete.**

---

205) **Meyers Grofses Konversationslexikon.** Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mit mehr als 11000 Abbildungen im Text und auf über 1400 Bildertafeln, Karten und Plänen, sowie 130 Textbeilagen. Achtzehnter Band: Schöneberg bis Sternbedeckung. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1907. 952 S. 8. Halblederband *M* 10.—; Prachtband *M* 12.—.

Wie förderlich der Meyersche Hausschatz für die Erkenntnis und das Verständnis der Fortschritte des modernen Lebens ist, zeigen uns beliebig aus diesem Bande herausgegriffene Artikel, z. B. Schrift, Schreibkunst, Schreibmaschine, Stenographie (mit Beilagen und Tafeln), Stadtbahnen im Grofsstadt- und Vorortverkehr, Setzmaschinen, Seekriegswesen, See-

minen, Seeschiffahrt und ihre Geschichte, Siemens, Spektralanalyse, Statistik. — Machen sich in der neuen und neuesten Zeit Wandlungen auf dem Gebiete der Schule und des Unterrichts bemerkbar, so wird man finden, dafs dem auch in der neuen Auflage hier Rechnung getragen ist; man vgl. Schularzt, Schulbibel, Schulbibliotheken, Schüleraustausch und Schülerbriefwechsel, Schülerreisen und Schülerherbergen, Schülervorstellungen, Schulerziehung, Schulgarten, Schulgesundheitspflege, Schulmuseum, Schulreform, Simultanschule. — Die Steigerung des Interesses an politischen Dingen läfst eine andere Gruppe von Belehrungsstoffen willkommen erscheinen, die sich unter den Stichworten Staat (hierzu Karte „Staatsformen der Erde", mit statistschen Textbeilagen), Staatsangehörigkeit, Staatsbürger, Staatsrecht usw. finden. Dahin gehören auch die gut orientierenden Titel: Sozialdemokratie, Sozialismus (seine Geschichte), Sozialpolitik, Soziologie. — Kartenwerke, wie immer trefflich ausgeführt, sind wieder reichlich beigegeben; ebenso empfehlen die (80) farbigen Tafeln und sonstigen Illustrationen, namentlich in den technologischen und naturwissenschaftlichen Artikeln das musterhaft redigierte Werk aufs beste.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Anthologie aus den griechischen Lyrikern.

Für den Schulgebrauch
erklärt von
Dr. **Fritz Bucherer,**
Professor am Gymnasium in Baden-Baden.
Preis: ℳ 1.80.

Platons Gorgias.

Für den Schulgebrauch
erklärt
von
Dr. **Lothar Koch** in Bremen.
Preis: ℳ 2.40.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

1908 ...

Gotha, 19. September. Nr. 19, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

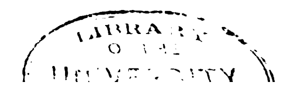
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

206) **Julius Sommerbrodt, Ausgewählte Schriften des Lucian.** Zweites Bändchen: Nigrinus, der Hahn, Icaromenippus. 3. Aufl. neu bearbeitet von **Rudolf Helm.** Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1908. IX u. 136 S. 8. ℳ 1.80.

Die Neubearbeitung der Sommerbrodtschen Ausgabe ausgewählter Schriften des Lucian ist nach Sommerbrodts Tode Rudolf Helm übertragen worden. Als erstes Bändchen dieser Neubearbeitung ist soeben aus der ganzen Reihe das zweite, den Nigrinus Hahn und Icaromenippus enthaltende, erschienen.

Die Ausgabe ist unter Helms Händen fast völlig neu geworden. Von seinen Grundsätzen und Absichten gibt Helm in einer ausführlichen Einleitung Rechenschaft. Von Sommerbrodt trennt ihn zunächst die Auffassung von dem Charakter des Schriftstellers. Während jener nach der früher herrschenden Ansicht in ihm einen ernsten Kämpfer für geistige Freiheit sah, einen Streiter gegen Philosophendünkel und Scheinheiligkeit, hat man jetzt eingesehen — und gerade Helm hat dieser Anschauung wohl zum endgültigen Siege verholfen durch sein verdienstliches Buch „Lucian und Menipp“ —, dafs Lucian ein Sophist war, ein Sophist zwar



von einer besonderen Art, der sich in einer bestimmten Periode seiner literarischen Tätigkeit statt der sonst von den damaligen Sophisten nachgeahmten Redner Plato, Menipp und die Komödie zum Muster genommen und mit viel Witz erneuert hat, aber doch immer nur ein Sophist, d. h. ein Schriftsteller, dessen Aufgabe darin bestand, von den Klassikern überkommenes Gedankengut dem Publikum zu seiner Unterhaltung in immer neuen Wendungen vorzuführen. Um diesen Charakter der lucianischen Schriftstellerei recht deutlich ans Licht zu stellen, hat Helm in den Anmerkungen besonderes Gewicht zunächst darauf gelegt, auf Lucians literarische Vorbilder hinzuweisen, wobei er für den Hahn und Icaromenippus im wesentlichen das widerholen konnte, was er in seinem Buche ausführlich dargelegt hatte. Für den Nigrinus kam es ihm darauf an, die Abhängigkeit im Ausdruck von Plato zu zeigen und die Parallelen aus der römischen Literatur heranzuziehen. Daneben hat er aus Lucians eigenen Schriften zahlreiche Parallelstellen neu angeführt, teils um das Verständnis der Worte, zu denen sie herangezogen sind, zu bewirken, teils um dem Leser einen Begriff beizubringen von der besonderen Eigenart dieses Schriftstellers, immer wieder im gleichen Zusammenhange auch in die gleichen Gedanken zurückzufallen und dabei sich im Wortlaute öfters geradezu auszuschreiben.

Was die übrigen auf Realien oder grammatische und sprachliche Erscheinungen bezüglichen Erklärungen anlangt, so mufs jeder moderne Herausgeber einer erklärenden Bearbeitung lucianischer Schriften naturgemäfs eine doppelte Klasse von Benutzern berücksichtigen, Schüler der obersten Gymnasialklassen und angehende Studenten. Je nach Individualität und Stellung des Herausgebers und Zweck der Ausgabe wird das Schwergewicht mehr nach der einen oder der anderen Seite fallen. Helm hat, wie er selbst sagt, bei der Abfassung seiner Anmerkungen die Art vorgeschwebt, wie man etwa im Proseminar mit Studierenden aus den ersten Semestern den Lucian behandeln würde. Er hat deshalb vielen Anmerkungen Hinweise auf bekannte Handbücher und Werke hinzugefügt, aus denen der Benutzer weitere Belehrung schöpfen kann Doch hat er daneben auch die Brauchbarkeit der Ausgabe für Schulzwecke nicht aus dem Auge verloren. Mit vollem Rechte und in demselben Sinne, wie auch ich das früher getan habe (in dieser Zeitschrift, Jahrg. 1905, S. 387), spricht er sich dahin aus, dafs man es den Schülern nicht verwehren solle, nach so viel ernsten Männern auch einmal den Schelm zu hören, und in

dem Gedanken an Schüler als Benutzer hat er sich nicht gescheut, wo er es für nötig hielt, die Angaben und Nachhilfen durchaus elementar zu gestalten.

Helm spricht den Wunsch aus, es möge ihm gelungen sein, den Gefahren, die der doppelte Standpunkt mit sich bringe, zu entgehen. Man wird sagen dürfen, dafs es ihm im grofsen und ganzen in der Tat gelungen und eine ganz vortreffliche Leistung herausgekommen ist. Im einzelnen wird man freilich hie und da anderer Ansicht sein. So glaube ich und zwar nach langjähriger Erfahrung im griechischen Unterricht in den in Betracht kommenden Klassen, dafs manche grammatische Erklärungen sogar für Schüler überflüssig sind. Ich rechne hierzu die Bemerkung über *γιγνώσκειν* c. Inf. S. 6, 11 und 130, 13, zu *τελευταῖον* 11, 4, zu *ἄμεινον εἶχεν* 12, 15 und ähnlich 116, 1, über die persönliche Konstruktion von *τοσούτου δέω* 27, 8, über den Infinitiv des Zweckes bei den Verben des Gebens 33, 6, über den Unterschied von *ἅτε* und *ὡς* 96, 22, über die Prolepsis 102, 5, über das formelhafte *μικροῦ δεῖν* 110, 11, über die Konstruktion *οὐδεμία μηχανὴ μὴ οὐ* 113, 7 und über *οὔπω ... καί* 119, 22. Umgekehrt finde ich eine Reihe von Stellen, wo mir eine Erklärung wenigstens für Schüler teils nötig, teils mindestens nützlich erscheint. Ich führe folgende an. S. 8, 10 *οἷόνπερ καὶ οἱ Ἰνδοὶ πρὸς τὸν οἶνον κτλ.* Helms Erklärung, „S. Lucians Bacch. 1 ff.“ ist für Schüler unbrauchbar, da sie den Bacchus schwerlich zur Hand haben werden. 16, 15 *μὴ γὰρ ἔχειν αὐτὸν ἕτερα.* Helm erwähnt zwar zu 3, 7 *ὅτι μή*, dafs Lucian in Kausalsätzen häufig die Negation *μή* hat mit Verweisung auf 26, 2, wo diese Erscheinung ausführlich besprochen wird; dagegen fehlt ein Hinweis auf den abweichenden Gebrauch von *μή* nicht blofs hier in abhängigen Aussagesätzen, sondern auch 110, 15 beim Genitiv absolut. mit *ἅτε.* 27, 9 war die abweichende Konstruktion von *τοσούτου δέω ὥστε* zu erwähnen mit Infinit. statt des sonst gebräuchlichen Indic., die auch Lucian 99, 15 anwendet. 62, 18 *δακτυλίους ὅσον ἑκκαίδεκα κτλ.* mufste auf den Lucian eigentümlichen Gebrauch von *ἑκκαίδεκα* im Sinne von „unzählige“ hingewiesen werden. Vgl. Timon c. 23, 49 us. 69, 7 konnte der dem Schüler sicher unbekannte Ausdruck *ὦ τάν* erklärt und dabei auf 95, 12 hingewiesen werden, ebenso 75, 9 zu *τῆς ἀνομοιότητος* der Gebrauch des Genitivs in Ausrufen. 80, 13 *ὅσοι δὲ μὴ πάνυ μετέωρα μηδὲ ὑψηλὰ ἐφρόνησαν* konnte die genau übereinstimmende und daher gerade in Helms Sinne für Lucians Art charakteristische Parallel-

stelle 107, 15 zitiert oder wenigstens dort nachträglich auf diese verwiesen werden, wie dies z. B. zu den kurz vorhergehenden Worten *ὅτι κηρῷ ἥρμοστο αὐτοῖς ἡ πτέρωσις* nachträglich 96, 22 geschieht. 81, 1 *ὅταν ὁ Κροῖσος ... γέλωτα παρέχῃ ἀναβαίνων ἐπὶ τὸ πῦρ* war der für Schüler so kaum verständliche Ausdruck, dafs der den Scheiterhaufen besteigende Krösus lächerlich wirke, durch den Hinweis auf die kynische Betrachtungsweise und die Parallelstellen aus dem Nigrinus 21, 10 und 22, 11 und Icaromenippus 115, 12; 118, 1 zu erklären. 104, 3 *τί χρὴ καὶ λέγειν* konnte der eigentümliche Gebrauch des *καί* erwähnt werden etwa im Zusammenhange mit den Anmerkungen auf S. 5, 3 zu *ἐφ' ὅτῳ καὶ κομᾷς* und zu 5, 11 *ὅτι καὶ λέγεις*.

Diese letzte Stelle führt mich auf einen weiteren Punkt, in dem Helm nicht überall, wie mir scheint, die genügende Sorgfalt angewendet hat, ich meine die Erklärung sprachlicher Erscheinungen, die in den drei Schriften an mehreren Stellen vorkommen. Ich halte es für das einzig Richtige, solche Erscheinungen stets da zu besprechen, wo sie zuerst vorkommen unter Hinweis auf die anderen, später auftretenden Fälle, und bei diesen überall durch einfache Rückverweisung die Sache zu erledigen. Meist macht es Helm natürlich ebenso, aber doch nicht überall. So bespricht er, wie schon oben erwähnt, den eigentümlichen Gebrauch von *μή* in Kausalsätzen nicht an der ersten vorkommenden Stelle 3, 7, sondern erst 26, 2; hier werden dann noch zwei Stellen 22, 9 und 33, 4 sowie eine wörtlich ausgeschriebene aus dem Hermotim. angeführt, dagegen zwei andere 100, 2 und 122, 1 weggelassen. 37, 12 führt er zu der Stelle *οὐ γὰρ ἐξ ἐπιπολῆς ... ἡμῶν ὁ λόγος καθίκετο* für *καθικνεῖσθαι* c. Gen. im Sinne von „treffen" drei wörtlich ausgeschriebene Parallelstellen an, aus Luc. De sacrif. und Toxar. und aus [Platos] Axiochos, ohne die ebenso passende 124, 12 auch nur zu erwähnen, und ebenso erklärt er hier *καθικνεῖσθαι* noch einmal ohne Rückverweisung auf jene erste Stelle. 73, 6 bespricht er ausführlich das verbum *λιμπάνειν* als seltene Nebenform vom Stamme *λιπ* unter Erwähnung seines Gebrauches bei Thukydides, Aelian usw., doch ohne Hinweis auf sonstiges Vorkommen bei Lucian; 101, 13 erklärt er dasselbe Wort ohne Rückverweisung auf jene ausführliche Anmerkung noch einmal als „Nebenform für *λείπειν*, in späterer Zeit häufiger", und 105, 10 wo es sich zum dritten Male findet, verweist er dann allerdings auf 101, 13 aber eben nur hierauf.

Auch sonst liebt es Helm manchmal weit abliegende Parallelstellen

zu zitieren, wo andere viel näher liegen. So führt er 81, 17 zur Beleuchtung des bekannten Gebrauches *ἐν τοῖς* zur Verstärkung des Superlativs zwar eine Stelle aus Thukydides und zwei aus Plato an, aber nicht Lucian Som. c. 2, und 64, 1 benutzt er als Zeugen für den parodischen Gebrauch von *τριέσπερος* sogar den Lykophron und Dosiadas statt der viel näher liegenden Stelle Lucian. Som. c. 17. Auch die Stellen zur Erklärung von *ὑπηνέμιον φέρεσθαι παρεσκευάσας* 63, 8 aus Goethes Faust und Cervantes Don Quichotte liegen doch recht weit ab und könnten durch Horaz Oden I 26 tristitiam et metus tradam protervis in mare Creticum portare ventis ersetzt werden.

Über seine Grundsätze in der Gestaltung des Textes hat sich Helm nirgends geäufsert, was bei einer in erster Linie für Studierende bestimmten Ausgabe immerhin auffällig genannt werden mufs. Gegeben hat er im wesentlichen den üblichen Vulgattext, wobei er weder für den Nigrinus die für diese Schrift ja schon vorliegende Ausgabe von Nils Nilén noch für den Hahn die wichtigen Bemerkungen Rothsteins in den quaestiones Lucianeae S. 78 bis 79 benutzt zu haben scheint. In einigen Stellen hat Helm auch eigene Änderungen in den Text gesetzt und darüber dann in den Anmerkungen Rechenschaft gegeben. Die meisten scheinen mir wenig glücklich. So wird 115, 18 die von Helm aufgenommene Fritzschesche Konjektur *δεκαζομένους* statt *δικαζομένους* durch die von Helm selbst angeführte Parallelstelle aus Charon. 15 *τὴν δὲ πληθὺν ὁρᾷς, ὦ Χάρων, τοὺς πλέοντας αὐτῶν, τοὺς πολεμοῦντας, τοὺς δικαζομένους κτλ.* meines Erachtens schlagend widerlegt, zumal auch bei Horat. sat. I, 1, 4 ff., worauf Schmidt hinweist (Jahresb. über die Fortschritte der Altert. 1906, S. 243), genau dieselben vier Typen der kynischen Diatribe wiederkehren. Warum 86, 22 *καὶ ἔχῃ* ein sinnloser Zusatz sein soll, sehe ich nicht ein; wenn man übersetzt „wenn ich einen die rechte Schwanzfeder ausreifsen lasse und er sie bei sich hat, so kann er jede Tür öffnen“, scheint mir gegen den Sinn nichts einzuwenden. 41, 11 ist allerdings *ἐρᾶν* schwerlich zu halten und die Änderung in *νοσεῖν* nicht gerade unwahrscheinlich, wenn auch dieser Ausdruck in jenem Zusammenhange etwas schwach ist. Dagegen ist in der vielbehandelten Stelle 29, 9 *τοῦτο μὲν οὐ δεῖν οἱ πολλοὶ κελεύοντες* Helms Schreibung *τοῦτο μὲν⟨ἐκθνήσκειν λιμῷ μικρ⟩οῦ δεῖν κτλ.* meines Erachtens verfehlt. Die Stelle läfst sich ganz leicht heilen, wenn man *τοῦτο μὲν⟨μόνον⟩ οὐ δεῖν κτλ.* schreibt; *μόνον οὐ* = beinahe ist ja bekannt und findet sich auch vorher 7, 12.

Die angefühten Anstöfse sind alle nicht sehr bedeutend, und ich habe sie erwähnt, nicht um die Ausgabe dadurch herabzusetzen, die ich vielmehr, wie schon oben gesagt, für eine ganz vortreffliche Leistung halte, sondern um dem Verfasser zu zeigen, mit welchem Interesse ich seine Arbeit gelesen und durchgearbeitet habe, und in der Hoffnung, dafs meine anspruchslosen Bemerkungen vielleicht dazu dienen können, für den Fall einer neuen Auflage hie und da die Ausgabe für ihren doppelten Zweck noch ein wenig praktischer zu gestalten. Im übrigen weifs ich mich mit dem Verfasser einig in dem Wunsche, den er am Schlusse seiner Einleitung ausspricht, dafs auch diese Ausgabe dazu beitragen möge, dafs Lucian sich wieder etwas mehr Boden erobert, als er augenblicklich besitzt.

Blankenburg a. H. **K. Bürger.**

---

207) **Geyza Némethy, P. Ovidii Nasonis Amores.** Edidit, adnotationibus exegeticis et criticis instruxit G. N. (Editiones criticae scriptorum Graecorum et Romanorum a collegio philologico classico Academiae litterarum Hungaricae publici iuris factae.) Budapestini sumptibus Academiae litterarum Hungaricae. MCMVII. 295 S. 8. Pretium 6 cor.

Der ungarische Gelehrte gibt mit dem vorliegenden Buche seit langen Jahren wieder die erste kommentierte Ausgabe der Amores in die Hände der Verehrer des pälignischen Erotikers; das ist unter allen Umständen des Dankes wert.

Das Hauptgewicht liegt durchaus auf dem exegetischen Kommentar. Der Text ist im wesentlichen der der Ehwaldschen Teubneriana; über die Abweichungen — im ganzen etwa 75 an der Zahl — geben die 6 Seiten Adnotationes criticae Rechenschaft. Zumeist sind die Änderungen unerheblich und beruhen auf verschiedener Bewertung der Handschriften; eine Anzahl bedeutet die Wiederaufnahme älterer Vermutungen; nur an wenigen Stellen liegen eigene Konjekturen des Herausgebers vor. Übrigens finden sich gerade unter diesen ein paar, die mir ganz schlagend scheinen. Vor allem II 15, 19 *Si trahar,* ut condar loculis: exire negabo, wo die codd. *Si dabor* bieten; ebenso III 3, 26 *Nimirum* solas omnia posse iubet (Et nimium solas ...). An anderen Stellen, wo Némethys Vorschlag an sich annehmbar scheint, wird nicht recht klar, wie aus der von ihm vermuteten ursprünglichen Lesart die jetzige habe entstehen können, während anderseits die bisherige Lesart einen erträglichen Sinn gibt. In solchen

Fällen ruht die ändernde Hand wohl besser. Wenn's sicher wäre, dafs alles, was uns dunkel, geschmacklos oder eines bestimmten Dichters unwürdig scheint, ihm fälschlich zugeschrieben werde: wie viele Stellen auch der neueren und neuesten Dichtung wären da mit leichter Hand zu „bessern" oder „herzustellen"! Dafs hier die fremdartig anmutenden Stellen unzweifelhaft „echt" sind, mufs doch auch gegenüber den überlieferten Texten der Antike vorsichtig machen.

Der Wert unserer Ausgabe liegt aber, wie bemerkt, entschieden in den Adnotationes exegeticae. Für wen diese bestimmt sind, sagen des Verfassers Worte: „Non solum virorum doctorum, sed etiam civium Academicorum rationibus consulere volui, quare ne faciliores quidem locos silentio praetermittendos putavi." Der Gedanke ist sehr richtig: Wie sehr vermifst man als junger Student häufig Kommentare, die, ohne tiefere Kenntnisse auf dem Gebiet, über das sich der Student erst unterrichten will, vorauszusetzen, das Notwendigste zum Verständnis des eben vorliegenden Textes geben! Aber die Art, wie der gute Gedanke hier ausgeführt ist, scheint mir doch nicht ganz sachgemäfs. Im Wesen eines lateinisch geschriebenen Kommentars liegt es doch wohl, dafs er nur für Leute vom Fach in Betracht kommt, für Philologen. Bei solchen aber darf man wohl schon in den ersten Semestern die elementarsten mythologischen und archäologischen Kenntnisse voraussetzen. Erklärungen über Jo, Europa, Leda (S. 107), Semiramis (S. 113), Kassandra (S. 121), über Tempe (S. 100), Lais (S. 113), Padus (S. 210) und ähnliche dürften da wirklich überflüssig sein. Ist der junge Philologe wirklich so kenntnis- oder gedankenlos, diese Gegenstände oder Personen nicht zu kennen, so mag er sein Wissen aus dem erstbesten Konversationslexikon ergänzen; der Ovidkommentar hat für solche Auskünfte keinen Raum.

Neben den „Realien"-Erklärungen bietet der Kommentar — weit seltener — grammatische Bemerkungen. Diese erregen leider hier und da Bedenken anderer Art. Wenn z. B. zu I 7, 5 „Tunc ego vel caros potui violare parentes" bemerkt ist: „potui = potuissem", so entspricht der Indikativ von Verbis des Könnens, Sollens, Müssens doch einfach der allgemeinen Regel, und die Unregelmäfsigkeit liegt vielmehr in Stellen wie III 6, 23 „Flumina *deberent* iuvenes in amore iuvare"; dort aber fehlt jede Bemerkung. Zu II 11, 1 „Prima malas docuit ... pinus vias" wird gesagt: „Docuit, supple: homines; eadem ellipsis infra III 10, 11 ‚Prima Ceres docuit turgescere semen in agris'." N. müfste also auch hier „ho-

mines“ ergänzen; dann würde turgescere die Bedeutung „zum Schwellen bringen“ erhalten; tatsächlich hat das Wort nur intransitiven Sinn, und das wahre Objekt zu docuit, Subjekt zu turgescere ist semen, zu ergänzen ist nichts. Zu III 10, 11 selbst ist übrigens auf diese anfechtbare Erklärung nicht zurückgegriffen. Zu II 16, 12 (Non ego, si medius Polluce et Castore ponar, In caeli sine te parte fuisse velim) heifst es: „Polluce et Castore, rarior dativi forma ad exemplum Propertii; cf. Prop. I 14, 15 (richtig 5) ‚Et nemus omne satas ut tendat vertice (i. e. ad caelum) silvas‘.“ IV 1, 125 „Scandentisque Asisi consurgit vertice muras“. IV 8, 10 „Cum tener (richtig wohl tenera) anguino creditur ore manus“. Meines Wissens ist nach dem heutigen Stande der Wissenschaft das Vorkommen dieses Dativs auf e in der klassischen Zeit überhaupt bestritten; an den angeführten Stellen läfst sich die Form entweder sofort oder nach leichter Änderung des Kontextes als Ablativ fassen; an der vorliegenden Ovidstelle z. B. als abl. loci. Jedenfalls bedürfte es für die Einführung einer neuen Form in den Sprachgebrauch des goldenen Zeitalters reichlicherer und sichererer Belege.

Realien und grammatische Bemerkungen aber treten in Némethys Kommentar zurück hinter einer anderen Gattung von Noten: den Parallelstellen. Auch der Herausgeber selbst legt diesen Anmerkungen das Hauptgewicht bei. Er hat sich bei seiner Ausgabe leiten lassen von dem Gedanken: „nihil fere, quod poeta ipse expertus sit quodque vitam sapiat, his libris inest, sed paene omnia ficta sunt.“ Zur Bestätigung dieser Anschauung wird für jedes Gedicht — wenige ausgenommen — zunächst ein auctor, ein Muster festgestellt, dann aber werden noch viele Verse einzeln auf andere, besondere Vorlagen zurückgeführt. Nur das Epicedium Tibulli ist „procul dubio ab Ovidio inventum“; doch werden auch zu diesem reichliche Parallelstellen, die Ovid vor Augen gehabt habe, beigebracht. Nun sind ja die Anklänge zum grofsen Teil unbestreitbar, aber die oben wiedergegebene Behauptung scheint mir doch etwas weit zu gehen. Ich kann mir nicht vorstellen, dafs den Erzeugnissen eines wirklichen Dichters — und ein solcher ist Ovid doch unstreitig — jede Spur von eigenem Erleben fehlen soll. Aber zwingender als solch persönliche Empfindung scheint mir eine andere Gedankenreihe zu reden. Wie hat Ovid denn wirklich gelebt? Gelebt hat er doch, und zwar im Rom der Kaiserzeit, als ein Glied der besseren hauptstädtischen Gesellschaft. Enthalten nun all seine Schilderungen nichts, quod poeta ipse expertus sit,

sondern nur Lesefrüchte — wie ist da sein wirkliches Leben verlaufen? Müssen wir uns vorstellen, dafs er, indes draufsen das bunte, lockere Leben der goldenen Jugend, der Welt und Halbwelt vorüberströmt, daheim sitzt, Properz, Tibull und Horaz — die Alexandriner nicht zu vergessen! — studiert und, wenn er wieder einmal ein Buch durchschmarutzt hat, zum Feierabend ein Gedicht nach berühmten Mustern verfertigt? Das sieht wenig wahrscheinlich aus. Und doch: was bleibt uns sonst für eine Vorstellung, wenn wirklich alles, was Ovids Dichtungen aus seinem Leben berichtet, fictum est? Es sind uns aus Ovids Leben drei Ehen und zwei Scheidungen berichtet. Passen die so recht zu dem Bilde Némethys von dem Dichter, der alle lockeren Geschichten und Gemälde nur berühmten Mustern nacherfindet?

Ich meine, das Richtige läfst sich nicht allzu schwer finden. Wir können zugestehen, dafs Ovid das Leben nach üblicher Art genossen, seine flüchtigeren oder dauerhafteren Verhältnisse gehabt hat. Die Formen, in denen dieser Verkehr verlaufen ist, die Erlebnisse, die er gebracht hat, werden den Erfahrungen der Zeit- und Altersgenossen vermutlich recht ähnlich gewesen sein. Was Wunder, wenn dem dichterisch hochbegabten, aber auch sehr belesenen Lebemann in den Stunden, die er sich abmüfsigte, um das Gedächtnis dieser Ergötzlichkeiten in elegisches Mafs zu bannen, die von den Vorgängern gefundenen Formen und Formeln zuströmten? Also: eigenes, aber durchschnittliches Erleben, festgehalten in einer Form, die sich an vorhandene Vorbilder stark anlehnt. Literarische Parallelen bieten sich ungesucht. Oder müfsten wir unseren Minnesängern das eigene Erlebnis deswegen rundweg absprechen, weil die Form, in der sie's schildern, recht konventionell ausschaut?

In der Sache selbst komme ich schliefslich mit N. ziemlich überein: an Ovids weitgehender Abhängigkeit von Vorbildern ist nicht zu zweifeln. Wie grofs diese Abhängigkeit ist, das hat mir erst diese Ausgabe so recht deutlich gemacht. Es ist hier wie immer in solchen Fällen: man kann jede einzelne Übereinstimmung für Zufall erklären; der ganzen Masse gegenüber schweigen solche Einwände. Für die Beibringung der Parallelen nicht blofs aus den Lateinern, auch aus den Griechen verdient N. unseren Dank. Vielleicht liefse sich hier und da Raum sparen, wo zum selben Gedicht die gleiche Stelle mehrmals voll ausgedruckt herangezogen wird. Anderseits vermifst man natürlich da und dort eine Anmerkung, vor allem zur Behebung sprachlicher oder sachlicher Schwierigkeiten. Z. B. scheint

mir II 18, 19/20 Ovid unzweifelhaft auf die Ars amandi anzuspielen wie im folgenden auf die Heroiden; Nem. findet hier nur einen Hinweis auf die Amores selbst.

Es sei mir gestattet, an dieser Stelle ein paar Konjekturen niederzulegen; ich gebe sie nur als Vermutungen, die mir beim Lesen aufgestofsen sind. Liefse sich II 1, 33 nicht lesen: At facie tenerā laudatā saepe puella Ad vatem, pretium carminis ipsa, venit. (Codd.: At facies tenerae laudata.) Die Konstruktion scheint mir so wenigstens flüssiger als bei anderen, zum Teil eingreifenderen, Besserungsversuchen. Warum III 7, 55 die vulgata lectio: Sed non blauda, puto, non optima perdidit in me Oscula nicht beibehalten werden kann, ist mir nicht klar. III 8, 64: Me prohibet custos, in me timet illa maritum: Si dederim, tota cedet uterque domo liefse sich mit ganz leichter Änderung eine bei Ovid und seinen Vorbildern sehr häufige Wendung gewinnen: *tuta* cedet uterque domo. Auch die Entstehung der jetzigen Lesart wäre leicht begreiflich.

Zum Schlusse eine Aufzählung wenigstens der ärgsten unter den sehr zahlreichen Druckfehlern, die die Ausgabe entstellen und von denen die Korrigendatafel nur wenige und nicht einmal die störendsten berichtigt. S. 104 zu V. 35 Blanditae (iae), 130 zu 69 tendit (tendis), 131 zu 91: Germaniae (nice), zu 95 Nec (Ne), 137 zu 7: Prop. I (II), 151 zu 21 comporatio (comparatio), 161 zu 35 herorum (heroum), 194 zu 18 mirabur (bar), 234 zu 26, besonders häfslich: fodierat (foderat). Mehr um Schreibfehler handelt sich's offenbar S. 136 zu 2, wo als erster Gatte Helenas *Agamemno* genannt wird, 182 „Elegiam IX in duas elegias distribuend*as* esse". 224 zu 17, wo Myrtilus „clavam ex axe currus *Pelopis*" gezogen haben soll.

Im ganzen, trotz allem, was sich aussetzen läfst, eine dankenswerte Gabe.

Jauer. **Oskar John.**

---

208) **J. H. Schmalz, J. Ph. Krebs' Antibarbarus** der lateinischen Sprache. Siebente genau durchgesehene und vielfach umgearbeitete Auflage. Basel, B. Schwabe, 1905 bis 1908. Zwei Bände. 1. Bd. 811 S., 2. Bd. 770 S. 8.

br. ℳ 24.—; geb. ℳ 28.—.

Ein alter Freund und Ratgeber des Philologen erscheint hier in neuem Gewande. Freilich haben sich die Zeiten seit dem Erscheinen der sechsten Auflage (1886) sehr geändert. Damals stand das Lateinsprechen

und -schreiben noch in höherer Wertschätzung an Universitäten und Gymnasien; für Dissertationen und Promotionsreden wenigstens der philosophischen Fakultät war das Latein die übliche Sprache, und der lateinische Aufsatz bildete einen „integrierenden Bestandteil" des lateinischen Unterrichts in den oberen Klassen der Gymnasien. Jetzt denken selbst Philologen auf Universitäten an die Möglichkeit, auf das Latein als Darstellungsmittel zu verzichten [1]); der lateinische Aufsatz ist an den Gymnasien beseitigt, und die Anforderungen an die Fähigkeit aus dem Deutschen in das Lateinische zu übertragen sind stark ermäfsigt worden. Deshalb fühlt der Herausgeber das Bedürfnis, in dem Vorwort die Berechtigung des Antibarbarus zu erweisen in einer Zeit, wo das Latein seine Rolle als Sprache der Wissenschaft selbst auf dem Gebiete der Philologie nahezu ausgespielt hat [2]). Das Lateinschreiben ist heutzutage nur noch für die philologische Staatsprüfung und für den Gymnasialunterricht vorgeschrieben. Hier soll der Antibarbarus den Kandidaten und Lehrern die nötigen Hilfen geben und die Literatur für weitere Studien nachweisen. Diese Aufgabe erfüllt das Buch von Krebs in mustergültiger Weise. Es bietet über die Bedeutung und das Vorkommen der einzelnen Wörter und Wendungen erschöpfende Aufklärung; auch gibt es in den einzelnen Fällen die beste Übersetzung an die Hand. Aber es erfüllt dabei noch eine andere Aufgabe. Für sprachwissenschaftliche Untersuchungen, besonders auf dem Gebiete der Bedeutungsentwicklung, bietet es wertvolles Material und wird deshalb für solche Arbeiten auch neben dem Thesaurus benutzt werden müssen.

Die neue Bearbeitung des Antibarbarus hat wieder in der bewährten und kundigen Hand von Schmalz gelegen. Die neueste Literatur, besonders der Thesaurus und Wölfflins Archiv sind ausgiebig zur Ergänzung benutzt, Veraltetes ist gestrichen, die Zitate sind vereinfacht. Am Schlufs ist ein Verzeichnis derjenigen Wörter und Ausdrücke beigegeben, die innerhalb der einzelnen Artikel vorkommen, ohne dafs dies aus dem Stichwort zu ersehen ist. Während die von Allgayer besorgte 5. Auflage 1220 Seiten zählte, hat die neue Bearbeitung 1581.

In der historischen Einleitung ist die Darstellung von Krebs-Allgayer im wesentlichen beibehalten, doch wird in den Anmerkungen der Standpunkt der neueren Beurteiler hervorgehoben, wobei besonders Nordens hervorragendes Werk über die antike Kunstprosa herangezogen ist. Etwas

1) Franz Skutsch, Die lateinische Sprache, S. 447 (Kultur der Gegenwart I 8).

2) Ebendaselbst.

hart scheint mir das Urteil über Livius, den man „mit Unrecht unter die klassischen Musterschriftsteller gerechnet hat“. Wenn Livius auch hie und da einmal eine poetische Wendung gebraucht, so ist er doch als Vorbild nicht zu verachten. Ciceronianischer Purismus ist heute, wo die Historiker im lateinischen Unterricht in den Vordergrund getreten sind, noch weniger am Platze als früher. Wie Skutsch sagt, ist die Forderung, „ciceronisch“ zu schreiben, die Hauptursache davon, dafs selbst unter den Philologen die Neigung, sich lateinisch auszudrücken, stark im Abnehmen ist. „Der Philologe empfindet heute mehr als je zuvor das Bedürfnis, neben den sog. klassischen Perioden des Altertums auch die früheren und späteren wie sachlich so sprachlich aufs genaueste zu durchforschen. Es liegt auf der Hand, dafs die Belastung des Gedächtnisses mit dem Sprachmaterial so verschiedener Perioden eine ‚klassizistische‘ Nachahmung des Lateins sehr erschwert.“ „Nun haben zudem gerade die letzten Jahre gezeigt, wie undankbar das Bestreben, ‚klassisch‘ schreiben zu wollen, selbst bei energischer Ausschaltung solch störender Nebeneinflüsse bleibt. Dafs Cicero durchaus rhythmisch schreibt, ist erst vor etwa zehn Jahren wieder entdeckt worden. Und also ist alles, was seit der Renaissance in ‚ciceronischem‘ Latein geschrieben und als solches bewundert worden ist, durchaus unciceronisch.“ — „Und doch“, schliefst Skutsch, „kann gerade die klassische Philologie nicht aufhören, die klassizistische Imitation zu fordern, es müfste ihr denn alles Stilgefühl verloren gehen.“ Aber man soll die Grenzen des Klassizismus nicht zu eng ziehen; das haben gerade die Meister der Philologie, ich erinnere nur an Erasmus und F. A. Wolf, nicht getan. Erasmus hat den ersten Antibarbarus geschrieben, aber er hat auch über die einseitigen Latinisten in seinem Ciceronianus ein satirisches Strafgericht gehalten, und Wolf braucht manche Wörter und Wendungen, die bei den Klassizisten streng verpönt sind.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, in dem engen Rahmen dieser Besprechung auf den Inhalt der einzelnen Artikel des Antibarbarus näher einzugehen; es genüge zu erwähnen, dafs überall sorgfältige Bearbeitung sich zeigt. Besonders schätzbar sind die Literaturnachweise, die man in solcher Vollständigkeit kaum anderswo findet.

Ein Abschlufs ist bei einem Werke dieser Art, wie der Herausgeber richtig bemerkt, nicht zu erreichen, und es ist nicht allzuschwer, auf dies oder jenes hinzuweisen, was sich nicht darin findet. Nicht um Aus-

University of California

stellungen zu machen, sondern um unser Interesse zu zeigen, wollen wir nur auf wenige Punkte eingehen.

Dafs auctoritas im persönlichen Sinne (Autorität) dem Lateinischen nicht ganz fremd ist, hätte bei dem Worte auctor bemerkt werden können. Vgl. pro Dejotaro 30, pro Marcello 10, de imperio 68. — aliquem testem citare (S. 85 s. v. adducere) kann meiner Ansicht nach unbedenklich gebraucht werden, da diese Verbindung durch Cic. off. I 75 und de fin. II 18 als klassisch bezeugt ist. Wenn Seyffert die Wendung libri quos Macer identidem citat auctores (Liv. IV 20, 8) als kühne poetische Lizenz bezeichnet, so gilt dieser Ausdruck doch wohl nur für die Beziehung von auctores auf libri. — exemplar heifst nicht nur Muster, Vorbild, sondern wird auch gleichbedeutend mit unserem Worte „Exemplar" gebraucht. Vgl. Cicero Att. IV 5, 1. Fam. X 31, 6. Plinius ep. IV 7, 2. Gellius VII 20. — Bei familia wird bemerkt, dafs dies Wort in dem Sinne unseres „Gesinde" nicht anwendbar sei, weil die familia der alten Römer stets aus Sklaven bestand, während unsere Dienerschaft aus freien Menschen zusammengesetzt ist. Das ist eine übertriebene Ängstlichkeit. Wie soll man denn „Gesinde" wiedergeben? Dann mufs man schliefslich überhaupt darauf verzichten, moderne Verhältnisse lateinisch auszudrücken. Der Unterschied zwischen honoris causa und officii causa (S. 658) ist etwas spitzfindig. Für den Gebrauch von honoris causa vgl. Verr. II 150, de lege agraria II 61, pro Roscio Amer. 44. — inspectio ist N. K. und Sp. L. Es findet sich in der militärischen Bedeutung erst bei Vegetius; doch das Zeitwort inspicere ist in diesem Sinne durchaus anwendbar, wie Liv. XXI 6, 3 und XLIV 1 (arma, viros, equos cum cura inspicere), sowie Bell. Alex. (classem inspicere) zeigen. — Der Begriff „Pflanze" (S. 307) wird durch stirps allein nicht wiedergegeben, da dieses Wort ein baum- oder strauchartiges Gewächs bezeichnet. Eine krautartige Pflanze heifst herba, also „Pflanzenwelt" ist nach Cic. de nat. deor. II 161 und Tacitus hist. IV 60, durch stirpes et herbae wiederzugeben. Diese Verbindung ist jedenfalls dem weitläufigen Ausdruck eae res, quae gignuntur e terra vorzuziehen. — usurpare in der Bedeutung „sich widerrechtlich anmafsen" findet sich schon bei Livius XXXIII 40, 5: usurpandae alienae possessionis causa.

Diese wenigen Bemerkungen sollen der günstigen Beurteilung des Antibarbarus keinen Eintrag tun. Das Werk wird seinen Wert behalten, auch wenn die Übung des Lateinschreibens noch mehr abkommen sollte,

da es für die geschichtliche Entwicklung der lateinischen Sprache die wertvollsten Beiträge liefert. Es sollte deshalb in keiner Gymnasialbibliothek fehlen und sei allen Lateinlehrern zu häufiger Benutzung empfohlen. Die Ausstattung in Druck und Papier ist tadellos.

Saarbrücken. **Albert Ruppersberg.**

---

209) **B. Knös, Codex Graecus XV Upsaliensis.** Upsala, Almquist & Wiksells Buchdruckerei-A.-G., 1908. 62 S. 8.

Die ausführlich behandelte Papierhandschrift besteht aus vier Einzelkodizes und enthält Euripides, Hekabe, Orest, Phoinissai, ein Fragment eines spätgriechischen Philosophen, die Fabeln des Aphthonios, Pseudo-Phokylides, Briefe des Theophylaktos Simokattes, endlich ein späthellenistisches Gedicht über die Arbeiten des Herakles. Der auf dieses bezügliche Teil der Abhandlung (S. 28—51) soll auch in der Byz. Zeitschr. erscheinen. Die Jamben werden ins 6. oder 7. Jahrhundert gesetzt und es wird angenommen, dafs sowohl der Anonymus Upsaliensis als auch die (auszugsweise beigedruckte) prosaische Bearbeitung des Joannes Pediasimos auf ein von Apollodor abhängiges Mitglied (X) zurückgehen.

Am Schlusse werden sprachliche und lautliche Erscheinungen im Texte und in den Scholien der Handschrift besprochen (besonders ausführlich *μάγα* und *μάγουλον*). S. 7 ff. berührt Knös den Querstrich über Eigennamen und bekämpft Traubes oben S. 306 behandelte Erklärung. Wenn K. darauf hinweist, dafs auf Ostraka nur einzelne Buchstaben deutlich geschrieben, das übrige (ohne die Absicht, bestimmte Buchstaben auszulassen) durch eine kleine wellenförmige Linie mit einer Erhebung angedeutet wird (Archiv f. Papyrusforsch. I 453), und so die Entstehung des Abkürzungsstriches erklären will, kann ich nicht beistimmen.

Von den nicht eben seltenen Fremdwörtern ist mir *demoliert* (S. 50 von unleserlich gewordenen Versen) aufgefallen, unter den wenigen Druckfehlern: Aiskh(ylos), Kho(ephoren), Bakkh(en).

Iglau. **Wilh. Weinberger.**

---

210) **K. Fecht** und **J. Sitzler, Griechisches Übungsbuch für Untertertia.** Fünfte, verbesserte Auflage. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung, 1907. VIII u. 178 S. 8.

Das Buch ist nunmehr in fünfter Auflage erschienen. Wesentliche Änderungen sind nicht vorgenommen worden. Methode und Anordnung

des Stoffes sind dieselben wie in der vierten Auflage, über die ich in dieser Zeitschrift (Jahrg. 1903, Nr. 9, S. 205 f.) ausführlicher gehandelt habe. Zu billigen ist, daſs jetzt die Zahl der Fuſsnoten erheblich eingeschränkt und die Wörter in das Vokabularium aufgenommen wurden. Sätze, die weniger geeignet oder zu schwierig erschienen, sind beseitigt worden, andere passendere hinzugekommen. Die Einzelsätze selbst sind, vom pädagogischen Standpunkt sehr zu begrüſsen, mehr als bisher nach einheitlichen Gedankengruppen geordnet. Das alphabetische Wörterverzeichnis wurde einer genauen Durchsicht unterzogen und, wo es lückenhaft war, ergänzt. Auch die äuſsere Ausstattung des Buches ist verbessert worden.

Daſs das Buch ein treffliches Hilfsmittel für den Anfangsunterricht im Griechischen ist, wird von allen anerkannt, die es benutzen. Es wäre ihm eine weitere Verbreitung zu wünschen.

Konstanz. **F. Neuburger.**

---

211) **Theodor Pletscher, Die Märchen Charles Perraults.** Eine literarhistorische und literaturvergleichende Studie. Berlin, Mayer & Müller, 1906. VI u. 75 S. gr. 8. ℳ 1.80.

Vorliegende Arbeit gliedert, nachdem in der Einleitung Perraults Leben und Werke kurz behandelt sind, ihren Stoff in zwei Teile, in deren erstem das Märchen literarhistorisch gewürdigt wird. Daſs dieses Genre bereits vor Perrault in Frankreich auſserordentlich volkstümlich gewesen, wird an einer reichen Fülle von Zitaten nachgewiesen; den darin vielfach vorkommenden und von Perrault übernommenen Sammelbegriff *contes de ma mère l'oie* vermag auch Pletscher nicht zu interpretieren. Bei solcher Popularität der Märchen ist es von vornherein plausibel, daſs sie in den Salons des 17. Jahrhunderts ein beliebtes Unterhaltungsmittel darstellten. Perraults Verdienst ist es aber, mündlich überlieferte Stoffe in wirklich klassischer Weise schriftlich fixiert zu haben. Was man gewöhnlich unter den *Contes* Perraults versteht, sind acht Märchen, die zuerst 1696/97 ohne Einwilligung des greisen Verfassers im Haag erschienen (sog. *Recueil Moëtjens*). Diesen in Prosa abgefaſsten Kabinettstücken hatte Perrault aber schon Märchen in poetischer Form vorangehen lassen. Eine zweite Ausgabe der *Contes* erschien 1697 unmittelbar nach dem *Recueil*; sie stammt von Perrault, wenn auch unter ihrer Vorrede als Unterschrift *P. Darmancour* steht. Das ist aber der abgekürzte Name von Perraults Sohn (Pierre Perrault d'Armancour). Diese Sachlage hat zu einer um-

fassenden Kontroverse Anlafs gegeben: hat Perrault die Märchen, welche er seinen Kindern erzählt, in der von seinem Sohne nacherzählten Form fixiert oder hat er, den kindlichen Ton nachahmend, die *Contes* selbst erzählt und seinen Sohn als Verfasser angegeben? Pletscher entscheidet sich für die Autorschaft des Vaters Perrault, der durch die Erzählungsweise seines Sohnes allerdings angeregt worden ist. Die für diese Stellungnahme angeführten Gründe des Verfassers wird man als stichhaltig ansehen müssen. Perraults Veröffentlichung gab die Veranlassung zu einer wahren Märchenflut, die sich, gleich nach 1697 einsetzend, über Frankreich ergiefst. Zum grofsen Teil ist das vielfach minderwertige Geschreibsel von Frauen verfafst. Erst allmählich entdeckt man aus diesem Wust den Meister der ganzen Gattung wieder, dem sich nun die erhöhte Aufmerksamkeit literarisch und wissenschaftlich interessierter Kreise zuwendet. Heute ist Perrault weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus volkstümlich und vorbildlich geworden.

Dieser literarhistorischen Würdigung des Märchens schliefst sich eine literaturvergleichende Betrachtung an. In ihr bespricht der Verfasser die Quellenfrage, die Geschichte und die Verbreitung der Perraultschen Stoffe, nachdem er zuvor zu den verschiedenen Theorien Stellung genommen, die den Ursprung und das Fortpflanzen des Märchens zu erklären suchen. Es handelt sich bei Perrault um folgende Stoffe: 1. La Belle au bois dormant. 2. Le petit Chaperon rouge. 3. La Barbe Bleue. 4. Le Chat botté. 5. Les Fées. 6. Cendrillon und Peau d'âne. 7. Riquet à la Houppe. 8. Le petit Poucet. So interessant es nun auch ist, dem Entstehen und der Entwicklung dieser Stoffe nachzugehen, der Märchenforscher wird sich doch von vornherein darüber klar sein, dafs er zu vollständig gesicherten Ergebnissen kaum gelangen wird. Andererseits liegt für ihn die Gefahr vor, sich von den Lockungen phantastischer Annahmen fortreifsen zu lassen. Der Verfasser hat solcher Versuchung widerstanden und tritt auch der Erforschungsmöglichkeit, die das Gebiet der *Contes* gewährt, durchaus ohne übertriebene Hoffnungen gegenüber. Bei einer Vergleichung, wie sie der zweite Abschnitt bietet, steht ja ohnehin das relative Moment im Vordergrunde. Hier zu gewissen Ergebnissen vorzudringen, ist dem Forscher das Näherliegende; das hier Ermittelte tröstet über das, was, absolut betrachtet, in bezug auf Quellen und Verbreitung der Märchenstoffe nicht mehr festzustellen ist.

Hannover. **Carl Friesland.**

---

212) **Gertrude Atherton, Ancestors.** Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1908. 2 Bände. 336 u. 328 S. 8. ℳ 3.20.

Ein Stück aristokratischen Lebens, wie es sich in einem sehr geräumigen Landadelsitz Englands abspielt, versucht Frau Atherton zuerst in ihrem interessanten Romane Ancestors zu schildern. Einen Gegensatz dazu bilden amerikanische, besonders kalifornische Zustände, mit denen wir dann bekannt gemacht werden. Letztere, scheint mir, sind der Verfasserin am besten gelungen. Denn was sie über die englischen Aristokraten sagt, ist zum Teil mindestens recht wunderlich und entspricht wohl kaum dem Tatsächlichen. Eine schon etwas ältliche Lady mit solcher bedenklichen Neigung zu Franzosen und Stierfechtern; ein Herzog, der einer jungen Amerikanerin, mit der er zum ersten Male spricht, mit wahrer Geflissenheit sein Adelspatent zeigt und auseinandersetzt, warum sich ein linker Schrägbalken in seinem Wappen befindet; ein Lord, von dem ein anderer andeutet, dafs er doch vielleicht nicht an einer Operation gestorben ist, sondern von einem Chormädchen, möglicherweise mit einem Tranchiermesser erdolcht worden sei, der aber von einem anderen Lord im Rauchzimmer seines Klubs vor zwei Kellnern erschossen ist — eine Sache, die man wahrscheinlich vertuschen werde —, der Mörder begeht dann Selbstmord, und ein älterer Verwandter fällt bei diesem Anblick tot hin: das sind in der Tat recht eigentümliche Dinge und Aristokraten.

Die Hauptpersonen der Erzählung sind den beiden Ländern entnommen, Ententen und Verbrüderungen sind ja ein Zeichen der Zeit. Er, Elton Gwynne, ein junger Engländer und sie, Isabella Otis, eine junge, — natürlich, wie das im Roman nicht anders sein kann — sehr schöne, echte, recht moderne Amerikanerin. Sie kriegen sich auch zuletzt, obgleich das anfangs nicht so scheint, da er mit einer anderen verlobt ist und sie ihm wiederholt ins Gesicht sagt, dafs sie nicht vor ihrem vierzigsten Jahre und vor allem ihn nicht heiraten wolle. Der ehrgeizige Engländer, der Stolz und die Freude seiner Mutter, der sich im Unterhause bei der Oppositionspartei einen Namen machen will, und der auch schon, durch sein hevorragendes Redetalent unterstützt, im besten Fahrwasser dazu ist, sieht plötzlich alle seine Pläne dadurch durchkreuzt, dafs er infolge von Todesfällen in seiner Familie den Rang eines Earl einnehmen mufs, somit im Oberhaus zu versauern sich gezwungen sieht. Da wird es ihm denn nicht schwer, der Aufforderung einer Verwandten zu folgen, sich der Bewirtschaftung einer in Kalifornien ererbten grofsen Farm zu widmen und

dort seine Talente zu verwerten. Dabei kommt ihm noch zustatten, daſs er zufällig auf amerikanischem Boden geboren ist.

Die Verfasserin versteht es, trotz einiger Längen und manchmal etwas verfehlter Charakterzeichnung, auch trotz vieler Amerikanismen und manchmal etwas nachlässigen Stils unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Mitten im überaus aufregenden und gefährlichen Bemühen, den furchtbaren Brand des mehr noch durch Feuer als durch das gewaltige Erdbeben des Jahres 1906 zerstörte San Franzisko zu löschen, wobei sich die maſsgebenden Persönlichkeiten in ihrer unüberwindlichen Tatkraft schon ausrechnen, welche Vorteile aus dem schrecklichen Unglück für den schöneren Wiederaufbau der Stadt gewonnen werden können — in diesem Teile der Erzählung ist die Verfasserin auſserordentlich anschaulich — findet Gwynne, nachdem er alle Gedanken an eine Rückkehr nach England aufgegeben hat, eine wirkliche, für ihn geschaffene neue Lebensaufgabe. Damit wird zwar viel Kampf verbunden sein, aber den liebt und sucht er ja, und der schlieſsliche Lohn wird nicht fehlen. Alle seine Kräfte der Aufgabe zu widmen, die fast vernichtete Stadt gröſser und schöner und bedeutender als je zu machen, das soll nunmehr sein Bestreben und ein Ersatz für getäuschte Hoffnungen in England sein.

Ausstattung und korrekter Druck wie gewöhnlich in der Tauchnitz-Edition.

Borna. **E. Teichmann.**

---

213) **Briefe von Robert Browning und Elizabeth Barrett Barrett.** Mit zwei Porträts. Wohlfeile Ausgabe. Übertragung von **Felix Paul Greve.** Berlin, S. Fischer, 1907. 474 S. 8.

Von Felix Paul Greves Übertragung der Briefe von Robert Browning und Elisabeth Barrett Barrett ist 1907 eine, nur in der Ausstattung, nicht im Texte veränderte, mit Freude zu begrüſsende wohlfeile Ausgabe erschienen. Aus den, zwei starke Bände füllenden, Briefen ist hier etwa die Hälfte ausgewählt, um deutsche Leser den einzigartigen Liebesroman des berühmten Dichterpaares miterleben zu lassen. Alles, was nicht unmittelbar auf dies Thema Bezug hat, ist fast ausnahmslos ausgeschieden, und manchmal sind infolgedessen nur Brieffragmente gegeben worden. Die Auswahl ist im allgemeinen mit glücklichem Takt getroffen worden. Die Übersetzung, die das Bemühen zeigt, sich dem einige besondere Schwierigkeiten bietenden Originale möglichst nahe anzuschlieſsen, ist an einzelnen Stellen

nicht frei von Härten, die von einer allzu wörtlichen Wiedergabe des englischen Ausdrucks herrühren. Wenn Robert Browning in dem ersten Brief an Elisabeth Barrett schreibt, er habe nach der Lektüre ihrer Gedichte in der ersten Aufwallung des Entzückens daran gedacht, er wolle ausnahmsweise einmal ihr gegenüber seine Bewunderung von Grund aus rechtfertigen, „vielleicht selbst ... zu tadeln versuchen und so ein klein wenig Gutes zu tun", so heifst es im Original: do you some little good — „und Ihnen ein klein wenig zu nützen". In Elisabeths Antwort fällt der Satz auf: „Ich posiere nicht auf ungewöhnliche Demut unter der Kritik." S. 32 bedeutet: That is done then nicht: „Das also ist getan", sondern: „Das ist (wäre) also abgemacht". S. 39 mufs es heifsen: „ich wisse nicht" statt „ich weifs nicht", und statt: „so berühren Sie die Wahrheit ziemlich genau" würde ich sagen: „so kommen Sie der Wahrheit sehr nahe". S. 52 „dafs Sie unter einem Gelübde an die Madonna von Loretto stehen" lautet ungezwungen so: „dafs Sie der Madonna von Loretto ein Gelübde getan haben". S. 128: „Ich kann nicht versuchen, die Gedanken zu legen (to put down), die sich erheben." Warum nicht „niederzuhalten" oder „niederzudrücken"? S. 198 wird restlessness mit „Rastlosigkeit" wiedergegeben, während es an dieser Stelle „Ruhelosigkeit" bedeutet. S. 139 sagt Robert Browning: „Ich bin glücklich, zufrieden; zu gut, zu überreichlich gesegnet, als dafs ich auch nur noch gerade laut genug murmeln könnte, um zu dem allen noch den süfsesten Einhalt meines Mundes — a sweetest stopping of the mouth — zu gewinnen!" Dem kaum verständlichen „Einhalt" würde ich „Siegel" vorziehen. Es liegt hier, nebenbei bemerkt, eine Reminiszenz an Shakespeares Much ado about nothing V, 4 vor, wo Benedikt in gleichem Sinne zu Beatrice sagt: I will stop your mouth. Ein anderes Wort Benedikts wird von Browning S. 158 zitiert, wo die Übersetzung die uns ungeläufige englische Form seines Namens — Benedick — beibehalten hat: the world must go on = Much ado II 3: the world must be peopled. S. 161 steht zu lesen: „Ja, Liebste, das ist die Bedeutung der Prophezeiung, die nicht schon längst gelesen, mit der mich nicht längst schon gelabt zu haben, ich stumpf und blind gewesen sein mufs." Das ist eine ganz und gar englische Satzbildung. Wir müssen zwei selbständige Sätze daraus machen: „und ich mufs stumpf und blind gewesen sein, dafs ich sie nicht schon längst verstanden und mich an ihr gelabt habe." Wenn Browning fortfährt: „Du bist die wahrhaftige Sirene, und du wartest auf mich und wirst Lied auf Lied singen", so hätte, um

diese dunkle Stelle dem Leser verständlich zu machen, in einer Fufsnote darauf hingewiesen werden müssen, dafs hier auf ein an Robert Browning gerichtetes Gedicht Walter Savage Landors angespielt wird William Sharp teilt die Verse in seinem Life of Robert Browning S. 92 mit. Dafs S. 49 „Luria" — nicht Lurca, wie versehentlich gedruckt ist — der Titel einer Tragödie, S. 123 „Unsterblichkeiten der Erde" die Überschrift eines Gedichts von Robert Browning ist, und S. 197 die Worte „wie die römischen Mädchen, von denen du sprichst, ihre kühlen harmlosen Schlangen" auf eine Stelle in Brownings Dichtung: In a Gondola hindeuten:

like a gorgeous snake
The Roman girls were wont, of old,
When Rome there was, for coolness' sake
To let lie curling o'er their bosoms —

das kann der uneingeweihte Leser ebenfalls nicht ahnen. Und völlig dunkel mufs ihm die Stelle bleiben, wo Elisabeth in einer längeren Darlegung, wie sie das schätze, was die Welt Liebe nennt, so fortfährt S. 156: „Und dann die Falschheit — das erste Mal, dafs ich jemals in meiner eigenen Erfahrung dies Wort gehört habe, das sich auf Handschuh reimt und sich (auf einigen Händen) ebenso leicht aus- und anzieht — war es bei einem Manne, für dessen Aufmerksamkeiten gegen eine andere Frau ich damals ihre Vertraute war." Dies Wort ist, wie in einer Zeile hätte bemerkt werden müssen, love, das sich auf glove (Handschuh) reimt.

Am 1. November 1845 klagt Elisabeth, sie sei ganz ermattet durch einen fünfstündigen Besuch, den ihr Mifs Milford gemacht habe. Allerdings habe die Dame zugleich für sich und sie geredet. But I was forced to answer once every ten minutes at least, was nur heifsen kann: „Aber ich mufste doch wenigstens alle zehn Minuten einmal antworten." In der Übersetzung S. 118 dagegen sagt Elisabeth: „Aber ich mufste einmal wenigstens zehn Minuten lang antworten." Ebenda wird I once lost her (während dieses literarischen Gesprächs) at Chevy Chase, d. h. bei der bekannten alten Ballade dieses Namens, „in Chevy Chase" übersetzt. S. 114 läfst die Übersetzung Robert Browning sich so ausdrücken: „Sie kennen mich, trotz dieses ganzen Briefs, der ohne Zweifel, das fühle ich, nichts ist als liebe ganze Güte und Herzlichkeit, auf die Gott weifs, ob ich stolz bin oder nicht." Im Original sagt er: „You

know me, for all this letter, which is no doubt in me, I feel, but dear entire goodness and affection, of which God knows wether I am proud or not.“ Auf Deutsch: „Sie kennen mich trotz dieses (deutlicher wäre ‚Ihres‘) Briefes, der kein Zweifel an mir ist, sondern, das fühle ich, lauter liebe Güte und Zuneigung, und Gott weifs, ob ich darauf stolz bin oder nicht.“ Der Übersetzer hat übersehen, oder jedenfalls nicht zum Ausdruck gebracht, dafs hinter no doubt die Worte stehen: in me. S. 129, wo Elisabeth noch einmal auf ihren Brief zurückkommt, heifst es in der Übersetzung ganz richtig: „Ich schrieb nichts in dem Briefe aus einem Zweifel an Ihnen.“ Ebenfalls auf S. 114 steht „die Selbstsucht, die ich von mir weifs“ statt „deren ich mich zu erwehren weifs“ the selfishness I deprecate. Denselben Gedanken hat Browning wenige Zeilen vorher so ausgesprochen: I dared believe I was free from. S. 106: „So ist das Licht genug, um all die Schatten zu erklären —“ to account for all the shadows bedeutet hier „um all die Schatten aufzuwiegen“. S. 122 wird der an ein bekanntes Wort Ibsens erinnernde Vers Brownings:

What man is strong until he stands alone?

so übersetzt:

Wann ist ein Mann stark, steht er nicht allein?

Ich würde ihn so wiedergeben:

Wer ist hier stark, bevor er einsam steht?

Bremen. **Edmund Ruete.**

---

214) C. Rethwisch, Der bleibende Wert des Laokoon. 2. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907. 8.

Eine feinsinnige, sorgfältige Untersuchung, die das Gedankengefüge Lessings prüfend verfolgt, Schwieriges zu erklären und nicht Haltbares zu berichtigen sucht, um so einen Laokoon-Typus aufzustellen, der bleibenden Wert hat.

Sie mufs vor allem natürlich Stellung nehmen zu dem Höhepunkt der Abhandlung, Abschnitt XVI—XIX: Darf der Dichter beschreiben? R. weist die Unzulänglichkeit der Lessingschen Deduktion nach, doch glaube ich nicht, dafs mit der von ihm vorgeschlagenen Fassung: Das Geistige ist der eigentliche Gegenstand der Dichtkunst das erschöpfende Wort gesprochen ist. — Die dichterische Darstellung wirkt weniger deutlich als die malerische, legt R. treffend dar, weil sie mit geistigen Erinnerungsbildern arbeitet, die nie völlig klar sind. Es würde sich hier aber,

glaube ich, in eingehender Untersuchung noch spezialisieren lassen, z. B. warum kann die Sprache nicht so klar wie die Malerei uns vorführen etwa: 1) eine Maschine, 2) ein wesentlich auf Farben gestimmtes Gemälde, 3) einen Stadtplan? — R. berichtigt des weiteren Lessings Auffassung von der homerischen Kunst und führt etwa aus: Das Epos will wesentlich erzählen und gibt die Dinge nur so weit, als sie für die Erzählung resp. für die Personen derselben Wert besitzen und seelische Teilnahme erwecken. Wenn er aber dann sogar die Stelle vom Schild des Achill so zu rechtfertigen sucht, so erscheint mir das doch zu gewaltsam, denn die ganze Situation und der Schild selbst sind ziemlich nebensächlich, es liegt da doch wohl eine auf ein rein stoffliches Interesse des Hörers berechnete Ausmalung — allerdings in noch gut epischer Weise — vor, wie wir ihr später bei den Alexandrinern, den Römern, den deutschen Epikern des Mittelalters öfter begegnen. — R. beleuchtet dann die Homerstellen, die Lessing für die Verwandlung eines Gleichzeitigen in ein Aufeinanderfolgendes beibringt. Man könnte hinzufügen: Dafs Homer nicht Wert darauf legt, uns z. B. die Kleidung des Agamemnon zu beschreiben oder den Wagen der Hera, geht auch daraus hervor, dafs nie ein Illustrator etwa gerade diese Gegenstände einer besonderen Abbildung würdigen würde. Ähnlich ist es mit der Wanderung der Mutter in Hermann und Dorothea. Nicht die Vorstellung von Gröfse und Lage der Besitzung ist das Wesentliche, sondern wir sollen mit Anteilnahme die suchende Frau überallhin verfolgen. R.s Ausführungen, denen hier weiter nachzugehen der Raum fehlt, sind sorgfältig durchdacht und werden, selbst wo man ihnen nicht ganz beistimmen sollte, zu wertvollen Gedankengängen anregen.

Der zweite Höhepunkt des Laokoon ist Abschnitt III. Hier stellt R. fest: Das Transitorische — das der Maler nicht darstellen soll — ist fürs erste eine unser Sehvermögen übersteigende Geschwindigkeit eines Dinges und fürs andere etwas ganz gelegentlich einmal von der gewohnten Erscheinungsweise einer Person oder Sache völlig Abweichendes. Wenn er dies letztere dann erläutert: man stellt z. B. im Porträt einen berühmten Feldherrn nicht mit einer dicken Backe und einem Tuch um den Kopf dar, so läfst sich erwidern: im Porträt allerdings nicht, aber bei Illustration einer bestimmten Situation doch gewifs. Es lassen sich hier eben ganz unbedingt bindende Gesetze nicht aufstellen, haben sich doch auch mit Recht die bildenden Künstler nie in diesem Punkte vorschreiben lassen. — Um noch eins herauszugreifen, auch die Fassung, die R. zu

Abschnitt I vorschlägt: „Die Künstler des Laokoon haben den Schmerzensausdruck mit Rücksicht auf die Erweckung des Eindrucks von Seelengröfse gemildert“, ist sehr anfechtbar. Denn einmal läfst sich nicht beweisen, dafs der Gesichtsausdruck zu der Situation nicht stimmt und absichtlich abgeschwächt worden ist; leidet denn Laokoon in demselben Grade wie bei Vergil, wo er von den Schlangen beängstigend geprefst wird? Und dann: wollten denn die Plastiker ihn als einen seelengrofsen Mann, als einen Helden darstellen? Nicht einmal den Priestercharakter haben sie ihm gelassen. Sie wollen doch nur einen pathologisch interessanten Vorwurf nach den Möglichkeiten und im Sinne ihrer Kunst behandeln. Darum gestalten sie doch alles anders als es bei Vergil ist; auf die plastische Wirkung hin zerlegen sie, stellen sie zusammen, bauen sie auf. — Alle Vergleichungen mit dem Dichter sind hier vom Übel. Möchte man doch den ganzen Teil der Lessingschen Abhandlung, der sich mit der bildenden Kunst beschäftigt, endlich ruhen lassen.

Wenn zum Schlufs R. sagt: Das Gedankengefüge des Laokoon als Ganzes bewährt sich als so sicher begründet und festverbunden, dafs man im einzelnen manches, was der Abänderung bedürftig erscheint, durch anderes ersetzen kann, ohne dafs dadurch die Hauptergebnisse des Werkes an ihrer Wahrheit irgendeine Einbufse erführen, so erscheinen mir doch die Ergebnisse der oben besprochenen Abschnitte jetzt recht wesentlich abgeschwächt. Das steht wohl fest: Jeder selbständig denkende Mensch wird durch die Verfolgung der Lessingschen Untersuchungen aufs fruchtbarste zu eigenem Nach- und Weiterdenken angeregt, wir geben Jean Paul recht, wenn er sagt: „So oft ich Lessing gelesen, spür' ich mehrere Tage eine besondere dialektische Kraft.“ Aber wenn dann R. einfach befriedigt feststellt, dafs der Laokoon zum eisernen Bestand der auf den höheren Schulen aller Länder deutscher Zunge gelesenen Schriftwerke gehört, so möchte ich hinzufügen: Ja, die Abschnitte XVI—XIX mögen gelesen und — mit der nötigen Kritik — verarbeitet werden, aber eine ausgedehntere Lektüre der Schrift — deren ungeheure Bedeutung für ihre eigene Zeit niemand natürlich in Abrede stellen wird — birgt grofse Gefahren: Allzuleicht erscheint den Schülern die Dichtung der bildenden Kunst gegenüber als die überlegene, während es doch ganz verschiedene Künste sind, die nur willkürlich in so nahe Beziehungen gebracht werden; allzuleicht wird den Schülern ein Aburteilen von oben herab anerzogen, und mit all dem Reden über Kunst wird ihnen der einzige Weg verbaut, auf dem sie

der bildenden Kunst nahe kommen können, der Weg durch die Augen. Einem grofsen Kunstwerk bescheiden gegenübertreten, es ruhig auf sich wirken lassen, das ist besser als sagen zu lernen: der Künstler soll ...

Hamburg. **G. Bremig.**

215) **Meyers Kleines Konversations-Lexikon.** Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Mehr als 130000 Artikel und Nachweise mit etwa 520 Illustrationstafeln, 110 Karten und Plänen, sowie etwa 100 Textbeilagen. Vierter Band: Kielbank bis Nordkanal. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1908. 1024 S. 8. geb. ℳ 12.—.

Der vorliegende Band zeigt allenthalben in der neuen Auflage, wie erfolgreich die Redaktion sich bemüht hat, den jetzigen Stand auf allen Gebieten des Natur- und Geisteslebens für die enzyklopädische Belehrung nutzbar zu machen. Das tritt am deutlichsten hervor, wenn man die Schlagworte des Tages aufsucht. Da ist der reformkatholische „Modernismus" schon eingefügt und die jüngste Bulle „Pascendi dominici gregis" bereits verwertet. Das Stichwort „Monismus" erläutert diese philosophische Weltanschauung mit Litteraturangaben bis zu den Tagen, da dieser Band gesetzt wurde. (Vgl. Häckels Schrift „Der Monismus als Band zwischen Religion und Wissenschaft". Leipzig 1908.) Wird weiterhin ab und zu unsere Aufmerksamkeit auf „Moorleichen" gelenkt, so bezieht sich auch unter diesem Wort Meyer schon auf den jüngsten Bericht von J. Mestorf, Schleswig-holst. Univers.-Museum 1908. Und nun die tagespolitischen Fragen! Machzen, Marokko, Marabut, Marrakesch, Meknas, Mulay-Hafid veranlassen bald diesen, bald jenen, seine Kenntnisse über die nordwestafrikanische Landschaft und ihre verzwickte Geschichte aufzubessern: unser Handbuch führt auch in dieser Kriegsbewegung die Ereignisse bis in die Anfänge dieses Jahres hinein. — Das Illustrationsmaterial des Bandes ist reichhaltig und in der Ausführung musterhaft. Man vergleiche die naturkundlichen Artikel Koniferen, Kreideformation, Kryptogamen, Meeresfauna, Mineralien, Mittelmeerflora, neotropische Fauna; sodann die technologischen: Leuchtgas, Lokomobilen, Lithographie; Kupferstich, Medaillen; aus der Kunstgeschichte die Artikel Kostüme und Niederländische Malerei; endlich zur Topographie die Stadtpläne von Köln, Konstantinopel, Leipzig, London und New York.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

52414

Gotha, 3. Oktober. Nr. 20, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

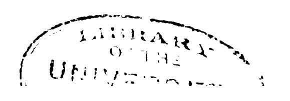
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

216) **L. Cohn, Philonis Alexandrini opera quae supersunt.** Vol. V. Edidit L. C. Adiectae sunt tabulae phototypicae duae. Berolini, G. Reimer, 1906. XXXII u. 376 S. 8. ℳ 15.—.

Die Philo-Ausgabe, die L. Cohn und P. Wendland erscheinen lassen, schreitet rüstig weiter. Es liegt jetzt der fünfte Band vor, der die vier Bücher de specialibus legibus, die Schrift de virtutibus, nämlich de fortitudine, de humanitate, de poenitentia und de nobilitate, ferner die Abhandlungen de praemiis et poenis mit de exsecrationibus enthält. Er ist von L. Cohn bearbeitet und reiht sich den früher erschienenen ebenbürtig an.

Über die handschriftliche Überlieferung, sowie über die sonstigen bei der Herausgabe benutzten Hilfsmittel handeln eingehend die Prolegomena.



Den wichtigen cod. R., einen Palimpsest aus dem 9. oder 10. Jahrhundert, der schon A. Mai bekannt war, aber erst in neuerer Zeit wieder aufgefunden wurde, hat Cohn selbst genau verglichen. Er nahm daraus den gemeinsamen Titel der vier Bücher de legibus specialibus, nämlich *Φίλωνος περὶ τῶν ἐν μέρει διαταγμάτων*. Das erste Buch dieser Schrift versieht er aus den cod. M F mit der Überschrift *περὶ τῶν ἀναφερομένων ἐν εἴδει νόμων εἰς δύο κεφάλαια τῶν δέκα λογίων, τό τε μὴ νομίζειν ἔξω τοῦ ἑνὸς θεοὺς ἑτέρους αὐτοκρατεῖς καὶ τὸ μὴ χειρόκμητα θεοπλαστεῖν* und behandelt es, wie schon Mangey empfahl, als Ganzes, während es bisher kapitelweise in besondere Schriften zerrissen war. Die zwei letzten Kapitel, nämlich VI de victimis und VII de sacrificantibus, sind jetzt zum erstenmal vollständig wiedergegeben, beide aus den cod. F R.

Die innere Einrichtung ist dieselbe wie in den früheren Bänden; unter dem Text befindet sich auf jeder Seite der kritische Apparat und, von diesem getrennt, der Nachweis der Septuaginta- und Schriftstellerstellen, auf die Philon im Texte hinweist. Der Text erscheint im Vergleich zu früher in wesentlich verbesserter Gestalt; trotzdem bleibt auch jetzt noch viel zu tun, um ihn wieder in seinen ursprünglichen Zustand zurückzuführen. Einiges, was mir beim Durchlesen verschiedener Abschnitte aufgefallen ist, will ich hier anfügen.

Spec. leg. I 4 bemerkt der Herausgeber zu *ποσθένης* mit Recht „corruptum“; das ursprüngliche scheint *τῆς πόσθης* zu sein. Das Überschreiben des vergessenen *τῆς* über *πόσθης* erzeugte wohl die merkwürdige Form *ποσθένης*. — 28 ergänzt Cohn dem Sinne nach richtig *ἀλλὰ καὶ* ⟨*μῦθοι*⟩ *πάντες*; aber dieses Wort gefällt mir wegen des folgenden *μυθογράφοι* nicht. Ich ziehe *οἱ λόγοι* oder *λῆροι* vor. — 47 halte ich die Beifügung von *γάρ* nach *ὅταν*, die der Herausgeber vorgenommen hat, für unrichtig; *οἷαι* steht prädikativ, und das Verbum zu *οἷαι αἱ παρ᾽ ὑμῖν σφραγῖδες* ist *ἐναπομάττονται*: „wie beschaffen eure Siegel sind, welche“ usw. — 51 ändert der Herausgeber das überlieferte *μεθαρμόσασθαι* in *μεθορμίσασθαι*, ohne Grund, wie mir scheint; ebenso sagt Dionysius von Halikarnas antiqu. X 51, 3 *κράτιστα γὰρ οἰκεῖται πόλις ἡ πρὸς τὰ πράγματα μεθαρμοττομένη*. Wäre ein Objekt zu *μεθαρμόσασθαι* erforderlich, so würde ich der Änderung in *μεθορμίσασθαι* die Ergänzung von *τὸν βίον* hinter *εὐσέβειαν*, wo die Worte leicht ausfallen konnten, vorziehen. — 55 läfst sich *καταχρῆσθαι* zwar durch einen leichten Anakoluth, wie er auch sonst vorkommt, erklären; trotzdem erscheint es

mir zweifelhaft, ob der Infinitiv von Philo herrührt, und ob dieser nicht im Anschlufs an *ἄγοντας* auch hier *καταχρωμένους* geschrieben hat. — 75 liegt meiner Meinung nach kein Grund vor, das überlieferte *ἱεροπρεπωδέστατον*, spätere Form für *ἱεροπρεπέστατον*, mit dem Herausgeber in *ἱερῷ πρεπωδέστατον* zu ändern. — 79 ist *ἔδοξεν* in den Worten *καθ' ὃν καιρὸν ἔδοξεν ἡ πληθὺς ἁμαρτεῖν κτλ.* sicher verschrieben, aber *ἔτυχεν*, das man vermutete, pafst nicht; es ist *ἐδέξατο* zu lesen: „es über sich gewann, sich dazu entschlofs", wie es öfter bei Platon vorkommt.

II 234 ergänzt Cohn *οἱ τιμῶντες* ⟨*τοὺς*⟩ *γονεῖς*, gewifs unnötig, da *γονεῖς* öfter ohne Artikel steht, wie ja überhaupt Verwandtschaftsbezeichnungen. — 235 ist *τιμήσεις δ' ἐπ' οὐδενὶ μᾶλλον ἢ κτλ.* überliefert; der Herausgeber tilgt *ἐπ'*, ich möchte darin lieber den Rest von *ἄλλῳ* erkennen. — 237 ist *τεθεικέναι* in den Worten *τεθεικέναι τὰς εἰκόνας αὐτῶν* sicher verdorben, Wendland vermutet *τεθεραπευκέναι*, wobei aber das Perfekt anstöfsig ist. Es ist wohl *τεθηπέναι* zu lesen, vgl. I 24; III 8. — 241 hat *M ὅπως εὐλαβῶνται τοὺς γινομένους δεδιότες*, wofür Tischendorf *τοὺς γεννήσαντας* schrieb, während Cohn *τοὺς τοῦ ζῆν αἰτίους γενομένους* ergänzt und ändert, vgl. 243 und 248. Ich glaube, dafs *γινομένους* nur Verschreibung aus *γονεῖς* ist; solche Verschreibungen sind in den Handschriften des Philo nicht selten. Sicher ist im folgenden *μόλις* aus *μάλιστα* verschrieben; denn *μόλις γὰρ οὕτως ἀδικεῖν ὀκνήσουσιν* ergibt gerade den dem verlangten entgegengesetzten Sinn. — 243 schreibt der Herausgeber *δι' ἣν* st. des überlieferten *δι' ὅν*; einfacher ist wohl die Änderung *διό* oder *διότι* „deshalb weil". — 253 korrigiert Cohn gut *ἐπὶ τοῖς ἐπὶ καταλύσει τι δρῶσιν*, nur dafs das erste *ἐπί* unnötig ist; *τοῖς ἐπὶ καταλύσει κτλ.* genügt.

De virtut. 177 hätte zu dem Satze *τὸ μὲν γὰρ μηδὲν συνόλως ἁμαρτεῖν ἴδιον θεοῦ* auf Simonid. fr. 82 und Demosth. *π. στεφ.* 289 verwiesen werden können. — De praem. et poen. 129 möchte ich *τοὺς* ⟨*δ'*⟩ *ἐλαιῶνας* lesen. Im folgenden zeigen die Worte *αἰσθήσῃ τῆς ἀτυχίας μᾶλλον ἢ τῆς ἀσεβείας* grofse Verderbnis, da weder *τῆς* noch *ἀσεβείας* verständlich ist. Es sollte etwa heifsen: *αἰσθήσῃ αὐτῆς* (nämlich *τῆς συγκομιδῆς*) *ἀτυχοῦς μᾶλλον οὔσης ἢ ἀφειδοῦς*. — 130 ist *πεφορημένην* aus *πεφυρημένην* verschrieben; aber *σύγκρισιν*, wofür Cohn *σύγχυσιν* wünscht, ist unzweifelhaft richtig. — 133 steckt in *καρπόν* wohl *κέρχνον*. — 135 beginnt der Herausgeber *ἧττον γὰρ* ⟨*χαλεπὸν*⟩ *ἀπαλγήσαντας κτλ.*; näher liegt *ἧττον γὰρ* ⟨*μιαρὸν*⟩ *κτλ.* — 160: *ἐλπίδι*

περογανοῦσα τὴν ἀσθένειαν ist *ἀσθένειαν* in *ἀφάνειαν* zu ändern, und 163: *ἐὰν μέντοι μὴ ἐπ' ὀλέθρῳ δέξωνται τὰς δυνάμεις μᾶλλον ἢ νουθεσίᾳ* scheint *δυνάμεις* aus *δικαιώσεις* entstellt zu sein.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

217) **A. E. Housman, The Apparatus Criticus of the Culex.** Cambridge University Press, 1908. (Transact. of the Cambridge Philol. Soc. Vol. VI. Part. I.) 1 Sh. 6 P.

Die Rezension des Culextextes gründet der Verfasser auf Cod. Bembinus, Corsinianus und Vaticanus 2759 saec. XIII, der sich als „grandfather, not the father", des Vossianus ziemlich deutlich erweist.

Warum der Verfasser hier selbst einen besonderen Apparatus mitteilt, ist nicht ersichtlich, da er den Bembinus nicht selbst verglichen hat (und sich nicht entschliefsen kann, die zwei anderen Handschriften kurz zu bezeichnen). V. 27 notiert übrigens der getadelte Ellis richtiger als der Verfasser; was V. 117 „erasus B" sagen will, versteht man nicht. Die Bemerkungen über frühere Herausgeber sind jedenfalls richtig.

V. 251 will Verfasser *Pandioniā miserandas* prole puellas lesen, was er weniger glücklich mit V. 254 (discordantes Cadmeo semine fratres) schützt. V. 362 hilft er sich mit der Annahme einer Lücke, die er geschickt ausfüllt (fata favente deo subiit, quem vallibus olim).

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

---

218) **Kelley Rees, The so-called rule of three actors in the classical Greek Drama.** Chicago, The University of Chicago press 1908. 86 S. 8.

Schon öfters hatten wir Gelegenheit die Aufmerksamkeit der Leser dieser Zeitschrift auf amerikanische Schriften über antike Bühnenfragen hinzulenken; es könnte scheinen, als ob die Amerikaner eine gewisse Vorliebe gerade für solche Fragen gefafst hätten, die das „alternde" Europa als entschieden oder unentscheidbar einstweilen ad acta gelegt hat. Aus allen aber spricht deutlich der Einflufs des um die Bühnenkunde hochverdienten Eduard Capps. So steht es auch mit der vorliegenden Dissertation. Rees hat sich keine geringere Aufgabe gestellt als die bisherige Annahme, die klassischen Dramatiker seien bei der Komposition wie bei

der Aufführung ihrer Werke durch die Rücksicht auf die Zahl von drei Schauspielern gebunden gewesen, als ein altes Mifsverständnis aus den Zeiten Lachmanns und Hermanns zu erweisen. Bei der Untersuchung der urkundlichen Grundlagen dieser Annahme nun weist er überzeugend nach, dafs die Notiz bei Photius unter *νεμήσεις ὑποκριτῶν* nicht den Sinn enthält, als ob jeder der am Agon beteiligten Dichter drei Schauspieler durchs Los zugeteilt erhalten habe. Anders aber verhält es sich mit seiner Auslegung der bekannten Stelle in Aristoteles' Poetik IV 1449 a 11—14, wo wir hören, Äschylus habe den zweiten Schauspieler, Sophokles den dritten sowie auch die Skenographie eingeführt. R. sucht dieser Stelle alle Beweiskraft zu entziehen, indem er sie in ästhetischem Sinne fafst, d. h. Aristoteles habe sagen wollen, Äschylus habe die zweite sprechende Person, Sophokles die dritte oder ersterer habe den Dialog, letzterer den Trilog eingeführt; Horaz' Forderung Ars poet. 189/90 „nec quarta loqui persona laboret" sei das Echo dieser Bemerkung des griechischen Philosophen, die dieser wie seine sonstigen ästhetischen Anschauungen aus den Stücken selbst geschöpft habe. Allein die fragliche Stelle hat diesen Charakter ganz und gar nicht, sie ist geschichtlicher Art wie der Zusatz über die Skenographie lehrt, für den die Stücke absolut keinen Anhaltspunkt bieten. Und mag sich auch Aristoteles über die Urheberschaft der erwähnten Neuerungen täuschen, wie man schon gemeint hat (vgl. Oehmichen, Bühnenw. 26, 6, Anm.), der Kern, die allmähliche Erweiterung der Bühnenmittel, wird durch die Stücke selbst bestätigt. Sie widersprechen auch im ganzen der bisherigen Annahme keineswegs. Allerdings hat der Verfasser einige Fälle zusammengestellt, wo ihm die Zeit zum Rollentausch zu kurz erscheint, so dafs die Annahme eines vierten Schauspielers geboten sei; aber schon die geringe Zahl ist bedenklich: aus den Tragödien sind es zwei, aus den Komödien acht. Der Komödie nun werden wohl alle Gelehrten gröfsere Freiheit einräumen, aber auch bei ihr wären einem vierten Schauspieler nur ganz nebensächliche Aufgaben zuzuweisen. Was die angeführten Stellen aus den Tragödien betrifft, so ergeben sich bei der aus den Choephoren nicht vier, sondern dreizehn Verse für den Maskenwechsel; denn Pylades erscheint nicht gleichzeitig mit Orestes V. 890 wie R. meint, sondern erst V. 899, vermutlich gerade aus bühnentechnischen Gründen. Schliefslich wäre auch die Annahme einer kleinen Pause bei Szenenwechseln nicht ohne weiteres zurückzuweisen.

Und selbst, wenn man zugeben müfste, dafs die angeführten Fälle der alten Annahme widerstrebten, was wäre mit dieser geringen Anzahl unbedeutender Ausnahmen gewonnen gegenüber den zahlreichen, wo die Dreizahl genügt? Denn dafs die modernen Gelehrten über die Verteilung der Rollen verschiedener Ansicht sind, kann nicht als Gegenbeweis angeführt werden. Auch den weiteren Gründen R.s kann ich keine besondere Bedeutung beimessen, so vor allem nicht dem, dafs die angenommene beschränkte Anzahl keine künstlerisch angemessene Verteilung der Rollen ermöglicht habe. Denn dabei scheint R. die Grenzen zu übersehen, die durch Maske, Kothurn und Mantel der Illusion gesteckt waren; was die antike Überlieferung Glaubliches von der Schauspielerkunst rühmt, ist alles auf die spätere Zeit, nicht aber auf das 5. Jahrhundert zu beziehen. Noch unwesentlicher sind die aus den Anfängen des englischen Theaters geschöpften Analogiebeweise, die einen viel zu breiten Raum in der Arbeit einnehmen. R. beachtet dabei zu wenig den ganz anderen Charakter der antiken Aufführungen, die agonistische Eigenart, die nirgends eine Parallele findet. Gerade der Umstand, dafs eigentlich die ganze Aufführung ein Wettkampf für den Protagonisten wie den Dichter war, läfst es verstehen, dafs der Dichter wie der Darsteller sich auf das Mindestmafs von Personal beschränkten. Dafs auch die Dichter dabei gewannen, das hat schon Lessing betont. Vielleicht ist in manchen Stücken der Anteil des Protagonisten an der Aufführung ein bedeutend gröfserer als man gemeiniglich annimmt. Dies wie der Umstand, dafs die anderen Schauspieler von ihm besoldet wurden (vgl. Plutarch Mor. 816 f.; hier ist unter *πρωταγωνιστής* nicht der „star“ gemeint, sondern wirklich der erste Schauspieler, wie aus dem Gegensatz *τὰ τρίτα λέγοντι* hervorgeht), gibt uns den Schlüssel zu dem Spott, den Äschines in seiner Eigenschaft als Schauspieler von Demosthenes erfährt. Wenn dieser ihn, der in der Antigone die Rolle des Kreon gab, als *τριταγωνιστής* verspottet, so fällt das dem modern denkenden Kritiker auf, weil er in dieser Rolle eine kaum oder nur weniger wichtige als die der Antigone sieht; das antike Publikum aber, das den agonistischen Charakter der Aufführungen nie übersehen konnte, hatte nur ein Auge für den Protagonisten, die übrigen waren ihm, wie das Plutarch ja deutlich erkennen läfst, nur bezahlte Gehilfen, zwischen denen es keinen rechten Unterschied machte. So konnte sich Demosthenes erlauben, den Gegner als *τριταγωνιστής* verächtlich zu machen, ohne von seinen Zuhörern den Vorwurf ungerechter Übertreibung er-

fahren zu müssen; Äschines war eben nicht πρωταγωνιστής. — Der Referent glaubt also an der alten Annahme festhalten zu müssen, freilich mit dem Zugeständnis, dafs wir es nicht mit einem starren Gesetz zu tun haben, dafs also Ausnahmen, vor allem in der an und für sich schon freieren Kömödie durchaus zugegeben werden können. An der Arbeit selbst sind die Methode und die Sorgfalt der Untersuchung zu rühmen.

Hof a. S. **Karl Weifsmann.**

---

219) **Bernard W. Henderson, Civil War and Rebellion in the Roman Empire a. d. 69—70.** A companion to the „Histories" of Tacitus. With maps and illustrations. London, Macmillan and Co., 1908. XIV u. 360 S. 8. geb. 8 Sh. 6 d.

Die Geschichte des Vierkaiserjahres erfordert eine genaue Kenntnis der römischen Legionsgeschichte. Man findet in dem vorliegenden Buche neben älteren auch die neueren Arbeiten (von Ritterling, Domaszewski usw.) fleifsig verwertet. Aber was bei englischen Arbeiten, die nicht vom einzelnen ausgehen, sondern vom allgemeinen, öfter vorkommt, es werden doch auch wichtige Inschriften vernachlässigt oder in ihrer vollen Bedeutung nicht erfafst. Die bekannte Inschrift aus Veleia, die einem Soldaten der Vitellianischen Armee von seinen Kameraden gewidmet ist, wäre nach allen ihren Details zu würdigen gewesen; ebenso die Grabschrift des Legaten der leg. XXII primigenia, C. Dillius Vocula; was aber nicht geschehen ist. Wir erhalten die Pläne der Schlachten bei Bedriacum (das der Verf. Bēdrĭăcum aussprechen will); über die Lage dieses Ortes ist in einem Exkurs gehandelt, ebenso über Padi et Adduae confluentes (Tac. h. II, 40); auch über den Marsch des Fabius Valens gegen Norden, als es galt, die Flavianische Invasion abzuwehren. Ein weiterer Exkurs betrifft den Tacitus als militärischen Schriftsteller. Die Anlage des Buches ist gut, nur zu weitläufig, die Ausstattung geschmackvoll; und wenn den Ausführungen des Verfassers mehrfach die rechte Akribie fehlt, so verdienen anderseits doch einige Bemerkungen, z. B. über die Bedeutung der Flotte in der damaligen Zeit (S. 148 f.), Beachtung, da sich für die Kritik der Art und Weise, wie die Prätendenten gegeneinander operierten, ein Fingerzeig ergibt.

Prag. **J. Jung.**

---

220) **Johannes Kromayer, Antike Schlachtfelder in Griechenland.** Bausteine zu einer antiken Kriegsgeschichte. II. Band: Die hellenistisch-römische Periode: von Kynoskephalä bis Pharsalos. Mit 12 lithographischen Karten, 11 Beikarten, 2 Skizzen im Text und einer Tafel in Lichtdruck. Berlin, Weidmann, 1907. XII u. 452 S. 8. ℳ 18.—.

In diesem Bande [1]) beschränkt sich der Verfasser nur bezüglich der Schlacht bei Pharsalos auf die Darlegung der militärisch-politischen Lage, die Feststellung des Schlachtfeldes und die Schlacht; im übrigen greift er, über seinen ursprünglichen Plan hinausgehend, von den Entscheidungsschlachten weiter zurück und behandelt ganz den zweiten Makedonischen, den Syrisch-römischen und den Krieg gegen Perseus, desgl. die Feldzüge Sullas in Griechenland bis zur Schlacht bei Chäronea. Er strebt somit eine zusammenhängende Kriegsgeschichte dieser Zeit an. Stete Berücksichtigung der militärischen Theorie, eigene Kenntnis der Gegenden und Aufzeichnungen von ihm und seinen militärischen Begleitern an Ort und Stelle sowie konsequente Heranziehung alles verwertbaren modernen topographischen Materials in Karten, Reise- und Länderbeschreibungen, das er nach ausschliefslich militärischen Gesichtspunkten durchgearbeitet hat, ermöglichen es K., aus der auch hier zum Teil stark zertrümmerten Überlieferung, deren Wertung durchweg eine ruhige und objektive ist, eine zusammenhängende Darstellung der einzelnen Feldzüge und Kämpfe zu erreichen, die an Verständlichkeit und Glaubwürdigkeit fast überall über die bisherigen hinausgeht.

Von dem reichen Inhalte des starken Bandes kann ich nur weniges berücksichtigen; ich beschränke mich auf einige kurze Bemerkungen besonders bezüglich der den Entscheidungsschlachten unmittelbar voraufgehenden militärischen Bewegungen, der Schlachtfelder und des Verlaufes der Schlachten, d. i. der Punkte, über die des Verfassers Darlegungen vor anderen wichtige Ergebnisse enthalten. Zunächst von den beiden Makedonischen und dem Syrischen Kriege.

Das Schlachtfeld von Kynoskephalä verlegte man bisher nach dem Vorgange Leakes östlich von Skotussa in die Höhen des Karadagh. K. (S. 63—83) bringt durch Ansetzung des Schlachtfeldes in dem süd-

1) Vgl. meine Rezension des I. Bandes in Jahrg. 1903, S. 607 und meine Rezension von Roloffs Problemen in Jahrg. 1905, S. 85.



westlich von Hadschibey (westlich von Skotussa) liegenden Terrain, unmittelbar östlich von der nächsten Strafse von dort nach Pharsalos, zum erstenmal Klarheit in den Parallelmarsch Philipps und des römischen Heeres unter Flamininus vor der Schlacht und in den Gang der Schlacht selbst und macht damit erst den Bericht des Polybius in allen Punkten verständlich. [Interessant und lehrreich ist auch die Beilage III zu diesem Gegenstande (S. 116 f.) über die Pelopidasschlacht bei Kynoskephalä, die neuerdings noch Beloch zwischen Skotussa und Pherä, K. aber etwas südlich von dem Römerschlachtfelde, schon in die Ebene nach Pharsalos zu, verlegt.] — Noch mehr Schwierigkeiten, als die Schlacht von Kynoskephalä von 197, macht die bei Magnesia im Syrisch-römischen Kriege. Aber auch bei ihr hat die vorsichtige Benutzung der Berichte in Vereinigung mit detaillierter topographischer Forschung K. ein positives Ergebnis ermöglicht (S. 163—195), woran noch Delbrück (Gesch. d. Kriegsk. I, S. 367 f.) zweifelte. Als Gegend des Schlachtfeldes nimmt K. den südöstlichen Zipfel der Hyrkanischen Ebene in der Nähe von Magnesia an. — K.s Betrachtungen über die Schlacht bei Pydna im Kriege gegen Perseus (S. 305—328) ergeben das schon bekannte Terrain der Schlacht, die Ebene von Katerini, das zwischen Pydna und Dion, und zwar diesem etwas näher, liegt, aber nicht den nördlichen Teil dieser Ebene, in den bisher die Schlacht verlegt wurde, sondern die Gegend südlich von dem Orte Katerini, an dem Flusse Mavroneri, dem Leukos bei Plutarch. Dies Resultat ist geeignet, die Vorgänge in der Schlacht soweit aufzuhellen, dafs man aus dem auf Polybius zurückgehenden Schlachtberichte bei Livius und aus dem bei Plutarch unter Mitbenutzung von Frontin ein klares Bild der Schlacht herstellen kann.

Darauf geht K. zu den Feldzügen Sullas in Griechenland über und schliefst mit einer Abhandlung über die Schlacht bei Pharsalos. Für den Kampf Sullas bei Chäronea — mit dieser Schlacht bricht K. seine Behandlung des ersten dieser Stoffe ab (S. 362—383) — legt er Plutarchs Bericht mit seinen zahlreichen Ortsangaben zugrunde und benutzt daneben mit äufserster Vorsicht Appians verworrene Überlieferung, die indirekt gleichfalls auf Sullas Memoiren zurückgeht. So gelingt es K., auch hier trotz der Verzweiflung Delbrücks (a. a. O. S. 400 f.) ein brauchbares Resultat zu erzielen und einen im ganzen verständlichen Zusammenhang der Ereignisse herzustellen; einige Bewegungen von Teilen der römischen Armee, insbesondere die Tätigkeit Murenas vor und während der Schlacht,

scheinen mir allerdings noch nicht ganz klargestellt zu sein. Dafs K. auch hier, wie bei den früheren Kriegen, noch Interessantes und Lehrreiches in der Auseinandersetzung über die Heeresstärken und in der Kritik der Quellen bietet, will ich wenigstens andeuten. So ist auch seine Beilage über die Heeresstärken in der noch zu erwähnenden Schlacht sehr lesenswert. — Hinsichtlich der Schlacht bei Pharsalos (S. 401—425) bespricht K. nach einer Behandlung der militärischen Lage die modernen Hypothesen über das Schlachtfeld und den Rückzug der Pompejaner. Er weist die Ansichten v. Goelers und Mommsens zurück und findet die Lösung in einer Kombination von Leakes Ansicht über den Ort der Schlacht mit der von Heuzey und Stoffel über den Ort der Kapitulation. Das Schlachtfeld ist nach K., ähnlich wie Leake es ansetzt, in der Ebene unmittelbar nördlich von Pharsalos und in einiger Entfernung westlich von der Hügelgruppe Krindir, auf der Pompejus sein Lager hatte; die Kapitulation geschah, wie schon Heuzey und nach ihm Stoffel annahmen, auf dem Karadscha-Achmed, mit dem als ihrem Ostende die in östlicher Richtung sich hinziehenden Berge an den Enipeus (den Kleinen Tschinarli) stofsen. Auch dieser vielbehandelte Gegenstand hat durch den Verfasser infolge seiner gründlichen Kenntnis und militärischen Beurteilung des Geländes erheblich an Klarheit gewonnen.

In dieser kurzen Besprechung einiger Ergebnisse des Buches ist ein allgemeineres Resultat noch nicht berührt, dafs nämlich durch dasselbe eine mildere Beurteilung der hellenistischen Kriegführung und Politik angebahnt werden dürfte. Übrigens sind hierbei des Verfassers Auseinandersetzungen mit den Ansichten anderer Forscher, wie überhaupt auch in den einzelnen Fragen, durchweg sachlich und ruhig gehalten. — Der Wert des schön ausgestatteten Buches wird noch erhöht durch die beigegebenen Karten, die denen des ersten Bandes an Güte gleich und noch zahlreicher sind.

Rendsburg. **Aem. Pintschovius.**

---

221) **Theodor Plüfs, Das Gleichnis in erzählender Dichtung.** Ein Problem für Philologen und Schulmänner. (Aus der Festschrift zur 49. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner, Basel 1907.) Leipzig, Carl Beck, 1907. S. 40 bis 64. 8. ℳ 1.20.

Der anregende Aufsatz wendet sich gegen die herkömmliche Theorie, dafs das Gleichnis veranschauliche. Wenn Hermes der Möve gleich über

das Meer fahre (ε 50 ff.), so werde durch diesen Vergleich weder die Gestalt des Gottes, noch die Art oder die Schnelligkeit seiner Bewegung veranschaulicht, vielmehr eine Vorstellung erweckt von der an einem menschengestaltigen Wesen wunderbaren Sicherheit dem feindlichen Element gegenüber. Und so beruhe überhaupt das Gleichnis auf dem Bedürfnis des Dichters, von etwas Unaussprechlichem durch eine Art Symbol eine lebhaft empfundene Vorstellung zu geben. In Kapitel IV wird die „Belastungsprobe" an der neuen Verständnisbrücke vorgenommen: voraus ziehen einige kurze sprichwörtliche Vergleiche, es folgt Kellers Wendelgard Gimmel und das junge Kaninchen (Vorstellung „einer eigentümlichen bänglichen Erregung eines naiven, jungen, anmutigen Geschöpfs"), darauf der gereizte Löwe *Υ* 164/75 („Aufreizung der Energie eines stolzen, noblen, heldenhaften Kampfzorns gegenüber einem aufreizenden Feinde"), dann marschieren sogar sieben Gleichnisse auf einmal (*B* 455/83) hinüber, welche „die Idee einer ungeheuern, überlegen drohenden, siegverheifsenden Stärke und Energie des Ausmarsches" hervorrufen, endlich passieren selbst so seltsame Zweigespanne wie Aias und der Esel, Odysseus und die Blutwurst, Patroklos' Leiche und die Rindshaut usw. ohne Anstand die Brücke. Man sieht, sie ist solide gebaut, nötigt aber einen Umweg zu machen, der nicht für jeden bequem und angenehm zu wandeln ist. Die Geisteskräfte sind eben verschieden verteilt; für eine rege Phantasie ist es ein anmutiges Spiel einem kriegerischen Vorgange einen analogen aus dem Leben des Waldes oder Meeres an die Seite zu zaubern, der Verstand wird es vorziehen aus beiden eine gemeinsame Vorstellung zu abstrahieren. Mannigfaltig wie die Geistesanlage der Hörer und Leser sind auch die Gleichnisse selbst, und wenn Wilamowitz die Ansicht aufstellt, die Gleichnisse der Ilias seien in erster Linie berufen, eine Stimmung hervorzubringen, so ist auch das gewifs in manchen Fällen zutreffend. Nur eins dürfte vom Übel sein, alle homerischen oder gar alle Gleichnisse erzählender Dichtung überhaupt mit demselben Mafse messen zu wollen. Wer das versucht, der kann allerdings dahin gelangen, mit Cauer die homerischen Gleichnisse als störende Unterbrechung der Haupthandlung zu empfinden oder gar mit Ziehen die innere Zweckmäfsigkeit und Notwendigkeit aller epischen Gleichnisse zu bestreiten.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

222/225) **Hugo Hoffmann, Gymnasial-Bibliothek.** 45. Heft: **R. Thiele,** Im Jonischen Kleinasien. 1907. 160 S. 8. ℳ 2.—.
46. Heft: **Franz Cramer,** Afrika in seinen Beziehungen zur antiken Kulturwelt. 1907. 133 S. 8. ℳ 2.40.
47. Heft: **O. Fritsch,** Delos, die Insel des Apollon. 1908. 135 S. 8. ℳ 1.50.
48. Heft: **O. Fritsch,** Delphi, die Orakelstätte des Apollon. 1908. 132 S. 8. ℳ 2.40.
Gütersloh, C. Bertelsmann, 1907 und 1908.

1. Nach eigener Anschauung berichtet Thiele, gestützt auf eine umfassende Gelehrsamkeit, im einzelnen über Didyma, Milet, Priene, Ephesos und Smyrna. Die überreiche Fülle des Materials gestaltet sich trotz der beigegebenen Karten, Skizzen und Illustrationen nicht überall zu klar abgerundeten Gesamtbildern; vielleicht hätte der rastlos arbeitende Verfasser hier noch manches gebessert, wenn ihm nicht ein jäher Tod die Feder aus der Hand gerissen hätte. Aber die Schrift behält als Zusammenfassung weitverzweigter, nicht vielen zugänglicher wissenschaftlicher Forschungen ihren hohen Wert; den Freunden des Verewigten wird sie ein teures Vermächtnis seiner unermüdlichen Schaffensfreudigkeit bleiben. Sein warmes, patriotisches Empfinden findet in der Schlufsbetrachtung lebhaften Ausdruck.

2. Der umfassende Titel der sehr anziehend geschriebenen Schrift von Cramer wird durch die Überschriften der einzelnen Teile näher bestimmt und namentlich in bezug auf die erste Hälfte beschränkt: I. Vordringen der Ägypter in die Ober-Nilländer: 1. Das obere Niltal und Abessinien, 2. Das Nilquellengebiet; II. Die Ägypter und das Weihrauchland Punt; III. Die Nilquellenfrage im Altertum; IV. Die Nilländer unter römischer Herrschaft; V. Das südafrikanische Goldland im Altertum; VI. Der Verkehr an der Ostküste. Im Vordergrunde steht überall die Frage, wie weit den Alten schon das bekannt war, was erst neuerdings genauer erforscht worden ist. Der von dem gleichen Gesichtspunkt ausgehende VII. Abschnitt „Die Karthager an der Westküste" leitet hinüber zu der eingehenderen Behandlung der Römer im nördlichen Afrika (VIII); die neuesten, immer tiefer dringenden Forschungen im Verein mit der regen Kolonisationstätigkeit der Franzosen verleihen dieser Betrachtung ganz besonderen Reiz. Eine Anzahl von Bildern fördern die Anschauung; bei den Karten sollten die Gebirge schärfer zur Geltung ge-

bracht werden. Das 3. und 4. Heft sind aus der im Frühjahr 1906 unter v. Duhns Leitung unternommenen Studienreise badischer Gymnasiallehrer nach Kleinasien und Griechenland hervorgegangen; beide Schriften legen von dem reichen Ertrage dieser Reise das rühmlichste Zeugnis ab. Sie sind klar und übersichtlich gegliedert, berücksichtigen in sehr dankenswerter Weise stets auch die literarische Überlieferung, ohne die lebendige Schilderung zu sehr mit gelehrtem Material zu belasten, und ermöglichen es überall, sowohl von dem Gange der Forschung, wie von ihren Ergebnissen ein deutliches Bild zu gewinnen. Die durchweg guten, zum Teil sogar sehr guten Bilder, Skizzen und Karten werden in immer wieder fesselnder Darstellung lebendig erläutert. Zu wünschen wäre nur, dafs der Verleger die unablässig gebrauchten Hauptpläne so einrichtete, dafs sie dauernd neben dem gelesenen Texte liegen könnten.

Sondershausen. **Funck.**

---

226) **Adolf Tobler, Vermischte Beiträge zur französischen Grammatik.** Vierte Reihe. Leipzig, S. Hirzel, 1908. 141 S. 8. brosch. ℳ 4. —.

Dieser vierte Band enthält 15 Abhandlungen, welche, wie die der vorangegangenen Reihen, durch die gewissenhafte Sammlung sowohl wie die scharfsinnige Sichtung des einschlägigen Materiales jedem, der sich gründlichen grammatischen Studien widmen will, Anregung und Belehrung in reichem Mafse bringen. Streifen wir kurz die behandelten Fragen. In De la manière dont nous sommes faits il est certain que notre félicité consiste dans le plaisir und ähnlichen Verbindungen erklärt sich der Genitiv aus dem lateinischen Eigenschaftsgenitiv oder -ablativ (qua es prudentia), was nicht hindert, dafs neben der Attraktion des vorangehenden Substantivs an den Kasus des Relativs auch unter Anlehnung an das folgende voir gesagt werden kann: A la manière dont tu chérissais et dont tu soignais les miens, il était facile de voir que tu serais une mère sublime. Die vielseitige Verwendung des Hilfszeitwortes devoir im Altfranzösischen hat in der heutigen Sprache Spuren hinterlassen, wird es doch mit Vorliebe zum Ausdruck der Wahrscheinlichkeit eines Zustandes oder einer Handlung gebraucht. Bedingungen können auch als Aufforderung durch den Imperativ oder durch den Subjonctif mit oder ohne que gegeben werden. Daraus erklärt sich, dafs koordinierte Bedingungssätze nicht nur mit si ... et si, sondern auch mit si ... et que gebildet zu werden pflegen. Dafs

der logische Unterschied, welcher zwischen beiden Möglichkeiten besteht, allgemeine Anerkennung finden wird, scheint auch von Tobler bezweifelt zu werden. Logisch nicht gerechtfertigtes oder durch einen Gedankensprung zu erklärendes ne, das dem Altfranzösischen besonders geläufig ist, das absolute Gerundium, das Satzadverb aussi bien, der in Sätzen wie je n'y trouve rien que de connu zur Übung gewordene Irrtum, der mit n'était beginnende und zu einer der Präposition sans gleichwertigen Formel gewordene Bedingungssatz, das Ausbleiben des bestimmten und des Teilungsartikels hauptsächlich in Vergleichungen und bei il y a, der Gebrauch von l'un l'autre, die vieldeutige Verwendung von par exemple und von tant pis, die Bedeutung von quitte à und sauf à und zum Schlusse die mannigfaltigen Verwünschungen, wie sie im Mittelalter gang und gäbe waren, finden allseitige Beleuchtung und Erklärung. Der Leser folgt aufmerksam der wissenschaftlichen Behandlung der Fragen, der Schulmann verwendet dankbar ihre Ergebnisse.

Freiburg i. B. **H. Bihler.**

---

227) **Otto Eberhard, Je parle français.** 1ère partie. Zürich, Orell Füfsli, o. J. 95 S. 8. Fr. 1.20.

Ein gewandtes Büchlein zum Erlernen des gesprochenen Französisch nach der direkten Methode, mit dem lobenswerten Bestreben, als sachliche Grundlage nur die persönliche Anschauungs- und Erfahrungswelt des Kindes zu benutzen und den Unterricht durch Gesten, durch Handlungen und durch Zeichnungen an der Tafel möglichst amüsant zu machen. Es will mir allerdings scheinen, als ob der Verfasser im Punkte des Zeichnens etwas hohe Forderungen an Lehrer und Schüler stellt. Oder sollte es nicht etwas gewagt sein, eine ganze Familie am Frühstückstisch von einem Neunjährigen malen zu lassen? Gegen die dramatische Behandlung der Stoffe wird niemand etwas einzuwenden haben — aber bis zur Kostümierung und Beschaffung von Szenerien braucht man doch noch nicht zu gehen.

Die Auswahl der Stoffe ist dem kindlichen Begriffsvermögen klug angepafst; den häufigen Fehler, mit den Vokabeln allzusehr in Einzelheiten zu gehen, hat E. glücklich vermieden; eine unberechtigte Ausnahme machen nur losange, pentagone, hexagone.

Das Französisch ist einwandfrei, der Druck sorgfältig.

Flensburg. **K. Engelke.**

---

228) Paul Gibson, Shakespeare's Use of the Supernatural. Cambridge, Deighton Bell & Co.; London, George Bell & Sons, 1908. 143 S. geb. 5 s. 6.

Das Buch ist eine akademische Preisarbeit, der *Cambridge University Harness Prize Essay 1907* eines anscheinend noch recht jugendlichen, literarisch jedenfalls noch gar nicht geschulten Baccalaureus. Der Kern der Schrift ist eine Sammlung von Stellen, in denen bei Shakespeare etwas Übernatürliches erwähnt wird. Diese Stoffmasse ist dann — etwas wunderlich — in mehrere Kapitel eingeteilt und mit einigen mehr oder weniger passenden Bemerkungen versehen worden. Eigentümlich sind schon die Literaturangaben. Eine lautet: *Commentaries on Shakespeare — Gervinus and others*, die in ihrer erheiternden Allgemeinheit ebenso anmutig wirkt wie eine zweite: *Various Notes on Shakespeare's Plays*, wobei die Verfasser der *Notes* geheimnisvoll verschwiegen werden. Wichtige Schriften fehlen; so z. B. das für einen solchen Zweck unentbehrliche Buch von Anders, *Shakespeare's Books*, Klöppers *Shakespeare-Realien*, die Stoff boten, und die schöne Abhandlung von Stoll *The Objectivity of the Ghosts in Shakspere* (Public. of the Mod. Lang. Assoc. of America XXII, 2), aus welcher der Verfasser hätte lernen können, wie eine solche Untersuchung zu führen ist. Unter diesen Umständen will es schon etwas besagen, dafs sich wenigstens e i n deutscher Name, eben Gervinus, in der Schrift findet. Hingegen ist es wieder merkwürdig, dafs in einem Buche, das sich mit dem Übernatürlichen beschäftigt, der A b e r g l a u b e absichtlich übergangen ist, weil die abergläubischen Gebräuche zu zahlreich sind, um erörtert zu werden (S. 48), Eigenartig sind auch Gibsons Vorstellungen von Shakespeares Verhältnis zur Religion. Weil sein Zeitalter unter dem Zeichen des Überganges steht, namentlich in bezug auf religiöse Fragen, so hat sich der Dichter ganz besonders in acht genommen, zu grofses Gewicht auf etwas zu legen, was sich vielleicht einmal als einseitige Auffassung von der Wahrheit herausstellen könnte (S. 44). Ähnlich unbefriedigend sind die allgemeinen Bemerkungen über Zweifel und Glauben S. 50/51. Vom *Sturm* meint er S. 120, dafs wir darin vergeblich nach einem sorgfältig ausgeführten, grofsen dramatischen Plane suchten; er sei nur eine Kette aneinandergereihter Zufälle. Eine Statistik gibt es auch; es wird uns nämlich u. a. mitgeteilt, dafs in *Richard II.* in 80 Versen, in *Richard III.* in 150 Versen (abgesehen von den Geistern!) Anspielungen auf Übernatürliches vorkommen. S. 140 versichert uns der Verfasser noch einmal,

dafs in *Cymbeline* das Schneewittchenmotiv verarbeitet sei, ohne zu wissen, dafs diese Ansicht schon im VI. Bande der *Anglia* (S. 34 ff.) gründlich widerlegt worden ist.

So wirkt das ganze Buch unerfreulich und unreif. Eine Förderung der Forschung, eine Vermehrung unseres Wissens bedeutet es nicht, und man kann deshalb ohne weiteres darüber zur Tagesordnung übergehen.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

229) **George Wyndham, Sir Walter Scott.** London, Macmillan & Co., 1908. 21 S. 8. 1 Sh.

Das Büchlein ist der Nachdruck der Rede, welche der Verfasser, als Präsident des „Edinburgh Walter Scott Club“ bei dem jährlichen Festessen dieser Gesellschaft zu halten hat. Man wird in diesem Fall nicht sowohl neues Material, als vielmehr eine neue Gruppierung von Bekanntem, oder eine besondere Betonung einer bisher weniger beachteten Seite des zu behandelnden Gegenstandes erwarten. Der auch sonst literarhistorisch tätige Verfasser hat seine Arbeit dreifach gegliedert: zuerst einige Bemerkungen über W. Scott als Schriftsteller der Jugend, dann über ihn als Mann und endlich über den Künstler. In letzterem Abschnitt sind besonders die Ausführungen über die Romantik von Interesse, sie haben mich an Watts-Duntons Bemerkungen über den Gegenstand erinnert. Der rhetorisch glänzendste Teil scheint mir der Abschnitt über W. Scott als Mensch, als Mann, dieser Teil wirkt tief und nachhaltig auch bei der Lektüre. Über die Rede als stilistische Leistung, wage ich als Ausländer kein Urteil, doch scheint sie mir auch in dieser Richtung sehr wohl der Drucklegung wert.

München. **M. Degenhart.**

---

230) **Johannes Müller, Bulwers Roman „The Last of the Barons“.** Dissertation, Rostock 1907. Berlin, im Kommissionsverlag von Meyer & Müller. 88 S. 8.

Quellenuntersuchungen modern englischer Romane von Wert sind in der wissenschaftlich-anglistischen Forschung bis jetzt eine Seltenheit, obgleich sich gerade auf diesem Gebiet ein dankbares mit dem Leben der Gegenwart in engster Verbindung stehendes Feld darbietet. Allerdings ist die Durchführung einer derartigen Arbeit auf Grund einer streng gewissenhaften literarhistorischen Methode selbst für Romane, die geschicht-

liche Themen behandeln, nicht gerade leicht. Der Romandichter wird gemäfs seiner grofsen Idee der Auffassung des Stoffes seine Materie nach bewufsten und, was für die Forschung später das schwierigere ist, unbewufsten Quellen gestalten; im Mittelalter, wo nur gewisse, ich möchte fast sagen, „standard works" in Betracht kommen, ist die Sache verhältnismäfsig einfach, und die vielen verdienstlichen Arbeiten, die sich in den letzten 10—15 Jahren mit der Entwicklung gewisser Sagenstoffe oder historischer Persönlichkeiten bis zu Shakespeare befafst haben, brauchten wenigstens auf die Quellensuche nicht viel Zeit und Mühe zu verwenden. In der neueren Zeit, besonders in der Zeit der Zeitungen und Zeitschriften, sind die Möglichkeiten der Beeinflussungen in jedem einzelnen Falle ins legionenhafte gestiegen, und der unendliche Spielraum führt leicht bei den gröfsten der Grofsen zu Deutelei und auf Abwege.

Diese Klippen literarhistorischer Forschungsgefahr hat der Verfasser der vorliegenden Untersuchung glücklich vermieden, so dafs sie sich schon damit über das gewöhnliche Niveau derartiger Arbeiten erhebt. Mit sorgfältig abwägender Kritik prüft er Bulwers eigene Angaben von Quellen, deren geringen Wert er feststellt und beiseite schiebt, um alsdann mit Hilfe innerer Kriterien an den Kernpunkt heranzugehen. Gestützt auf eine gute Literaturkenntnis und Beherrschung der Quellen bietet er eine respektable Abschlagszahlung auf die Behandlung des Themas, das im Rahmen einer Dissertation ja nicht erschöpft werden kann, und behält sich den zweiten Teil für spätere Bearbeitung vor. Mit den Ergebnissen kann man sich durchaus einverstanden erklären, und es wäre zu wünschen, dafs stets in solchen Erstlingsarbeiten ein so gesundes Urteil und eine so objektive Methode zutage träte.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

231) **A. W. Ward** and **A. R. Waller, The Cambridge History of English Literature.** Volume I. From the beginnings to the cycles of romance. Cambridge, University Press. London, J. C. Clay & Sons, 1907. XVI u. 504 S. 8.
geb. 9 sh. net.

Als Gegenstück zu der monumentalen „Cambridge Modern History" präsentiert sich hier in ihrem ersten Bande die „Cambridge History of English Literature". Die Namen der beiden Generalherausgeber haben auch bei uns einen guten Klang. Wards Geschichte der dramatischen

Literatur in England und seine Chaucer-Biographie in den „Men of Letters" vor allem sind bei uns viel benutzte und schön lesbare Bücher, und Waller kennen wir gut von seiner Tätigkeit auf dem weiten Gebiet der englischen Literatur kurz nach Shakespeare. A priori geht man demnach mit guten Hoffnungen an die Lektüre des ersten grofsen Bandes.

Die Grundsätze sind folgende:

1) A connected account was to be given of the successive movements of English literature, both main and subsidiary; and this was intended to imply an adequate treatment of secondary writers, instead of their being overshadowed by a few great names.

2) Note was to be taken of the influence of foreign literatures upon English and (though in a less degree) of that of English upon foreign literatures.

3) Each chapter of the work was to be furnished with a sufficient bibliography. Diese Grundsätze werden durch mancherlei Ausführungen sehr verständiger Art im Vorwort teils erläutert, teils ergänzt. Auch vergessen die Verfasser nicht ihren Vorgängern auf dem Gebiet der englischen Literatur ihren schuldigen Dank abzustatten.

Das was diese Literaturgeschichte von allen früheren unterscheidet, ist, dafs sie nicht von einem einheitlichen Gesichtspunkt aus mit einem bestimmten Gedanken als Zielpunkt geschrieben wird, sondern dafs die Literatur in Portionen und Portiönchen an geeignete Gelehrte beiderlei Geschlechts verteilt worden ist. Dies wird am besten dadurch illustriert, dafs wir zunächst den Inhalt nach Kapiteln samt ihren Verfassern bekanntgeben:

I. The beginnings (A. R. Waller). — II. Runes and manuscripts (Anna C. Paues). — III. Early national poetry (H. M. Chadwick). — IV. Old English christian poetry (M. B. Smith). — V. Latin writings in England to the time of Alfred (M. Rhodes James). — VI. Alfred and the Old English prose of his reign (P. G. Thomas). — VII. From Alfred to the Conquest (J. S. Westlake). — VIII. The Norman Conquest (A. R. Waller). — IX. Latin chronicles from the 11th to the 13th centuries (W. L. Jones). — X. English scholars of Paris and franciscans of Oxford (J. E. Sandys). — XI. Early transition English (J. W. H. Atkins). — XII. The Arthurian legend (W. L. Jones). — XIII. Metrical romances 1200—1500 I (W. P. Ker). — XIV. Metr. rom. 1200—1500 II (J. W. H. Atkins). — XV. Pearl, Cleanness, Patience, and Sir Ga-

wayne (J. Gollancz). — XVI. Later transition English I (Clara L. Thomson). — XVII. d° II (A. R. Waller). — XVIII. The prosody of Old and Middle English (G. Saintsbury). — XIX. Changes in the language to the days of Chaucer (H. Bradley). — XX. The Anglo-French law language (by the late F. W. Maitland). — Bibliographies. — Tables of dates. — Index.

Aus dieser Inhaltsangabe wird jeder ersehen können, was er von der Literaturgeschichte zu erwarten hat, nämlich eine Reihe von Essays, die durch einen äufseren Rahmen zusammengehalten werden. Jeder ist für sich lesbar und sozusagen abgeschlossen. Pragmatische Literaturdarstellung darf nicht erwartet werden. Von diesem Gesichtspunkte aus wird auch diese Sammlung literarhistorischer Einzelaufsätze in England und Amerika wie in Deutschland ihre Leser, bei einzelnen Kapiteln sehr interessierte und aufmerksame Leser finden. Aber die älteren Darstellungen werden darum nicht minder gelesen und studiert werden.

---

232) **C. E. Vaughan, Types of Tragic Drama.** London, Macmillan & Co., 1908. VIII u. 275 S. 8. geb. 5 s.

Das Buch ist aus einer Reihe von Vorträgen hervorgegangen, die der Verfasser im Winter 1906 an der Universität Leeds vor einem allgemeinen Publikum gehalten hat. Zweck derselben war, einem literarisch nicht fachmännisch vorgebildeten Kreise ein Bild von der Entwicklung der Tragödie in den Haupterscheinungsformen zu geben, wobei selbstverständlich nur die Gipfelpunkte berücksichtigt sind, alles Nebensächliche aber aufser acht gelassen wird. Mafsgebend ist für den Verfasser die Ansicht von der Entwicklung vom mehr äufserlichen, dem Handlungsdrama zu dem mehr innerlichen, dem Charakterdrama und ferner die Unterscheidung zwischen „klassischer" und „romantischer" Dichtung. Unter Übergehung des indischen Dramas beginnt er gleich mit dem griechischen, wobei Aischylos, Sophokles und Euripides geschickt und zutreffend charakterisiert werden. Dann folgt eine eingehende Betrachtung Senecas. Das gesamte mittelalterliche Drama wird — mit Recht — ebenfalls übersprungen, und es kommt gleich die „moderne klassische" Tragödie an die Reihe, als deren typische Vertreter Racine und Alfieri ausführlich besprochen werden. Das „romantische" Drama entsteht zuerst in England. Shakespeare ist eine ganze Vorlesung gewidmet. Spanien folgt mit Calderon, von dem einige

Stücke analysiert werden, und das moderne historische Drama, als dessen Meister Schiller und Goethe mit dem *Faust* gelten, bildet den Abschlufs. Dafs Vaughan aber gerade im *Don Carlos* den Haupttypus von Schillers historischer Dramendichtung sieht, ist etwas auffällig, und die Zusammenstellung mit dem *Faust* erfolgt nur gezwungen. Eine weitere Entwicklungsstufe, die in der Verschmelzung des klassischen Dramas mit dem romantischen besteht, findet V. in Goethes *Iphigenie,* die er eingehend würdigt, und in Victor Hugos Dramen. Die letzte Vorlesung bringt *some types of recent drama* und sieht Robert Browning, Maeterlingk und Ibsen als die führenden Geister darin an. Dieses Kapitel aber leidet offensichtlich unter der gewifs notwendigen Kürze und ist literarhistorisch unzutreffend; denn Robert Browning kommt die ihm angewiesene mafsgebende Stellung auf dem Gebiete des Dramas sicherlich nicht zu. Kann man doch geradezu zweifeln, ob die vielgerühmte *Pippa Passes* überhaupt noch als Drama gelten darf. Unverständlich ist es auch, dafs trotz der Knappheit der Darstellung in diesem Zusammenhange nichts von dem ungeheuer einflufsreichen französischen Drama des 19. Jahrhunderts, nichts von dem gewaltigen und erfolgreichen Streben unseres Friedrich Hebbel und nichts von den Grofstaten Richard Wagners gesagt ist [1]).

Abgesehen von diesem unzulänglichen Schlufskapitel aber ist das Buch durchaus anregend und wertvoll und wird gewifs vielen Gebildeten sehr willkommen sein, weil es in anziehender Form eine so reichhaltige Übersicht bietet. Bei uns ist es vor allem den Studierenden aller philologischen Fächer, insbesondere den Neuphilologen, als lehrreiche Lektüre zu empfehlen.

Königsberg i. Pr. **Hermann Jantzen.**

---

233) **M. Trautmann, Bonner Beiträge zur Anglistik.** Heft XXII und XXIII. Bonn, P. Hansteins Verlag, 1907. 106 u. 157 S. 8. ℳ 5.—.

Heft XXII. Be Dōmes Dæge. Herausgegeben und erläutert von H. Löhe. — Umgekehrt wie bei anderen Ausgaben, die das literarhistorische Beiwerk in der Regel vorausschicken, erhalten wir hier zuerst den gereinigten Text des Denkmals (= Grein-Wülker, Bibl. der ags. Poesie,

1) Wer sich über die Entwicklung des modernen Dramas bei allen europäischen Völkern gründlich unterrichten will, sei bei dieser Gelegenheit auf das vortreffliche Buch von Rob. F. Arnold, Das moderne Drama (Strafsburg 1908), hingewiesen.

Bd. II, 250 ff.) auf den linken Seiten, während auf den rechten die deutsche Übersetzung folgt. Unter dem Text stehen links die Varianten, rechts die lateinische Quelle, das Gedicht „De Die Judicii“, das man Beda oder Alcuin zuschreibt. Von V. 93 an ist auf der rechten Seite auch noch der Text einer altenglischen Predigt untergebracht, die das Gedicht nachhaltig benutzt hat. Diese Einrichtung ist sehr praktisch, da sie alles zum Verständnis Notwendige gleichzeitig darbietet. Die dann folgenden Untersuchungen betreffen die literarische Stellung des Gedichts, Sprache und Zeit, das Verhältnis zur lateinischen Quelle und zur Predigt und den Versbau. Beigegeben sind Anmerkungen und ein vollständiges Wörterbuch. Die Ausgabe ist ganz und gar im Geiste Trautmanns gehalten, der auf die Textgestaltung auch starken Einflufs geübt hat, und weicht infolgedessen in vielen Fällen nicht unerheblich von der handschriftlichen Überlieferung ab, um statt dessen Konjekturen, mitunter etwas gewaltsamer Art, vorzubringen. Oft sind diese auch durch die metrischen Anschauungen Trautmanns hervorgerufen.

Heft XXIII. Sammelheft. W. Schmidt, Die altenglischen Dichtungen „Daniel“ und „Azarias“. — M. Trautmann, Berichtigungen, Erklärungen und Vermutungen zu Cynewulfs Werken. — Nachträge. 1. Zur Elene. 2. Zum Andreas. 3. Zu den Runenstellen. — Zum Versbau des Heliand. — Werge (Wyrge) „Verflucht“. — Schmidts Ausgabe der Dichtungen „Daniel“ und „Azarias“ entsprechen in Anlage und Durchführung genau der Arbeit Löhes; nur fehlt hier die deutsche Übersetzung. Trautmanns „Berichtigungen“ und „Nachträge“ bringen durchweg textkritische Einzelheiten, in denen auch manches von seinen früheren Vermutungen widerrufen oder geändert wird. — Der Aufsatz „Zum Versbau des Heliand“ wendet sich ziemlich scharf gegen E. Martins Buch „Der Versbau des Heliand“ (Strafsburg 1907 = Quellen und Forschungen, Bd. 100). — Im letzten Beitrag scheidet er *werge* = „verflucht“ von *wērig* = „müde, elend“, womit es bisher gleichgesetzt wurde.

K. -tz-.

---

234) **Wilhelm Horn, Historische neuenglische Grammatik.** I. Teil: Lautlehre. Mit einer Karte. Strafsburg, Karl J. Trübner, 1908. XVI u. 239 S. 8. ℳ 5.50.

Die Lehrbücher, die der Studierende früher seiner Beschäftigung mit der historischen Entwicklung der englischen Sprache zugrunde legte, sind

durch neue Erscheinungen mehr oder weniger in den Hintergrund gedrängt worden, wenn auch die Werke von Koch und Mätzner noch immer als umfassende Gesamtdarstellungen der englischen Grammatik von großem Werte sind. Die jüngsten und bekanntesten Leistungen auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Sprachforschung sind Sweets „New English Grammar" und Kaluzas „Historische Grammatik" der englischen Sprache.

Zu diesen Hilfsmitteln tritt nun Horns Historische neuenglische Grammatik hinzu. Der erste Teil dieses Werkes enthält eine übersichtliche Darstellung der Entwicklung der Qualität und Quantität der englischen Laute, wobei von der Sprache Chaucers ausgegangen wird. In Aussprachefragen hat der Verfasser Gelehrte aus verschiedenen Teilen des englischen Sprachgebietes zu Rate gezogen. Auf Einzelheiten soll hier um so weniger eingegangen werden, als es gerade im Englischen besonders schwer ist, in jedem Falle die beste Aussprache fest zu bestimmen. So wird z. B. für *again* die Aussprache mit kurzem und mit diphthongischem *e* im allgemeinen als gleichwertig hingestellt, während mancher die letztere Aussprache als die bessere bezeichnet. Einige verlangen einen Unterschied in der Aussprache des *w* in *which* und *with* auch fürs Südenglische, andere nicht. Das *t* in *often*, das die Grammatik (auch Horn, S. 148) für stumm erklärt, wird in sorgfältiger Aussprache oft gehört.

Horns vorzügliche Arbeit ist allen, die tiefer in die Kenntnis des heutigen Englisch eindringen wollen, aufs wärmste zu empfehlen. Der zweite Teil, der die Formenlehre behandeln wird, ist in Vorbereitung.

Altona. **H. Schmidt.**

---

235) **Morich, Der englische Stil,** ein Übungsbuch für Deutsche. VIII u. 335 S. 8; nebst einem Schlüssel 94 S. 8. Leipzig u. Wien, Franz Deuticke, 1907. geb. ℳ 7.20.

Beim ersten Blick auf den Titel mögen manchem angesichts der Verbindung von „englischer Stil" und „Übungsbuch" zweifelnde Gedanken gekommen sein. Doch die Durchsicht des „Vorwortes" und noch mehr die der beigegebenen Anmerkungen sowie der stilistische, phraseologische und syntaktische Teil des Buches werden etwaige Bedenken sehr bald verscheucht haben.

Die Übungsstücke beruhen, abweichend von den meisten derartigen Unterrichtsmitteln, nicht auf englischen Texten, sondern sind modernen deutschen Schriftstellern (u. a. G. Keller, Frenssen, Wildenbruch, P. Heyse,

G. Freytag, Sybel, v. Ranke, Heine, Benedix, Kopp, Liebig) entnommen und bieten eine inhaltlich sehr ansprechende Auswahl der verschiedensten Stilgattungen. Sie sind demnach nicht für Schulen, sondern für Studierende oder andere Vorgerücktere bestimmt und werden zusammen mit den Übersetzungshilfen diesem Zwecke unbedingt sehr wohl entsprechen. Jedem Stück ist zunächst ein ausreichendes Material in Gestalt von Anmerkungen im Anhang beigegeben; ihnen schliefsen sich unter der Überschrift „Phraseologisches" Bemerkungen über Synonymik an, kurze und knappe Definitionen, aber nur insoweit die in den Stücken sich vorfindenden Wörter in Frage kommen. Zum Schlufs folgt der eigentlich stilistische Teil, und zwar zuerst „Allgemeine Bemerkungen zum englischen Stil", die um so willkommener sind, als man dergleichen in anderen englischen Unterrichtswerken bis jetzt wenig oder gar nicht findet. Aber nicht nur hier, sondern auch in den übrigen Teilen des Buches sieht man stilistische Bemerkungen reichlich eingestreut, so dafs sich für jeden, der sich mit dem Englischen beschäftigt, die Lektüre des eine bedeutende Sachkenntnis verratenden Buches sehr verlohnt. Auch in rein syntaktischen Dingen bringt Verfasser mancherlei Neues, namentlich in den Kapiteln von den Adverbien und Präpositionen.

Dem Buche liegt endlich auch ein Schlüssel bei, von dem man wohl sagen darf, dafs er eine ausgezeichnete Übersetzung der Stücke enthält, die der Verfasser ausdrücklich als sein Werk bezeichnet; nicht selten fühlt man sich sogar versucht, dem englischen Text gegenüber dem deutschen den Vorzug einzuräumen, so klar und scharf hebt sich jeder einzelne Gedanke in dem neuen Gewande ab. Solches Übersetzen ist wirklich eine Kunst!

An Druckfehlern sind mir in den Anmerkungen aufgefallen zu: Seite 5, 22 rame statt came. S. 6, 6 die die statt die. S. 263, § 10 princes statt prince. S. 263, § 11 das statt des. S. 277, § 60 der statt des. S. 286, § 96 for statt far.

Dessau. **H. Bahrs.**

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Methodischer Lehrer-Kommentar zu Ovids Metamorphosen.

Bearbeitet von **Dr. Adolf Lange.**

1. Heft: Buch I—V. Preis: ℳ 4.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hundert ausgeführte Dispositionen

zu

deutschen Aufsätzen

über

Sentenzen und sachliche Themata

für die obersten Stufen der höheren Lehranstalten.

Von Dr. **Edmund Fritze,**

Professor am Gymnasium in Bremen.

Erstes Bändchen:

a) Entwurf einer Aufsatzlehre.
b) Die ersten 48 Dispositionen.

Preis: ℳ 3.

Zweites Bändchen:

Die letzten 52 Dispositionen.

Preis: ℳ 2.

Analecta Horatiana.

Von

Dr. Sigismund Sufsmann Heynemann (†).

Aus seinem Nachlafs herausgegeben

von

Dr. **Gustav Krüger.**

Preis: broschiert ℳ 1.—.

Der Lucidus Ordo
des Horatius.

Ein neuer Schlüssel für Kritik und Erklärung,

gewonnen

aus der Dispositionstechnik des Dichters.

Von

Dr. **A. Patin**

in Regensburg.

Preis: ℳ 1.20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: Prospekt von J. U. Kerns Verlag (Max Müller) in Breslau über: Englische Synonymik und Stilistik usw. von *Clemens Klöpper.*

5274

Gotha, 17. Oktober. **Nr. 21, Jahrgang 1908.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

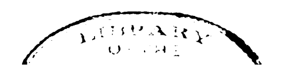
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 80 Pfg.

236) Jos. Stark, Der latente Sprachschatz Homers. Eine Ergänzung zu den Homer-Wörterbüchern und ein Beitrag zur griechischen Lexikographie. München und Berlin, R. Oldenbourg, 1908. VI u. 128 S. 8. ℳ 1.50.

Der Verfasser der vorliegenden Schrift will zum ersten Male den Versuch machen, zu allen homerischen Wörtern die ihnen zugrunde liegenden, bei Homer selbst aber nicht vorkommenden einfachen Wortgebilde — gleichviel ob sie bei den nachhomerischen Autoren sich finden oder ob sie blofs nach Sprachgesetzen angenommen werden können — zu sammeln, nach Klassen zu ordnen, kritisch zu beleuchten und sie schliefslich zu einem „Index“ zu vereinigen. Mit dieser Zusammenstellung glaubt er sowohl einen Beitrag zur Geschichte der epischen Diktion, als auch, wenn er nachweisen kann, dafs die epische Sprache weit mehr Sprachgebilde in sich schliefst, als die Speziallexika bei ihrer jetzigen Anordnung uns erkennen lassen, einen wohl verwendbaren Beitrag zur Geschichte des griechischen Sprachschatzes überhaupt geben zu können. Über den Gang seiner Arbeit äufsert er sich, dafs zuerst auf Grund des Seilerschen Wörterbuches Wort für Wort geprüft werden mufste, ob ihm ein anderes (Stamm-) Wort zugrunde liege oder nicht, und wenn dies der



Fall war, ob es Homer habe oder nicht; im letzteren Falle mufste das betreffende nachweisbare oder nur anzunehmende Wort auf seine Glaubwürdigkeit bei oft sehr starkem Widerstreit der Meinungen erprobt werden; dann erst konnte der Eintrag in die Materialsammlung und hierauf die Zuweisung in die einzelnen Klassen erfolgen.

Benutzt sind nicht nur die Ilias und Odyssee, sondern auch der Sprachschatz der homerischen Hymnen und der Batrachomyomachie. Um das Verhältnis zwischen den beiden grofsen Gedichten und den jüngeren epischen Produkten immer klar vor Augen zu stellen, sind bei den homerischen Wörtern, deren Stammwort sich erst in jenen Dichtungen findet, diese (H. oder Batr.) als nachhomerische Fundorte für das als schon homerisch erkannte Wort angegeben, anderseits aber auch zu den Wörtern dieser Dichtungen die Stammwörter gesucht worden.

Der Verfasser beginnt mit der Behandlung von Doppelformen und Parallelbildungen bei Nominibus und Verbis, welche bei gleicher oder fast gleicher Bedeutung auf dieselben Themata zurückzuführen sind und bei Homer als gleichberechtigt nebeneinander auftreten. Er redet von den sog. Äolismen bei Homer, zeigt z. B., wie statt *θάρσος* das äolische *θέρσος* in verschiedenen Eigennamen zur Erscheinung komme, wie das äolische *ὄνυμα* neben jonischem *οὔνομα* und jüngerem *ὄνομα* in einer Reihe von Zusammensetzungen sich finde, wie ferner altgriechisches *ναῦς* Homers Zuhörern nicht minder als jonisches *νηῦς* geläufig, auch das jüngere *νεώς* (in *Ἀκρόνεως*) ihm nicht unbekannt gewesen sei. Er spricht weiter, um nur einiges von dem Behandelten hervorzuheben von den Parallelformen mit vorgesetzten Vokalen, wie *ἄσταχυς* neben *στάχυς*, von Doppelformen, die durch Wechsel der Vokale entstanden sind, wie *ξηραίνω*, das zu *ξηρός* gehört, und homerisches *ξερός*, wie *ἱστίη* und *ἀνέστιος*, *ἰσοφαρίζω* und *ἰσοφόρος*, *ἰοδνεφής* und *δνοφερός*, ferner von *ἀρίζηλος* neben *δῆλος*, von Konsonantenwechsel wie in *κάμπτω* und *γαμψῶνυξ*, in *ἔριφος*, neben dem es ein *ἔρινος* von gleicher Bedeutung gab, wovon das homerische *ἐρινεός*, Bocksbaum, wilde Feige stammte, u. a. Im folgenden Abschnitt redet der Verfasser von den Verbalkompositis und zeigt hier, dafs, wenn der Dichter eine Anzahl von Verben nur als Komposita gebrauche, die Simplizia dazu aber erst nach ihm sich finden, der Grund davon sicherlich meist ein äufserlicher, zufälliger sei: „das Kompositum war dem Epiker für seinen jeweiligen Gebrauch bequemer oder anschaulicher". Er führt dann sechs Verba an, die schon bei Homer nur als Komposita erscheinen und auch später nie

als Simplizia sich finden; hieran fügt er ein Verzeichnis derjenigen Verba, deren Simplizia Homer jedenfalls kannte, aber aus irgend welchem Grunde nicht gebrauchte, während sie uns bei späteren Autoren begegnen. Zu streichen war hier wohl besser das Verbum *ἁματροχάω* ο 451; denn wie bei Ameis-Hentze im Anhang zur Stelle treffend bemerkt ist, hat die getrennte Schreibweise erstens darin ihren Grund, dafs Homer ein verbales Kompositum mit *ἅμα* nicht kennt, und zweitens in der Bedeutung des Wortes. So haben denn auch Bekker, La Roche, Ludwich und die anderen neueren Herausgeber *ἅμα τρ.* getrennt geschrieben.

Es folgt ein Abschnitt über die Eigennamen, da es ihrer eine nicht unbeträchtliche Anzahl gebe, die bei näherer Betrachtung neues Sprachmaterial bildeten. So redet der Verfasser von den Rossenamen *Αἴθη* „Brandfuchs“ und *Βαλίος* „Schecke“, dann von den Patronymicis; z. B. weist er hier darauf hin, dafs der troische Heros Periphas ein *Ἠπυτίδης* sei, d. h. der Sohn des „Lautrufers“ (*ἠπύτα* oder eines *Ἤπυτος*). Er führt sodann eine ganze Reihe von Adjektiven an, die aus Eigennamen stammen, zu denen aber bei Homer das Nomen proprium ganz oder in der entsprechenden Form fehlt, wie *Γερήνιος* und *λίμνη Γυγαίη*. Bei der Besprechung von Eigennamen minder sicheren Ursprungs folgt er in der Deutung des Namens *Ἀριάδνη* Curtius und Preller und erklärt den Namen als die „Hochheilige“. Das Wort *Τριτογένεια* führt er mit den alten Grammatikern auf *τριτώ* (Hesych.) = *κεφαλή* (kretisch) zurück; hierzu bemerkt er: „dafs die Sage von der hauptgebornen Tochter des Zeus sich zufällig erst bei Hes. theog. 924 u. h. 28, 4 findet, wird diese Annahme nicht umstofsen können“.

Nunmehr wendet er sich zu den aus dem vorhandenen Sprachschatz Homers sich neu ergebenden Nominibus der A-Stämme, von denen er zuerst 55 Feminin- und dann 29 Maskulinstämme bespricht. Es folgen die Nomina der O-Stämme, darauf die der dritten Deklination, bei welchen er mit den Vokalstämmen beginnt, sodann die Konsonantenstämme, endlich die Sigmastämme folgen läfst. Er weist hier darauf hin, dafs aus seinen Sammlungen sich zur Evidenz ergebe, nur eine ziemlich beschränkte Anzahl der Adjektiva auf *ης* gehe von Neutris auf *ος* aus, eine ungleich gröfsere aber sei direkt auf Verbalstämme zurückzuführen. Kühner-Blafs allein habe bisher dieser sprachlichen Erscheinung die gebührende Achtung geschenkt, während Leo Meyer von der Doppelbildung dieser Adjektiva keine Ahnung habe. Doch fehle es auch bei ihm an einer zusammenfassenden Über-

sicht. Eine zweite Hauptgruppe bilden die Verba denominativa. Von diesen behandelt der Verfasser zuerst die *άω*, darauf die auf *έω*, auf *όω*, auf *άζω, ίζω, αίνω, ύνω, αίρω, ύρω*, endlich die auf *εύω, ύω* und einige sonstige Verba. Hieran schliefst sich die Besprechung der Adjectiva verbalia, der Nomina agentium und der Interjektionen. Den Schlufs bilden die Lokative und Adverbien.

Sehr beachtens- und dankenswert sind die Zusammenstellungen des Verfassers, in denen der Wert der vorliegenden Schrift liegt. Die etymologischen Bemerkungen schliefsen sich meist an die zuverlässigen Angaben des Seiler-Capelleschen Homerwörterbuchs (vom Jahre 1889) an, wobei in erster Linie die griechische Etymologie von Curtius in Betracht kommt. Neu hinzugekommen sind besonders das etymologische Wörterbuch der griechischen Sprache von Prellwitz (2. Aufl. 1905) und das etymologische Handbuch der griech. Etymologie von Leo Meyer (4 Bde., Leipzig 1901 ff.). Ohne Bedenken folgt er öfter dem ersteren, z. B. wenn er zu *ἀσφάραγος* (Luftröhre) ein *σφάραγος* annimmt oder wenn er *φαληριάω* zu *φαληρός, φαλός* (glänzend, Wurzel *φα*) stellt. Bei *περιρρηδής* bemerkt er, dafs es wohl eher zu *περιρραίνω* (Prellw.) als zu hom. *περιρρέω* gehöre. An anderen Stellen erklärt er sich gegen seine Ansicht. Während derselbe in der ersten Auflage „treffend" in *ἠπεροπεύω* ein *ὀπεύω* (sage) sieht, stellt er in der zweiten Auflage *ὀπεύω* zu „blicken", so dafs es bedeuten soll „anders blicken als reden". Gegen diese wohl etwas gekünstelte Erklärung wendet er sich. Unsicher nennt er auch ein von Prellwitz angenommenes *ζόϝος* oder *ζέϝος* = *ζειά* (Getreide), das er in dem zweiten Teil von *φυσίζοος* findet. In diesem Fall folgt der Verfasser vielmehr Leo Meyer, der III 262 darin *ζοή* (Leben) vermutet, ebenso wenn derselbe in *κυανοπρῴρειος* eine Mifsform sieht und für den Text *-πρώειρος* verlangt. In vielen anderen Fällen werden die Ansichten anderer angeführt, ohne dafs er dazu Stellung nimmt. *B* 581 *δ* 1 will er *καιετάεσσαν* mit Zenod. lieber lesen (für *κητώεσσαν*), wie es neuerdings auch Nauck und Hinrichs getan haben; denn dafs diese Lesart besser passe, sehe man auf den ersten Blick. Zu *ἀθηρηλοιγός* *λ* 128 bemerkt er: „Aus *ἀθήρ* bildete sich meines Erachtens ein Kollektiv *ἀθεριή*, woraus *ἀθειρή* (nicht *ἀθηρη-*!), so dafs der erste Teil ganz klar liegt und das Wort *ἀθειρηλοιγός* zu schreiben ist." Bei der Erklärung des Namens *Βελλεροφόντης* äufsert er, dafs ihm immer noch die zuerst von Pott aufgestellte Gleichsetzung von Bellerophon und Vṛtra-han, Vritatöter, einem

Beinamen Indras, am ansprechendsten erscheine. Von Prof. Menrad sei er darauf aufmerksam gemacht worden, dafs neben Vrta-han auch die vollere Form Bala-Vrtra-han (Erleger der Dämonen Bala und Vrita) sich im Indischen finde. Er trage daher kein Bedenken, in *Βέλλερα* eine Verstümmelung von skr. Bala-vrta zu vermuten. Im ersten Teil von *αἰζηός* glaubt er den Stamm von *αἰεί*, *αἰών* (Lebenszeit), in *ὑπερήφανος* ein *ἤφανος* „sich sehr zeigend, hervorragend" mit Vergleichung von *ἠ-βαιός* „sehr klein" zu sehen.

Was die Homerzitate betrifft, so wurde von jedem Worte immer die erste Ilias- und die erste Odysseestelle des Index von Gehring angeführt. Aber diese Art zu zitieren führt leicht zu Mifsverständnissen. Wenn z. B. bei *οἶκος* zuerst *O* 498 zitiert ist, so wird man verführt zu glauben, dieses Wort komme in der Ilias nicht früher vor, und doch findet es sich vorher schon an vielen Stellen, allerdings nicht im Nom. Sing. Aber der Verfasser ist sich hier nicht einmal konsequent geblieben. Die drei bei *αἰγίοχος* im Index vorangehenden Stellen werden (S. 108) übergangen und zwei der darauffolgenden Form *αἰγιόχοιο* angeführt. Ein Stern soll bedeuten, dafs das Wort in der Ilias, bzw. Odyssee nur an der (den) angegebenen Stelle(n) sich findet. Aber mit einem unbegreiflichen Mangel an Sorgfalt verfährt hier der Verfasser. Die *ἅπαξ λεγόμενα ἀϊκή*, *ἀκηράσιος*, *ἁρπακτήρ*, *ἠπεροπεύς*, *κατουδαῖος*, *μοχθίζω*, *νεοθηλής* (allerdings auch in den Hymnen), *οἰκωφελίη*, *ὀπηδός*, *προσαναγκάζω*, *χοροίτυπος* entbehren des Sterns, *ἐρίβρυχος* u. *κλοπός* sogar an zwei Stellen; ebenso fehlt der Stern bei den nur einmal in der Ilias vorkommenden Vokabeln *δεικέλιος*, *Δαμαστορίδης*, *λοετροχόος* an den betreffenden Iliasstellen, ebenso bei den nur einmal in der Od. stehenden Vokabeln *ἀγέρωχος*, *Ἀριάδνη*, *ἀρνευτήρ*, *δειροτομέω*, *δικασπόλος*, *δυσηλεγής*, *ἐμμαπέως*, *ἐνρρείτης*, *ἱππιοχάρμης*, *κηώεις*, *κραδάω*, *οἰχνέω*, *ὀπιπεύω*, *πέδονδε*, *πτύχας*, sogar doppelt bei *ὀκριόεις* an den betreffenden Odysseestellen. Nur zweimal in der Il. kommt vor *νεήλυδες*, nur zweimal in der Od. *ἐγκονέω*, *Εὐρύνομος*, *ἠγηλάζω*, *κρυφηδόν*, beide Stellen werden angeführt, trotzdem fehlt der Stern. Aufserdem fehlt der Stern bei vielen Stellen der Batrachomyomachie. Er steht aber auch oft an ungehöriger Stelle. Was soll man dazu sagen, wenn wir lesen „*Γερήνιος ἱππότα Νέστωρ B* 336*", während diese Redensart in der Ilias 21mal vorkommt, und „*ἐνοσίχθων H* 445*", und doch findet sich dieses Wort 23mal in der Ilias, ferner „*βίη Ἡρακληείη B* 658* *λ* 601"; diese Verbindung steht in der Ilias sechsmal, einmal in der Odyssee, die Ilias-

stelle ist mit dem Stern versehen, die Odysseestelle läfst ihn vermissen! Ich könnte diese Beispiele noch vermehren; doch glaube ich, dafs die angeführten genügen werden. In den angegebenen Stellen habe ich viele Fehler gefunden, und doch bin ich weit davon entfernt, den Anspruch zu erheben, als hätte ich alle oder die meisten Zitate nachgeprüft. S. 11 steht zweimal *δ* 475 (für 457), S. 15 *T* (für *τ*) 92, S. 16 *B* 525 (für 225), S. 20 *B* 141 (für 541), S. 26 *Δ* 109 (für 101 und 119), S. 29 *ε* 286 (für 296), S. 32 *Ω* 320 (für 230), S. 35 *Λ* 174 (für 477), S. 36 *Λ* 715 (für 716), S. 38 *ι* 174 (für *τ*), S. 40 *Σ* 746 (für 476), S. 42 *χ* 287 (für *Λ* 122), S. 48 *Z* 553 (für *Σ*), S. 51 *κ* 382 (für 362), S. 53 *π* 86 (für 80), S. 56 *δ* 238 (für *μ*) und *Δ* 53 (für *Λ*), S. 60 *Λ* 160 (für 610), S. 70 *ω* 520 (für 250), S. 71 h. Ap. 136 (für 163), S. 72 *Δ* 236 (für *Λ*), S. 73 *γ* 332 (für 322), S. 74 *ι* 13 16 (für *υ*), S. 75 *Λ* 272 (für *Δ*), S. 76 *σ* 46 (für *I* 646), S. 77 *Λ* 437 (für *Δ*), S. 84 *υ* 457 (für *ι*), S. 88 *μ* 234 (für *ϱ*), S. 96 *X* 421 (für 467), S. 102 h. 3, 2 (32, 5) und *Ψ* 249 (für *ψ*), S. 106 *ν* 74 (für *ω*), S. 107 *Ξ* 149 (für *E*), S. 108 *Z* 329 (für *H*), S. 109 *Π* 308 (für 808), S. 114 *Θ* 194 (für 197), S. 115 *σ* 139 (für *ϱ*) u. *ι* 449 (für 499). Viel schlimmer noch als diese Fehler sind folgende. Wir lesen „*ἁρπάζω* *X* 22 *ζ* 416“; aber an keiner von beiden Stellen findet sich das Verbum (*ζ* hat überhaupt nicht so viele Verse), ferner steht S. 104 „*ἱππήλατος* *Δ* 387 *γ* 436*“, an beiden aber findet sich *ἱππηλάτα*, auch ist der Stern unrichtig; *ἱππήλατος* steht *δ* 607 *ν* 242. S.19 schreibt der Verfasser: *Μαστορίδης* (a. *Ἁλιθέρσης* *O* 438*, b. *Λυκόφρων* *β* 158; das richtige Verhältnis ist umgekehrt. S. 53 sind zu *ἀπηνής* „unfreundlich“ *Ω* 275 *ζ* 78 zitiert. Leider ist ihm hier eine Verwechslung mit *ἀπήνης* (Wagen) passiert. S. 73 zitiert er bei *πατέομαι* *Λ* 830, wo freilich *πάσσε* steht. S. 72 schreibt er: „*εὐφημέω* *Λ* 22, andachtsvoll schweigen“, dies gilt aber von *I* 171, während *Λ* 22 *ἐπευφημέω* steht und mit z u s t i m m e n übersetzt werden mufs. *ἐνεύναιον* kann *π* 35 unmöglich das Bettlager heifsen, wie S. 36 zu lesen ist, sondern *ξ* 51, während *π* 35 *χήτει ἐνευναίων* vom Bettzeug, von den Betten zu verstehen ist. Man traut seinen Augen nicht, wenn man S. 101 liest „*ἄδμητος* *K* 293, *εὐ-* *Π* 400, *χ* 126, *θεο-* *Θ* 519* un-(wohl-, von Gott) gezähmt“, während es doch bekannt ist, dafs *ἐΰδμητος* Epitheton ist von *πύργος*, *τοῖχος*, *πόλις*, *βωμός*, also nicht mit dem Verbum *δαμάω* zusammenhängen kann. Und was soll man sagen zu *θεοδμήτων ἐπὶ πύργων* *Θ* 519, wo die Paraphrase *θεοκτίστων* hat und *H* 452 f. die Erklärung

gibt? Ein starkes Versehen ist es auch, wenn S. 99 geschrieben steht „λᾶρος ε 51, wohlriechend". λάρος ὄρνις von der Möve steht ε 51, nicht λᾶρος. Wohlriechend aber heifst λαρός und findet sich bei Homer viel häufiger. Die meisten Zitate aus den homerischen Hymnen sind nach der Zählung der Baumeisterschen Ausgabe gemacht; auffallenderweise einige nach anderer Zählung, wie z. B. sie Gemoll hat, so S. 46 h. 6, 47, S. 47 h. 25 und S. 48 h. 21, 5 (Baum. 7, 47, 26, 8und 22, 5).

In mehreren Fällen sind Zitate mit unrichtiger Stellenangabe ohne weitere Prüfung aus anderen Schriften herübergenommen worden, so aus Gehrings Index, der, wie dem Verfasser bekannt sein mufste, nicht immer ganz zuverlässig ist, z. B. S. 28 α 125 (für 128), S. 45 *M* 485 (für 455), S. 101 Σ 42 (für *P*), S. 22 aus Curtius Et. 706 (5. Aufl.), wo Preller, Gr. Myth. II² 532 zitiert ist; es mufste heifsen I 532 (3. Aufl. I 558), aus Goebel de epith. 28 Callim. h. in Cer. 194 (für: in Dianam). Ebenso scheint das Zitat aus Et. Magn. 822, 33 ἔστιν ἀναφώνημα λύπης δηλωτικόν aus Ebelings Lex. hom. II S. 483 entlehnt zu sein; in Wahrheit steht dort ἀναφώνησις δηλωτική. Mifsverstanden scheint auch S. 112 die Bemerkung: „Auffallenderweise hat auch der Ven. A überall ὤιμοι, so auch öfter der Laurentianus C, wie La Roche hom. Unt. I 188 versichert". Bei La Roche ist die Rede vom berühmten Laur. 32, 9, und die Worte beziehen sich auf Apoll. Rh., worauf auch durch den Zusatz „z. B. Γ 674" hingewiesen wird.

Auch eine ganze Zahl anderer Zitate ist unrichtig. So steht S. 48 Hesiod fr. 2 (für 143, 2), S. 76 Ar. fr. 4, 58 (für 458), S. 21 Strabo 8 (für 7), 299, S. 71 schol. Π 423 (für *B* 463), S. 10 Lob. Par. p. 83 (für 84), S. 26 Ahrens p. 42 (für 83), S. 24 Curt. Stud. 11 (für VI), S. 85 Curt. Et. p. 360 (für 630), S. 93 ebendaselbst 249 (für 219), S. 9 Hinrichs 70 (für 72), S. 44 Goebel Epith. 524 (für 5 und 24), S. 46 wird Hofers Zeitschr. erwähnt (für Höfers). S. 17 wird unrichtig behauptet, σκώπτω finde sich bei Sophokles. Ob der Irrtum aus Passow-Rosts oder Papes griech. Lexikon entstanden ist, wo zu Arist. Nub. 296 οὐ μὴ σκώψει auf Reisig zu Soph. OC 398 verwiesen ist, oder aus dem Schol. zu Soph. Aj. 1263 σκώπτει εἰς τὴν μητέρα, kann dahingestellt bleiben. Auch andere Angaben über Soph. scheinen mir nicht ganz zuverlässig. So kenne ich keine Stelle, wo bei ihm ἔξαρνος, wie S. 72 behauptet wird, sich findet, ebensowenig νοητός S. 102 (wohl aber ἀνόητος) und τροφός in der Bedeutung Zögling (S. 106); für πλάναις oder πλάνας (vgl. S. 61) liest

man jetzt allgemein OR 67 *πλάνοις*. Auch *ἀλαλά* wird bei Soph. (S. 112) angefochten und dafür *ἀλαλαγαῖς* gelesen (Trach. 206), wenn es auch von Gaisford verteidigt und von Nauck im Text erhalten ist. *τομή* findet sich bei Soph. nicht blofs in der Bedeutung Hieb (S. 109), *φθορεύς* (S. 110) in v. l. (vgl. Ellendt-Genthe, Lex. Soph., S. 766). Über *φθόρος* vgl. Krüger zu Thuc. 2, 51, 2.

Die Bemerkung über *κτίς* (S. 10) findet sich nicht nur bei Hesychius, sondern auch bei Ap. Soph. 104, 27, die über *μήκη* (S. 60) nicht nur im Schol. zu *ι* 124, sondern auch im Schol. zu *Δ* 383. Zu S. 12 ist zu berichtigen, dafs bei Ap. Soph. 16, 29 nicht *ἀίζηλον*, sondern *ἀείζηλον* steht. S. 26 schreibt der Verfasser, dafs die bei Ebeling im Lex. hom. zitierte Hesychglosse *ἄση ἡ ῥυπαρία* ihm unauffindbar sei. Fälschlicherweise wird sie bei Ebeling dem Hesychius zugeschrieben, sie findet sich bei Suidas (Bk. p. 41ᵃ = Bernh. I² p. 34, 155).

Hierzu füge ich noch einige Berichtigungen. *Γ* 196 steht nicht *πωλέομαι* (S. 74), sondern *ἐπιπ.*, *λ* 254 nicht *κνέω* (S. 76), sondern *ὑποκνσαμένη*. S. 62 wird angeführt *πυρπαλαμάομαι* h. Merc. 357, es steht da das Aktivum; *Z* 434 u. *λ* 316 steht nicht *ἀναβατός* (S. 102), sondern *ἀμβατός*, *ρ* 270 lesen die besten Ausgaben *ἐνήνοθεν*, nicht *ἀνήνοθεν* (S. 99), *τ* 517 konnte S. 60 bei *μελεδών* als v. l. hinzugefügt werden, zumal da La Roche diese Form in den Text gesetzt hat; S. 107 zu *E* 403 die v. l. *αἰσυλοεργός*. S. 99 und 109 wird *ἐρίβρυχος* mit „laut bellend" übersetzt (richtiger: brüllend, vgl. S. 59) und „*βρύχω* bei Soph. (bellen)" hinzugesetzt. Da das Adj. h. Merc. 116 ein Epitheton der *βόες* ist, bei Soph. das Verbum vom *ταῦρος* (Aj. 322) und von laut aufschreienden Menschen gebraucht wird, so dürfte der Ausdruck „bellen" wenig angebracht sein.

Die Lesart *νόμος* h. Ap. 20 (S. 36) ist zweifelhaft, ebenso *ἄϊκτος* h. Merc. 346 (S. 102); *φωρή* (S. 48) liest jetzt die Ausgabe von Allen-Sikes auch h. Merc. 385 (Gemoll *φωρήν*, Ludwich *φώνην*), auch *ἀβλαβέως* h. Merc. 83 (S. 53) ist zweifelhaft (Gemoll und Ludwich lesen *εὐλαβέως*).

Den Schlufs bildet auf 12 Seiten ein Index des latenten Sprachschatzes Homers. Nach dem, was ich ausgeführt habe, glaube ich mit Recht mein Urteil dahin geben zu können, dafs das vorliegende Buch nur mit grofser Vorsicht zu benutzen ist.

Die äufsere Ausstattung ist vorzüglich.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

237) Gaetano Curcio, Poeti Latini Minori, Testo critico. Volume II. fasc. 2. Appendix Vergiliana: Dirae, Lydia, Ciris. Catania, F. Baldiato, 1908. XV u. 200 S. 8 4 Lire.

In diesem Hefte, ebenso wie in dem ersten der Appendix, zeigt der Herausgeber ein redliches Bemühen sich in den oft schwierigen Text zu versenken und ihn seinen Lesern zu erklären. Auch hier behandelt er in ausführlichen Prolegomenis die literarischen, metrischen und sprachlichen Verhältnisse in jedem Gedichte. Die Erklärung umfafst bisweilen nur elementare Dinge, bietet aber auch dem Philologen einiges von Interesse.

Was die Handschriften betrifft, so gibt Curcio Notizen über die Vaticani 3252, 3269, 1586, Urbinas 350, Laurentiani 33, 31 (nebst unbedeutenden, vom Herausgeber nicht verbessert edierten Scholien) und 39, 18; für Ciris werden (aufser d. Arundelianus, Rehdigeranus, Helmstadiensis) benutzt Urbinas 353 und Vaticanus 3255. Curcio liefert kleine Berichtigungen zu früheren Kollationen und verteidigt einige Lesarten der Handschriften, z. B. Dir. V. 5 „nymbos", was doch kaum ein „adunaton" bildet; V. 51 sulcis; V. 21 pingunt; V. 28 tu demum; V. 41 quae, Lydia, dixti; V. 52 ardet (aus Vaticanus 3235); V. 70 exire ... erroribus; V. 74 occupet (cogulet Ellis); V. 78 qui dominis (aus drei Handschriften); V. 94 aestus. In Lydia schreibt Curcio V. 18 sistite. V. 22 tabescunt, V. 24 ulla, V. 41 tuus, V. 44 non, V. 49 Minoidos, V. 78 quo (kaum richtig), alles aus mehreren Handschriften. Von den eigenen Konjekturen des Herausgebers seien erwähnt: zu Lydia V. 44 non silvis Pana; Ciris V. 12 proferre valerem opus omni (zu kühn!); V. 13 modo et *hoc* tibi (kaum nötig); V. 136 potuit (aber V. 294 restat); V. 140 vellem te te ... meminisse; V. 155 furando; V. 311 nunc; V. 312 nam; V. 326 per te, et (keine Verbesserung) sacra.

Nicht selten gibt die Ausgabe zu Bedenken Veranlassung, wie besonders in dem schwierigen Anfang der Ciris. Unmöglich ist z. B. die Lesart V. 5 ut mens *curet* sibi *quaerere.* Wenig besser ist V. 87 tali meritorum more („per tale sua condotta"). Unter den Erklärungen kommen mir folgende bedenklich vor: V. 10 „*in quo* = post quod"; V. 15 die Vergleichung mit einer römischen Provinz; V. 37 purpureos, V. 42 nascimur; V. 95 ff. deponunt, coniungens, floret.

Zu den Errata ist einiges hinzuzufügen, z. B. S. XII, Z. 3 *demum,* S. 145 zu V. 15 (Bährens.) *et* (Ellis).

Helsingfors. **F. Gustafsson.**

238) **Athen.** Die bemerkenswertesten Baudenkmäler, Bildwerke, Ansichten. Berlin-Steglitz, Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft, A.-G., 1906.

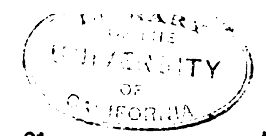
In zwei Mappen zu ℳ 20. —; einzelne Blätter ℳ —. 50, bei Partiebezug ℳ —. 40.

An Abbildungen klassischer Stätten und ihrer Kunstwerke herrscht nachgerade kein Mangel mehr. Die verschiedenen Methoden im technischen Reproduktionsverfahren haben nach- und nebeneinander eine aufserordentliche Höhe der Leistungen bewirkt, und der Wettbewerb geschäftlicher Unternehmungen hat es dahin gebracht, dafs dem Publikum Abbildungen von Einzelwerken wie ganzer Sammlungen zu erstaunlich billigen Preisen vorgelegt werden können. Unter diesen Verhältnissen noch etwas besonders Hervorragendes zu bieten, ist keine leichte Aufgabe mehr. Und doch glaubt Referent, dafs dies der Neuen Photographischen Gesellschaft mit ihrer Sammlung „Athen" gelungen ist. Diese bietet in zwei Mappen 100 Blatt Abbildungen, und zwar sind etwa die Hälfte davon Darstellungen namhafter Bauwerke des alten Athen. Allein 18 Nummern sind der Akropolis und ihren Bauwerken gewidmet. Ihnen schliefsen sich einige Bilder von der Umgebung der Stadt sowie solche moderner Monumentalbauten an. Den Inhalt der zweiten Mappe machen gröfstenteils Reproduktionen plastischer Bildwerke aus, die meist den athenischen Museen angehören. — Die Ausführung der Bilder ist ganz trefflich. Die photographischen Aufnahmen sind unter Mitwirkung der Herren vom Deutschen Archäologischen Institut gemacht, und die Neue Photographische Gesellschaft zu Steglitz hat nach diesen Platten die Kopien hergestellt, und zwar so vorteilhaft, dafs auch die Verkaufspreise mäfsig ausgefallen sind. Das Format hat die Mafse 19 × 24½ cm. Alle Bilder können nach einer vorliegenden Preisliste auch einzeln bezogen werden.

---

239) **Walter Dittberner, Issos.** Ein Beitrag zur Geschichte Alexanders des Grofsen. Berlin, Georg Nauck (Fritz Rühe), 1908. 181 S. 8. ℳ 3.60.

Pajas- oder Deli-Tschai, welcher von diesen beiden Flüssen ist der Pinarus, der die Schlachtreihen der Mazedonier und der Perser vor dem Beginn der Schlacht bei Issus trennte? Diese in der letzten Zeit wiederholt behandelte Streitfrage findet in der vorliegenden Abhandlung eine neue Erörterung. Oberst Jahnke, der die Örtlichkeiten eingehend unter-


UNIVERSITY OF CALIFORNIA

sucht hatte, entschied sich in seinem Buch „Auf Alexanders des Grofsen Pfaden", Berlin 1904, für den Deli-Tschai; gegen ihn erhob sich raptim Albert Gruhn „Das Schlachtfeld von Issus", Jena 1905; er verlegte die Schlacht an den Pajas und stellte aufserdem zwei neue Behauptungen auf, Issus habe in der Gegend des heutigen Iskenderum gelegen und Darius sei durch den Beilanpafs gezogen, während Alexander sich in Myriandos aufgehalten habe. Wie bedenklich die beiden letzten Punkte sind, habe ich bei der Anzeige der Schrift Gruhns (N. Phil. Rdsch. 1906, S. 58) hervorgehoben; ausführlich werden sie von Dittberner widerlegt. Bei der Entscheidung, ob Pajas- ob Deli-Tschai, handelt es sich um richtige Deutung der Berichte der Alten und um die Stärke der Heere. Dittberner geht systematisch zu Werke und untersucht zunächst die Überlieferung; ich hebe daraus hervor die interessante Darstellung, wie Diodor in seinen Schlachtschilderungen verfährt: fast überall dasselbe Schema! Dann folgt ein Kapitel über die Stärke der beiden Heere. Natürlich ist die Zahl der Perser weit übertrieben worden; von neueren Forschern setzt Delbrück sie am niedrigsten an, etwa 40 000. In Wirklichkeit können wir nur Dittberners Ergebnis billigen: wir wissen nicht, wie stark die Perser gewesen sind. Jedenfalls waren sie aber beträchtlich zahlreicher als die Truppen Alexanders. Diese berechnet D. unter Berücksichtigung der Verluste, der unterwegs zurückgebliebenen Besatzungstruppen und des nachgesandten Ersatzes auf 27 100 zu Fufs und 4750 Reiter, zusammen rund 32 000 Mann. Polybius gibt 42 000 Mann und 5000 Reiter, berechnet nach Angaben des Kallisthenes, und ich möchte trotz der Bedenken, die D. dagegen anführt, diese Zahl nicht für unwahrscheinlich halten. Je geringer die Zahl, desto eher mufs man sich für den Pajas entscheiden; die leider nicht vollständig klaren oder zuverlässigen Ausdrücke der Quellen passen mehr auf ihn als auf den Deli-Tschai, dazu ist der Raum zwischen Berg und Meer bei diesem für eine Armee von 50 000 schon überaus lang. Demgegenüber hat Oberst Jahnke neben seiner militärischen Erfahrung die Autopsie der Örtlichkeit voraus, und das macht mich doch etwas bedenklich, die Ergebnisse des Verfassers als ganz zweifellos richtig anzusehen.

Die gründliche, fleifsige Arbeit verdient alle Anerkennung.

Oldesloe. **R. Hansen.**

---

240) **Franz Cumont, Les Religions Orientales dans le Paganisme Romain** (= Annales du Musée Guimet, Bibliothèque de Vulgarisation, Tome XXIV). Paris, Leroux, 1906. XXII u. 333 S. 8. ℳ 3.75.

Der berühmte Erforscher der Mithrasreligion hat im Jahre 1905/6 in Paris und Oxford acht Vorträge gehalten, welche jetzt, mit umfangreichen bibliographischen Nachweisen nnd Anmerkungen (S. 255—329) versehen, gedruckt vorliegen. Die Vorrede umgrenzt bestimmt den Stoff; die Table des Matières am Schlusse gibt über den Inhalt der acht Kapitel: 1. Rome et l'Orient, les Sources, 2. Pourquoi les Cultes Orientaux se sont propagés, 3. L'Asie Mineure, 4. L'Egypte, 5. La Syrie, 6. La Perse, 7. L'Astrologie et la Magie, 8. La Transformation du Paganisme — noch im einzelnen nähere Auskunft. Wer sich genauer mit dem Werke beschäftigt, wird bald erkennen, dafs sowohl die acht Teile sich zu kunstvollem Aufbau zusammenschliefsen, wie die in jener Übersicht nebeneinander gestellten Gesichtspunkte den Wert einer klar gegliederten Disposition haben. Dieser grofse Vorzug wird es schon den Hörern wesentlich erleichtert haben, den gelehrten Auseinandersetzungen des Vortragenden zu folgen; aber auch sie werden es ihm sehr Dank wissen, dafs er durch den Druck die Möglichkeit gegeben hat, sich in tieferem Eindringen die Fülle des Gebotenen zu dauerndem Besitze anzueignen. Wie derartige öffentliche Vorträge überhaupt bei der Mehrzahl der Zuhörenden nur den Zweck erreichen werden, zu näherer Beschäftigung mit wissenschaftlichen Fragen anzuregen, so braucht auch eine Besprechung sich zunächst nur die Aufgabe zu stellen, die Aufmerksamkeit auf die literarische Erscheinung hinzulenken. Dafs das somit erweckte Interesse sich gerade diesem Werke Cumonts in hohem Mafse zuwenden wird, dafür bürgt aufser dem Namen des Verfassers vor allem der Umstand, dafs die von ihm behandelten Probleme zurzeit nicht nur im Mittelpunkte gelehrter Forschung stehen, sondern auch um ihrer religiösen Bedeutung willen allen Wahrheitsuchenden zur Seele sprechen.

Wenn auch in bewufster Absicht (S. VIII) die Beziehungen zum Christentum nur gelegentlich berührt werden, so wird uns doch durch diese schrittweise immer weiter vordringende Untersuchung römischer Religionsanschauungen gerade das Christentum aus einem wunderwirkenden Phänomen zur letzten und höchsten Stufe einer aus verschiedenen Elementen zusammengesetzten Entwicklung und damit in vielen Punkten

verständlicher, ohne im mindesten an seiner eigenartigen Bedeutung Abbruch zu erleiden. Der Orient, den wir jetzt als eine für unsere Kultur fast wertlose Masse halbwilder oder verwilderter Völker ansehen, erweist sich hier eben für die Jahrhunderte, in denen wir die Zeit des Verfalles der hellenisch-römischen Welt zu sehen gewohnt sind, als eine überall und ganz besonders auf religiösem Gebiete Leben spendende Macht. Unter immer neu eindringenden orientalischen Einflüssen wird das römische Weltreich der Boden für eine Weltreligion. Wo alte und neue Engherzigkeit nur den fertigen Gesamtbegriff des „Heidentums" kennt, zu hassen und zu bekämpfen wie der auf den Kanzeln gescholtene „Unglaube", lernen wir jetzt zum Nutzen eigener Selbstbescheidung erkennen, wie Jahrhunderte hindurch ein hochbegabtes Volk nach dem anderen das tiefe Sehnen des Menschen nach der Gottheit, die ihm im Seelenfrieden das höchste Glück geben soll, zu befriedigen sucht. Sieht sich auch die Kraft menschlichen Verstandes immer wieder in ihre Grenzen zurückgewiesen, wird ihm auch das Überirdische, so oft er versucht, es sich greifbar und damit zugänglich zu machen, gerade dadurch ins Irdische heruntergezogen, — aus der Tiefe des Gemütslebens quillt doch immer aufs neue in gewaltiger Erregung der Wahrheitsdrang empor, den einzelnen im Innersten erschütternd und in mächtiger Leidenschaft andere mit sich fortreifsend auf eine Bahn, die — gerade dieses Werk lehrt es — denn doch schliefslich eine aufsteigende ist.

Indem der Verfasser in streng sachlicher Darstellung des geschichtlich Ermittelten zu solchen Anschauungen hinleitet, bildet sein Buch zugleich eine ausgezeichnete Schule historischen Denkens. Wieviel auf diesem Gebiete der Forschung noch unklar bleibt, verkennt er nirgends; die wissenschaftliche Arbeit hat eben erst begonnen, hier die Wege zu weisen und zu bahnen; möchten sich recht viele der geistigen Führung Cumonts anvertrauen! Sie führt zu den höchsten Aufgaben des Menschengeistes.

Sondershausen. **Funck.**

---

241) **Richard Waddington, La Guerre de Sept ans.** Histoire diplomatique et militaire. Paris, Librairie de Paris (Firmin Didot & Cie.), 1908. Tome IV. 637 S. gr. 8.

Das grofse Geschichtswerk von Richard Waddington, La Guerre de Sept ans, hat jetzt, nach vier Jahren emsigen Fleifses, in einem vierten Bande seine

Fortführung bis zum Jahre 1761 erhalten. Der erste Band erschien 1899 und enthielt „Les Débuts“, die Jahre 1756—1757 von dem Einfall Friedrichs in Sachsen bis zu dem glänzenden Abschlufs des Jahres 1757 durch den Sieg von Leuthen; der zweite und dritte Band erschienen 1904, enthaltend die Wechselfälle der Jahre 1758 und 1759, deren Anfang und Ende gekennzeichnet sind Band II durch die Aufschrift „Créfeld et Zorndorf“, Band III durch die Namen „Minden-Kunersdorf-Québec“. Der nun vorliegende Band IV, dessen Inhalt durch die Bezeichnung „Torgau-Pacte de Famille“ angedeutet wird, ist den militärischen und diplomatischen Ereignissen des Jahres 1760 und des Anfanges von 1761 gewidmet. Er schildert den standhaften und mühsamen Feldzug Friedrichs des Grofsen in Schlesien und Sachsen, seine Siege bei Liegnitz und Torgau, den feindlichen Überfall seiner Hauptstadt sowie den zähen Widerstand Ferdinands von Braunschweig in Hessen und Westfalen, 331 Seiten; er erzählt von dem ruhmreichen letzten Verzweiflungskampfe der französischen Herrschaft in Kanada, 61 Seiten, und berichtet über die langwierigen Verhandlungen, die zum Abschlufs des bourbonischen Familienvertrages führten. Acht grofse Karten, die Kriegsschauplätze in Sachsen und Niederschlesien und die Pläne der Kämpfe von Landshut, Corbach, Warburg, Klosterkamp und der Schlachten bei Liegnitz und Torgau darstellend und jener Zeit entstammend, sind eine vortreffliche Zugabe und gestatten dem Geschichtsforscher ein genaues und tieferes Versenken in die militärischen Stellungen und Bewegungen der Gegner.

Getreu dem bisher befolgten Verfahren hat der Verfasser mit dem Ernst, den keine Mühe bleichet, die zahlreichen und mannigfaltigen Quellen ausgeschöpft, welche ihm die Archive der beteiligten Staaten, besonders in Paris, Berlin, Wien und London, Familienpapiere, Briefe von Teilnehmern an den Ereignissen, wie z. B. ein sehr interessanter Briefwechsel von Berliner Réfugiés, unedierte Handschriften und alte und neue literarische Erscheinungen, wie Friedrichs des Grofsen Siebenjähriger Krieg und das deutsche Generalstabswerk, Biographien, Einzelschriften und Zeitschriften, wie das Preufsische Militärwochenblatt, darboten; und es ist erstaunlich, wie seine fleifsige Nachlese in den Archiven und an den für Fremde weniger zugänglichen Stellen immer noch unbenutztes, wertvolles Material gefunden hat! Wie in den früheren Bänden schon, fügt er die Äufserungen und Berichte der Staatsmänner und Militärs, die Stellen aus den Tagebüchern und Briefen geschickt in das Gewebe der Erzählung und

erhöht dadurch die Anschaulichkeit, ohne allzusehr das Mosaikartige solcher Einfügungen hervortreten zu lassen.

Im Vergleich zu den deutschen Historikern sucht Waddington die Begebenheiten vom nationalen Gesichtspunkt zu betrachten, die Teilnahme der Franzosen am Siebenjährigen Kriege in Europa und Amerika gründlicher und eingehender darzustellen, die Fehler seiner Landsleute wenn nicht zu entschuldigen — das läfst die strenge Gewissenhaftigkeit des greisen Gelehrten nicht zu — so doch im französischen Lichte erklärlicher und verzeihlicher erscheinen zu lassen. Über den Verlust Kanadas, des neuen Frankreichs, urteilt er z. B. wohl zunächst: „Die Verantwortlichkeit für den Verlust unserer Kolonie fällt ganz und gar der Sorglosigkeit, der Nachlässigkeit, sagen wir das eigentliche Wort, der Unfähigkeit (imbécillité) Ludwigs XV. und seiner Ratgeber zur Last. Leichtfertig eine Ausdehnungspolitik unternehmen, die man weder die Macht noch den festen Willen hatte zu einem guten Ende zu führen, sich in den Kontinentalkrieg zu stürzen ... ohne Hoffnung auf achtenswerte Vorteile zu einer Zeit, wo man auf dem Meer die erste Seemacht der Welt zu bekämpfen hatte ... das waren die Fehler, deren niederdrückendes Gewicht die Haupturheber, der König, die Pompadour und der Abt Bernis, vor der Geschichte tragen werden.“ Aber er fügt stolz hinzu: „Ganz anders ist der Eindruck, den das Bild des Krieges in Kanada gibt; so schmerzlich der Bericht über die letzten Kämpfe berührt, er hinterläfst doch darum nicht weniger ein Gefühl berechtigten Stolzes. Unser Herz klopft wie das jener Helden, welche, von Montcalm und Lévis bis zum letzten kanadischen Bauern, das alte und das neue Frankreich durch ihre erprobte Tapferkeit, durch ihre Standhaftigkeit im Unglück, durch ihre Aufopferungsfähigkeit, durch ihre Vaterlandsliebe mit strahlendem Ruhme geschmückt haben.“

Von demselben Standpunkte zu verstehen und nicht ohne Spannung zu verfolgen ist die eingehende Darstellung, 240 Seiten, der diplomatischen Bemühungen des französischen Ministers des Auswärtigen, des Herzogs von Choiseul, seinem erschöpften Lande und Europa den Frieden wiederzugeben, Bemühungen, welche an der Hartnäckigkeit Maria Theresias, Schlesien zurückzuerobern, scheiterten und auch durch die Gewinnung eines neuen Verbündeten, Spaniens, nur zu einem erneuten Aufflackern der schwelenden Kriegsfackel führten. Für uns das Interessanteste ist in diesem Teile die Darlegung der Intrigen am englischen Hofe,

welche den Sturz des allmächtigen Ministers Pitt veranlafsten, und die Charakteristik dieses grofsen Staatsmannes, welche angesichts der heutigen Diplomatie Englands von gegenwärtiger Bedeutung ist und, soweit sie die Nation hereinbezieht, noch heute trifft. Der Franzose schreibt über Pitt und das damals feindliche und heute verbündete England: „In seinen Vorzügen und Fehlern verkörperte Pitt den Charakter seiner Mitbürger im 18. Jahrhundert: unerhörtes Vertrauen auf ihre eigene Überlegenheit, oft gehässige Nichtachtung der Nachbarvölker, Nationalstolz, der in die reinste und manchmal naivste Selbstsucht ausartet, eine Politik des Erfolges ohne einen Schatten von Grofsmut und ohne Sorge darum, ob auch das allgemeine Gefühl verletzt wird (sans souci du sentiment); alle diese echt britischen Eigenschaften sind jedoch nur die Übertreibung der entsprechenden Tugenden, bürgerlicher und militärischer Mut, strenges Pflichtgefühl, Kaltblütigkeit in den Stunden der Gefahr, bis zur Aufopferung getriebene Beharrlichkeit (persévérance); unbedingte Hingabe an die öffentliche Sache. Beide Seiten des britischen Volkscharakters besafs Pitt im höchsten Grade; indem er sie ins Ungemessene steigerte, erhöhte er sich selbst und den Ruhm seines Vaterlandes. Diese Auffassung der öffentlichen Meinung ist bis in unsere Tage immer dieselbe gewesen. Ebenso wie Friedrich für jeden guten Deutschen der Begründer der deutschen Einheit geblieben ist, ebenso wird der Name Pitts immer verbunden sein mit der Umwandlung seines Landes, das 1756 eine Macht zweiten Ranges war, in die stolze Erobererin, die im Jahre 1763 der zivilisierten Welt ihre Gesetze diktierte und auf den Meeren wie in den Kolonien ihre Vorherrschaft behauptete (affirma).“

Möge es dem jetzt siebzigjährigen Geschichtsforscher vergönnt sein, auch noch den fünften Band und damit den Abschlufs eines hochbedeutsamen Werkes zu vollenden!

Halberstadt. **Otto Arndt.**

---

242) **A. Vannier, La clarté française.** L'art de composer, d'écrire, de se corriger. Paris, Fernand Nathan [o. J.]. 366 S. 12.

Das Werkchen zerfällt in drei Teile, von denen der erste (Invention et disposition des idées) und der dritte (Différents genres de compositions françaises) weder Neues enthalten, noch das Alte in besonders origineller Form vorbringen. Es beginnt mit einer Dispositionslehre, in der vor Wiederholung des bereits Gesagten vor Mangel an Einheitlichkeit, vor

Vermischung der Einteilungspunkte u. ä. gewarnt wird, und schliefst mit einem Abschnitt, in dem wir allerlei über den Unterschied von description, narration, lettre, dissertation usw. hören. Die Existenzberechtigung des Buches wäre also gering, enthielte nicht der zweite Teil eine ganze Anzahl von feinen stilistischen Bemerkungen, die nicht nur originell, sondern auch durch die geschickte Art, wie sie vorgebracht werden, sehr instruktiv sind. Ich halte mich daher in meiner Besprechung lediglich an diesen zweiten Teil: Conseils particuliers sur l'expression des idées. Einer Beobachtung kann sich bei dieser — wie bei so vielen anderen Gelegenheiten — der deutsche Lehrer nicht entziehen: dafs in französischen Schulen ein sehr viel gröfserer Wert auf den Ausdruck gelegt wird als bei uns (was freilich zuweilen die Folge hat, dafs mehr auf einwandfreie Form als auf einwandfreien Inhalt gesehen wird). Um das Ziel dieser Sprachkultur zu erreichen, schreckt man selbst vor unpädagogischen Mitteln nicht zurück: so werden die Schüler veranlafst, in den Werken der grofsen Schriftsteller Fehler aufzusuchen und zu verbessern, wobei der Nimbus, der um die Autoren schwebt und schweben mufs, natürlich verloren geht. Eine andere — freilich sehr nützliche — Methode, die ebenfalls von V. erwähnt wird, besteht darin, schon in den Anmerkungen von Schulausgaben die verschiedenen stilistischen Fassungen eines Satzes wiederzugeben, die das Ringen des Verfassers mit der Sprache und seinen allmählichen Sieg über sie veranschaulichen sollen.

V. scheidet (S. 77) zunächst richtig und scharf zwischen incorrections de langue, unter denen er Fehler gegen Wortschatz und Grammatik versteht, und négligences de style, die die Verstöfse gegen Klarheit, Einfachheit, Symmetrie des Ausdrucks u. a. enthalten. Vermeidung der ersteren sei schon für den notwendig, der nur korrekt schreiben wolle, Scheu vor den letzteren nur für den eleganten Stilisten. Nirgends beschränkt sich V. darauf, die falsche Form wiederzugeben und vor ihr zu warnen, wie das zuweilen in deutschen Stilistiken geschieht, sondern fügt bei jedem Beispiele sofort die richtige Fassung hinzu. So besteht denn das Buch zum grofsen Teil aus Seiten mit zwei Kolumnen, von denen die linke das Falsche, die rechte das Richtige enthält. Besonders instruktiv ist der Abschnitt über Neologismen [1]), bei dem der Verfasser übrigens auch eine Zurückhaltung zeigt, die er nicht immer beibehält. Werden doch S. 95

1) Mit der hübschen Einteilung in: 1) Néol. instinctifs, 2) Néol. scientifiques, 3) Néol. empruntés aux langues étrangères vivantes, 4) Néolog. littéraires.

sogar unerhörte Neol. als untadelig hingestellt (corps chastement *chemisé* de blanc, soirées, *irretrouvables*, vitres *hachurées* d'eau). Gleich im folgenden Abschnitt, der die sog. mots sans fonction behandelt, macht sich der sprachliche Purismus breit, der bei Franzosen so oft stört und eine individuelle Sprachbehandlung, wie sie im Deutschen dem Meister doch sehr wohl erlaubt ist, fast unmöglich macht. Was soll man z. B. dazu sagen, wenn er in folgendem Satze die Ellipse tadelt: X. venait d'être attaqué. Chose en soi peu agréable et qui, de plus, ... Oder wenn er einen unvollständigen Kausalsatz, wie den folgenden, nur mit Bedenken zuläſst: Pourquoi agir ainsi? D'abord, parce que l'intérêt général le commande. Ensuite, parce que l'intérêt personnel bien compris nous y oblige aussi. Die nächsten Abschnitte über Pleonasmen, über Fehler im Gebrauch der Pronomina und Verba enthalten ebenfalls eine Menge guten Materials mit besonders trefflichen Beispielen, leiden aber durch den überall bemerkaren Purismus.

In der eigentlichen Stilistik ist als einer der besten hervorzuheben der Abschnitt: Fautes contre la symétrie. Wie V. verbessert, mag an einigen Beispielen hieraus gezeigt werden.

Je reviendrai comme directeur d'usine ou un emploi analogue. (226)	J'aurai, en revenant, la direction. d'une usine ou un emploi analogue.
C'est à la fois un voyage amusant et instructif (227)	C'est un voyage à la fois amusant et instructif.

Wie fein beobachtet und mit wie sicherer Hand verbessert! Dann wiederum die Warnung vor falscher Symmetrie: Nous avons fait de charmantes promenades en forêt et en canot wird verbessert zu: ... en forêt et sur l'eau (228). Weit über den Rahmen des in der Schule zu Verlangenden hinaus geht der Abschnite: Harmonie. Er behandelt Fragen der Worteuphonie und der Satzrhythmik und zeugt von einer für den Nichtfranzosen zuweilen erstaunlichen Hellhörigkeit. Es würde zu weit führen, auf alles Bemerkenswerte hinzuweisen. Hervorgehoben sei nur noch das Kapitel: Variété de style, wo in trefflicher Weise über Wechsel der Worte, Stellung der Satzteile, Verlebendigung von Verben (z. B. 277 nicht les branches des arbres étaient agitées, sondern: les arbres agitaient leurs branches) gehandelt wird.

Der Wert des Buches für die deutsche Schule ist trotz allem natürlich gering. In Betracht kommt nur der zweite Teil. In diesem dürfte das Kap. Fautes de langue für den Primaner einer Oberrealschule wohl

nützlich sein. Der Abschnitt Fautes de style kann seinen Reiz nur dem offenbaren, der in den Geist der französischen Sprache schon sehr tief eingedrungen ist, also etwa dem Lehrer, der längere Zeit im Auslande war. Diesem wird freilich das Buch manche Anregung und Förderung geben.

Jüterbog. **Julian Hirsch.**

---

243) **Otto Jiriczek, Münstersche Beiträge zur englischen Literaturgeschichte.** III. Paul Jellinghaus, Tennysons Drama Harold. Eine Quellenuntersuchung. — IV. Ignatia Breme, Christina Rossetti und der Einflufs der Bibel auf ihre Dichtung. Münster (Westf.), Heinrich Schöningh, 1907. 72 S. und XI u. 96 S. 8. ℳ 2. —; ℳ 2.40.

Nun hat auch die jüngste der deutschen Universitäten, die im Münsterlande, bereits zwei eigene Reihen literaturgeschichtlicher Sammlungen, eine germanistische „Münstersche Beiträge zur deutschen Literaturgeschichte", herausgegeben von Schwering, und eine anglistische, die oben genannte, von der uns das 3. und 4. Heft vorliegt. Beide Studien sind ansprechend und mit vielem Fleifse gearbeitet.

Jellinghaus behandelt sein Thema nicht ungeschickt, wenn auch im Hauptteil mit ziemlicher Breite. Er beginnt mit einer kurzen Übersicht über die dichterischen Darstellungen der Schlacht bei Hastings im 18. und 19. Jahrhundert, um sodann Tennysons Drama (1876) mit Bulwers Roman *Harold* (1848) und zwar ganz im einzelnen, Szene für Szene mit jedem entsprechenden Kapitel zu vergleichen, wobei sich eine sehr eingehende Benutzung des Romans durch Tennyson ergibt. Die übrigen Quellen haben nur ganz untergeordnete Bedeutung, ebenso die Bemerkungen über Tennyson und Shakespeare. Am Schlufs stellt der Verfasser noch eine Reihe biblischer Anklänge fest und teilt mehrere zeitgenössische Beurteilungen, die übrigens recht geteilte Meinungen wiedergeben, aus englischen Zeitungen und Zeitschriften mit.

Ignatia Breme, eine Ursulinerin, hat sich eine sehr fruchtbare, wenn auch etwas einförmige Aufgabe ausgesucht. Sie entwirft zuerst eine hübsche Skizze von Leben und Dichtung Christina Rossettis und geht dann auf eine nähere Besprechung der religiösen Dichtung Christinas in ihrem inneren Verhältnis zur Bibel ein, wobei sich ähnlich, wie es bei Annette von Droste der Fall ist, die religiöse Lyrik als vollkommenste Persönlich-

keitsdichtung darstellt. Der Rest des Büchleins ist dann — etwas reichlich — fast vollständig durch den Abdruck biblischer Ausdrücke und Gedanken als Parallelstellen zu Christinas Dichtungen ausgefüllt.

K. -tz-.

---

244) **Felix E. Schelling, Elizabethan Drama 1558—1642.** A history of the drama in England from the accession of Queen Elizabeth to the closing of the theaters, to which is prefixed a résumé of the earlier drama from its beginnings. London, Archibald Constable & Co., Ltd. Two volumes. XLIII u. 606 S. und 685 S. 8. zus. 31/6 sh.

Seit Jahren hat sich Professor Schelling von der Universität von Pennsylvanien mit dem Drama der Elizabethanischen Zeitperiode befafst und 1902 die erste gröfsere Frucht seiner Studien in dem „English chronicle play: a study in the popular historical literature environing Shakespeare“ niedergelegt. Jetzt wird in dem neuen umfänglichen Werk die ganze grofse Zeit bezwungen, die politisch wie literarisch einen der grofsen Höhepunkte in der Geschichte der englischen Nation bildet. Im Vergleich zu der gewaltigen Fülle des Materials, das vom Verfasser bearbeitet und gewissermafsen in ein System gebracht ist, können in der knappen Form einer Anzeige natürlich nur kurze Andeutungen gemacht werden.

In dem e i n l e i t e n d e n K a p i t e l werden allgemeine Eigentümlichkeiten der elisabethanischen Zeit auseinandergesetzt. Schelling befafst sich u. a. hier mit dem Begriff „elisabethanisch“ und charakterisiert in grofsen Zügen die Hauptströmungen in Kunst und Drama.

Gemäfs dem im Vorwort gegebenen Plan enthält der Anfang des Werkes einen orientierenden Rückblick auf die ältere Geschichte des Dramas in England von ihren Uranfängen an. Kap. I behandelt „The old sacred drama“. — Kap. II „The Morality and the earlier secular drama“ (mit Gorboduc, der ersten englischen Tragödie und Gammer Gurton's Needle, der ersten englischen Komödie). — Kap. III befafst sich mit „Early dramas of school and court“ (u. a. Udall's Ralph Roister Doister, Lyly, Peele, Nash). — Kap. IV wendet sich dem „London Playhouse“ zu, streift Schauspielerwesen und Struktur der Theater, samt dem was dazu gehört. — Kap. V geht zum neuen romantischen Drama über und läfst u. a. Thomas Kyd mit seiner durch Schick's Ausgabe fast wieder

populär gewordenen Spanish Tragedy und dem Ur-Hamlet sowie Marlowe Revue passieren. — Hierauf folgen alsdann: VI. The national historical drama. — VII. Domestic drama (z. B. Merry Wives, The Honest Whore, Taming of the Shrew, Hexen und Zauberei im Drama wie im Macbeth). — VIII. Romantic comedy (z. B. Merchant of Venice). — IX. Historical drama on foreign themes (z. B. Massacre at Paris). — X. The comedy of humors and the war of the theaters (Ben Jonson's Every Man in His Humor usw.). — XI. London life and the comedy of manners (Dekker's Shoemakers' Holidey, Anfänge von Beaumont und Fletcher usw.) — XII. Romantic tragedy (Hamlet, Romeo und Julie, Othello, Philip Massinger usw.).

Soweit der erste Band. Der zweite beginnt mit „History and tragedy on classical myth and story (Einflufs des antiken Dramas, Senecas und Garniers, Nash's Dido, Shakespere's Julius Cäsar, Jonson's Sejanus und Catilina usw.). — XIV. The college drama (in Oxford und Cambridge: Pedantius, Narcissus und Lingua usw.). — XV. The English masque (Quellenfrage und Darstellung). — XVI. The pastoral drama (Ursprung, Import nach England, die einzelnen Vertreter). — XVII. Tragicomedy and „Romance". (Pericles, Cymbeline, Wintermärchen, Tempest usw.). — XVIII. Later comedy of manners. — XIX. Decadent Romance. — XX. The drama in retrospect. — Dem folgt auf den Seiten 433—537 ein „Bibliographical essay" sehr nützlicher Art mit vollständigen Angaben der Hilfsmittel zum Studium des Themas und hierauf (S. 538—624) a list of plays and like productions written, acted, or published in England between the years 1558 and 1642.

Ein Index ausführlichster Art macht das Gesamtwerk, das wir als eine wertvolle Bereicherung der englischen Literaturgeschichte bezeichnen dürfen, leicht und bequem benutzbar.

---

245) **Herders Konversationslexikon.** Dritte Auflage. Reich illustriert durch Textabbildungen, Tafeln und Karten. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. IV. Band (1905) 1790 Sp.; V. Bd. (1905), 1790 Sp.; VI. Bd. (1906) 1794 Sp.; VII. Bd. (1906) 1836 Sp.; VIII. Bd. (1907) 1910 Sp. 8. geb. in Halbfranz je ℳ 12.50.

Die Besprechung der ersten Bände dieses Nachschlagewerkes ergab, dafs die Summe der erläuterten Namen und Gegenstände alles deckt, was der Hausbedarf des gebildeten Durchschnittspublikums zur Verfügung

haben mufs. Im besonderen bieten die Artikel aus dem Bereich der klassischen Philologie, ihrer Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften alles, was man in enzyklopädischer Form von einem Nachschlagewerk beansprucht Kleinere Lücken fand Referent wohl gelegentlich bei Stichproben aus dem Bereich der Welthändel der letzten Jahre, so z. B. wenn anläfslich der Marokkanischen Frage es sich um Auskunft über eine Harka oder über eine Mahalla oder das Schaujagebiet handelte, oder bei den Russischen Wirren um eine Erklärung des Wortes Pogrom. Doch mag dergleichen dem Umstande zur Last fallen, dafs zur Zeit der Drucklegung diese Namen noch nicht für wichtig genug angesehen wurden. Auf anderen Gebieten ist dafür wieder ein gewisser Überflufs zu beachten, so in allem, was Religionen, Konfessionen und namentlich katholische Kirche, kirchliche Institutionen, Klosterwesen, kirchliche und weltliche Genossenschaften aller Spielarten, Orden, Vereine, Bruderschaften und Schwesterschaften, Kongregationen; was ihre Würdenträger und Vertreter in den verschiedensten Rangstufen, Kardinäle, Bischöfe, Äbte, Dozenten usw. angeht. Diese Betonung der kirchlichen Welt und die bis ins kleinste gehende deskriptive Verfolgung ihrer Einrichtungen und ihrer Wirksamkeit geben dem Herderschen Lexikon das Gepräge seiner Eigenart. Die Verlagshandlung ist bekannt als die bedeutendste Vertreterin katholischer Literatur in Deutschland und in den deutschen Sprengeln des Auslandes. Sie will demnach augenscheinlich mit ihrem Lexikon ein Gegenstück zu Brockhaus und Meyer bieten, die nach dem Dafürhalten der führenden katholischen Kreise die Verhältnisse und Interessen dieser Richtung wohl nicht genügend berücksichtigen und den resp. kirchlich korrekten Standpunkt nicht ausreichend hervorheben. Das ist also mit dem Herderschen Handbuche reichlich nachgeholt, vielfach sogar überholt worden; denn hier ist nicht nur der schlichte Hausbedarf gedeckt, sondern die Belehrung in einem Umfange gegeben, der über den populären Zweck hinausgeht. Dafs Artikel wie Inquisition, Kirchenstaat, F. X. Kraus, Kulturkampf, Simultanschule, Polnische und Zentrumsfraktion, Vatikanum, Windthorst u. a. m. hier eine andere Färbung haben, als in den oben angeführten Nachschlagewerken, liegt auf der Hand. Doch mufs anerkannt werden, dafs bei aller Hervorhebung der Gegensätzlichkeit ein guter Ton in der Behandlung der Gegnerschaft vorwaltet, der von dem extremen Gebahren der einseitigen Presse weit entfernt ist. So bezeugt es eine mafsvolle Haltung, wenn es am Schlusse der Ausführungen unter „Kirchenstaat“ heifst, „dafs die Kirche, um zu

leben, den Kirchenstaat nicht absolut notwendig hat, wie das Altertum und die Geschichte seit 1870 zeigt". Unzulänglich ist das über den Index (libr. pr.) Geschriebene, da hier wohl über die Geschichte und Ausbildung dieser Zensur gehandelt ist, aber von ihrer praktischen Wirksamkeit und mancherlei Folgen nicht berichtet wird, die sich doch auch auf die Klassiker der nationalen Literaturen erstreckten. Was die Beurteilung protestantischer Lehren und Persönlichkeiten betrifft, so wird man auf evangelischer Seite die gegebene Abschätzung nicht immer annehmen können, aber zumeist doch das Bemühen um eine mafsvolle Fassung der Würdigung anerkennen. Wenn nun der bekannte Publizist C. Jentsch den Vorschlag macht, es möchten die Protestanten den Herder, die Katholiken den Meyer benutzen, so wird das natürlich ein frommer Wunsch bleiben. Eher möchte Referent empfehlen, dafs in gröfseren Bibliotheken und besonders in denen höherer Lehranstalten neben Meyer auch dem Herder, wenn es die Mittel erlauben, ein Platz eingeräumt werde, damit man sich über den Standpunkt der Gegner in gewissen Dingen unterrichte. Denn gemischte Konfessionen gibt es in den Grofsstädten jetzt allenthalben und damit oft Gelegenheiten, in denen es von Wert ist, über entgegentretende andere Meinungen Auskunft zu erhalten.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Le petit Vocabulaire.

Französisch-deutsche Wörtersammlung,
geordnet nach Bildern aus Natur und Menschenleben und verteilt auf die Klassen Sexta bis Untersekunda.

Nebst einem Anhang:
Die Stammformen der unregelmäfsigen Verben.

Von
Dr. **K. Engelke,**
Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.
Preis: ℳ 0.70.

Cahier de notes.

Stilistisches Hilfs- und Merkbuch des Französischen für Schüler der Oberklassen,
eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterricht gewonnenen sprachlichen Beobachtungen und idiomatischen Ausdrücken.

Von Dr. **K. Engelke,**
Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.
Preis: ℳ 1.50.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Matériaux

pour la méthode à suivre dans la lecture des auteurs français
à l'usage des professeurs chargés de cet enseignement
dans les écoles secondaires de tous les pays
par **Oscar Knuth,**
Docteur ès lettres et professeur au lycée de Steglitz.
Preis: ℳ 1.20.

Die Entwickelung
der
Französischen Litteratur
seit 1830.
Von **Erich Meyer.**
Preis: ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—.

Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia.
Von
Prof. Dr. **Ernst Bachof.**
Dritte Auflage.
Preis: broschiert ℳ 2.—.

Lateinisches Übungsbuch
im Anschlufs an Cäsars Gallischen Krieg.
Von
Dr. **Friedrich Paetzolt,**
Direktor des Königl. Gymnasiums zu Brieg.

I. Teil. Für die Untertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 1—29; Buch II—IV.
Zweite Auflage.
Preis: broschiert ℳ 1.

II. Teil. Für die Obertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 30—54; Buch V—VII.
Zweite Auflage.
Preis: broschiert ℳ 1.25.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

1908 5249

Gotha, 31. Oktober. Nr. 22, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig
in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

246) Schneidewin-Nauck, Sophokles. Siebentes Bändchen: Philoktetes. Zehnte Auflage, besorgt von **Ludwig Radermacher.** Berlin, Weidmannche Buchhandlung, 1907. IV u. 154 S. 8. ℳ 1.80.

Die Neubearbeitung der Schneidewin-Nauckschen Sophoklesausgabe hat an Stelle von Ewald Bruhn mit der Besorgung der zehnten Auflage des Philoktet Ludwig Radermacher übernommen, ausgiebig unterstützt von Ulr. v. Wilamowitz, von dem er eine ganze Reihe vortrefflicher sprachlicher, metrischer und sachlicher Notizen in die Anmerkungen aufgenommen hat. Die eigene Arbeit des Herausgebers bedeutet nicht etwa eine völlige Umgestaltung des Bisherigen, wie sie im Vorwort merkwürdigerweise zwar als in mehrfacher Hinsicht notwendig, zugleich aber als wegen Zeitmangels nicht durchführbar bezeichnet wird — sie beschränkt sich vielmehr auf



eine allerdings ebenso von strenger wissenschaftlicher Schulung und umfassenden philologischen Kenntnissen wie von feinem ästhetischen Verständnis zeugenden Ergänzung und Berichtigung des in den früheren Auflagen zusammengetragenen Stoffes.

Was zunächst die Gestaltung des Tragikertextes betrifft, so ist selbstverständlich der hyperkritische Standpunkt Naucks grundsätzlich aufgegeben: vieles, was dieser noch nach subjektivem Gutdünken als unsophokleisch abtun zu können glaubte, verdankt der weitblickenden und dabei stets besonnenen Exegese Radermachers die Einsetzung in die alten Ehrenrechte (vgl. z B. Anm. zu V. 43, 91 f., 285, 351, 393, 491,5 3 3, 650, 6 7 1 — 6 7 3, 751, 759, 760, 7 9 9 f., 830 f., 847 f., 852 f., 8 6 7 f., 886 ff., 1031 f., 1092 ff., 1163 ff., 1218 ff., 1457); Zweifel an der Echtheit der Überlieferung werden — ebenso wie etwaige Rekonstruktionsversuche — stets nur mit vorsichtigem Abwägen vorgetragen (s. Anm. zu V. 49, 66 f., 199, 255 f., 439, 679 f., 762, 7 8 2, 849 ff., 984, 1 0 3 9, 1117 ff., 1149 f., 1448).

Die erklärenden Anmerkungen kommen vor allem der Sprache des Dichters zugute: an neuartigen Auffassungen einzelner Stellen fehlt es dabei nicht (besonders interessant die Erklärung des *πῦρ ἀνακαλεῖν* V. 800 und des *φορβῆς νόστος* V. 43, problematischer die Auffassung des *τὸ προσφιλές* V. 469 = „ein Liebchen" und des kritischen *αἴγλη* V. 831 = „serenitas"), doch tritt diese Seite der Exegese zurück gegenüber der Fülle von sprachlichen Parallelen, die der Herausgeber von allen Seiten beibringt: nicht nur aus den Tragikern und der übrigen griechischen Literatur, sondern auch aus dem Lateinischen (so zu V. 37, 189, 236 f., 255 f., 293, 577, 722, 1018) und aus neueren Sprachen (besonders hübsche Analogien aus dem Deutschen: zu 469, 577, 1325 und dem Französischen: zu 38, 224, 421, 1136 ff., 1145). Die Arbeit, die er damit geleistet, hat nicht allein eine Menge an sich interessanten Materials geliefert (besonders ansprechend die Hervorhebung der Anleihen aus der alltäglichen Sprache des Volkes: zu 91 f., 919, 771, 984, 989, 1010 und die Hinweise auf die durch die Tragiker vorgebildete sprachliche Fortentwicklung im Hellenismus: zu 60, 305, 691, 1145, 1218 ff., auf einzelne typische Ausdrücke und Gemeinplätze der griechischen Literatur: zu 92, 285, 710, 9 2 5 f.), sie liegt auch zweifellos in der Richtung auf das letzte Ziel dieses Teiles der Exegese, das darin besteht, den Sprachgebrauch der Tragiker, speziell des Sophokles in seiner besonderen Eigenart festzutellen und nach allen Seiten hin fest zu umgrenzen (erfreuliche Ansätze dazu

bei R. zu V. 182 (vgl. 952, 1289), 192, 263, 272, 462, 540, 691, 704, 707 (vgl. 1202), 874, 886, 925 f., 1010, 1061 f., 1136 ff., 1140—42, 1123 ff., 1163 ff.), wozu für den Philoktetes als eigene Aufgabe kommt, die Abhängigkeit gerade dieser Tragödie von Euripides im einzelnen nachzuweisen, wie es R. z. B. bei V. 966, 1006 ff., 1277 schon getan hat. Ein Anfang zu solch systematischer Gruppierung des sprachlichen Materials ist ja mit Bruhns überaus verdienstvollem „Anhang" schon gemacht (Hinweise darauf, gekennzeichnet durch [Anh.] finden sich auch bei R. in grofser Zahl). Ihn auf weiterer Grundlage weiter auszubauen, würde eine bedeutende Entlastung des Kommentars bedeuten und vor allem dort noch mehr Raum schaffen für das, was bei aller Erklärung die Hauptsache ist: die ästhetische Würdigung. Auch in dieser Hinsicht weist die neue Auflage manchen Fortschritt auf; sowohl die Ökonomie der Handlung (vgl. zu V. 13 f., 575, 927 ff., 974, 1004, 1333, 1337 f., 1440) wie auch die Charaktere der handelnden Personen (vgl. zu V. 51, 116, 352, 268, 932, 1006 ff., 1128, 1207, 1370) erscheinen vielfach unter neuer Beleuchtung (nur die Deutung des *αὐτίχ'* V. 14 als „Renommage" will mir nicht einleuchten; Odysseus will sicherlich dem Neoptolemus damit nur Mut machen!). Auch sachlich interessante Notizen finden sich da und dort eingestreut, so zu 134, 302, 779 f, 759 f., 766, 823, 1437, 1459, 1461. — Die äufsere Form ist — von einigen Kleinigkeiten abgesehen — durch Sorgfalt und Klarheit ausgezeichnet.

Sondershausen. **A. Rahm.**

---

247) Herbert Richards, Notes on Xenophon and others.
London, E. Grant Richards, 1907. XII u 358 S. 8. geb. 6 Sh.

Die kritischen Bemerkungen, welche in vorliegendem Sammelband vereinigt sind, erstrecken sich teils auf die kleineren Schriften Xenophons, teils auf die Hellenika, Anabasis, Memorabilien und Cyropädie; von anderen Autoren kommen in Betracht: Herodot, Plutarchs vitae, Pausanias, die griechischen Erotiker, Diodorus und anhangsweise einige lateinische Dichter. Beigefügt sind ferner mehrere zum Teil schon früher veröffentlichte Abhandlungen grammatischen Inhalts.

Soweit es sich um Xenophons Schriften handelt, kommt es Verfasser vor allem darauf an, den Sprachgebrauch der echten und der angezweifelten Schriften zu vergleichen, um eine sichere Grundlage für die Textkritik zu gewinnen. In seinen Bemerkungen zum Ökonomikus, die ich im einzelnen

nachgeprüft habe, stützt er sich auf die Ausgabe von Holden, deren fünfte Auflage (1895) aber leider nicht benutzt ist, und nimmt Stellung zu Hartmann und Herwerden, mit denen er sich unter stetiger Beobachtung des attischen Idioms in knapper Fassung auseinandersetzt. Seine Vorschläge, mögen sie positiv oder negativ sein, zeugen sämtlich von gesundem Urteil und gründlicher Belesenheit; sie regen auch da an, wo man vielleicht anderer Ansicht sein kann; zum mindesten machen sie auf die Unhaltbarkeit mancher Lesarten aufmerksam, die bisher stillschweigend hingenommen worden sind.

Von besonderem Interesse sind des Verfassers Ausführungen über die beiden Verfassungen (S. 40—63), wenn auch das Ergebnis nicht neu ist, dafs nämlich inbetreff der *Λακεδαιμονίων πολιτεία* von sprachlicher Seite nichts gegen Xenophon als Autor spricht, während Sprache und Inhalt der *Ἀθηναίων πολ.* deutlich erkennen lassen, dafs Xenophon nicht der Verfasser ist.

Lesenswert ist auch die Schlufsbetrachtung (S. 154—169), in der er die bekannte Hypothese Linckes, dafs Xenophons gleichnamiger Enkel der Verfasser einiger Schriften sei, mit guten Gründen zurückweist.

Was die grammatischen Abhandlungen betrifft: *Ἄν* mit Futurum im Attischen, zwei Ortsadverbien (*εὐθύ* und *αὐτοῦ*), Wechsel der Endungen als Ursache verderbter Lesart und Wiederholung oder Vorwegnahme von Worten, so scheinen sie mir ebenso wie des Verfassers übrige kritische Arbeiten wertvoll zu sein durch die reiche Sammlung von Beispielen aus den Klassikern der verschiedensten Epochen, die manch schätzenswerten Beitrag zur Erkenntnis des griechischen Idioms, insbesondere der Wortbildung und Phraseologie, enthält.

Die äufsere Ausstattung des Buches zeugt von vornehmem Geschmack.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

---

248) **Rudolf Frobenius, Die Formenlehre des Qu. Ennius.** Programm des königl. humanistischen Gymnasiums zu Dillingen für das Schuljahr 1906/07. 55 S. 8.

In acht Abschnitten behandelt der Verfasser die Eigentümlichkeiten der einzelnen Deklinationen und Konjugationen (Substantiv, Adjektiv, Pronomen, Verbum), sowie der Partikeln (Adverb, Präposition, Konjunktion, Interjektion) bei Ennius und verzeichnet gewissenhaft alle Formen, die von dem Sprachgebrauch seiner und der klassischen Zeit abweichen. Ein-

gedenk des Ausspruchs: Quintus Ennius tria corda sese habere dicebat, quod loqui Graece et Osce et Latine sciret (Gellius XVII, 17, 1), zieht er bei der Bestimmung der Herkunft von Neuerungen auch griechischen und oskischen Ursprung in Erwägung. Bei dem griechischen Einflusse unterscheidet er (namentlich in der Zusammenstellung auf S. 50 ff.) zwischen Homerismen und Gräcismen anderer Art, namentlich Einwirkungen des Euripides, bei dem altlateinischen und oskischen zwischen Archaismen und Neologismen. Manches, z. B. den häufigen Gebrauch des Genetiv Plur. auf -um in der zweiten Deklination, vermag er in keiner dieser vier Kategorien unterzubringen.

Mit Recht werden Kürzungen wie gau für gaudium, cael für caelum und do für domum auf Homerische Vorbilder wie *δῶ* = *δῶμα* und *κρῖ* = *κριθή* zurückgeführt, abweichende Geschlechter wie in caelus oder salus aus *οὐρανός* und *σάλος* abgeleitet, Formen wie homonem für hominem, indu oder endo für in als Archaismen, famul = oskisch famel, lat. famulus, obsidio = obsidione als Neologismen aufgefafst. Auch sonst wird man dem Verfasser in den meisten Fällen beistimmen, zumal er die neuesten Forschungen gewissenhaft zu Rate gezogen hat; doch kann man im einzelnen hier und da anderer Meinung sein. So trage ich zwar kein Bedenken, die Genetive Metioeo Fuffetioeo für Nachahmungen des Homerischen Genetivs auf *-οιο* (z. B. *πολεμοιο*) anzusehen, kann mich aber nicht dazu entschliefsen, für die Genetive der ersten Deklination auf āi und für die der fünften auf ēi griechischen Ursprung anzunehmen. Ist es schon an sich unwahrscheinlich, dafs āi von ao (z. B. in *Ὀρέσταο*) abstammen soll, so noch mehr, wenn man bedenkt, dafs *αο* ausschliefslich bei männlichen Wesen, āi mit einer einzigen Ausnahme nur bei weiblichen Wörtern vorkommt. Auch kann man sich schwer damit befreunden, dafs eine von Ennius übernommene Form in der ganzen Latinität eingebürgert wurde; denn da ăi nach Ausweis des Dativs und Ablativs Plur. rosis (= rosa -is) in ı übergegangen ist, mufs das an Stelle des altlateinischen ās (pater familiās, bei Ennius viās) später auftretende ae (viae) aus āi hervorgegangen sein. Ebensowenig sehe ich in der neutralen Form sanguen für sanguis den Einflufs von griech. *αἷμα* oder in der femininalen von armentae, -arum den von homerisch *αἱ βόες*. Wer ohne griechische Vorbilder lapi für lapide und sale für salum bildet, kann sich auch hier Abweichungen ohne Einwirkung der Griechen gestattet haben. Unbegreiflich aber ist, wie man tetuli (Ann. 55) und memordi, die beide ursprünglich den Stammvokal o haben,

ganz verschieden beurteilen und dort eine unbeeinflufste, hier eine nach griechischer Analogie gebildete Form annehmen kann. Warum sollen Formen wie pepugi, spespoudi, in denen der Reduplikationsvokal noch nicht dem Vokal der Stammsilbe angeglichen ist, nicht echt lateinische Formen sein?

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

249) **Carlo Pascal, Graecia capta.** Saggi sopra alcune fonti greche di scrittori latini. Firenze, Successori Le Monnier, 1905. 177 S. 8. Lire 4.

Die hier vereinigten Abhandlungen wurden zum gröfsten Teil schon in verschiedenen Zeitschriften veröffentlicht. Auf Virgil beziehen sich drei hier kurz zu besprechende.

XII. Sofocle e Vergilio.

Aus dem, was wir vom Laokoon des Sophokles wissen, glaubt P. schliefsen zu können, dafs manches darin der Darstellung Virgils entsprach. Aber bei Sophokles verläfst Äneas, wie wir aus Dionysius I 48 erfahren, die Stadt noch vor der Eroberung, *μελλούσης ἁλίσκεσθαι τῆς πόλεως*, auf den Rat seines Vaters, der aus dem Geschick der Laokontiden das bevorstehende Verderben der Stadt weissagte. Das ist bei Virgil doch alles ganz anders. Ebenso zieht in dem uns erhaltenen Fragment (Nauck 344) Äneas mit seinem ganzen Hausgesinde und Anhange aus dem Tore, ganz im Gegensatz zu Virgils Darstellung. In das Reich der unbegrenzten Möglichkeiten verliert sich Paskal, wenn er meint, der Traum des Äneas von der Erscheinung Hektors (II 270 ff.) und die Art, wie Helena den Griechen das Feuerzeichen gibt (VI 517 ff.), könne sich schon im Drama des Sophokles gefunden haben.

XIII. Enea traditore.

Anstatt den Quellen der in der Überschrift angedeuteten geschmacklosen Verunglimpfung nachzuspüren, plätschert P. in den hier recht trüben Fluten des Servius herum. Dieser weifs zu Än. I 242 zu berichten, Antenor sei hier dem Äneas gegenübergestellt, weil auch er Troja verraten haben solle, sieht in I 488 *se quoque principibus permixtum adgnovit Achivis* eine versteckte Hindeutung auf den Verrat und liest aus I 647 eine Verteidigung gegen denselben Verdacht heraus. Denn aus *munera Iliacis erepta ruinis* gehe doch hervor, dafs

Äneas die *ornatus Helenae* nicht als Lohn für seinen Verrat von ihr empfangen habe.

Dreizehn ist doch immer noch eine Unglücksnummer.

XIV. L'episodio di Elena nel libro secondo dell' Eneide.

P. hält II 567/88 für echt virgilisch und für eine der Stellen, durch die der Dichter den übeln Leumund des Äneas aufzubessern sucht. Eine solche ist z. B., immer nach Servius und Paskal, II 386 ff., denn hier erscheint es als Kriegslist, dafs Äneas in griechischer Rüstung sich unter die Griechen mischt, was die Ankläger als Beweis des Verrats angeführt hatten. Eine solche ist II 460 ff., wo Äneas behilflich ist einen Turm vom Palaste des Priamus auf die Angreifer zu stürzen: die bösen Zungen hatten behauptet, er habe sich an der Zerstörung von Priams Feste beteiligt. Und so sollte denn auch unsere Episode den Lästerern den Mund stopfen; denn wenn Äneas hier Helena umbringen will, so konnte er doch unmöglich für das Versprechen ihrer Garderobe, *del suoi ricchi doni muliebri,* seine Vaterstadt verraten haben.

„Dieses alles ist geschehn,
Mit dem Werke eines Dichters!"

möchte man, Uhland variierend, hier ausrufen.

Wer das eroberte Griechenland durch diese Proben nicht erobert hat, der lese: 1. Epicarmo e gli scrittori latini, 2. Un frammento di Ibico ed uno di Ennio, 3. Cleante e Lucilio, 4. Una satira contro gli Stoici, 5. Il carme LXIV di Catullo, 6. Il carme LXXVI di Catullo, 7 Aristotele e Lucrezio, 8. Filodemo e Lucrezio, 9. Morte e resurrezione in Epicuro e in Lucrezio, 10. Mors immortalis, 11. Di una fonte greca del Somnium Scipionis di Cicerone, 15. L'imitazione di Empedocle nelle Metamorfosi di Ovidio, 16. Le fonti del poema Aetna, 17. Una probabile fonte di Rutilio Namaziano.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

250) **H. Merguet, Handlexikon zu Cicero.** Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung Theodor Weicher, 1905/6. Erstes bis viertes [Schlufs-] Heft. II u. 816 S. 4. ℳ 24.—.

Im Bereich der Lateinischen Literatur sind während der letzten Jahrzehnte viele lexikographische Kleinarbeiten, Untersuchungen über grammatische und stilistische Dinge, Schriften über den Sprachgebrauch solcher

Autoren, die vom Zentrum der klassischen Periode mehr oder weniger weit entfernt sind, erschienen, nur vereinzelt dagegen solche, die die Art und Eigenschaften der klassischen Schriftsteller behandeln. Für den Unterricht mufste man alle Vorkommnisse immer noch nach Georges grofser Ausgabe kontrollieren, die gegen dreifsig Jahre alt und von den Segnungen der grammatisch-stilistischen Untersuchungen der neueren Zeit fast noch unberührt geblieben ist und überdies auf beschränktem Raum viele Interessen zu gleicher Zeit decken soll. Wir bekamen in dieser Zeit drei ausführliche Cäsarlexika auf einmal, aber immer noch kein Gesamtwörterbuch für Cicero. Als Abschlagszahlung konnte man Merguets Lexikon zu Ciceros Reden und zu den philosophischen Schriften annehmen, Arbeiten, die die Schriften der genannten Gebiete sehr eingehend behandelten, aber natürlich das Gefühl des Unbehagens zurückliefsen, weil eben das Material nicht aus allen Gattungen der Ciceronischen Schriftstellerei herbeigezogen war. Dem Übelstand will nun Merguets neue Arbeit abhelfen, die auch aus den rhetorischen Schriften und den Briefen mitgeschöpft ist. Das Handlexikon beansprucht nicht vollständig zu sein, aber der zur Verfügung stehende Raum von 812 Seiten kleinen Druckes in Quarto gestattete doch mit den Beispielen weit auszuholen, so dafs in dieser Form des alphabetischen Nachschlagebuches eine Übersicht über den gesamten Sprachgebrauch Ciceros geboten wird. Merguet gibt unter jedem Worte zunächst die vorkommenden Bedeutungen, dann die Beispiele, aus denen man Konstruktion, phraseologische Verbindung, Synonymisches usw. ersieht. Ausdrücklich sei als Merkmal der Bearbeitung hervorgehoben, dafs die ausgezogenen Stellen stets mit ausreichenden Textworten angeführt sind, dafs erläuternde Zusätze in Klammern stehen, ferner, dafs die Zitate aus den poetischen Partien und die Ausdrücke der Gesetzessprache (in De legibus) in Anführungszeichen markiert sind. Das Lexikon kann den Kollegen als ein brauchbares, ausgiebiges und bequemes Hilfsmittel der klassischen Latinität empfohlen werden.

---

251) **Max Hodermann, Livius in deutscher Heeressprache.** Beilage zum Jahresberichte des fürstlich Stolbergschen Gymnasiums zu Wernigerode, 1908. 80 S. 8.

Schon wiederholt habe ich das Vergnügen gehabt, Hodermanns Schrift: „Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsarübersetzung“ in

dieser Zeitschrift zu besprechen und dabei dem Wunsche Ausdruck gegeben, H. möge die deutsche Armeesprache nicht nur für Cäsar nutzbar machen, sondern auch für die anderen in der Schule gelesenen Klassiker. — Dazu ist in der vorliegenden Arbeit ein erfreulicher Anfang gemacht. Die lexikalische Anordnung des Stoffes macht das kleine Hilfsbuch sehr brauchbar, bietet aber auch Anlafs zu Erweiterungen und Nachtragungen. Zunächst hat H. nur die Bücher 1. 2. 21. und 22 behandelt und dabei immer nur die zur angeführten Stelle passende Verdeutschung gegeben. Das gibt oft eine zu enge Auffassung.

Dafür einige Beispiele. Liv. 21, 23, 4 heifst *iter avertere* desertieren, an anderen Orten kann man doch wohl: die Marschrichtung ändern, abschwenken oder einschwenken sagen (vgl. die Armeesprache im Dienste der Cäsarübersetzung [2], S. 19); *circumire vigilias* 22, 1, 8 gibt H. mit „die Wachen nachsehen", man dürfte auch sagen „die Ronde machen"; *pugnam committere* übersetzt H. den Kampf einleiten, eröffnen, ein Gefecht beginnen, warum soll etwa „eine Schlacht liefern" nicht erlaubt sein? *signa conferre* ist nach 22, 24, 11 = in sich aufschliefsen, aber nach dem bekannten signis collatis pugnatum est heifst es auch einfach kämpfen. *consternari ad arma* = an die Gewehre eilen, schnell unter die Waffen treten; wie aber consternari in fugam? Unter *edere* findet sich proelium edere = committere, ich vermisse caedem edere, was sonst bei Livius häufig ist. Bei *dilectus* sollte die Verteilung der Rekruten auf die Legionen hervorgehoben werden. *Esse in statione* heifst 22, 26, 10 bereit stehen, sonst wohl auch auf Feldwache sein. Unter iactare ist angeführt: arma foede iactare I, 27, 11, dafür kommt aber arma abicere häufiger vor. *Legatus* würde ich, wie früher schon einmal bemerkt wurde, lieber mit „General" übersetzen als mit Unterführer.

Sehr beachtenswert ist die Bemerkung S. 48, dafs der Ausdruck „Fufssoldat", unmilitärisch ist; wie oft hört man dieses ungeheuerliche Wort!

Nur gegen eine Übersetzung H.s möchte ich entschiedenen Widerspruch erheben. *„tribuni militum"* sind nicht j ü n g e r e Offiziere oder S u b a l t e r n o f f i z i e r e, sondern sie entsprechen durchaus unseren S t a b s - offizieren. Wenn z. B. Cato, der schon Konsul gewesen ist, die Schlacht bei den Thermopylen als tribunus militum mitmacht und als solcher die Umgehung des Passes ausführt, so ist er sicherlich nicht Subalternoffizier. Ich bestreite nicht, dafs die vornehmen Römer, die nach kurzer Aus-

bildungszeit in die Armee als tribuni eintraten, jüngere Offiziere waren, aber dem Range nach entsprachen sie unseren Stabsoffizieren. Das beweist auch der Umstand, dafs die den tribuni gleichstehenden praefecti socium stets Römer sein mufsten. Während die Subalternoffiziere von den Bundesgenossen selbst erwählt oder ernannt wurden, lag die Oberleitung der kriegerischen Operationen in den Händen der Römer, die die Stabsoffiziere und Generäle tribuni und legati aus ihrer Mitte ernannten.

Wir hoffen, dafs H. bald Gelegenheit finde, seine verdienstliche Arbeit auch auf die übrigen Bücher des Livius auszudehnen und dann ein Hilfsbuch schaffe, das für alle Schulschriftsteller zu benutzen ist.

Wolfenbüttel. **Bruncke.**

---

252) **J. A. Stewart, The Myths of Plato** translated with introductory and other observations. London, Macmillan & Co. New York, The Macmillan Company, 1905. XII u. 532 S. 8.
geb. 14 shillings net.

Wie der Verfasser des näheren ausführt, haben die Mythen Platos den Zweck, dem unbestimmten transzendentalen Fühlen des Menschen, welches einen guten und weisen persönlichen Gott, eine teleologische Weltordnung und individuelle, mit Bewufstsein verknüpfte Fortdauer der Seele nach dem Tode postuliert, einen gewissen Halt zu geben. Das wissenschaftliche Denken versagt bei diesen Fragen oder führt geradezu zur Verneinung des Postulierten; der Mythus, dessen traumhafter Charakter in vorteilhafter Weise sinnliche Anschaulichkeit mit einer dem streng logischen Zergliedern ausweichenden Unbestimmtheit verbindet, ist am besten geeignet, dieses innere Gefühl zu befriedigen, welches für viele Menschen deshalb von so aufserordentlicher Wichtigkeit ist, weil sie ohne dasselbe an einer höheren Auffassung des Daseins verzweifeln und eine tugendhafte Lebensführung für zwecklos halten würden. In eigenartiger Weise versteht es Plato, seinen mythischen Dichtungen trotz ihres inneren Gegensatzes zum streng logischen Denken einen nach seiner Auffassung wissenschaftlichen Untergrund zu geben, welcher sie dazu geschickt machen soll, auch die Höchstgebildeten für sich einzunehmen und der wissenschaftlichen Forschung als Regulative und Leithypothesen zu dienen. — Die Mythen sind teils eschatologisch, teils ätiologisch, meist beides zugleich. Stewart behandelt zunächst die vorwiegend eschatologischen, nämlich die Mythen im Phädo und im Gorgias und den Er-Mythus in der Republik,

welche alle den Zweck haben, zu zeigen, dafs die Seele unsterblich, in gewissen, durch die *ἀνάγκη* gesetzten Grenzen frei, und unter Gottes Regierung in allen Stadien ihres Wanderdaseins für ihr Tun verantwortlich ist. Darauf folgen die vornehmlich ätiologischen Mythen im Politicus, im vierten Buch der Gesetze und im Protagoras, wo Gottes Schöpfertätigkeit und seine Leitung der Angelegenheiten des Weltalls und der Menschheit in grofsen Zügen geschildert und mit dem Vorhandensein des Bösen in Einklang gebracht wird. Weiterhin schliefst sich der Timäus an, in welchem die drei Ideale oder „Vernunftideen" Seele, Weltall und Gott in einer gewaltigen Komposition behandelt werden. Drei andere Mythen, welche sodann an die Reihe kommen, die im Phädrus, Meno und Symposion, sollen hauptsächlich die Funktionen des Verstandes und der sittlichen Anlage ätiologisch begründen. Den Schlufs bilden zwei Mythen, welche soziale Organismen betreffen, der Atlantis-Mythus im Timäus und Kritias und der Mythus von den Erdgeborenen in der Republik.

Stewart gibt von jedem Mythus den griechischen Text und daneben eine englische Übersetzung in altertümlicher Sprache, welche hin und wieder zum Zweck des besseren Verständnisses etwas freier gehalten ist. Aufser einer dem Ganzen vorausgeschickten allgemeinen Einleitung von 76 Seiten findet man bei jedem Einzeltext noch eine spezielle Untersuchung über literaturgeschichtliche, philosophische und kulturhistorische Fragen, welche sich an den betreffenden Mythus knüpfen. Als Abschlufs dient ein Kapitel über die Cambridger Platoniker des 17. Jahrhunderts und ihre Nachfolger, die englischen Idealisten der Gegenwart.

Der Verfasser behandelt seinen Gegenstand mit einer aufserordentlichen Gründlichkeit, die ihn auf die verschiedensten Gebiete führt. Besonders interessant sind die Vergleiche, welche er einerseits mit Kant und andererseits mit Dante anstellt. Die Einleitung enthält auch manche ganz allgemeine Erörterungen über die Entstehung jenes obenerwähnten transzendentalen Gefühls, über das Wesen des Mythus und der Poesie und über andere naheliegende Themata. Seinen eigenen metaphysischen Standpunkt setzt Stewart auf S. 43 ff. auseinander. Die Wärme, mit welcher er seinen Gegenstand behandelt, macht das Buch zu einer sehr angenehmen Lektüre. Leider sind, während der Druck im allgemeinen sehr gut ist, die mehrfach recht interessanten Fufsnoten mit so winzigen Lettern gesetzt, dafs viele Leser sich wohl genötigt sehen werden, auf ihre Lektüre zu verzichten. —*.

253) **Katharine v. Garnier, Die Präposition als sinnverstärkendes Präfix** im Rigveda, in den Homerischen Gedichten und in den Lustspielen des Plautus und Terenz. (Heidelberger Dissertation.) Leipzig, Kreysing, 1906. 64 S. 8.

Die vorliegende Brugmann und Windisch gewidmete Abhandlung ist von einer Dame geschrieben. Wir können ihr das Zeugnis ausstellen, dafs sie sich in den drei angezogenen Sprachen tüchtige Kenntnisse erworben und in die Methode der modernen Sprachpsychologie und Sprachvergleichung gut eingedrungen ist. Die Schrift verrät selbständiges Urteil, die Auseinandersetzungen sind bündig und klar.

Die Abhandlung gliedert sich nach den behandelten Sprachen in drei Teile. S. 1—21 werden uns die Präfixe aus dem Rigveda vorgeführt, die S. 21—41 umfassen die Homerischen Beispiele, den Beschlufs bilden S. 41—64 die sinnverstärkenden Präpositionen bei Plautus und Terenz. Hinter jedem Teile werden die Resultate in kurzen Sätzen zusammengefafst; dem Ganzen schliefst sich dann das ebenso knapp zusammengedrängte Gesamtresultat an.

Ein Zusammenhang zwischen den sinnverstärkenden Präfixen der drei Sprachen hat sich — wie nicht anders zu erwarten — nicht feststellen lassen. Die Verfasserin erkennt als solche Präfixe an: aind. *ati-*, *abhi-*, *ud-*, *pari-*, *pra-*, *vi-*, homerisch ἀμφι-, δια-, ἐξ-, κατα-, περι-, προ-, ὑπερ-, und lateinisch *com-*, *de-*, *per-*, *prae-*, *pro-*. Als Ausgangspunkt der Bedeutungsentwicklung scheint sich Verfasserin, wenn ich ihre Andeutungen richtig verstehe, Komposita mit der Wurzel *es-* ʻseinʼ zu denken; an diese sollen sich andere Komposita angeschlossen haben.

Über die Auffassung mancher Stellen wird sich streiten lassen, das liegt in der Natur der Sache. Es gibt keine feste Grenzlinie zwischen Komposita mit sinnverstärkendem Sinn auf der einen und perfektivierenden oder in der Bedeutung vom Simplex nicht oder kaum unterschiedenen auf der anderen Seite. Diese Schwierigkeit scheint mir Verfasserin nicht genügend gewürdigt zu haben, obwohl sie da und dort sich darüber ausläfst, ob eine Verstärkung anzuerkennen ist oder nicht. Ich hätte lieber einen Aufbau auf breiterer Grundlage gesehen. Es hätten nicht blofs die Komposita mit sinnverstärkendem Präfix, sondern auch die jenseits der erwähnten Grenzlinie liegenden Verba vorgeführt werden sollen. Es durften dabei auch jene Intensiva nicht fehlen, die für sich allein und zu-

sammengesetzt dieselbe Bedeutung haben, wie z. B. von aind. *dar-* und *apadar-* zersprengen. Besondere Beachtung hätten auch die Doppelkomposita wie ἀποπροίημι verdient. Die Untersuchung wäre so natürlich bedeutend umfangreicher geworden. Aber durfte sich denn die Verfasserin nicht ohne Schaden auf e i n e Sprache beschränken, da ja in diesem Punkt doch kein Zusammenhang zwischen Indisch, Griechisch und Lateinisch besteht? Ich halte es für prinzipiell verkehrt, dafs Verfasserin die engeren Sprachzusammenhänge vernachlässigt. Im Indischen durfte, weil jene Komposita im Rigveda noch so selten sind, nicht nur dieses eine Sprachdenkmal behandelt werden. Erst bei Heranziehung auch jüngerer Werke konnte sich ein richtiger Überblick über die Entwicklung ergeben. Sehr nahe hätte es aber auch gelegen, das Avesta zu durchforschen. Schon ein Herumblättern in Bartholomaes Wörterbuch gibt da manche Fingerzeige. Entsprechend liefs sich die Untersuchung im Griechischen und Lateinischen einrichten.

Nicht richtig erscheint mir die Beurteilung der Komposita von *es-* 'sein' usw. Wenn z. B. περιεῖναι 'übertreffen' bedeutet, so kann man nicht ohne weiteres behaupten, dafs περι- hier den Sinn verstärke, denn der Begriff 'sein' erscheint in περιεῖναι nicht gesteigert. Ich verstehe überhaupt nicht, warum gerade die Komposita von *es-* usw. den Ausgangspunkt gebildet haben sollen. Ein Beweis wird dafür nicht erbracht und läfst sich nicht erbringen.

Auf Vollständigkeit habe ich nur Stichproben gemacht und dabei einige Lücken, besonders bei Homer, entdeckt. Man mag ἀναγιγνώσκω, ἀναστενάχομαι, ἀνορούω, ἀπομηνίω, προσπίλναμαι, σύμπαντες usw., die in den Lexicis als intensiv verzeichnet sind, allenfalls anders verstehen, aber ἀπεχθαίρω heifst doch zweifellos 'heftig hassen' in Γ 415: τῶς δέ σ' ἀ π ε χ θ ή ρ ω ὡς νῦν ἔκπαγλα φίλησα. In Ω 65 Ἥρη, μὴ δὴ πάμπαν ἀ π ο σ κ ύ δ μ α ι ν ε θεοῖσιν wird man auch kaum umhin können, intensive Bedeutung für ἀποσκυδμαίνω anzuerkennen usw. Im Rigveda dürften die Komposita mit *sam-* teilweise sicher auch hierher gehören; *tap* z. B. heifst brennen, quälen, *santap* übersetzt Grassmann 'von allen Seiten quälen'. Hier läfst sich doch nicht behaupten, dafs *sam-* nur perfektiviere.

Vielleicht entschliefst sich die Verfasserin dazu, das von ihr angeschnittene Thema in der angedeuteten Weise noch weiter zu behandeln.

Bergedorf. **Eduard Hermann.**

254) **Aemidius Martini** et **Dominicus Bassi, Catalogus Codicum Graecorum Bibliothecae Ambrosianae.** Tomus I: LI u. 592 S. Tomus II: S. 593—1297. 8. Mediolani Impensis U. Hoepli, MCMVI. Beide Teile zus. L. 50.

Der Begründer der Bibliotheca Ambrosiana, Kardinal Federico Borromeo, begann vor etwa 300 Jahren mit der Sammlung der Codices Graeci, und fast alles vorhandene handschriftliche Material ist durch seine rastlose Tätigkeit eingebracht worden. Die neue Bibliothek sollte nicht nur mit den Schätzen der grofsen italischen und anderer Büchereien in der Zahl ihrer Werke konkurrieren können, sondern auch zur Förderung der Studien aufs beste eingerichtet sein und der Mittelpunkt gelehrter Studien werden, wie einst die Bibliotheken von Alexandria und Pergamum. Wenn nun auch diese letzten Wünsche nicht ganz in Erfüllung gegangen sind, die Tatsache der gewaltigen Collectio Codicum allein ist schon eine Leistung, der sich auf diesem Gebiet nicht viel an die Seite stellen läfst. Hat doch die Ambrosiana den vierten Platz unter den italienischen Bücherschatzhäusern, was den Besitz Griechischer Codices anbetrifft. — Nur wenige (und diese auch nur wenig bedeutende) Nummern sind nach dem Tode des gelehrten Kardinals zu der Sammlung hinzugekommen, die jetzt 1098 Stücke zählt. Die besondere Geschichte der Erwerbungen geben die gelehrten Herausgeber in der Praefatio unseres Werkes. Ein zuverlässiger Katalog war längst dringendes Bedürfnis; denn der eilfertig hergestellte Index Montfaucons genügte den jetzigen Anforderungen nicht mehr; wer nicht an Ort und Stelle war und über reichliche Zeit verfügte, mufste bisher auf eine Orientierung über die Mailänder Schätze verzichten. Zwölf Jahre haben die Herausgeber, unterstützt von Ceriani, Ratti und Mercati, an der neuen Katalogisierung gearbeitet. Das neue Verzeichnis reguliert die Nummern, bezeichnet die Autorschaft, merkt die Inedita an, bestimmt ev. das Verhältnis zu den gangbaren Ausgaben, gibt eine genaue äufsere Beschreibung des Materials, notiert Alter, Beschaffenheit usw. Sehr angenehm empfindet man es für den Gebrauch, dafs die laufenden Nummern auch im Kolumnentitel figurieren. Der erste Band umfafst Nr. 1—490, der zweite den Rest. Dann folgen sehr gute, ausführliche Indices, Vergleichstafeln der alten und neuen Zählung, Verzeichnis der Autores et opera; Vitae et martyrologia sanctorum, Aetas codicum, Possessores codicum und andere Nachweise. Zusätze und Kor-

rekturen sind der Praefatio angehängt. So hat denn das grofse Werk Federico Borromeos jetzt dank der sachkundigen Bearbeitung, des immensen Fleifses und der gewissenhaften Sorgfalt der beiden Herausgeber, dank auch der splendiden Ausstattung seitens des Verlegers seinen würdigen Abschlufs gefunden.

---

255) **John Williams White, An unrecognized actor in Greek Comedy.** S.-A. a. d. Harvard Studies XVII, 1906. [Leipzig, O. Harrassowitz.] S. 103—130. 8.

In der Lysistrate streiten ein Halbchor von Frauen, einer von Männern unter je einem Halbchorführer miteinander; ein ähnliches Bild zeigt die Szene Ach. 557—577. Davon ausgehend sucht der Verfasser „to present the evidence that the leader of the second half-chorus ... probably had a larger function than has yet been allowed him" (S. 108). Der Führer des zweiten Halbchores also wäre der „unrecognized actor". Ihn macht White dadurch zu einer stehenden Figur der Komödie, dafs er die Trennung des Chores in zwei Halbchöre unter je einem Leiter als das Regelmäfsige in jeder Komödie (des Aristophanes; denn nur von ihm, nicht von der greek comedy handelt White) hinstellt.

Wenn man nun auch die Verwirrung, die — trotz der vielen schon vorausgegangenen und von Wh. gewissenhaft geprüften Arbeiten — in der Zuteilung der Chorpartien an den Gesamtchor, an den Koryphaios, an einzelne Choreuten immer noch herrscht, gern einer einheitlichen Ordnung Platz machen sähe, glaube ich doch nicht, dafs Wh. den richtigen Weg dazu gewiesen hat. Man wird ihm ja gewifs in Einzelheiten zustimmen, wenn er z. B. in den Ekkl. die kleinen Partien V. 30 f., 43 ff., 46 f., 49 f. usw., die bisher in den Händen von drei (so die codd.), fünf (so die Ausgabe von Portus 1607) oder gar neun (Brunck) Choreuten lag, auf zwei verteilt. Wenn er aber z. B. in den Fröschen in der ganzen Komödie blofs die Verse 718—737 — und die ohne jeden inneren Grund für einen Wechsel des Sprechers — für seinen unrecognized actor in Anspruch zu nehmen weifs, zeigt uns schon dies die Unhaltbarkeit seiner verallgemeinernden These. Und nicht viel besser ist es im Plutus. Das Kunstmittel, das in einzelnen Komödien nachweisbar und dort auch wirkungsvoll ist, läfst sich nicht allen Komödien aufdrängen, zu einem Schema machen; damit tut man dem „quellenreichen Strom unendlicher Erfindung",

den man auch in der Technik des Aristophanes rauschen sieht, unnötigerweise und zwecklos Gewalt an.

München. **Ernst Wüst.**

---

256) **Th. Drück, Griechisches Übungsbuch für Sekunda zur Einübung der Syntax.** Dritte, vollständig umgearbeitete Auflage. Stuttgart, Adolf Bonz & Co., 1907. 125 S. 8.

Dieses in Anlage und Ausführung gleich praktische Übungsbuch war bisher auf ein ziemlich enges Absatzgebiet beschränkt. Die württembergischen Lehrpläne stellten für den griechischen Unterricht höhere Anforderungen an den Schüler als sie in Norddeutschland gemeinhin gegestellt werden. Die Kasuslehre mufste in Obertertia erledigt sein, der Untersekunda war die gesamte Tempus- und Moduslehre, die Lehre vom Infinitiv, Partizip und den Negationen zugewiesen. Die Komposition war zur Einübung syntaktischer Regeln vor der Exposition bevorzugt. Durch die neuen Lehrpläne für die württembergischen Gymnasien ist nun eine fühlbare Annäherung an die Zustände in Norddeutschland herbeigeführt worden. Drück hat sofort diesem Umstand Rechnung getragen und damit seinem Buch eine, wie ich glaube, weite Verbreitung und Verwendung im Unterricht gesichert. Es entspricht jetzt fast durchweg den im Norden viel gebrauchten Lehrbüchern von Koch, Wesener, Kaegi, bringt auf mehr als 50 Seiten Beispiele zur Einübung der Kasuslehre und einen reichen Expositionsstoff, zumeist aus Einzelsätzen bestehend, aus denen sich die Regeln mit Leichtigkeit ableiten lassen. Auch hält er sich im Gang streng an den der kurzgefafsten Grammatik von Kaegi, der ja von den übrigen gangbarsten Grammatiken von Gerth, Curtius, Koch, Bamberg u. a. nicht sehr erheblich abweicht, so dafs dem Gebrauch des Buches auch an solchen Schulen nichts im Wege steht, an denen eine andere Grammatik als die von Kaegi eingeführt ist.

Zweckmäfsigerweise sind die Beispiele durchweg den Schulschriftstellern entnommen. Xenophons Anabasis und Hellenika II–IV wurden in erster Linie berücksichtigt, aber auch Homers Odyssee I–XII und einzeln die Ilias zu wirksamer Abwechslung herangezogen. Dabei ist nicht versäumt, durch Angabe des Fundortes den Lehrer in den Stand zu setzen, zur Erklärung des Satzes und Belebung seines Inhalts den Zusammenhang zu verwerten, aus dem er gelöst hier als Beispiel erscheint. Aber auch Lysias in Eratosthenem, Thukydides I 88 ff., Platons Apologie, Kriton,

Teile vom Phädon, Gorgias, Protagoras, dann Demosthenes, Isokrates, Älian kommen zum Wort, und als Erfrischung für den Schüler werden ab und zu Anekdoten, aus Diogenes Laertios und Gnomen aus Homer, Sophokles und Menander gereicht. Es wird also niemand über Langweiligkeit oder Einseitigkeit in der Auswahl des Lehrstoffes klagen können.

Ferner ist es sehr anzuerkennen, dafs der Verfasser den Übungen in der Komposition, die ja auf den Aussterbeetat gesetzt scheint, doch noch einen kräftigen Halt in seinen zusammenhängenden Stücken bietet, deren er jedem Abschnitt eins anfügt. Die Stücke sind für das heutige Wissen des Schülers durchaus nicht zu schwer abgefafst, mit dem bisher einfügten Wörterschatz kommt er fast überall aus. Auch werden allerlei Erleichterungen gegeben, die geeignet sind, dem Schüler wieder Mut und Lust am Können einzuflöfsen. Es wäre recht wünschenswert, wollte man wenigstens hin und wieder dem Schüler auch bei uns, die wir uns dieser Übungen schon fast ganz entwöhnt haben, die Aufgabe wieder einmal stellen.

Der Druck ist sorgfältig überwacht, die Ausstattung vorzüglich. Das Buch darf somit zur Verwendung im griechischen Unterricht wärmstens empfohlen werden.

Bremen. **L. Koch.**

---

257) **Caroline Jebb, Life and Letters of Sir Richard Claverhouse Jebb,** O. M. Litt. D. With a Chapter on Sir Richard Jebb as Scholar and Critic by A. W. Verrall. Cambridge, University Press, 1907. VIII u. 499 S. gr. 8. geb. 10 Sh.

Vorliegende Schrift, ein monumentum pietatis erga maritum, entrollt auf Grund hinterlassener Papiere — Tagebücher, Briefe, Exzerpte, Zeitungsausschnitte u. ä. — ein lebensvolles Bild des auch in Deutschland rühmlich bekannten englischen Philologen Jebb.

Von allgemeinem Interesse ist in erster Linie J.s schriftstellerische Tätigkeit, die sich bei erstaunlicher Produktion aufser auf Theophrast, die attischen Redner und Bacchylides vor allem auf Sophokles erstreckte, zu dessen Interpretation er — poet sympathizing with poet — ganz besonders berufen war. J.s gründliche allgemeine Bildung, von der u. a. auch seine feinen Urteile über Goethes und Schillers Eigenart, über Victor Hugo, Macaulay und Tennyson Zeugnis ablegen, kam ihm in seiner Eigenschaft als akademischer Lehrer in Cambridge und Glasgow in trefflicher

Weise zustatten; hier wirkte er durch die Gabe scharfer Beobachtung, klaren Blickes, gründlichen Urteils und sympathetischer Intuition vorbildlich auf zahlreiche, für ihn begeisterte Schüler. Die Biographie feiert ihn, das Urteil zusammenfassend, als the most finished classical scholar that Cambridge or perhaps Great Britain possesses ... Grofse Verdienste um die Altertumswissenschaft erwarb sich J. auch durch die Gründung der archäologischen Schule in Athen, der griechischen Sozietät und anderer gelehrter Gesellschaften, wobei ihm Gelegenheit gegeben war, sein organisatorisches Talent glänzend zu entfalten. Erwägt man ferner noch, dafs er an allen Fragen, die seine Zeit bewegten, regsten Anteil nahm und als Mitglied des Parlaments in ungezählten Reden das Gewicht seiner Persönlichkeit einsetzte, so mufs man bekennen, dafs die hohen Auszeichnungen, die Staat und Universitäten, der Heimat und des Auslands, auf ihn häuften, einem Manne zuteil geworden sind, auf den seine Landsleute mit berechtigtem Stolze blicken können.

Das Werk, dem das Bildnis Jebbs beigegeben ist, gereicht in seiner vornehmen Ausstattung der University Press zur Ehre.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

---

258) **Georges Pellissier, Voltaire philosophe.** Paris, Librairie Armand Colin (Rue de Mézières, 5), 1908. III u. 304 S. 8. geh. 3. 50 fr.

Gemäfs dem Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts versteht der Verfasser unter dem Namen „Philosophie" die einzelnen Disziplinen der Metaphysik, der Naturwissenschaft, der Religion und Moral und der Politik, zu der natürlich auch die Geschichtswissenschaft kommt. Er gibt eine möglichst systematische, Schritt für Schritt auf Stellenbelege gestützte Darstellung der Ansichten Voltaires über alle Fragen, welche in diese verschiedenen Gebiete einschlagen. Da er sämtliche Schriften seines Autors, und zwar auch die eigentlich rein literarischen, wie die Dramen, zu seiner Untersuchung herangezogen hat, so erhalten wir aus seinem Buche ein sehr vollständiges Bild der teils sich entwickelnden, teils sich gleichbleibenden, zum Teil auch nicht immer offen ausgesprochenen Anschauungen des Mannes, dem neben J. J. Rousseau zweifellos an der geistigen Befreiung, welche das 18. Jahrhundert und insbesondere die Französische Revolution der Menschheit gebracht hat, der hervorragendste Anteil zuzuschreiben ist. In vielen Punkten ist Pellissiers Werk eine „Rettung"

Voltaires; der Verfasser macht auch aus seiner persönlichen Vorliebe für den grofsen Denker, dessen menschliche Schwächen er nicht in Abrede stellt, kein Hehl. Seine Abhandlung ist wegen dieses inneren Verhältnisses mit Wärme geschrieben und liest sich trotz ihres notwendigerweise etwas mosaikartigen Charakters bis zum Ende glatt und angenehm. In wissenschaftlicher Hinsicht bedeutet sie einen sehr anerkennenswerten Fortschritt auf dem Gebiete der Voltaireforschung. —*

---

259) **Michael Georg Conrad, Émile Zola.** (Die Literatur. Sammlung illustrierter Einzeldarstellungen, herausgegeben von Georg Brandes. 28. Band.) Mit 7 Vollbildern und 2 Faksimiles. Berlin, Bard, Marquardt & Co., 1906. 100 S. 8. ℳ 1.50.

Seine ersten Äufserungen über Zola hat Conrad 1880 in den „Parisiana“ niedergelegt; 1901 liefs er dann sein Buch „Von E. Zola bis G. Hauptmann“ erscheinen, und nun liegt eine neue literarische Gabe vor, die diesmal nicht mehr dem Lebenden dargebracht werden kann, sondern den Manen eines Grofsen gewidmet ist. Gleich die Überschrift der ersten Seite, die Worte „Im Geiste Zolas!“, sind der beredte Ausdruck der schwärmerischen Verehrung, die Conrad dem Toten entgegenbringt.

Es handelt sich bei der vorliegenden Darstellung nicht um eine Biographie in der gewöhnlichen Form, sondern um Reminiszenzen, die dem mehrjährigen Verkehr Conrads mit Zola kurz vor und nach 1880 entstammen. Eine Art Einleitung bilden Gedanken aus ihren ersten Gesprächen, in denen die Souveränität des künstlerischen Genius gegenüber den blöden Massen verfochten wird. Im nächsten Abschnitt spinnt sich die Unterhaltung der beiden Männer weiter; sie gilt vor allem dem Bekanntwerden Conrads mit Zolas Werken und schliefst mit einer grellen Beleuchtung der Stellung, welche die deutsche Zensur und Kritik dem Naturalismus gegenüber Ende der siebziger Jahre einnahm. Dem wird der begeisterte Vortrag entgegengestellt, den der italienische Universitätsprofessor de Sanctis 1879 über den Assommoir gehalten. Solche Zustimmung aus dem Süden, dem Zola sich zurechnet, veranlafst diesen, gesprächsweise allerlei über seine Familie und sein Werden zu erzählen. Auf diese Mitteilungen folgt eine eingehende Inhaltsangabe des genannten Vortrages, wie sie Conrad dem im Italienischen wenig bewanderten Zola seiner Zeit gegeben. Der nächste

Abschnitt enthält ein buntes Allerlei: auf Grund von Zitaten aus den Tagebüchern der Brüder Goncourt spricht Conrad zuerst über Zolas Haltung gegenüber seinen literarischen Freunden und über die Gründe seiner Bewerbungen um einen Akademiesitz; weitere Darlegungen, die allmählich wieder in die Gesprächsform übergehen, gelten dem Naturalismus des Dichters und dem Aufbau der Rougon-Macquart-Serie; am Ende des Abschnittes stehen nähere Angaben über Zolas Liebesleben und die Kritik eines ihm geltenden Artikels in „Süd und Nord". Einige abschliefsende Seiten sind dann noch den letzten zehn Jahren des kampfesmutigen Mannes gewidmet. Sie klingen in dem Ausdruck der Freude aus, Zola immer mehr anerkannt zu sehen. In einem mehrere Seiten füllenden „Bibliographischen Anhang" sind endlich die französischen und deutschen Ausgaben Zolaischer Werke und die Literatur über ihn vereinigt.

So enthält das Conradsche Buch ein Durcheinander, wie es eben die Gesprächsform erzeugt. Die bringt zugleich aber auch Lebenswahrheit und Frische in die Darstellung. In letzterer eine Kritik des Zolaschen Lebenswerkes zu finden, werden wir von dem ehemaligen Leiter der „Gesellschaft" nicht erwarten; ihm war es Herzenssache, seinem verblichenen Freunde und Meister zu huldigen und sich erneut zu ihm zu bekennen. Diese Grundstimmung des Buches ganz mit durchzufühlen, wird vielen Lesern allerdings nicht möglich sein. Dazu sehen sie eben die Schattenseiten des Zolaschen Naturalismus zu deutlich. Aber dem Menschen Zola mit seinem reinen Charakter und seinem sittlichen Wollen wird heute niemand, der vorurteilsfrei denkt, mehr die Hochachtung versagen.

Hannover. **Carl Friesland.**

---

260) **H. Fischer** und **G. Dost, Französische Texthefte zu Hirts Anschauungsbildern.** Heft IV: Der Winter von G. Dost. Breslau, Ferdinand Hirt, 1908. 48 S. 8. ℳ —.80.

Die zwei ersten Texthefte von Fischer und Dost sind in dieser Zeitschrift schon besprochen worden, das vorliegende vierte behandelt nach einer Steinzeichnung von Walter Georgi, von der ebenfalls eine farbige Wiedergabe beigefügt ist, den Winter und bietet zu besonderen Bemerkungen keine Veranlassung. Freunde der in der Vorrede betonten Forderung: Los vom Buch! werden das Heftchen gern benutzen. Eins möchte ich aber doch noch erwähnen: Der Verfasser will die Bedeutung der unbekannten Wörter in den drei kleinen Gedichten finden lassen und

erklärt sie deshalb auf französisch. Dabei kommt z. B. S. 38 folgende Ungeheuerlichkeit zutage: Frange (f.) = bande d'étoffe dont un des bords (Ränder) est garni de fils pendants (Franse, Saum). — Ist da die einfache Übersetzung wirklich nicht besser?

Nauen. **Fries.**

---

261) **Willy Marufke, Der älteste englische Marienhymnus.** (= Breslauer Beiträge zur Literaturgeschichte, herausgegeben von M. Koch und G. Sarrazin, 13.) Leipzig, Quelle & Meyer, 1907. 75 S. 8. *ℳ* 3.—.

Das alte und wohlbekannte mittelenglische Mariengebet *On god Ureisun of ure Lefdi* ist der Gegenstand der Untersuchung, die nach dem üblichen Schema angefertigt ist. Die Einleitung behandelt die Überlieferung, die Ausgaben und die Literatur. Der Hauptteil beschäftigt sich mit Entstehungszeit und -ort auf Grund der Formenlehre und der Reime, mit dem Stil, wobei auch eine Inhaltsangabe mitgeteilt wird, und der Verfasserfrage. Bezüglich der Entstehungszeit wird die längst bekannte, seinerzeit von Ten Brink natürlich auch nicht aus der Luft gegriffene Annahme, dafs das Gebet im Anfange des 13. Jahrh. gedichtet sei, weitläufig bestätigt (zwischen 1200—1220). Dafs das Denkmal in einer südlichen Mundart verfafst ist, war ebenfalls bekannt; Marufke sucht auf Grund seiner ausführlichen Lautlehre den Entstehungsort des genaueren auf die Grafschaften Berkshire oder Wiltshire festzulegen. Die Stilbetrachtung hätte wohl ein wenig eindringlicher sein können, und vor allem hätte noch auf die so aufserordentlich bezeichnende und kulturgeschichtlich wichtige Mischung älterer und jüngerer Stilelemente hingewiesen werden sollen. Bei der Verfasserfrage glaubt dann M. etwas Neues gefunden zu haben. Er geht davon aus, dafs die *Ureisun* zahlreiche Anklänge und Beziehungen zu der *Assumptio Mariae* (herausgeg. von Hackauf, Berlin 1902; vgl. dazu diese *Rundschau* 1903, S. 351) aufweist. Da nun Hackauf seinerzeit vermutet hatte, dafs vielleicht der Erzbischof Edmund Rich von Canterbury der Verfasser der *Assumptio* gewesen ist, so vermutet nun M., dafs derselbe Rich etwas früher die *Ureisun* gedichtet haben könnte, was er dann noch mit einigen anderen, aber ziemlich farblosen Gründen zu stützen sucht. Wenn schon für diese Vermutung eine entfernte Möglichkeit nicht ganz abzuleugnen sein dürfte, so ist sie doch durch M.s Ausführungen keineswegs bewiesen, und sie wird sich auch schwerlich je beweisen

lassen. — Im ganzen herrscht bei der Arbeit der Eindruck vor, daſs trotz des sichtlich darauf verwendeten Fleiſses kein recht bedeutsames Ergebnis erzielt worden ist.

K. -tz-.

---

262) **R. W. Emerson, Gesellschaft und Einsamkeit.** 2. Aufl. Aus dem Englischen übertragen von **Heinrich Conrad,** Buchausstattung von Fritz Schumacher. Jena, Eugen Diederichs, 1907. 266 S. 8. brosch. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—.

Was an der ersten Auflage zu rühmen war, trifft auch für die zweite zu: es ist eine ausgezeichnete Übersetzung, sinn- und wortgetreu, geschaffen von einem Manne, der viel Englisch kann und auch die deutsche Sprache meisterhaft beherrscht, wie ein Vergleich mit dem Originale dartut.

Die zweite Auflage ist ein unveränderter Abdruck der ersten. Schade! Denn ich meine, die kleine Zahl geringfügiger Versehen in der letzteren hätte sich mit wenig Mühe und Kosten wohl entfernen lassen. Leser mögen daher die folgenden Stellen also verbessern: S. 10, 19: Um sie sich zu eigen zu machen, braucht man sie nur n i c h t zu verachten. S. 18, 25: bringe die beiden Geschlechter in die richtigen Beziehungen. S. 126, 9: der (nämlich: Dampf) eiserne Balken zusammendreht wie Z u c k e r s t a n g e n. S. 209, 3 v. u.: V i e h z ü c h t e r. S. 262, 6 v. u.: ihre w e l t l i c h e n Angelegenheiten. Was ich sonst noch zu verbessern hätte, stört nicht das Verständnis.

Bremen **F. Wilkens.**

---

263) **Henry Sweet, The Sounds of English.** An Introduction to Phonetics. Oxford, Clarendon Press; London, Edinburgh, New York and Toronto, Henry Frowde, 1908. 140 S. 8. geb. 2 s. 6 d.

Henry Sweet, ein Schüler A. M. Bells, dessen vielgenanntes Werk „Visible Speech" (1867) die Grundlage der neueren englischen Phonetikerschule bildet, gab im Jahre 1877 sein „Handbook of Phonetics" heraus, das ihn sofort in die vorderste Reihe der Phonetiker stellte. In weitesten unterrichtlichen Kreisen aber, insbesondere auch in Deutschland, machte er sich bekannt durch sein Elementarbuch des gesprochenen Englisch (1885). Dieses an Umfang bescheidene Büchlein brachte nicht nur einen Abriſs der englischen Lautlehre und Grammatik, sondern vor allem eine reiche Fülle didaktisch vorzüglich abgefaſster Texte in phonetischer Um-

schrift, und es bot und bietet noch heute den Lehrern des Englischen ein vortreffliches Mittel, ihre Aussprache zu verbessern und zu schmeidigen.

Mit dem vorliegenden Buch beabsichtigt der berühmte Phonetiker eine Einführung zu seinem ausführlicheren Werk „A Primer of Phonetics“ (3. Aufl. 1906) zu geben. In elementarer Weise werden die englischen Einzellaute sowie die Veränderungen, die der Einzellaut in der Silbe, im Wort und im Satz erleidet, besprochen. Der Experimentalphonetik wird ein besonderes Kapitel gewidmet. Recht lesenswert sind neben anderen Erörterungen die Bemerkungen über die praktische Verwendung der Lautphysiologie im Unterricht. Auch einige Seiten mit Texten in Lautschrift sind dem Buche eingefügt.

Bekanntlich stellt Sweet die südenglische Aussprache dar, und man hat seinem Elementarbuch nicht selten den vielleicht nicht ganz unberechtigten Vorwurf gemacht, dafs es zu reich mit den Nachlässigkeiten der Umgangssprache ausgestattet sei. Aber wenn auch der nordenglische Phonetiker R. J. Lloyd den Texten Sweets gegenüber nachdrücklich die Gleichberechtigung der nordenglischen Sprechform betont, so kann für den Lehrer als Vorbild im englischen Ausspracheunterricht kaum eine andere Lautgestalt als das Südenglische Sweets in Betracht kommen.

Das Buch sei allen Fachgenossen angelegentlich empfohlen.

Altona. **H. Schmidt.**

---

264) **Meyers Grofses Konversations-Lexikon.** Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Neunzehnter Band: Sternberg bis Vektor. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1908. 8. 1024 S. zu 2 Sp. geb. ℳ 10. —.

Der neunzehnte Band ist beträchtlich umfangreicher als seine Vorgänger ausgefallen, da die Kolumnenzahl eine höhere Ziffer aufweist und die Zahl der neuen, wie immer trefflichen Karten auf einundzwanzig gestiegen ist. Von sonstigen Beigaben seien erwähnt die Stadtpläne von Stockholm, Stuttgart, Triest, Turin; ferner die Bilder der Techniker, Abbildungen von Terrakotten und Griechischen Vasen; sodann zur Erläuterung technischer Materien die Zeichnungen unter Tapeten, Telegraphenapparate, Torpedos, Theaterbau, Uhren, endlich die Illustrationen naturkundlicher Artikel wie Triasformation, Tropenwald, Tauben u. a. m. — Im Texte ist diesmal mehr die Fülle kurzer und mittlerer Artikel bemerkenswert, wiewohl es auch nicht ganz an gröfseren zusammenfassenden

Belehrungen fehlt; vgl. Tschechische Literatur, Türkisches Reich, Ungarn. Diese und andere beliebig herausgegriffenen Namen der Tagesliteratur wie Stolze-Schrey, Stöcker, Tarrasch, Tolstoi; Tanger, Tarudant (Marokko), Togo; Talsperren, Tauerei, Unfallversicherung, Urheberrechts-Gesetze von 1901 und 1907, bekunden, dafs man mit dem Grofsen Meyer bestens beraten ist.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hundert ausgeführte Dispositionen
zu
deutschen Aufsätzen
über
Sentenzen und sachliche Themata
für die obersten Stufen der höheren Lehranstalten.
Von Dr. **Edmund Fritze,**
Professor am Gymnasium in Bremen.
Erstes Bändchen:
a) Entwurf einer Aufsatzlehre.
b) Die ersten 48 Dispositionen.
Preis: ℳ 3.
Zweites Bändchen:
Die letzten 52 Dispositionen.
Preis: ℳ 2.

FIRST STEPS IN ENGLISH CONVERSATION.
For use in schools.
Ein Hilfsbuch
für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache.
Auf Grund der neuen Lehrpläne von 1901
bearbeitet von
Dr. phil. et jur. **M. Thamm,**
Oberlehrer des Kadettenkorps.
Preis: ℳ 0.80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

ᐟᐟ/ᐟ

Gotha, 14. November. Nr. 23, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

265) **Friedrich Helmreich, Der Chor bei Sophokles und Euripides** nach seinem ἦθος betrachtet. Inauguraldissertation. Erlangen 1905. 93 S. 8.

Die Besprechung dieser aus der Schule von Prof. Roemer-Erlangen hervorgegangenen Arbeit erfolgt zwar reichlich verspätet; und doch ist ein Hinweis auf dieselbe noch immer an der Zeit. Denn soviel auch schon über die ästhetische Bedeutung des antiken Chores theoretisiert worden ist, die wissenschaftliche, d. h. historisch-empirische Spezialforschung über diesen Gegenstand, die H. p. 6 mit Recht als den einzigen Weg zu dessen richtiger Beurteilung bezeichnet, steht trotz Muffs und Arnoldts „chorischer Technik", die beide gerade nach der ästhe-

tischen Seite hin wenig bieten, noch immer in ihren Anfängen: noch immer führt A. W. Schlegels „idealisierter Zuschauer“, gegen den sich H. ebenso energische wie wohlbegründete Stellung nimmt, sein flackerndes Irrlichterdasein fort; und ebenso scheint auf der anderen Seite, wie die von H. als typisch (vgl. p. 25, Anm. 2) herangezogenen „Sophoklesstudien“ von O. Hense deutlich zeigen, für die verständnisvolle Erfassung der realistischen Züge im ἦθος des antiken Chores, mit denen sich der Verfasser hauptsächlich beschäftigt (p. 8—35 Sophokles, p. 44—76 Euripides), ein sicherer, einheitlicher Standpunkt noch nicht gefunden zu sein. Angesichts solchen exegetischen Tastens mufs es als Hauptvorzug der Helmreichschen Abhandlung bezeichnet werden, dafs der Verfasser in dem durchgehends verfolgten dramaturgischen Moment einen zuverlässigen Mafsstab für die Beurteilung der mannigfachen Erscheinungen an die Hand zu geben unternimmt. Nach ihm ist (von einzelnen Ausnahmen bei Euripides abgesehen; vgl. p. 47 ff.) die Gestaltung des ἦθος für den Dichter nicht Selbstzweck, sondern stets bedingt durch die jeweilige dramatische Situation, innerhalb deren der Chor seiner ganzen dramaturgischen Funktion nach eine eigenartige, in sich durchaus nicht geschlossene Zwischenstellung einnimmt. So lautet bei ihm, um eine besonders markante Stelle hervorzuheben, in der Frage nach der Stellung des Chores zu den Bühnenvorgängen (§ 5, 16) das Grundproblem nicht: „Welche individuellen Züge ergeben sich für das ἦθος des Chores aus den betreffenden Chorliedern, sondern nur: Sind die Chorlieder ihrem Inhalt nach mit dem realen ἦθος des Chores vereinbar?“ (p. 26). Die „Resultate“, die er auf diesem Wege erzielt (zusammengefafst p. 93) sind allerdings äufserlich nicht „glänzend“ oder gar „verblüffend“; bei der Erklärung der Einzelgestaltungen hingegen kann die Arbeit, besonders auch im Gymnasialunterricht, eine zuverlässige Führerin sein.

Sondershausen. **A. Rahm.**

266/68) **R. D. Hicks, Aristotle, De Anima,** with translation, introduction and notes. Cambridge University Press Warehouse, London u. Glasgow 1907. LXXXIII u. 626 S. 8. geb. 18 s. net

G. R. T. Ross, Aristotle, De Sensu and **De Memoria.** Text and translation with introduction and commentary. Cambridge: at the University Press. London, C. F. Clay, 1906. IX u. 303 S. 8. geb. 9 s. net.

The Works of Aristotle, translated into English under the editorship of **J. A. Smith** and **W. D. Ross.** Part 1: The Parva Naturalia. Part 2: De Lineis Insecabilibus. Oxford: at the Clarendon Press, 1908. 162 u. 58 S. 8.

geh. Part 1: 3 s. 6 d. net.; Part. 2: 2 s. 6 d. net.

Eine Reihe sehr dankenswerter Veröffentlichungen, welche geeignet sind, das Verständnis des Aristoteles in vielfacher Hinsicht zu fördern. Die erste englische Ausgabe der Schrift De Anima erschien 1882 unter dem Titel "Aristotle's Psychology in Greek and English, with Introduction and Notes by Edwin Wallace". Hicks hat sich bemüht, das Material, welches sich seitdem angesammelt hat, möglichst vollständig zu verarbeiten. Von besonderer Wichtigkeit waren natürlich Wilhelm Biehls kritische Ausgabe des Traktats (Leipzig 1884 und 1896) und die von der Berliner Akademie veranstalteten Neuausgaben von Aristoteleskommentaren. Hinsichtlich des Textes ist Hicks selten von Biehls Schlufsfolgerungen abgewichen, er hat sich aber bestrebt, in seinen kritischen Anmerkungen in weiterem Umfange, als Biehl es getan, auf Gewährsmänner Bezug zu nehmen. Die englische Übersetzung ist wie bei Wallace dem griechischen Texte gegenüber abgedruckt. Bei der Zusammenstellung der Anmerkungen hat Hicks alle seine Vorgänger ausgiebig benutzt, nicht blofs die antiken, sondern auch die modernen von Pacius und Trendelenburg an; mit den Ansichten der Scholastiker hat er sich durch Zabarella in Fühlung gesetzt. Seine Ausgabe macht einen sehr sorgfältigen und zuverlässigen Eindruck und wird eine ausgezeichnete Grundlage für die weitere Forschung bilden.

Auf Biehls Text beruht natürlich auch die von G. R. T. Ross besorgte Ausgabe von De Sensu und De Memoria, die aus einer Doktordissertation der Universität Edinburgh herausgewachsen ist. G. R. T. Ross sagt über den Zweck des Buches selbst folgendes: "My purpose was to give a rendering of the Greek which should be accurate and should meet the needs of students of philosophy who, not being expressly classical scholars, have hitherto had no adequate means of becoming acquainted with these two important works. I have not prepared an apparatus criticus, but simply reproduce Biehl's text, indicating at the foot of the page little else than the alterations I have made.... In my commentary I have tried not only to give such explanations of ordinary words and expressions as a student not yet versed in the Aristotelian philosophy will find useful,

but to contribute an adequate elucidation of the undoubted difficulties which continually arise.“

Die oben an dritter Stelle erwähnten Aristotelesübersetzungen sollen im Anschlufs an die von dem verstorbenen Benjamin Jowett veröffentlichte Übersetzung der Politica erscheinen. B. Jowett hat eigens zu diesem Zwecke ein Vermächtnis hinterlassen, welches auch noch durch Beiträge des Balliol College, dessen Vorsteher jener Gelehrte war, und durch solche der Bevollmächtigten der Clarendon Press ergänzt werden soll. Die Reihe soll mit der Zeit alle Werke des Aristoteles umfassen. Bis jetzt hat man aufser für die oben genannten Schriften noch Übersetzer für das Organon, für die Physik, für De Caelo, De Anima, für die Historia Animalium, für De Animalium Generatione, für die Metaphysik, für die Eudemische Ethik, sowie für die Rhetorik und Poetik gewonnen. Für die hier nicht genannten Schriften laden die Herausgeber zur Mitarbeit ein. "The translations make no claim to finality, but aim at being such as a scholar might construct in preparation for a critical edition and commentary. The translation will not presuppose any critical reconstitution of the text. Wherever new readings are proposed the fact will be indicated, but notes justificatory of conjectural emendations or defensive of novel interpretations will, where admitted, be reduced to the smallest compass. The editors, while retaining a general right of revision and annotation, will leave the responsibility for each translation to its author, whose name will in all cases be given." — Die bis jetzt erschienenen Übersetzungen rühren her von J. I. Beare und G. R. T. Ross (Parva Naturalia) und von H. H. Joachim (De Lineis Insecabilibus).

—*†.

---

269) **Carlo Pascal, La composizione del libro terzo dell' Eneide.** Napoli, Tip. della Regia Università, 1908. 20 S. 8.

Im D. Servius werden zu Än. III 204 drei, zu 226 ein Vers nachgetragen, welche von Varius und Tucca nicht aufgenommen sind. Ferner finden sich in Buch III sieben unvollendete Verse und eine grofse Anzahl Tibicines, z. B. 684/6; viele einzelne Verse, ja ganze Versreihen sind in anderen Büchern wiederholt. Alle diese Erscheinungen sind für P. untrügliche Anzeichen, dafs in Buch III nur ein Entwurf vorliegt, der bestimmt war von Grund aus umgearbeitet zu werden, aus dem der Dichter

daher wie aus einem Reservoir unbedenklich schöpfte, was er für später ausgearbeitete Bücher verwenden konnte.

Innere Kriterien bestärken den Verfasser in dieser Ansicht. In Sinon vermag er nur eine Dublette des Achämenides zu sehen, beide Figuren kurz hintereinander seien unerträglich gewesen, Achämenides habe daher zugunsten des nach ihm modellierten Sinon fallen sollen. Dasselbe Schicksal war dem Abas von III 286 zugedacht, denn II 389 ff., wo Äneas doch seinen Schild bekommen haben wird, ist sein Name nicht genannt, und I 121 ist Abas gar ein Trojaner. Sogar III 714 wird beweiskräftig. Dafs Anchises im dritten Buche eine bedeutendere Rolle gebühre, als er jetzt spielt, wo er hinter Helenus zurücktritt, kam dem Dichter erst bei der Bearbeitung von V—VII zum Bewufstsein. Wie aus diesen Büchern sich erschliefsen läfst, sollte nicht Helenus, sondern Anchises Äneas auffordern die Unterwelt zu besuchen; nicht Celäno, sondern Anchises das Tischprodigium verkünden; nicht der Sibylle, sondern Anchises die Aufgabe zugedacht werden Äneas über sein Verhalten in Italien zu belehren.

Zum Schlufs bekennt Paskal, dessen Gewässer sich schon in den letzten Ausführungen mit den Wellen Sabbadinis gemischt haben, sich zu dessen Ansicht, Buch III sei ursprünglich das erste des ganzen Werkes gewesen und auch zuerst ausgearbeitet worden. Dafs die Irrfahrten in der dritten Person erzählt worden seien, sei noch aus manchen Spuren erweislich; die dramatische Form des „Ichberichts“ sei dem Buch durch eine eilfertige vorläufige Überarbeitung gegeben worden.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

270) **E. Rosenberg, Der deutsche Ausdruck beim Übersetzen ciceronianischer Reden.** Hirschberg i. Schl. 1908. (Beilage zum Progr. des Gymnasiums.) 18 S. 4.

Der Grundgedanke der anregend geschriebenen Abhandlung ist der, dafs man Cicero durch temperamentvolles Übersetzen dem Schüler gemütlich näher bringen soll. Der Ton darf nicht immer „der gleiche, lebensfremde, hohe Schulton“ sein. „Lieber einmal vom Kothurn herunter und bis an die Grenze des Burschikosen gehen — natürlich nur da, wo der Schriftsteller selbst seine Grandezza preisgibt, als immer in einer Sprache reden, in der heute kein Redner mehr ermutigendes Bravorufen hören

oder den geistigen, seelischen Zusamenhang mit seinen Hörern spüren würde." „Die alten Schriftsteller treten uns dann nicht in marmorner Museumsweifse entgegen, wir sehen sie vom Leben durchpulst; sie sind dann nicht mehr die hohen Meister, die auf schönen Piedestalen thronen, denen man in steifem Zeremoniell vultu composito naht, sondern kämpfende, ringende, begeisterte — Menschen."

Was er unter temperamentvollem Übersetzen versteht, zeigt der Verfasser an zahlreichen Beispielen, die er besonders der IV. und V. Verrine und der Rede pro Murena entnommen hat. Seine Übertragungen zeichnen sich durch frische und anschauliche Sprache aus. Nirgends begnügt er sich mit den formelhaften, abgegriffenen Wendungen des „Schuljargons", sondern sucht durch mannigfaltigen, den wechselnden Stimmungen des Redners angepafsten Ausdruck den Gedanken Leben und Farbe zu geben. Oft gelingt ihm dies überraschend gut, z. B. Mur. § 21 nescis quantum interdum afferat hominibus fastidii, quantum satietatis „verursacht dem werten Publikum doch wohl zuweilen etwas Magendrücken: es hat sie gründlich satt", Mur. § 17 profecto „weifs Gott!", V. Verr. § 8 homo non acerrimus nec fortissimus „ein etwas bequemer Herr und gerade auch kein Held". Manchmal freilich verführt das Bestreben, „modern" und geistreich zu übersetzen, zu bedenklichen Anachronismen: Mur. § 11 in militari labore peragrata „mit dem Tornister auf dem Rücken", Mur. § 13 vehementis accusatoris „eines schneidigen Staatsanwalts", Mur. § 29 dicendi consuetudo „parlamentarische Karriere". Hin und wieder begegnen auch gespreizte Wendungen (S. 9 „die freundschaftlichen Beziehungen in den Hintergrund drängen", S. 11 „das Gerede wird in den Vordergrund gerückt") oder verfehlte Ausdrücke (S. 14 „Gedränge des Sprengels") oder unklare Bilder (S. 11 „gegen alles Reizvolle stumm bleiben", S. 16 „ein Warnungssignal zur Nachachtung hinstellen"). Falsch ist Mur. § 21 operarum harum cotidianarum mit „der jetzt üblichen täglichen Wühlerei" wiedergegeben (S. 12). opera ist vielmehr gerichtliche Tätigkeit (cfr. ad Attic. 2, 22 in causis atque in illa opera nostra forensi versamur; Hor. ep. 1, 7, 8 opella forensis) und hic weist auf die Tätigkeit in Rom hin im Gegensatz zu der Tätigkeit Murenas in Asien.

Potsdam. **E. Krause.**

271) **Ferdinand Degel, Archaistische Bestandteile der Sprache des Tacitus.** Inauguraldissertation der Universität Erlangen. Nürnberg, Druck von U. E. Sebald, 1907. 46 S. 8.

Eine fleifsige, auch die Vorarbeiten sorgfältig benutzende Einzelschrift, die auf lexikalisch-statistischem Wege den Nachweis liefert, dafs Tacitus für Archaismen eine gewisse Vorliebe hat, wodurch das feierlich Klingende seiner Sprache, das *σεμνόν*, noch gehoben wird. Freilich fafst Verfasser den Begriff „Archaismus" nicht eng, im Gegenteil; selbst Cicero ist nicht frei von ihnen, allerdings mehr in Reden und Schriften seiner ersten Stilperiode, die vor seiner sprachläuternden Studienreise liegt; vielfach hat die Umgangssprache, wie Verfasser annimmt, die archaistische Bedeutung oder Wendung beibehalten, so dafs sich mitunter Vulgarismus und Archaismus zu decken scheint. In vier Abschnitten werden 1) Archaismen im Wortschatz, 2) archaistische Flexionsformen, 3) Archaismen in den Wortbedeutungen, 4) solche in den Wortverbindungen (Kasussyntax, Dativ der Bestimmung, finaler Genetiv des Gerundium und Gerundivum, imperare mit Infinitiv, iubere mit ut usw., auch Alliteration) besprochen. Verfasser setzt die einschlägigen Stellen des Tacitus in Vergleich mit den übrigen lateinischen Schriftstellern, beschränkt sich jedoch verständigerweise auf diejenigen bis zum Ende der silbernen Latinität. So ist für ein nicht zu eng begrenztes Gebiet das Material übersichtlich gesammelt. Es ergibt sich daraus zugleich die Tatsache, dafs die als Archaismen zu betrachtenden Ausdrücke und Wendungen nicht den ältesten Sprachperioden, etwa der sakralen Poesie, entnommen sind, sodann dafs sie vorwiegend in den beiden gröfseren Schriften erscheinen, wodurch ein neuer Beitrag für die Würdigung der historischen Entwicklung des taciteischen Stiles gegeben wird.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

272) **Knappe, Ist die 21. Rede des hl. Gaudentius** (oratio B. Gaudentii episcopi de vita et obitu B. Filastrii episcopi praedecessoris sui) **echt?** Zugleich ein Beitrag zur Latinität des Gaudentius. Beilage zum Jahresbericht des Kgl. Gymnasium Carolinum. Osnabrück 1908. (Progr.) 66 S 8.

Die 21. Rede des Bischofs Gaudentius von Brescia (c. 400 v. Chr.) de vita et obitu Filastrii ist in neuerer Zeit dem Gaudentius abgesprochen

worden; sie sei am Ende des 8. oder zu Anfang des 9. Jahrhunderts von einem unbekannten Brescianer niedergeschrieben worden. So Fr. Marx in den Prolegomena zu seiner im Wiener Corpus script. eccles. lat. (vol. XXXVIII) erschienenen Ausgabe des diversarum haereseon liber des hl. Filastrius (p. VIII). Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung ist, da ihn die Ausführungen von Marx hinsichtlich der Unechtheit der 21. Rede nicht hatten überzeugen können, in der Weise vorgegangen, dafs er den Stil der angezweifelten Rede mit dem der echten Schriften (16 Predigten, 2 Reden, 2 Antwortschreiben) verglichen hat. Seine Ansicht ist die, dafs, wenn sich sprachliche Unterschiede zwischen der 21. Rede und den übrigen Schriften nicht herausstellen, sie dem Gaudentius zuerkannt werden mufs. Diese Untersuchung wird nun unter Beibringung und Gegenüberstellung zahlreicher Stellen aufs genaueste durchgeführt und so eine auffallende Übereinstimmung in der Stellung der Wörter, Satzteile und Sätze, in der Verwendung von Figuren (Hyperbaton, Antithese, Traductio, Annominatio, Chiasmus) und in der Anknüpfung der Zitate aufgezeigt. Ferner wird nachgewiesen, dafs eine ganze Reihe von Substantiven, Adjektiven, Pronomina, Adverbien, Konjunktionen und Verben in der 21. Rede ähnlich wie in den übrigen Reden angewendet werden. So ist denn an dem Ergebnis, dafs uns in der 21. Rede derselbe Stil wie sonst bei Gaudentius entgegentritt, nicht mehr zu zweifeln und auch daran nicht, dafs wir in der 21. Rede keine Arbeit eines Nachahmers vor uns haben, der „den Stil des Gaudentius ganz eingehend studiert haben müfste, nur um — 400 Jahre später! — eine kurze Rede zu Ehren des Filastrius zu verfassen und sie zugleich dem Gaudentius zuschreiben zu können“.

Buchsweiler, Unter-Els. **E. Grupe.**

---

273) **John Williams White, 'Logaoedic' Metre in Greek Comedy.** S.-A. a. d. Harvard-Studies XVIII, 1907. [Leipzig, O. Harrassowitz.] S. 1—38. 8.

White greift mit scharfen, sogar bitteren Worten die von Rofsbach-Westphal und ihren Anhängern verfochtene Lehre vom „logaödischen“ Versmafs an und unternimmt es (S. 2) „to analyze (the lyrics and stichic periods of comedy) in accordance with the doctrine of Hephaestion“. Zu diesem Zweck interpretiert er die metrischen Scholien Heliodors, des Vorgängers Hephästions, zu Aristophanes. Dabei bespricht er unter „cho-

riambic cola“ (reine Choriamben oder Ch. mit jambischen Syzygien) Nub. 510—517, 700—706 (die Verszahlen der Responsionen lasse ich der Kürze halber weg), 949—958, Vesp. 526—545, Lys. 321—334, Ekkl. 968—971, Ach. 1150—1161, Av. 1372—1398 (Lied des Kinesias) und Fragmente verschiedener Komiker, unter „antispastic cola“ (reine A. oder A. mit jamb. Syzygien) Equ. 973—976, R. 1251—1260, Equ. 551—564, Ekkl. 911—917, 938—941, Thesm. 352—371, 990—994, 1136—1159 und verschiedene Fragm., unter „polyschematist cola“ (Choriamben + antispast. Syzygien) Vesp. 1450—1461, Nub. 563—574, R. 1309—1328 und viele Fragm.

Eine Reihe von abweichenden Lesarten der Codices und früheren Konjekturen wird bei dieser Gelegenheit vom Standpunkt des Metrikers aus gewürdigt; eigene Vorschläge bringt White zu Nub. 703: *εἰς δ' ἄπορον ὅταν πέσῃς, τάχιστ'*. Nub. 807: *ἔστιν ὅδ' ἕτοιμος*. R. 916: *κάλει* [*τὸν*] *'Ορθαγόραν*. R. 917: *σεαυτῆς* für *σαυτῆς*.

München. **Ernst Wüst.**

---

274) **Joannes Ferrara, Poematis latini fragmenta Herculanensia.** Pavia 1908; Leipzig in Kommission bei O. Harrassowitz. 52 S. u. XIII Tafeln. ℳ 4.—.

Das in der villa ercolanese dei Pisoni gefundene, in Hexametern verfaßte Gedicht ist seit mehr als 150 Jahren bekannt und wird zuerst von dem Kustos des Neapeler Museums Camillo Paderni 1752 erwähnt, die erste deutsche Ausgabe besorgte K. Morgenstern 1813. Seitdem ist es mehrfach abgedruckt und oft genannt worden. Die neue, hier vorliegende Behandlung des Stoffes zeichnet sich vor den früheren dadurch aus, daß sie fünfzehn bisher unveröffentlichte Bruchstücke des Gedichtes berücksichtigt und mit großer Gewissenhaftigkeit alle einschlägigen Fragen erörtert.

In drei Abschnitten bespricht der Verfasser zunächst die Ergebnisse der bisherigen Forschungen (S. 3—10), den Zustand der Urschrift (S. 11—17) und die Mutmaßungen über den Dichter (S. 17—38). Dann bietet er den schon früher bekannten Text mit kritischem Apparat (S. 39 bis 52), wobei die verschiedenen Abschriften, namentlich die neapolitanische und die Oxforder, zu Rate gezogen werden, endlich auf 13 Tafeln die bisher noch nicht gedruckten Fragmente.

Wohl mit Recht weist F. die Annahme zurück, daß wir es mit einem Gedichte des L. Varius oder des Quintilius Varus, des C. Rabirius

oder des Albinus zu tun haben; doch ist er nicht imstande, den Urheber zu ermitteln; nur macht er es sehr wahrscheinlich, dafs dieser in der Zeit des Kaisers Claudius, also nicht lange vor dem Untergange Herkulanums, gelebt hat und dafs nicht, wie man bisher annahm, die Schlacht bei Aktium behandelt wird, sondern der Tod des Antonius und der Kleopatra und das Ende des ägyptischen Reiches. Meines Erachtens gibt die Schrift für jeden, der Interesse an dem Gedicht hat, einen sicheren Berater und guten Führer ab.

Eisenberg (S.-A.). **O. Weise.**

---

275) **R. Jebb, Essays and Adresses.** Cambridge, University Press, 1907. VIII u. 648 S. 8. geb. Sh. 10. 6.

Die Witwe R. Jebbs, von Freunden des Verstorbenen unterstützt, hat in dem vorliegenden Buche eine Auswahl aus den Aufsätzen und Reden ihres Mannes der Öffentlichkeit dargeboten. Sie hat ihm damit ein schönes Denkmal gesetzt, das ein klares Bild von dem Wesen und Wirken des bedeutenden englischen Gelehrten gibt. Zugleich hat sie aber auch diese Arbeiten, die zum Teil schwer zugänglich waren, der allgemeinen Benutzung übergeben, wofür man ihr Dank schuldig ist.

Das Buch enthält im ganzen 17 Aufsätze und Reden, die den verschiedenen Arbeitsgebieten Jebbs entnommen sind. Die meisten beschäftigen sich mit dem griechischen Altertum, zwei davon mit Sophokles, von dem Jebb auch eine vortreffliche Ausgabe erscheinen liefs, nämlich The Genius of Sophokles (S. 1 f.) und Suidas on the Change ascribed to Sophocles in regard to Trilogies (S. 446 f.). Ebenso gelungen wie die Charakterisierung des Sophocles ist die des Pindar (S. 41 f.) und der Reden des Thukydides (S. 359 f.). Die spätere Zeit ist durch die Abhandlung über Lukianos (S. 164 f.) vertreten. Der griechischen Geschichte gehört der mit grofser Begeisterung verfafste Aufsatz: The Age of Pericles (S. 104 f.) an, der römischen Cäsar (S. 279 f.), eine scharfe Polemik gegen J. A. Froude, dessen unhaltbare Ansichten zurückgewiesen werden. In beide Gebiete schlägt die interessante Arbeit: Ancient Organs of Public Opinion (S. 127 f.) ein, welche die Fragen behandelt, wie sich die öffentliche Meinung im Altertum geltend machte, und wie man sie zu beeinflussen suchte. Neben Geschichte und Literatur zog aber auch die Archäologie die Aufmerksamkeit Jebbs auf sich, wie die Abhandlung: Delos (S. 193 f.) zeigt, die sich durch schöne Übersichtlichkeit auszeichnet, aber,

da sie schon im Jahre 1880 abgefafst wurde, jetzt in manchen Punkten infolge der Ausgrabungen der neueren Zeit richtig gestellt oder ergänzt werden mufs. Dadurch wird aber Jebbs Verdienst um die archäologische Forschung in keiner Weise geschmälert; im Gegenteil, wir rechnen es ihm hoch an, dafs er auch diese so ausgiebige Seite der Altertumsforschung würdigte und förderte.

In den bis jetzt genannten Aufsätzen tritt uns Jebb in seiner wohlbekannten Gestalt als gelehrter und begeisterter Altertumsforscher entgegen; von einer ganz neuen Seite lernen wir ihn aber in den noch übrigen acht Aufsätzen und Reden kennen. Jebb hat sich auch eingehend mit der Geschichte des Humanismus befafst, wie seine schöne Studie über Erasmus (S. 323 f.) beweist. Er hat die Ausbreitung dieser Bewegung eifrig verfolgt und ihren Einflufs auf das Kulturleben der Völker sorgfältig beobachtet. Dabei hat er sich von dem hohen Wert und der grofsen Bedeutung der humanistischen Studien, die überall die nachhaltigste Wirkung auf den menschlichen Geist ausübten, immer mehr überzeugt, und so erwies er sich denn bei jeder Gelegenheit als warmer Vertreter des Studiums der lateinischen und griechischen Sprache und Literatur, deren Vorzüge für die Ausbildung des Menschen er nicht müde wird darzulegen. Den Beweis dafür liefern die sechs Reden S. 506 f., die jeder Freund der klassischen Bildung mit Freude lesen wird.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

276) **W. Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik.** 2. Aufl. III. Band: Französischer Unterricht—Handelshochschulen. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne (Beyer & Mann), 1905. VII u. 907 S. gr. 8. — IV. Band: Handelsschulen—Klassenoberster. Ebendas. 1906. VII u. 956 S. gr. 8. — V. Band. 1. Hälfte: Klassenorganisation der Volksschule—Lehrerinnenbildung. S. 1—480. gr. 8.

Die ersten Bände dieser trefflichen Enzyklopädie in ihrer neuen Gestaltung sind an dieser Stelle Jahrg. 1903, Nr. 15 und Jahrg. 1905, Nr. 12 eingeführt worden. Die hier folgenden Teile legen wohl im ganzen, entsprechend der Vorbemerkung zur zweiten Auflage, die Artikel nach der Fassung der ersten Auflage vor, namentlich soweit die landläufigen und feststehenden Termini aus dem Bereich des Erziehungs- und Unterrichtswesens in Betracht kommen. Immerhin sind auch diese sorg-

fältig nachgeprüft worden. Da indes die Drucklegung eines so umfangreichen Werkes eine Reihe von Jahren in Anspruch nimmt und bei dem grofsen Aufgebot von Mitarbeitern in der Zwischenzeit ein nicht unbeträchtlicher Abgang und Ersatz stattgefunden hat, so ergeben sich doch einige Verschiebungen, die der neuen Ausgabe selbstverständlich einige neue Züge verleihen. Nehmen wir dazu, dafs die Zwischenzeit noch mancherlei Neues auf den beregten Gebieten gefördert hat — es sei nur an die Weiterbildung der Reformen im höheren Schulwesen erinnert, an die Schulgesetzgebung einzelner Staaten usw. —, dafs also die Redaktion die genaueste Fühlung mit den Tagesfragen und Bedürfnissen hält und sich fürsorglich darauf einrichtet, so ergibt sich von selbst, dafs, je weiter die Artikelreihe vorrückt, um so mehr die neue Auflage zu einer vermehrten und verbesserten sich ausgestaltet. Dafs man bei einer solchen Fülle erledigter Themata nicht jeder Ausführung zustimmen mag, tut der Anerkennung der Gesamtleistung keinen Abbruch. So befriedigt der Artikel „Lateinischer Unterricht“ bei weitem nicht so, wie der entsprechende vom Griechischen. (Was dabei auf Rechnung des früheren Verfassers H. Schiller, und was auf die seines Nachfolgers geht, brauchen wir hier jetzt nicht festzustellen.) Die Verweisung des Cornel und Sallust aus dem lateinischen Kanon und ihre Begründung dürfte kaum allgemeine Zustimmung finden, ebensowenig die Empfehlung der Chrestomathien. Wenn man ferner bei der Erwähnung der Gurlittschen Fibel hier kein Urteil über dieses eigenartige Experiment bekommt, sondern an eine andere Stelle verwiesen wird, wo der Verfasser des Artikels sich darüber ausgesprochen hat, „was davon zu halten sei“, so genügt ein solcher Ausweg nicht: der Leser hat ein Recht darauf, an dieser Stelle ein Urteil über das Buch, das doch auch seinen Weg in die Praxis gefunden hat, zu erfahren. Etwas ausführlicher konnte nach Ansicht des Ref. auch in dem Unterteile „der Lehrplan des Latein nach dem Frankfurter Lehrplan“ dieser Gegenstand behandelt werden. Sodann vermifst man die besonderen Bedingungen des Lateinischen Unterrichts an Realgymnasien und im besonderen an Real-Reformgymnasien, ebenso ein orientierendes Wort über die Lateinkurse an Oberrealschulen und über die Universitätskurse für Abiturienten dieser Schularten. Endlich sähe man neben der Erörterung der Preufsischen Lehrpläne gern einmal auf die Verordnungen und auf die Praxis anderer deutscher Staaten Bezug genommen, deren Schulpolitik doch mehrfach eigene Wege geht. — Rechte

Freude haben wir an der Lektüre von Kohls Arbeit „Griechischer Unterricht“ gehabt; sie erfüllt jedenfalls alle Ansprüche, die man an eine derartige monographische Darstellung erhebt: Geschichte wie Theorie des Faches bekommen hier ihr volles Recht. Zur Einführung in den Gegenstand wie zur gelegentlichen Information findet der Fachlehrer hier eine treffliche auf Erprobung in der Praxis beruhende Auskunft. Im Interesse der Sache möchte Ref. hier einem Sonderabdruck das Wort reden. — Dafs Herausgeber und Verleger nicht knausern, sondern überall um das Beste und Vollständige bemüht sind, ersieht man aus der Teilung etlicher Aufgaben. Beispielsweise werden „Geschichtliche Lehrbücher“ noch gesondert neben zwei Aufsätzen über Geschichtsunterricht behandelt. Der geschichtliche Abrifs „Französischer Unterricht“ Dorfelds zählt über 60 Spalten, während Baetgen dem (frz.) systematischen Unterricht gegen 90 Spalten widmet. Und wenn wir mitteilen, dafs jetzt auch noch der in den einschlägigen Fragen wohlerfahrene Ullrich eine längere Ausführung (fast 50 Sp.) über „Lehrerbibliotheken auf höheren Schulen zur zweiten Auflage beigesteuert hat, so steht die Ausgiebigkeit dieses Nachschlagewerkes aufser aller Frage. Aufser einigen Zusatzartikeln bringt die zweite Auflage jetzt noch Berichte über das ausländische Schulwesen, und zwar von Autoritäten dieser Staaten. Es fallen auf unsere Bände: „Finnländisches, Französisches“ und „Kretisches Schulwesen“. Doch wir kommen auf diese Partien lieber bei der Besprechung des Ergänzungsbandes zurück.

Die Schulfragen stehen augenblicklich mehr denn je im Vordergrunde des öffentlichen Interesses: die Schulgesetzgebung der Einzelstaaten, die Schulreform der höheren Knabenschulen, ihre Ausdehnung auf das Mädchenschulwesen, die Ausbildung des Handelsschul- und Hochhandelsschulwesens, die sozialpolitischen Aufgaben, die mit diesen Veränderungen der Unterrichtsanstalten verquickt sind u. a. m., beschäftigen Landtage, Behörden, Fachleute und Volksvertreter. Wir wüfsten allen diesen interessierten Kreisen keinen zuverlässigeren Berater an die Hand zu geben als die Reinsche Enzyklopädie.

---

277) **Alfred Biese, Pädagogik und Poesie.** Vermischte Aufsätze. I. Band. 2. Aufl. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1908. IX u. 343 S. 8. ℳ 6.—.

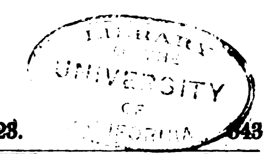
Das Buch enthält eine Reihe von Aufsätzen, die bereits in verschiedenen bekannten Zeitschriften veröffentlicht waren. Dafs sie auch in

Buchform zusammengestellt solche Verbreitung gewonnen haben, dafs nach neun Jahren eine Neuauflage nötig wurde, ist gewifs bei einem solchen Werke ein ungewöhnlicher Erfolg. Der Gedanke, die Poesie und insbesondere die lyrische Poesie im Unterrichte nachdrücklicher und mit bewufster Absicht zur Geltung zu bringen, hat bei vielen Anklang gefunden und verdient in der Tat in der Fülle pädagogischer Meinungen und Ratschläge, die täglich laut werden, entschieden gehört zu werden. Was der Verfasser denkt und erstrebt, war auch aus seinen gröfseren Schriften, auf die er oft verweist, bekannt; seine Ansichten werden hier in mannigfacher Anwendung im einzelnen für den Unterricht fruchtbar gemacht. Sie sind in leicht flüssiger, meist geschmackvoller Art vorgetragen und bieten so eine Lektüre, die in bequemer Weise auf mancherlei sinnige Betrachtungen hinführt und mit einer Menge ästhetischer Schriften bekannt macht. Allerdings sind die einzelnen Abschnitte, da sich die Gedanken oft wiederholen, nicht, wie es dem Rezensenten nun doch einmal obliegt, bestimmt, alle und gar hintereinander gelesen zu werden; diese Aufgabe wirkt auch dadurch ermüdend, dafs, wo schwierigere Probleme zu berühren sind, des Verfassers glatte Darstellung nicht immer recht in die Tiefe dringt und sich mit warmer Empfindung begnügt, anstatt die angeregten Fragen scharf und bestimmt zu beantworten. Es erscheint ferner zweifelhaft, ob der Verfasser mit seiner Gesamtanschauung und vielen seiner einzelnen Gedanken wirklich so entschieden Neues und Eigenartiges bringt, wie er selber glaubt; danach werden auch manche seiner Mahnungen zwar nicht auf sachlichen Widerspruch stofsen, aber dem Einwande begegnen, dafs sie nicht oder wenigstens nicht mehr recht notwendig scheinen.

278/79) **Gustav Körting, Lateinisch-Romanisches Wörterbuch** (Etymologisches Wörterbuch der romanischen Hauptsprachen). Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh, und Paris, J. Gamber, 1907. VI S. u. 1374 Sp. 4. geh. ℳ 26. —.

Gustav Körting, Etymologisches Wörterbuch der Französischen Sprache. Ebenda 1908. 414 S. 4.

Der Verfasser hat dem Lateinisch-Romanischen Wörterbuch in der dritten Ausgabe den Namen belassen, unter dem es seit seinem ersten Erscheinen (im Jahre 1891) bekannt geworden ist. Doch hat er den



Untertitel „Etymologisches Wörterbuch der romanischen Hauptsprachen“ beigefügt, um dadurch nachdrucksvoll anzudeuten, dafs er im wesentlichen nur den Wortschatz der nationalen Schriftsprachen, nicht aber auch denjenigen der romanischen Mundarten berücksichtigt habe. Vom theoretischen Standpunkt aus beurteilt ist diese Beschränkung natürlich anfechtbar, sie ist aber, wie K. mit Recht betont, bei der gegenwärtigen Lage der Dinge eine praktische Notwendigkeit, da bis jetzt erst nur für wenige Mundarten das Material, namentlich mit Bezug auf die phonetische Darstellung, in zulässiger Weise gesammelt ist. Ein Einzelner würde auch unter günstigeren Voraussetzungen der Bearbeitung des gesamten Stoffes nicht mehr gewachsen sein, vielmehr mufs die von der Zukunft zu erhoffende Abfassung eines romanischen „Thesaurus“ durch eine Vereinigung mehrerer Spezialforscher vollzogen werden. Ein solcher Thesaurus wird dann auch die lateinischen und romanischen Lehnwörter der nichtromanischen Sprachen, insbesondere die des Englischen zu berücksichtigen haben.

Körtings Wörterbuch will und kann aber auch nicht einmal für die nationalen Schriftsprachen Anspruch auf absolute Vollständigkeit erheben. Es ist dies schon deshalb nicht möglich, weil ja auch die besten vorhandenen Wörterbücher der Einzelsprachen eine solche Vollständigkeit nicht aufweisen. Mit Bezug auf das Rumänische (das ja auch vielen Benutzern des Buches ziemlich fern liegt) hat K. gröfsere Ausführlichkeit am wenigsten angestrebt, da das seit 1905 in Heidelberg erscheinende „Etymologische Wörterbuch der rumänischen Sprache“ von Puscariu in dieser Hinsicht den ausreichendsten Ersatz zu bieten vermag.

Die Numerierung der zweiten Auflage ist in der dritten nicht geändert worden, damit Zitate, welche sich auf die zweite beziehen, auch fortan ihre Gültigkeit beibehalten. Neu hinzugekommene Artikel sind durch beigefügte Buchstaben kenntlich gemacht worden. Da der Druck mehrere Jahre gedauert hat, sind Zusätze und Nachträge nicht zu vermeiden gewesen. Man findet sie am Schlufs des Werkes auf Spalte 1361—1374 zusammengestellt.

Das Etymologische Wörterbuch der Französischen Sprache soll ein praktisch brauchbares Handbuch sein und wendet sich an weitere Kreise als das eben besprochene gröfsere Werk. Es enthält die Ableitungen der (neu)französischen Wörter in knappster Zusammenstellung, meist mit Verzicht auf eine eingehendere Begründung der in jedem Einzelfalle gegebenen Ableitung. Bei schwierigeren Etymologien wird auf das

romanische Hauptwerk verwiesen. Ausgeschlossen sind aus naheliegenden Gründen die Eigennamen, die Dialektwörter, die Argotausdrücke und spezielle Termini technici, ferner die Justaposita mit Trait d'union und selbstverständliche Ableitungen. Einige Beispiele werden die Anlage des Buches am besten kennen lehren: *affiler* (die Schneide eines Messers u. dgl. fadendünn, d. h. scharf machen), schleifen, wetzen; lat. *affīlāre von fīlum Faden. — *aller* (afrz. auch *aler*) gehen; die Herk. d. W. und sein Verhältnis zu ital. andare, span. andar, prov. anar usw. ist noch sehr dunkel, obwohl mehr als dreifsig Ableitungen in Vorschlag gebracht sind; mutmafslich ist *aller* durch lautunregelm., aus dem häufigen Gebrauch des Verbs erklärliche Umbildung aus lat. ambulāre entstanden (588 [d. h. vgl. Nr. 588 des Roman. Wörterb.-Ref.]). — *élandré, -e* zu schlank, zu hoch in die Höhe geschossen; vielleicht abgeleitet von german. slanc schlank [anders Skeat im Concise Etymol. Dictionary unter *slender*. — Ref.].

Wir müssen uns hier auf diese kurze Anzeige der beiden Körtingschen Bücher beschränken. Nur mit Bezug auf das gröfsere Werk möchten wir uns ein paar Zusätze und Berichtigungen gestatten, die uns eben beifallen. Zu Nr. 2 (ā, ah) vgl. u. a. Henle, Anthropologische Vorträge, 1. Heft 1876, S. 56 („Naturgeschichte des Seufzers"). — Nr. 446. Das arabische Grundwort des altspan. *alfayat(e)* und des portug. *alfaiate* „Schneider" ist nicht das angegebene, sondern al-chajjât, vgl. Baist, Die arab. Hauchlaute und Gutturalen im Spanischen. Erlangen 1889, S. 15. — Nr. 1200: lies got. **balvavēsis, balvavēsei*. — Nr. 1249 lies: הָבָה. — Zu Nr. 2154 gehört auch frankoprovenzal. *coraulo* msc. und *coraula* fem. (Bridel), sowie natürlich auch das interessante engl. *carol*. — Den Bedeutungsübergang von christianus, welchen *cretin* wahrscheinlich aufweist, möchten wir uns eher aus dem spöttischen Gebrauch des bäurischen Eigennamens *Chrétien* erklären, vgl. deutsch *Schöpschristel* (= dummes Mädchen), *Toffel* (Christophorus; = Bauerntölpel). — Zu Nr. 3236 (ēlōgīūm) gibt Näheres Holtzmann, Kommentar zur Apostelgeschichte, Tübingen, Mohr, 1901, S. 139. — Mit Bezug auf die Geschichte der Tonleiterbezeichnungen (Nr. 4147 *γάμμα*) versäume man nicht bei Pischel in Hinnebergs Kultur der Gegenwart I, VII: Oriental. Lit., S. 187 nachzulesen. — In Nr. 5936 mufs es hebr. *mārāh* heifsen. — Zu 6405 vgl. Skeat unter *nutmeg*. — Eine von der bisherigen abweichende, allerdings ziemlich bedenkliche Erklärung des Bestandteiles *verēdus* in *paraverēdus*

(Walde S. 659) findet man in Gesenius-Buhls Hebr. W.-B. 1905 unter פֶּרֶד. — 6433 und 6439 sind ursprünglich Plural und Singular desselben arab. Wortes, vgl. Skeat unter *nabob*. — Zu franz. *planer* „schweben" (die Bedeutung fehlt in Nr. 7226 a, ist aber im französischen Etymologiewerke berücksichtigt) gehört auch franz. *aéroplane* (engl. *aeroplane*) „Drachenschweber", dessen erster Bestandteil zu einer Ableitung des *-plane* von *πλανάομαι* verführen könnte. — Bei den Planetennamen Iuppiter, Mars, Mercurius, Venus, Saturnus könnten vielleicht in etwas weiterem Umfange die Bedeutungsentwicklungen in der Sprache der Astrologie, Alchymie (Chemie) und Medizin berücksichtigt werden. — Zu 9520 vgl. *la foule* von *fouler* (fullare). — Einen interessanten Beleg für german.-latein. *wantus* (Nr. 10 355) enthält Ekkehards Waltharius v. 1426, vgl. die Anmerkung Althoffs dazu (Sammlung Göschen Nr. 46). Als german. Wortstamm ist wegen der isländ. Form *vǫttr*, welche u-Umlaut aufweist, und wegen des finnischen *vantus* nicht *want-*, sondern *wantu-* anzusetzen.

Wir schliefsen hiermit unsere Bemerkungen, die nicht den Zweck haben, das monumentale Werk Körtings zu bemäkeln, sondern nur zu einer hoffentlich wieder recht bald nötig werdenden vierten Auflage einige Scherflein beitragen sollen. — Das kleinere französische Ableitungswörterbuch wird jedenfalls bald zu einem viel und gern benutzten Handbuch aller Lehrer und Lehrerinnen des Französischen werden. —**

---

280) **E. Friedrich, Die Magie im französischen Theater des XVI. und XVII. Jahrhunderts.** Leipzig, Deichertsche Verlagsbuchhandlung Nachf. (Georg Böhme), 1908. XXXVI u. 343 S. 8. ℳ 8. 60.

Nach einer gedrängten Übersicht über den Ursprung und die Geschichte der Magie zeigt der Verfasser an der Hand zahlreicher urkundlicher Belege, wie verbreitet Aberglaube und Zauberei in Frankreich im 16. und noch im 17. Jahrhundert gewesen sind. So erklärt es sich auch, dafs die Magie im zeitgenössischen Drama eine nicht unbedeutende Rolle spielt; vor allem in den Schäferspielen, deren italienische und spanische Vorbilder auch hier vorangegangen waren. Als Hauptteil folgt sodann eine ausführliche Analyse von mehr als 70 Dramen, in denen Zaubereien aller Art von mehr oder minder grofsem Einflufs auf den Gang der Hand-

lung sind. Es ergibt sich, dafs die Autoren in den meisten Fällen von der Wirklichkeit solcher Wundererscheinungen überzeugt sind. Daneben finden sich aber, vor allem im 17. Jahrhundert, nicht wenige, die die Magie von überlegenem Standpunkte aus satirisch behandeln, so Th. Corneille (La pierre philosophale), Molière (Les amants magnifiques), Larivey (Les esprits), selbst wenn sie wie Th. Corneille in La divineresse an gleichzeitige Hexenprozesse anknüpfen. Mehrere Indices und acht Figuren, die zur Magie in Beziehung stehen, vervollständigen das Buch, das sowohl in kultur- wie in literaturgeschichtlicher Hinsicht viel Wissenswertes bringt.

Bremen. **R. Vonhof.**

---

281) **E. Goerlichs Französische und Englische Vokabularien.**
I. **Französische Vokabularien.** 9. Bändchen: Der Wald. Bearbeitet von H. Wallenfels. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1908. 33 S. 8. ℳ —.40.
II. **Englische Vokabularien.** 9. Bändchen: Der Wald. Bearbeitet von H. Wallenfels. Ebend. 1908. 34 S. 8. ℳ —.40.

I. Das Heftchen ist zur Benutzung bei den Sprechübungen über Vorkommnisse des täglichen Lebens bestimmt und lehnt sich zugleich an das Hölzelsche Anschauungsbild: „Der Wald“ an; es behandelt zuerst den Wald, dann das Bild und verbreitet sich in recht ansprechender Weise über alles, was darüber zu sagen ist. Der französische Text steht neben dem deutschen und bildet trotz seiner abgerissenen Form ein Ganzes; die Trennung des Einfacheren von dem Schwierigeren ist anzuerkennen und sehr praktisch. Der deutsche Text bedarf öfter einer sorgfältigen Durchsicht. Das Heftchen ist für den Zweck, zu dem es geschrieben ist, wohl zu empfehlen.

II. Das eben über das französische „Vokabularium“ Gesagte gilt auch für das vorliegende englische. Die Heftchen stimmen vielfach mehr oder weniger wörtlich überein. Die Aussprachebezeichnung ist im englischen Heft nicht überall durchgeführt, und der Satz des Vorworts: „Zu beachten ist, dafs ein Wort ohne Akzent stets auf der ersten Silbe den Ton hat“, läfst sich häufig widerlegen.

Nauen. **Fries.**

---

282) **W. P. Ker, Epic and Romance.** Essays on medieval literature. Second edition. London, Macmillan and Co., 1908. XXIV u. 398 S. 8. geb. 4 sh.

Vor elf, zwölf Jahren erschienen Ker's Ausführungen zum erstenmal vor dem Forum der philologischen Wissenschaft, aber erst jetzt, wo eine zweite Ausgabe in der sog. „Eversley Edition“ zu einem sehr wohlfeilen Preise (gegenüber dem früheren von 10 s.) erscheint, ist ihre Wirkung auf dem Höhepunkt. Ein nicht geringes Verdienst daran hat auch Heusler mit seinem dünnen, aber inhaltreichen Büchlein „Lied und Epos in germanischer Sagendichtung“ (Dortmund 1905). Und wenn wir in Brandls neuer Darstellung der altenglischen Literatur (Pauls Grundrifs) das Beowulf-Kapitel lesen, so wird uns klar, wie mafsgebend der Einflufs Ker's in der Auffassung des Epos, in diesem Falle des altenglischen, gewesen ist.

Die neue Auflage ist nur in unbedeutenden Einzelheiten verändert worden; mit Recht, denn sonst hätte der Verfasser ein ganz neues Buch schreiben müssen. Aber jeder, der sich wissenschaftlich oder ästhetisierend geniefsend in die Geschichte des heroischen Epos des früheren Mittelalters und des romantischen der Kreuzzüge vertiefen will, findet in Ker's Werk eine Fundgrube der wertvollsten Anregungen.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

283) **The Works of Tennyson,** annotated. Edited by **Hallam Lord Tennyson.** (The Eversley Series.) 9 Bände. 8. London, Macmillan & Co., 1907 f. Jeder Band geb. 4 s. net.

Die vorliegende, von dem Sohne des Dichters veranstaltete Eversley Series bietet eine vollständige Sammlung von Tennysons poetischen Werken in sehr gutem Druck und geschmackvoller Ausstattung. Einen besonderen Wert verleihen ihr die Anmerkungen, über welche der Herausgeber folgendes schreibt: The following notes were left by my father, some of them in his own handwriting, some of them taken down from his tabletalk. He went through the first proofs and corrected them, and sanctioned their revision and publication under my editorship. But he wished it to be clearly understood that in his opinion, to use his own words, "Poetry is like shot-silk with many glancing colours", and that "every reader must find his own interpretation according to his ability,

and according to his sympathy with the poet". In answer to numerous questions put to me by friends, I have added here and there an additional note in brackets, and I wish especially to thank Mr. H. G. Dakyns and Mr. G. C. Macaulay for some valuable suggestions. To Mr. Aldis Wright I am indepted for most of the MS. notes by Edward FitzGerald. — Sehr charakteristisch ist, was der Dichter selbst aufserdem noch über seine Erklärungen bemerkt: I am told, sagt er, that my young countrymen would like notes to my poems. Shall I write what dictionaries tell to save some of the idle folk trouble? or am I to try to fix a moral to each poem? or to add an analysis of passages? or to give a history of my similes? I do not like the task.

Jedenfalls mufs man dem Dichter und seinem Sohne für die Mühe, der sie sich unterzogen haben, aufrichtigen Dank wissen. Manche dunkle Stelle findet doch jetzt eine eindeutige authentische Erklärung, so z. B. der bekannte Passus im Enoch Arden: *and isles a light in the offing,* zu dem bemerkt wird: This line was made at Brighton, from the islands of light on the sea on a day of sunshine and clouds. Von besonderer Bedeutung sind natürlich die Anmerkungen zu dem in so vieler Hinsicht erklärungsbedürftigen "In Memoriam". Hin und wieder stöfst man auch auf Entbehrliches, z. B. wenn Tennyson zu dem Schlufs des Enoch Arden *had seldom seen a costlier funeral* die für jeden einsichtigen Leser selbstverständliche Bemerkung macht: The costly funeral is all that poor Annie could do for him after he was gone. This is entirely introduced for her sake, and, in my opinion, quite necessary to the perfection of the Poem and the simplicity of the narrative. Wäre Tennyson, seiner ganzen mehr unbewufst schaffenden Anlage zuwider, in der Selbstanalyse noch weiter gegangen, so hätte er hinzufügen können, dafs der das ganze Gedicht durchziehende idealisierte Volkston in dem obigen Endverse gerade deshalb noch einmal zu einem so vollendeten Ausdruck kommt, weil das einfache Volk sich für den Abschlufs des irdischen Daseins nichts Würdigeres denken kann als eine „schöne Leiche“.

Einen äufserlichen Schmuck der Ausgabe bilden noch Porträts des Dichters und seiner Gemahlin, sowie eine Faksimileprobe aus den handschriftlichen Anmerkungen. -t.

---

284) **B. M. Croker, The Company's Servant.** Leipzig, Bernh. Tauchnitz, 1908. 2 Bände. 263 u. 264 S. 8. ℳ 3.20.

Das Wunderland Indien, das Englands Söhnen eine so unerschöpfliche Quelle der Ehre und besonders des Reichtums geworden ist, lockt noch unzählige Engländer an sich, die dort noch heute auf ehrliche oder unredliche Weise viel Geld und Gut erwerben. Dem einen schwillt dadurch die angeborene Arroganz ins Unendliche. Den meisten hilft es, ein mit allen liebgewonnenen Freuden des Heimatlandes ausgefülltes Herrenleben zu führen. Daneben begegnet uns auch mancher als Deklassierter, der entweder haltlos untergeht oder kraft seiner Arbeitsfreudigkeit und sittlichen Tadellosigkeit ein Gentleman bleibt und vielleicht wohlverdientes Glück findet.

Das ist der Grundton eines geschickt angelegten und ebenso durchgeführten Gemäldes ostindischen Lebens der Frau Croker, die immer gut zu erzählen weifs und ihre Personen gern in beiden Erdteilen gewesen sein läfst. Die Hauptperson ist John (Herbrand Patrick) Vernon (Sacheverell-Talbot). Unschuldig wegen eines Diebstahls von seiner Familie aus der Heimat nach Afrika verbannt, verbringt er sieben mühevolle Jahre im Süden Ostindiens, in dem kleinen Toni-Kul als Eisenbahnschaffner stationiert. Mit der Heimat hat er allen Verkehr abgebrochen, wird aber von einem ehemaligen Schulkameraden erkannt; und das ist die erste und vornehmlichste Veranlassung, ihn wieder zu seinem früheren Range emporsteigen zu lassen. Einen gleich ihm aus den aristokratischen Kreisen stammenden Landsmann errettet er vom Tode des Ertrinkens, vermag ihn aber nicht den Verlockungen der ihm nach abwechslungsreichem Leben Vergessenheit und irdische Seligkeit bringenden Haschischpfeife zu entreifsen, da er lieber als Bahnhofsnachtwächter und in der Verkleidung eines Eingeborenen sein Leben beenden als wieder zu Rang und Stellung in England zurückkehren will. Vernon wird später zum Erben seines nicht unbedeutenden Vermögens eingesetzt. Indische Basare, eine eurasische, alles bezaubernde, verführende und ruinierende Schönheit, die als hervorragende Tänzerin in Paris endet, Diebereien auf der Eisenbahn, Sommerfrischenvergnügungen in den Blauen Bergen, ein Zauberring, das Leben und Treiben in einem kleinen Orte mit gelungenster Kleinmalerei, Reisen in Indien, schreckliche Hitze, Selbstmorde usw.: das sind die Bilder, die Frau Croker lebendig und immer unterhaltend, in bisweilen reizender, entzückender Sprache an unserem Auge vorüberziehen

läfst. Und wenn sie uns auch die verschiedenen indischen Bezeichnungen für mannigfache Dinge nicht erspart, und auch zeigt, dafs sie französisch parlieren kann, weil die oben erwähnte Eurasierin mit Vorliebe französisch spricht und singt, so kann man das Werk doch als angenehme Lektüre empfehlen.

Die Ausstattung ist die der Tauchnitz Edition gewöhnliche. Der Druck ist durchaus korrekt. Es ist mir nirgends etwas aufgefallen aufser S. 72 im ersten Bande etait ohne Akzent.

Borna. **E. Teichmann.**

---

285) **Algernon Charles Swinburne, Chastelard and Mary Stuart.** Two tragedies. Leipzig, B. Tauchnitz, 1908. 319 S. 8. *ℳ* 1.60.

Die hier vereinigten Stücke (das erste und dritte) der Swinburneschen Maria-Stuart-Triologie werden von einem fesselnden Essay über das „study-play" von Watts-Dunton, dem Verfasser von Rylwin eingeleitet. Dafs Swinburnes Triologie ein solches Buchdrama ist, darüber können wir uns umfangreiche Erörterungen schenken, ebenso über den Wert des „study-play", von dem uns übrigens Hardy in seinen „Dynasts" ein noch viel extremeres Beispiel bietet. Die Frage ist einfach: wirkt die Dichtung? Und jeder wird das Buch ergriffen und erschüttert schliefsen. Wohl werden im letzten Stück „Mary Stuart" einzelne Partien ermüdend wirken, manche der Reden und politischen Verhandlungen, wie die Audienz des französischen Gesandten bei Elisabeth und einzelne Teile der Gerichtsszene mit ihren verfassungsrechtlichen Betrachtungen, haben mit ihrem spröden Stoff sogar Swinburnes formender Kraft widerstanden und lesen sich wie dialogisierte Chronik. Aber wie grofsartig weist die letzte Szene der Triologie auf den Schlufs von Chastelard zurück. Und nun gar dieses erste Stück, in dem des Dichters Sprachgewalt und lyrisches Genie Schönheiten über Schönheiten schafft. Das Hauptgewicht liegt in der Charakteristik Maria Stuarts. Die Schottenkönigin ist in Swinburne's Werk zu übermenschlicher Gröfse emporgehoben, aber nicht im Sinne z. B. Schillers. Der englische Dichter sieht in ihr das königliche, dämonischsinnliche Weib, für das die Männer lachend in den Tod gehen, das fluchbringendes Glück ist für die, welche es beglückt und das mit seiner Schönheit tötet. Mit welcher Kraft diese Auffassung vom Charakter Mary's gestaltet ist, das zeigt uns ein Vergleich mit Hewlett's Queen's Quair.

Übrigens hat uns der Dichter selbst in Drury's Rede (Mary Stuart IV, 2, S. 273) und vor allem in den sieghaften Strophen des Epilog (Poems. T. E. 234) gesagt wie er's meint.

Dem Tauchnitz-Verlag aber dürfen wir für diese neue Bereicherung seiner Sammlung um so dankbarer sein, als gerade Swinburne's Werke infolge des hohen Preises nur wenigen zugänglich waren.

München. **M. Degenhart.**

---

286) **An Anglo-Saxon dictionary** based on the manuscript collections of the late **Joseph Bosworth.** Supplement by T. Northcote Toller, M. A. Part. I. A - Eorþ. Oxford, Clarendon Press [London, H. Frowde], 1908. 192 S. 4, 2spaltig. 7/6 s.

Der hochverdiente Herausgeber des vollständigsten aller altenglischer Wörterbücher bietet uns mit dem vorliegenden Supplement den ersten Teil einer Ergänzung seines und Bosworths grofsen Werkes. Wörterbucharbeit ist stets etwas Entsagungsvolles und Zeitraubendes, und es bedarf keiner besonderen Entschuldigung von seiten des Herrn Verfassers, dafs seine Arbeit nicht mit der wünschenswerten Schnelligkeit vor sich gegangen sei. Um so mehr begrüfsen wir es, dafs uns das Ausgedruckte bis *eorþ* zur Benutzung überreicht wird. So schnell auch die Forschung auf dem Gebiet der altenglischen Grammatik vor allem durch die Forschungen von Sievers und Bülbring vorangegangen sind, so sind doch viele Lücken geblieben, die gerade durch das Fehlen altenglischer Formen bedingt sind. Zu unserer Freude bringt daher der erste Nachtrag Toller's viele bisher nicht belegte Wörter und Formen. Mit grofsem Nutzen sind auch die Eintragungen von Professor Cosijn in ein von der Clarendon Press aus dem Nachlafs angekauftes Wörterbuchexemplar benutzt und verwertet worden, desgleichen Napier's mustergültige „Contributions to Old English Lexicography". Ich schliefse mit dem Wunsche, dafs wir zunächst den zweiten Teil ebenso korrekt und sorgfältig in nicht allzu ferner Zeit erhalten mögen.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

287) **Echo of Spoken English.** First Part, by **Rob. Shindler.** Phonetic Transscription by **Herbert Smith.** Marburg, N. G. Elwert, 1908. VIII u. 73 S. 8. ℳ 1.80.

Das Shindlersche Echo of Spoken English ist in gewöhnlicher Orthographie schon vor Jahren erschienen und hier besprochen worden; die

vorliegende Ausgabe enthält dieselben 60 Texte (Kindergespräche und Briefe) in phonetischer Umschrift. Zugrunde gelegt ist die südenglische Aussprache, die Lautschrift ist die der Association Phonétique Internationale. Der Herausgeber verdient für die Mühe, die er sich gemacht hat, besonderen Dank; das Buch wird vielen willkommen sein und von keinem ohne Vorteil benutzt werden.

Nauen **Fries.**

Berichtigung.

In Nr. 22 ist auf S. 511, Z. 15 zu lesen dei für del; Z. 17 ist das Komma zu tilgen; Z. 20 ist zu lesen Wen für Wer.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Lateinische Syntax

(Bedeutungslehre)
für Reform-Realgymnasien.
Von
Dr. **Hermann Hesselbarth** und **Hermann Wibbe,**
Professoren an der Ostendorf-Schule zu Lippstadt.
Preis: ℳ 1.25.

Boethiana

vel Boethii commentariorum in Ciceronis topica emendationes ex octo codicibus haustas et auctas observationibus grammaticis composuit
Dr. **Thomas Stangl.**
Dissertatio inauguralis Monacensis a. MDCCCLXXXII.
Preis: ℳ 2.40.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von
Professor Dr. **R. Schnee.**

Erster Teil: **Phrasensammlung.**
Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.
Für Quinta bis Prima.
Preis: ℳ 1.—.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**
Für Sekunda und Prima.
Preis: ℳ —.80.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

62411

Gotha, 28. November. Nr. 24, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. O. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

288) **P. Deuticke, Vergils Gedichte.** Erklärt von **Th. Ladewig** und **C. Schaper.** Erstes Bändchen: Bukolika und Georgika. Achte Auflage, bearbeitet von P. D. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907. VII u. 292 S. 8. ℳ 3. —.

Virgils pascua und rura sind dem Gymnasium jetzt so gut wie verschlossen, demgemäfs ist „die neue Bearbeitung auf das Bedürfnis der Schule nicht mehr zugeschnitten und beschränkt geblieben“. An die alte Bestimmung erinnert aber noch eine Reihe elementarer Belehrungen, besonders über mythologische und geographische Dinge. Dafs Tegea eine Stadt Arkadiens war, Demeter besonders in Eleusis verehrt wurde, Thasos und Lesbos Inseln des ägäischen Meeres sind, und ähnliches braucht man Lesern nicht zu sagen, bei denen man Pauly-Wissowa und Roscher „als bekannt voraussetzt“. Das Buch ist um fünf Bogen gewachsen und gibt in Einleitung, Kommentar und Anhang ein umfassendes und zuverlässiges Bild von den mannigfaltigen Bestrebungen des letzten Vierteljahrhunderts, den alten Zauberer zu zwingen, sich endlich in seiner wahren Gestalt zu zeigen. Die „Quellen und Muster“ Virgils nehmen jetzt in den An-


LIBRARY UNIVERSITY

merkungen den gröfsten Raum ein, besonders Paul Jahns „eindringliche Studien“ sind verwertet. „Manchem ist vielleicht schon das Gebotene zu viel“, sagt mit Recht das Vorwort. Wer an solchen Quellenforschungen Geschmack findet, wird die betreffenden Untersuchungen selbst zur Hand nehmen, die meisten Leser aber werden dankbar sein, wenn ihnen nur solche Proben vorgelegt werden, bei denen die Benutzung unzweifelhaft ist, und welche zugleich entweder lehrreich sind durch die Art der Benutzung oder geeignet zum besseren Verständnis einer Virgilstelle beizutragen. Aber Bemerkungen wie die zu B. 1, 25: „Ob die Zypresse aus Theokrit 18, 30 stammt, bleibe dahingestellt“; 5, 10/1: „Ähnliche Tatsachen aus Th. brauchen nicht vorzuschweben“, G. 1, 462: „Ob Arat vorschwebt, ist nicht sicher zu sagen“, werden von den meisten Lesern als Störung empfunden werden. Denn diese wollen doch zunächst die Dichtungen selbst kennen lernen und sind nicht in der Lage sich zu der Höhe der Betrachtung aufzuschwingen, welche die Einleitung S. 12 in die Worte fafst: „Wie er den aus den verschiedensten Quellen geschöpften Stoff dann nach allen möglichen Vorbildern einzukleiden suchte und wufste, erscheint um so wunderbarer, je tiefer man eindringt.“ Und ganz ungetrübte Freude scheint dieses Eindringen nicht zu gewähren. Spärlich nur sind die lobenden Noten, welche Virgil nach Hause bringt: „geschickt“, „ansprechend belebt“, „ganz geschickt“; nur einmal bringt er es auf ein: „selbständig und zwar aufserordentlich geschickt“; zahlreich dagegen sind die abfälligen Bemerkungen, welche dem „fleifsigen Dichter“ zu teil werden: „neigt zu Übertreibungen“, „dürftig und undeutlich“, „nicht gerade sehr erfinderisch“, „wenig glücklich“, „der Anschlufs ist mangelhaft“, „verstiegene Betrachtungen“ usw. Auch die sprachgeschichtlichen Bemerkungen, welche meist aus dem alten Bestande herübergenommen sind, wie die zu G. III 530, sind hemmender Ballast; was geht den Leser, der sich in die Schilderung der norischen Viehseuche vertiefen will, die Geschichte des Wortes *abrumpere* an?

Über seinen höheren Zwecken vergifst der Kommentar nicht das unmittelbare Verständnis zu fördern. Bisweilen aber reicht er statt des Brodes einer kurzen Erklärung den Stein einer Parallelstelle. Zu B. 7, 45 *somno mollior herba* war früher ein Vers aus Theokrit angeführt, jetzt ist noch einer hinzugekommen, aber auch er macht den Gedanken nicht klarer. Wie man es im vierten Buche der Georgika dankbar begrüfst, dafs den primitiven Vorstellungen des Dichters vom Leben der Bienen die

Ergebnisse exakter Forschung gegenübergestellt werden, so würde man auch über botanische Sachen sich gern mehr, als geschehen ist, belehren lassen. Sachlich bedenklich heifst es zu B. 5, 40: „Landleute bestatten ihre Lieben an besuchten Quellen“, und zu G. 4, 559: „die Biene, das Haustier des kleinen Mannes“. Von einer afrikanischen Tigerin vermag ich aus G. 3, 249 nichts herauszulesen, ebensowenig wie Ladewig und Schaper. Gesucht erscheint mir die Heranziehung von Walther zu B. 7, 65/8 und unklar die Anmerkung zu G. III 334. An der Disposition der Georgika ist hier und da nachgebessert, so heifst es jetzt S. 212 „Schutz der Herden“ richtiger als früher „Schutz der Hunde“; aber S. 231 „Betrieb des corycischen Greises“ und S. 245 „Mythus von Aristäus nebst Orpheus und Eurydice“ ist kein Fortschritt. Drei Eklogen tragen jetzt an der Spitze ein Motto aus Goethe oder Schiller, aber wenn die zehnte prangt mit Goethes „Liebe, Liebe, lafs mich los!“, so klingt es bei der neunten jetzt doppelt matt: „Der Gang zur Stadt.“ Gelegentlich begegnet man modernen Schlagworten. So sucht zu B. 2, 70 der verschmähte Korydon sich zu ermannen durch eine Betrachtung, die allgemeiner ausgedrückt etwa lauten würde: „Arbeiten, nicht verzweifeln!“ Gallus träumt zu B. 10, 40 von einem „Glück im Winkel“, *deus* heifst zu G. 4, 315 „Übermensch“. Bedenklicher erscheint es, wenn zu B. 1, 57 *furor* mit „Schwarm“ übersetzt und somit in den Sprachschatz der höheren Tochter gegriffen wird. Dies deutet hier natürlich nicht „auf ein Sinken des Gefühls für die Proprietät der Sprache“, wie E. Norden auf S. 237 seines Kommentars sich so unübertrefflich ausdrückt, sondern erklärt sich aus dem Bestreben gleich Virgil die Schriftsprache zu bereichern. Ähnlich steht es, wenn es zu B. 5, 69 f. heifst: „*calathis*, Gefäfse mit Korb umflochten“, 10, 64/8 „die Erduldung des nördlichsten Winterfrostes“, G. 3, 197 „der stramme Nordwind“, 476 „das Jahr der Viehsterbe“, 4, 267 f. „gestofsenem Galläpfelsaft“. Ungewöhnlich sind die Formen: „die Kräh“, zu B. 9, 15 u. ö., „Sod“ für „Sud“, zu G. 1, 193 ff., „die Speiseiche“, zu G. 2, 16, hart die Konstruktion: „besangen den Verlust der Ceres durch den Raub ihrer Tochter Proserpina“, zu B. 3, 25/7.

„Gedichte sind gemalte Fensterscheiben.“ Mögen über der mühe- und verdienstvollen Arbeit des Herausgebers seine Leser nicht verlernen, in das Innere des Tempels zu treten und an den Gemälden des Dichters sich zu erbauen und die Augen zu ergötzen!

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

289) **Th. Breiter, M. Manilius. Astronomica.** II. Kommentar. Mit zwei Tafeln Zeichnungen. Leipzig, Dietrichsche Verlagshandlung (Th. Weicher), 1908. XVI u. 194 S. 8.

Auf diesen Kommentar haben die meisten Freunde des Manilius mit noch gröfserer Sehnsucht gewartet als auf den Text. Um so mehr Dank verdient der inzwischen verstorbene Gelehrte, dafs er ihn so rasch hat zum Abschlufs bringen können. Und bei einem Manne, der sich seit mehr als 50 Jahren mit Manilius beschäftigt hat, dürfen wir von vornherein erwarten, dafs uns die gelieferte Arbeit nicht enttäuscht. Wir freuen uns daher, das Lob, das dem ersten Teile von der Kritik durchgehends gespendet worden ist, auch auf den zweiten übertragen zu können. Äufserlich unterscheidet er sich schon dadurch, dafs er ganz in deutscher Sprache gehalten ist, von der Ausgabe des Textes. Des Verfassers Absicht geht eben dahin, seinem Buche auch in weiteren gelehrten Kreisen den Eingang zu erleichtern.

Den ganzen stattlichen Band bilden folgende Teile: 1. Das Vorwort, 2. Zeichenerklärung (Tierkreiszeichen, Planeten usw.), 3. Der eigentliche Kommentar zu den BB. I—V, S. 1—179, der so eingerichtet ist, dafs jedem Buche eine kurze Inhaltsangabe, bzw. Disposition vorausgeschickt wird, welcher die fortlaufenden Erklärungen zu den einzelnen Versen folgen; 4. Namen- und Sachverzeichnis S. 180—194, das die Benutzung des Breiterschen Buches und die Lektüre des Manilius aufserordentlich erleichtert. Wer z. B. wissen will, an welchen Stellen Einflufs des Lucrez oder Posidonius anzunehmen ist, braucht blofs in diesem Verzeichnis nachzusehen. Freilich macht es in dieser Beziehung nicht auf Vollständigkeit Anspruch.

Nach einer kurzen Einleitung über Wesen und Geschichte der Astrologie, insbesondere über ihre Bedeutung zur Zeit des Augustus, macht uns Br. mit seinen Ansichten über den Dichter und sein Werk bekannt. Der Name M. Manilius — gestützt durch eine der jüngsten Handschriften — gilt jetzt in Ermangelung „eines mehr gesicherten“ (S. XIII). Neu ist vornehmlich, dafs Br. im Anschlusse an I 10ff.:

> Hunc mihi tu, Caesar, patriae princepsque paterque,
> Das animum viresque facis ad tanta canenda,

indem er auf die Ähnlichkeit und Verschiedenheit der Widmung des Vitruv hinweist, vermutet, dafs Manilius zufolge eines kaiserlichen Auf-

trages sein Werk verfaſst hat. Es läſst sich nicht leugnen, daſs die Breitersche Auffassung viel für sich hat, besonders wenn man z. B. den Anfang von Ovids Metamorphosen „*fert* animus dicere“ (ein innerer Trieb drängt mich) ins Auge faſst und die Wendung des Manilius „tu, Caesar, das animum et facis vires ...“ dagegen hält. Die ganze Frage der Dedikation bedürfte noch einmal eingehender Beleuchtung. Ist der Stil der Dedikationsepigramme von Einfluſs gewesen auf die Formeln der Buchdedikation? Übrigens schlieſst ja die Breitersche Anschauung eine Widmung an den Herrscher nicht aus. Breiter selbst bezeichnet diesen ersten Teil in der Inhaltsübersicht des 1. Buches als „Widmung des Gedichtes an Augustus“ S. 1.

Auch darin wird man dem Verfasser gern beistimmen, daſs dies Gedicht das astrologische System darstellt, das zur Zeit des ersten römischen Kaisers das herrschende, von diesem selbst anerkannte gewesen ist. Manilius dichtet nicht für die Menge, die materiellem Streben, schlaffem Genuſs ergeben war, sondern für die kleine Schar, der vom Himmel der Zutritt zu den himmlischen Pfaden gestattet ist, d. i. für die höheren Schichten der römischen Gesellschaft, die Aristokratie der Stellung und des Geistes, für die Kreise, bei denen er Interesse für Wissenschaft und Philosophie voraussetzt (S. IX). An denselben Kreis auserwählter Leser wenden sich die Proömien, Digressionen und Epiloge, in denen Manilius, während er die astrologischen Berechnungen kühl behandelt, mit Wärme und Schwung das geozentrische Weltbild der Stoa nach Posidonius darstellt, um zu erweisen, daſs das Walten der Gottheit, das Schicksal und sein Verhältnis zur menschlichen Freiheit, die Grenzen der menschlichen Erkenntnis und das Wesen des Menschen als Bild der Welt im kleinen sich mit den Lehren der Astrologie vereinigen lasse (S. XI).

Breiters Anschauung über die Abfassung der Astronomica ist die jetzt herrschende: sie sind nach der Varusschlacht, über die sich bei Manilius die älteste Nachricht findet, geschrieben, und zwar setzen die Worte des Dichters voraus, daſs diese Katastrophe und ihr gewaltiger Eindruck in Rom noch in frischer Erinnerung ist (zu V. I 896 ff.; IV 794). Daſs irgendein Vers der Dichtung zur Zeit des Tiberius entstanden sei, lasse sich nicht erweisen: darin wird man unbedingt dem Verfasser beipflichten müssen. Noch Moeller in seinen Stud. Manil. (1901, S. 41 A. 2) nahm als terminus ante quem für die Abfassung des Werkes das J. 16 n. Chr. an mit der Begründung: Finem propius ad Augusti

mortem admovere nequeo. Nam versus I 384 sq., I 800 nondum satis perspicio neque cum sequentibus (I 925 sq.) conciliare possum. Entgegen der Anschauung, die im Thesaurus l. L. II, 1900—1906 (Augustus) vertreten wird, glaubt Br., es seien die Verse I 385 und 386 aus poetischen Reminiszenzen zusammengeschmiedet ähnlich wie das Machwerk IV 776. I 800 ff. können betreffs der Zeitbestimmung keine Schwierigkeit machen: es ist derselbe Gegensatz wie Hor. c. III 5, 1 ff.: Der Donnerer Juppiter im Himmel (caelo Hor. = per signa Manil.) und des Gottmenschen Augustus Regiment auf Erden sind nicht Gegensätze, sondern ergänzen sich. Manilius, der häufig den Horaz nachahmt, hat auch diese Stelle geradezu nach dessen Vorbilde geschaffen. Dies hat Br. richtig erkannt. Auffallend ist, dafs er im Index es für möglich hält, dafs die blofse Bezeichnung Caesar ohne Zusatz in derselben Dichtung sowohl den Augustus (I 7, 386; IV 776 t., 57) als den Tiberius (IV 766) bezeichnen könne; mir scheint beachtenswert, wie Rofsberg sich über diese Frage B. ph. W. 1891 Nr. 27 geäufsert hat. Über die verschiedenen Formen der Kaiserverehrung, über den Imperator als einen auf Erden wandelnden Gott, der gewisse Elemente der Sonnengottheit in sich trägt, deren vorübergehende Inkarnation er in gewissem Sinne ist, kann jetzt noch auf Franz Cumonts „Mysterien des Mithra“ 67, 77 und über Augustus insbesondere auf S. 67 verwiesen werden.

Die alte Frage, warum das Gedicht abgebrochen wurde, beseitigt Br. als müssig und fragt lieber, aus welchen Gründen das bedeutendste Lehrgedicht aus der Zeit des Augustus ungekannt und ungenannt geblieben ist. Einerseits ist dafür geltend zu machen die nach Augustus' Tode wesentlich veränderte Stellung der Astrologie in Rom, vor allem die veränderte Stellung des Herrschers (XII), so dafs des Manilius' Gedicht wohl zu den Büchern gezählt haben mag, die man nur verstohlen las. Wesentlicher aber war die veränderte Stellung der Stoa zur Astrologie, so dafs die Astronomica des Manilius schliefslich für die Fach-Astrologen unbrauchbar waren. Nur Firmicus hat unseren Dichter benutzt und ausgeschrieben, und zwar ohne ihn zu nennen, wie es ja schon F. Boll (Sphaera. Neue griech. Texte und Untersuchungen zur Geschichte der Sternbilder, Leipzig 1903) im einzelnen nachgewiesen hat.

Der Kommentar selbst, in dem Brauchbares aus alten Kommentaren mit Fleifs herangezogen wird, zeichnet sich meist durch prägnante Kürze aus. Oft wird eine Lesart mit wenig Worten verworfen (I 76) oder durch

Hinweis auf ein Analogon (I 116) gestützt. Sonstige Vorschläge zu den betreffenden Stellen werden meist gar nicht erwähnt; durch eine knappe, den Kern der Sache treffende Bemerkung erledigt Br. die ganze Streitfrage. So läfst er I 414, eine Stelle, an der selbst Prinz, Z. f. ö. G. 1908, S. 27, bei Besprechung von Kleingünthers Quaestiones diesem noch beigestimmt hatte in der Umformung des ganzen Verses, alle Konjekturen beiseite, erklärt bündig: acta = iactata und weist auf den passiven Gebrauch von emeritus hin. Noch E. Stoecker, B. ph. W. 1907, Nr. 25, hatte Bedenken geäufsert, ob nicht die Worte „tota acies partus" vielleicht doch verderbt und mit Postgate zu ändern seien; Br. geht auf die Änderungen nicht ein und erklärt einfach: „Ein Wurf, ein ganzes Heer". I 925 — übrigens eine Nachahmung von Ov. Met. XV — wird blofs die eine Erklärung aufgenommen: sit Roma sub illo *invicta*, während Housman und andere gerade diese Auffassung verwerfen. Rossettis Übersetzung freilich: a lui soggetta Roma sia *sempre* ist durch nichts gerechtfertigt, da das sempre im Original nicht steht. Der an und für sich sehr löbliche Grundsatz, wonach sich in der Beschränkung der Meister zeigt, dem Br. mit Recht gefolgt ist, nötigt mithin den Forscher öfters, an solchen Stellen, wo man gerne wissen möchte, wie andere Gelehrte sie aufgefafst haben, sich in Becherts Ausgabe Rat zu holen. Um noch ein Beispiel anzuführen, vermifst man ungern zu IV 17 Krolls Vorschlag saepius *a*rta (statt *o*rta) paupertas nach Analogie des horazischen angusta pauperies (vgl. Sil. II 103 *a*rtae res). Und so wird mancher auch sonst den Kommentar bisweilen noch etwas reicher wünschen. Wenn zu IV 595 bemerkt wird: Von hier an ist Posidonius *περὶ ὠκεανοῦ* die Quelle und Strabo II 121 ff. zum Vergleiche heranzuziehen, so weifs man nicht, ob Br. mit Absicht die pseudoaristotelische Schrift *περὶ κόσμου* aufser acht gelassen hat, die R. Ellis (Aetna, Oxford 1901) als Quelle für die Dichtung Aetna und für die Astronomica annimmt: of the sea alone, our poet (d. h. der Verf. d. Ätna) says little or nothing; but the description of the Mediterranean and its islands in the *περὶ κόσμου* seems to have been known to another Roman poet, Manilius IV 595 sq. Jedenfalls wird bei Beurteilung des Kommentars nicht blofs das zu beachten sein, was Br. aufgenommen, sondern auch das, was er mit Absicht weggelassen hat.

Hin und wieder sichern passende Beispiele aus anderen Schriftstellern eine aufgenommene Lesart, I 13, 750 u. a. Manchmal enthält des Herausgebers Anmerkung zu einem Wort oder Ausdruck zugleich seine

grundsätzliche Stellungnahme zu einzelnen Fragen der Maniliuskritik: I 79 (Frage der Archaismen), nur selten auch Übersetzungshilfen: natura = das All.

In das Sachliche führt der Kommentar vorzüglich ein. Auch in dieser Beziehung dürfen wir an ihm Klarheit und Knappheit rühmen; man vgl. I 159, 261, 318 ff., II 150, 687, 788, III 275 und besonders das IV. und V. Buch.

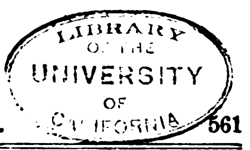
Bei der Behandlung einzelner Abschnitte fallen treffliche Bemerkungen ab zur Charakteristik des Dichters und über sein Verhältnis zu den Quellen und Vorbildern. Wir hören: seine Beweisführung ist bisweilen weitschweifig (I 518), der Stoiker macht manchmal dem Volksglauben Konzessionen (I 30, 534, 798 u. m.); nicht selten gibt der Dichter keine Entscheidung, sondern folgt lediglich seiner jeweiligen Vorlage (III 680); längeren Abschnitten technischer Belehrung läfst er philosophische Digressionen folgen (I 483); in metrischen Dingen ist er streng (I 10, 876); griechische Ausdrücke entschuldigt er wie Vitruv, z. B. I 935 und dgl. m.

Nicht recht verständlich ist mir die Bemerkung Breiters zu I 918, wonach Ac quoniam passender wäre als Et quoniam, vgl. Seyffert, Scholae Latinae, 4. Aufl., S. 26 (§ 17).

Besondere Beachtung verdienen die Noten, mit denen der Verfasser seine eigenen Konjekturen rechtfertigt, z. B. I 331; II 23, 226 (mit Thomas), 253; III 497, 509, 535; IV 214, 217; V 529. Anderen Vorschlägen Breiters fehlt die πειθανάγκη, wie es Garrod mit einem Ausdruck Cobets bezeichnet hat.

Das Papier ist leider nicht besser als im 1. Teile der Breiterschen Maniliusausgabe; auch Druckfehler finden sich mehrfach. Ferner ist mir eine gewisse Ungleichheit im Index aufgefallen: es sind die aufgenommenen Substantiva nicht immer im Nominativ angegeben (z. B. Pyrrhi, aber Andromeda; Aegyptus, aber Propontidos), ohne dafs ein ersichtlicher Grund zu finden wäre. Indes: minima non curat praetor! Ich kann zusammenfassen: Der Herausgeber ist erfreulicherweise dem ihm vorschwebenden Ideal, Kiefslings Horazkommentar, überall nahegekommen, oft hat er es erreicht, bisweilen übertroffen. Die Wissenschaft ist um ein monumentales Hilfsmittel für das Verständnis dieses schweren Dichters bereichert, der Studierende hat einen zuverlässigen Führer gewonnen: immensus labor est et fertilis idem!

Frankfurt a. M. **A. Kraemer.**



290) Francesco Ribezzo, La lingua degli antichi Messapii (I. Introduzione storica — II. Ermeneutica). Napoli, stab. tipografico della r. università, ditta A. Tessitore & Co., 1907. V u. 104 S. 8. L. 5.

Der Verfasser des vorliegenden Buches, der eine Sammlung der messapischen Inschriften plant, behandelt im ersten Teile die Frage der Zugehörigkeit der Messapier zum illyrischen Volksstamme. Illyrisch-albanesische und messapische Orts- und Personennamen, die literarischen Zeugnisse (Paulus Diaconus, Plinius) und kulturelle Übereinstimmungen zwischen Messapern und Illyriern (Pferdezucht!) werden beigezogen. Er vergleicht das Albanesische als Tochtersprache des Illyrischen mit den Resten der messapischen Sprache nach der lexikalischen und lautlichen Seite, wobei er so ziemlich das schon von Paul Kretschmer, Einl. in die Gesch. d. gr. Spr., S. 263 ff. Gebrachte bietet. In der Frage nach der Art und Ursache der Einwanderung der Illyrier in Unteritalien nimmt er eine Kretschmers und Wilamowitzens Theorie verquickende Stellung ein. Eine Völkerbewegung auf der Balkanhalbinsel, hervorgerufen durch das Drängen von Skythen und Kelten, habe die Illyrier, da sie sich in Epirus (onomatologische Übereinstimmungen zwischen Epirus—Illyrien—Messapien!) infolge des Widerstandes der griechischen Ureinwohner hinter dem Pindus nicht genügend ausbreiten konnten, zur Auswanderung über das Meer gezwungen. Vielleicht habe aber schon auf der Balkanhalbinsel eine Mischung griechischer Elemente mit den Illyriern stattgefunden, wobei von ersteren der griechische Name der *Μεσσάπιοι* auf die in Apulien eingewanderte Gesamtnation übertragen worden sei. Den Schlufs des ersten Abschnitts bildet der interessante Versuch einer Schilderung der nationalen, politischen und kulturellen Zustände des messapischen Unteritalien. Der erste Teil ist entschieden der wertvollere. Er fafst alles, was man bisher über die Messapier in sprachlicher, ethnologischer, historischer Beziehung weifs, geschickt zusammen, und hätte der Verfasser dem Buche einen Index beigegeben, so hätte das den Wert der ersten Hälfte noch erhöht.

In der Einleitung zum zweiten Teile verspricht Verfasser zwar, sich vor aller Phantasterei bei Entzifferung der Inschriften zu hüten, aber es gelingt ihm doch nicht, sein Versprechen zu halten. Er nimmt fünf grofse Inschriften von Ceglie, Monopoli, Brindisi, Basta, Carovigno und mehrere kleine Weihinschriften vor und verwendet auf ihre Deutung viel Scharf-

sinn. Aber, wenn er auch sagt: Abzuwarten, bis sich eine gröfsere Bilinguis fände, hiefse „exspectare, donec defluat amnis", so wird uns doch nichts übrig bleiben, als zu warten. Wertlos ist es ja gewifs nicht, wenn sprachlich geschulte und scharfsinnige Köpfe sich in Mufsestunden an derartigen Inschriften festbeifsen. Wäre das nie geschehen, so hätten wir manche schöne altlateinische Form nicht, die aus den dunklen Zeilen des Cippus vom Forum oder der Duenosinschrift herausgeholt wurden, und wüfsten nicht so manches über etruskische Namen und ihre Flexion. So läfst sich auch aus den rätselhaften messapischen Inschriften nicht weniges finden. Wieviel wir aus ihnen schon in lautlicher Beziehung, in der messapischen Deklination und besonders der Namenbildung gelernt haben, davon legt der erste Teil dieses Buches Zeugnis ab. Zuweit aber geht der Verfasser, wenn er es sich zutraut, uns den Wortlaut und Inhalt der langen Inschriften rekonstruieren zu können. Schon seine Worttrennungen sind sehr oft willkürlich und seine Etymologien vielfach nichts als geistvolle Spielereien. Die Rätsel dieser Inschriften zu lösen, ist also auch Ribezzo nicht gelungen. Hier können nur Bilinguen Licht bringen und emsiges Sammeln alles illyrisch-messapisch-albanesischen Sprachmaterials. Einen wertvollen Beitrag hierzu wird Ribezzo der Wissenschaft mit seiner Sammlung der messapischen Inschriften leisten. Möge er recht bald in der Lage sein, uns dies Geschenk überreichen zu können!

München. **Max Lambertz.**

---

291) **M. Edmond Saglio, Dictionnaire des antiquités grecques et romaines** d'après les textes et les monuments contenant l'explication des termes qui se rapportent aux moers, aux institutions etc. et en général à la vie publique et privée des anciens. Ouvrage fondé par **A. Daremberg** et rédigé par une société d'écrivains spéciaux, d'archéologues et de professeurs sous la direction de **M. Edmond Saglio** avec le concours de **M. Edm. Pottier.** Ouvrage orné de plus de 7000 figures d'après l'antique dessinées par **P. Sellier.** 39—41 fasc. Paris, Librairie Hachette & Cie, 1906—1908. t. IV, S. 497—976. 4.
Prix de chaque fascicule 5 francs.

Nur noch wenige Lieferungen trennen diese in grofsen Verhältnissen angelegte Enzyklopädie von ihrem Abschlufs: seit dem letzten Bericht (vgl. Jahrg. 1906 dieser Zeitschr. S. 223) ist das Werk in drei Faszikeln

von Pistor bis Sacrificium fortgeführt. Die Summe der Namen und Gegenstände, die auf diesen Abschnitt gefallen sind, ist erheblich gröfser als die in den voraufgehenden, besonders die in den ersten Lieferungen. Doch konnte ein Teil der Lemmata durch Anweisungen auf bereits behandelte Materien erledigt werden, und bei etlichen Namen mag auch wohl schon eine strengere Redaktion der besseren Raumverwertung zustatten gekommen sein, da die gröfseren Monographien mehr zurücktreten. Gleichwohl bleibt dies Wörterbuch doch immer noch das ausführlichste und einzigartig unter den vorhandenen, das in allen Fragen der Sitten, Institutionen, Religion, Künste und Wissenschaften, Handwerke, Trachten, Mafse, Gewicht, Münzen usw. durch Spezialvertreter des Faches ausgiebige Auskunft gibt und bei jedem schicklichen Anlafs mit trefflichen Illustrationen zur Hand ist. Bieten doch die drei Lieferungen über dreihundert in den Text gedruckte Abbildungen, deren Beschaffung die Kunstschätze besonders französischer Museen und artistische Werkstätten ersten Ranges in erwünschter Auswahl und Ausführung ermöglichten. Dafs eine Erstreckung der Lieferungen über fast drei Jahrzehnte, in denen die antiquarische Forschung ganz erhebliche Fortschritte aufzuweisen hat, in denen auch die Liste der Mitarbeiter mannigfachen Wechsel verzeichnet, gewisse Unebenheiten in der Darstellung einzelner Materien mit sich bringt, liegt auf der Hand, doch dürfte sich diesem Umstande am Schlufs durch geeignete Supplemente abhelfen lassen.

---

292) **Max C. P. Schmidt, Stilistische Exercitien** zum Gebrauche an den lateinischen Universitäts-Seminarien. Heft I. Leipzig, Dürrsche Buchhandlung, 1907. 19 S. 8. ℳ —.50.

Die zwanzig Exercitien, die in dem Heftchen vereinigt sind, halten zwischen leicht und schwer die richtige Mitte. Abgesehen von Nr. 17—20, durch die der angehende Philologe zur Abfassung einer Praefatio angeleitet werden soll, könnten sie auch Primanern vorgelegt werden. Inhaltlich beziehen sich die Stücke fast alle auf Cicero oder Tacitus und bringen im allgemeinen (aufser 7 und 17—20) „in sich abgerundete und sachlich belehrende Gedanken oder Bilder“. Unhaltbar ist die Erklärung von concessa animalia (Tac. Germ. c. 9), womit auch in Rom gestattete Tieropfer gemeint sein sollen im Gegensatz zu den dort nicht erlaubten Menschenopfern (Nr. 16). Die Behauptung, Cicero schreibe in einem

Briefe, er sei dabei, die Staatspächter vom Senate loszutrennen (Nr. 9), mufs auf einem Mifsverständnis beruhen (vgl. ad Attic. 1, 17, 8).

Der deutsche Ausdruck ist nicht überall einwandfrei. Aufser manchen überflüssigen Fremdwörtern (Insulten, Position, Maximen, neutrale Sorte) begegnen Wendungen wie „Hafs brocke er sich ein", „Phalaris, roh und brüsk wie er war, liefs gerade die Guten verbrennen", „aus der Differenz vergangener Dinge zwischen ihm und jenen werde sich eine Spannung ergeben". Der Schlufssatz von St. 2 ist, wenn man nicht die Cicerostelle (de off. 2, 7, 26) kennt, kaum verständlich.

Potsdam. **E. Krause.**

---

293) **Georg Capellanus, Sprechen Sie Lateinisch?** Moderne Konversation in lateinischer Sprache. 4. Aufl. Dresden und Leipzig, C. A. Kochsche Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). 119 S. 8. geb. ℳ 2.—.

Das wiederholt in dieser Zeitschrift empfohlene Büchlein erscheint diesmal im schmucken Gewande eines Glanzleinenbandes, sonst aber, wie Ref. in einigen Vergleichungen festgestellt hat, unverändert. Unverändert auch noch in gewissen Einzelheiten der lateinischen Orthographie, die sich so leicht hätten beseitigen lassen; vgl. jam, conjicio usw. Das Apostrophzeichen in Schreibungen wie ain (S. 52), sciu (S 3) satin (S. 52 u. 54) mufste entweder immer gesetzt oder immer fortgelassen werden. S. 117 steht noch Viadus, wie in der zweiten Auflage, und S. 118 sylva Hercynia neben Nigra silva. S. 51 ist no bo für bono gedruckt.

---

294) **George Sand, La petite Fadette.** [Perthes' Schulausgaben englischer und französischer Schriftsteller. Nr. 57.] Für den Schulgebrauch herausgegeben von **Emmy Schild.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, 1908. V u. 116 S. 8. geb. ℳ 1.—.

Wörterbuch. 36 S. 8. ℳ. —.40.

Als George Sand (Aurore Dupin) ihre menschheitsbeglückenden Ideen hatte, schrieb sie ihre Dorfgeschichten, darunter La Petite Fadette. Die kleine Hexe ist das französische Barfüssele genannt worden, und mit einem gewissen Recht, wenn sie auch nicht so gar süfs und brav ist wie ihre deutsche Genossin. Jedenfalls ist mit Recht in der Vorrede von der Herausgeberin hervorgehoben worden, dafs die Dichterin in sich den Beruf fühlte:

de célébrer la douceur, la confiance, l'amitié. — Nun, das ist sicher, am Schlusse ist alles so edelmütig und herzensgut, wie man sich's nur wünschen kann, ja, für unsere realistisch verdorbene Zeit geradezu im Übermafse. Dennoch ist das Buch für die deutschen Schulen, namentlich die Mädchenschulen zu empfehlen, lebendige Sprache, vorzügliches Französisch, rasches Vorwärtsgehen der anregenden Handlung in der vernünftig gekürzten Ausgabe, mehr kann man vernünftigerweise von einem in der Schule zu lesenden Romane nicht verlangen.

Einige veraltete oder dialektische Ausdrücke sind, wie die Herausgeberin angibt, durch moderne ersetzt Nun, viele können es nicht sein, sie fallen jedenfalls nicht unangenehm auf, aber im allgemeinen ist das Experiment doch nicht zu empfehlen.

Eine Anmerkung zu den Anmerkungen, nicht nur dieses Buches, sondern mancher anderer ebenso für die Herausgeber: Gebt nicht zu viel an, eure Kollegen können zur Not auch Französisch. Manches liebe Mal ist mir die Freude, die Schüler für einen hübschen Gallizismus eine entsprechende deutsche Wendung finden zu lassen, verdorben dadurch worden, dafs mir bereits eine sauber gedrechselte Redewendung entgegengeschleudert wurde, die sehr häufig noch recht flach dazu war. Es ist auch gar nicht nötig, soviel anzugeben, wenn man ein so sauber und ordentlich zusammengestelltes Wörterbuch beigibt. — Äufsere Ausstattung und Druck sind vorzüglich.

Sondershausen. **E. Müller.**

---

295) **Paul Landormy, René Descartes: Discours de la Méthode etc.**, accompagné d'une notice biographique et bibliographique, d'une introduction historique et d'un commentaire perpétuel. Paris, Paul Delaplane, o. J. 228 S. 8.

geb. 2. 50 francs.

Landormys Ausgabe des Discours de la Méthode enthält aufser einer summarischen Zusammenstellung der Hauptdaten aus Descartes' Leben und einer entsprechenden bibliographischen Übersicht eine Einleitung über die Entstehung des Discours, über seine Bedeutung für das Verständnis der ganzen cartesianischen Philosophie und über sein Verhältnis zur neueren philosophischen Wissenschaft; sodann folgt der Text, neben dem rechts ein fortlaufender Kommentar abgedruckt ist, während links unter dem Text (leider in winzigster Schrift!) fernerliegende Bemerkungen angefügt sind.

Der Commentaire perpétuel, welcher das Wesentlichste an dem Buche bildet, ist für jüngere Leser berechnet und sucht jegliche Schwierigkeit aufzuhellen. Der Herausgeber hat sich die Arbeit nicht leicht gemacht, und wir glauben, dafs er seinen Zweck damit vollkommen erreichen wird. Sein Buch wird auch in Deutschland von Studenten der neueren Sprachen mit Nutzen gebraucht werden können. —tt.

---

296) **Gabriel Compayré: L'Éducation intellectuelle et morale.** Paris, Delaplane, o. J. (1908). X u. 456 S. 8. geb. 4 francs.

Die vorliegende Erziehungslehre des bekannten pädagogischen Schriftstellers Gabriel Compayré wird am besten durch die eigenen Worte des Verfassers charakterisiert. Le livre que nous publions, sagt er in der Vorrede, est avant tout un livre scolaire. Il a été écrit pour les maîtres et pour les élèves de nos écoles normales françaises d'instituteurs et d'institutrices. Nous y avons suivi pas à pas le programme établi par le décret du 4 août 1905, et relatif à l'enseignement des *Applications de la psychologie et de la morale à l'éducation.* Nous nous sommes attaché à traiter une à une toutes les questions qui y sont indiquées, non sans modifier légèrement l'ordre des leçons, et en élargissant parfois le plan proposé, pour combler les lacunes et les omissions qu'il nous semblait y reconnaître. C'est donc l'esquisse d'un traité complet d'éducation intellectuelle et morale que nous avons essayé de tracer .....

Das kleine, aber sehr gehaltvolle Buch kann auch in Deutschland Nutzen stiften. —tt.

---

297) **Ernst Roman, King Henry V.** Parallel texts of the first and third quartos and the first folio edited (Shakespeare reprints ed. by W. Vietor III). Marburg i. H., N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung, 1908. VIII u. 198 S. 8. *M* 3.—.

Nach langer Pause erscheint einmal wieder ein Band der von Vietor seinerzeit mit Lear und Hamlet begonnenen diplomatischen Abdrücke Shakespearescher Stücke nach der ersten Folio- und den Quartoausgaben. Sie sind nicht allein zum wissenschaftlichen Privatgebrauch bestimmt, sondern auch als Grundlage bei Seminarübungen gedacht. Und in der Tat können im Anschlufs hieran die weitgreifendsten literarhistorischen, sprachlichen und metrischen Übungen mit grofsem Nutzen vorgenommen

werden, wenn auch für deren praktische Ausnutzung zugunsten eines kritischen Textes, wie es Tycho Mommsen in selbstverleugnender Weise mit Romeo und Julie getan hat, die Zeit fehlt. So begrüfsen wir denn auch in dem neuen Bande, der dem verdienten Löwener Professor Bang gewidmet ist, eine willkommene Bereicherung unserer Literatur auf diesem Gebiet. Der Text ist unter Heranziehung der mannigfaltigsten Vorlagen abgedruckt und scheint vertrauenswürdig.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

298) **Lily Bess Campbell,** B. L., **The Grotesque in the Poetry of Robert Browning.** Bulletin of the University of Texas. Number 92 Humanistic Series Nr. 5. April 1, 1907. Austin, Texas. 41 S. 8.

Es ist seit einiger Zeit in England Mode geworden, Browning als the poet of the grotesque, als den Dichter des grotesken Stils zu bezeichnen. Walter Bagehot hat meines Wissens das Schlagwort vor Jahrzehnten zuerst auf ihn angewandt. Andere sind ihm nachgefolgt. Chesterton macht sich in einem geistvollen Kapitel seiner Browning-Biographie „Browning as a literary artist" die Bezeichnung zu eigen, gibt ihr aber einen Sinn, der zwar Brownings besondere Art, in sehr allgemeinen Umrissen freilich, nicht übel charakterisiert, dabei aber die besonderen Merkmale des Grotesken vermissen läfst: „the element of the grotesque in art, like the element of the grotesque in nature, means, in the main, energy, the energy which takes its own forms and goes its own way" (S. 149) In des feinsinnigen Poeten William Sharp Life of Robert Browning dagegen begegnet uns das Wort nur einmal. Es ist in der Tat ein vergebliches Unterfangen, eine so inkommensurable Gröfse, wie es eine starke und originale Dichterpersönlichkeit ist, durch ein einziges, in seiner Anwendung durch den Sprachgebrauch mehr oder minder festgelegtes Wort umgrenzen zu wollen, es sei denn, dafs diese Persönlichkeit sich so energisch nach einer einzigen Richtung hin entwickelt hat, dafs jenes eine Wort ihr innerstes Wesen samt der Form, in der es sich äufsert, zu kennzeichnen vermag. Dies ist der Fall bei Rabelais, den man mit Fug als den Dichter des grotesken Stils oder der grotesken Satire bezeichnen darf. Aber kann man Browning etwa den englischen Rabelais nennen? Er mag sich in einigen Schöpfungen seiner phantastischen Laune mit Rabelais berühren, der ihm wohlvertraut war, aber in vielen seiner wertvollsten Dichtungen ist

keine Spur eines grotesken Elements zu entdecken. Gehören die bewundernswürdigen Seelengemälde Fra Lippo Lippi, Andrea del Sarto, Clive oder das ergreifende Gedicht Imperante Augusto natus est etwa dem grotesken Stil an? Oder die köstlichen Cavalier Tunes? Oder solche unvergänglichen lyrischen Kleinode wie Wanting is-what? Eurydice to Orpheus, Prospice, Pisgah Sights, In a Year, A Womans Last Word, One Word more? Oder, um auch der Dramen zu gedenken, In a Balcony, Luria, Strafford und die unvergefsliche Ottimaszene aus Pippa Passes, die alles übertrifft, was Browning auf dem Gebiet des Dramas geschaffen hat? Oder eine so bitterernste, wenn auch künstlerisch nichts weniger als vollendete Dichtung wie Paracelsus? Gleichwohl drängt sich uns bei einer Anzahl von Brownings dichterischen Gebilden das Wort grotesk wie von selbst auf die Lippen, und so würde eine gründliche Untersuchung über The Grotesque in the Poetry of Browning in der Tat zur Klärung des Urteils über den grofsen Dichter oder besser zum Erfassen seiner dichterischen Persönlichkeit einiges beitragen können. Die Voraussetzung ist allerdings die Beherrschung der, siebzehn Bände füllenden, Dichtungen Brownings. Aus der Gesamtheit dieser Werke wären alle die, die nach dem Urteil des Untersuchenden dem grotesken Stil angehören, auszusondern und im einzelnen zu betrachten. Nur so könnte die Aufgabe einer Lösung nahe gebracht werden. Die Verfasserin der vorliegenden Thesis hat das nicht getan. Sie hat sich auf eine Anführung einiger, auch von anderen schon als grotesk bezeichneter Dichtungen beschränkt und läfst eine Fülle von Beispielen beiseite. Ich erwähne nur The Glove, The Flight of the Duchess, Soliloquy of the Spanish Cloister, Fifine at the Fair, den unausstehlichen Bluphocks in Pippa Passes, den heuchlerischen Nuntius in The Return of the Druses. Auch ist ihre Würdigung der von ihr nambaft gemachten Gedichte nichts weniger als erschöpfend. Für wen The Pied Piper of Hamelin „a continual character contradiction in Browning“ ist, der verrät eine nicht sehr eindringende Bekanntschaft mit Brownings Wesen, das bei allem Ernst und aller Tiefe doch auch einer fast kindlichen Heiterkeit und Lebensfreude keineswegs abhold war. Der originellen und im eigentlichen Sinne grotesken Mischung von Humor und Sarkasmus in dem seiner wunderlichen Reime wegen viel verschrieenen und ganz gewifs nicht tadellosen Gedicht Of Pacchiarotto wird die mürrische Ablehnung der Verfasserin ebensowenig gerecht wie Chestertons in Liebe und Hafs erglühende Subjektivität.

Im ersten Kapitel unternimmt es die Verfasserin — und sie geht darin durchaus methodisch vor — sich über Geschichte, Ursprung und Wesen des Grotesken zu orientieren. Sie kommt S. 13 zu dem Schlufs, die verschiedenen von ihr mitgeteilten Theorien stimmten darin überein, „that the two elements going to make up the grotesque are the terrible and the humorous". Leider aber geht sie zu flüchtig über die Geschichte des Wortes hinweg, die für die Geltung, die das Wort im heutigen Sprachgebrauch hat oder haben sollte, entscheidend ist, und die allein es uns ermöglicht, uns über die verschiedenen Definitionen ein begründetes Urteil zu bilden. Die Grundzüge dieser Geschichte finden wir in jeder Kunstgeschichte und jedem Konversationslexikon. Ich führe hier an, was Heinrich Schneegans in seiner grundlegenden Geschichte der grotesken Satire (Strafsburg, Trübner, 1894, S. 29 u. 30) darüber berichtet. „Auch aus etymologischen Gründen fühlen wir uns veranlafst, demjenigen den Namen grotesk zu geben, in welchem etwas Ungeheuerliches und Phantastisches zum Ausdruck kommt. Bekanntlich rührt der Ausdruck ‚grotesk' von jenen antiken Wandmalereien her, welche in den ‚grotte' genannten unterirdischen Trümmern der Titusthermen gefunden wurden, von Rafael bei seiner Ausschmückung der Loggien des Vatikans als Vorbild gebraucht, und hauptsächlich von seinen Schülern Giovanni da Udine und Perino del Vaga zur Verzierung der Decken und Wände der Paläste nachgeahmt wurden. Die Alten hatten derartige aus allerlei seltsamen und abenteuerlichen Figuren sich zusammensetzende Darstellungen ‚Ungeheuer' (monstra) genannt, eine Bezeichnung, die Benvenuto Cellini ... für dem Wesen der Sache weit entsprechender hält. ... Das Ungeheuerlich-Komische betont Vasari ganz besonders in seiner Beschreibung der Grotesken. Mit der Zeit tritt dieses Element in den Malereien immer mehr hervor." Man vergleiche hiermit Jakob Burckhardts Bemerkungen im Cicerone II[4], S. 131, vor allem die Stelle: „Das von Rafael so genau abgewogene Verhältnis des Figürlichen zum blofs Ornamentistischen ... gerät ins Schwanken; ersteres wird unrein und oft burlesk gebildet (z. B. die Masken jetzt als Fratzen)." „So bedeutet denn", fährt Schneegans S. 32 fort, „schon von vornherein der Ausdruck ‚grotesk' ein durch seine Ungeheuerlichkeit Lachen erregendes, dem sich bald auch ein karikierendes Element zugesellte." Das Groteske hat aber, füge ich ergänzend hinzu, als etwas Ungeheuerlich-phantastisches noch eine zweite Wirkung: wie es Lachen erregt, so kann es auch ein gewisses Schaudern

erwecken, wie die Verfasserin (S. 13) in der vorher angeführten Stelle richtig bemerkt.

Damit haben wir einen wohlbegründeten und bis zu einem gewissen Grade festumgrenzten Begriff gewonnen zur Kennzeichnung eines Kunststils, der weit älter ist als das für ihn, und zwar, wie wir gesehen haben, zunächst für eine besondere Verzierungsweise der Decken und Wände, seit dem 16. Jahrhundert üblich gewordene Wort. Er begegnet uns z. B., wie Thomas Wright in seiner, von der Verfasserin benutzten History of Caricature and Grotesque in Literature and Art nachweist, schon in der Kunst des Mittelalters. Ein jeder hat solche zum Lachen reizenden oder auch wohl ein gelindes Gruseln erregenden phantastischen Gestalten an und in den mittelalterlichen Kirchen gesehen. Dieser Stil ist aber nicht auf die bildenden Künste beschränkt. Er tritt uns auch in der Poesie entgegen, und hier war er schon dem griechischen Altertum nicht fremd. Den Polyphem der Odyssee nennt Jakob Burckhardt in seiner „Griech. Kulturgesch." II, S. 293 treffend „den ins Groteske gemalten furchtbaren Hirten, wie ihn das Seevolk kannte". Wir gedenken dabei unwillkürlich der Schreckgestalten unserer Volksmärchen. Auch in den Komödien des Aristophanes findet Burckhardt l. c. III, S. 261 „das riesig Groteske, die Erhabenheit in der Darstellung des Schlechten und Lächerlichen". Und Ivo Bruns sagt in seinem schönen Werke „Das literarische Porträt der Griechen" S. 151 von Aristophanes: „Nur aus jener Freiheit, die alle logischen Bedenken dieser Welt über den Haufen wirft, erwächst ihm die Möglichkeit, unerschöpflich eine groteske Situation an die andere zu reihen." Shakespeares Caliban, das Vorbild des Browningschen, ist ohne Zweifel eine groteske Gestalt. Auch Malvolio darf man so nennen. Auf Swift weist die Verfasserin S. 16 selbst hin. Und wem fallen neben Rabelais und Cervantes nicht andere Satiriker sowie die französischen Romantiker mit Victor Hugo an der Spitze und von deutschen Dichtern z. B. E. T. A. Hoffmann, Immermann, Grabbe ein? Wenn die Verfasserin Browning die Entdeckung des Grotesken als einer poetischen Form innerhalb des Bereichs der englischen Literatur zuschreibt (S. 16, und ganz uneingeschränkt S. 38), so reicht der von ihr selbst erwähnte Swift völlig aus, diese Behauptung hinfällig zu machen. Der Verfasserin aber ist, unter dem Einfluſs Chestertons, wie es den Anschein hat, diese Meinung so zur Überzeugung geworden, daſs sie sich zu dem Zirkelschluſs verführen läſst, der dem ersten Kapitel am Ende eine überraschende Wendung

gibt; „These theories must find a practical test, however, and it is to a study of the poet of the grotesque (= Browning) that we turn to test the adequacy of the theories of the grotesque.“ Aber wir wollen ja gerade untersuchen, ob oder inwiefern Browning „der Dichter des Grotesken“ ist und können das doch nur, wenn wir prüfen, ob der Begriff des Grotesken, den wir ohne Rücksicht auf ihn in sorgfältiger Forschung festgestellt und nicht willkürlich konstruiert haben, auf seine Art der künstlerischen Darstellung, sei es in allen, sei es nur in einer bestimmten Anzahl seiner Schöpfungen zutrifft. Trifft er überhaupt nicht zu, so ist nicht unsere Definition falsch, sondern es folgt daraus, dafs man Browning fälschlich als den „Dichter des Grotesken“ bezeichnet. Und auch, wenn sich herausstellt, dafs nur ein Teil seiner Gedichte diesem Stile beigezählt werden kann, mufs diese Bezeichnung aufgegeben werden, da sie nicht sein ganzes Schaffen kennzeichnet.

Es sei schliefslich noch darauf hingewiesen, dafs grotesk als literarisches Schlagwort meines Wissens zuerst in der vom Oktober 1827 datierten berühmten Vorrede Victor Hugos zu seinem „Cromwell“ erscheint, in der das Programm der französischen Romantik seinen beredten Ausdruck fand. Ich setze einige der bezeichnendsten Stellen hierher. Oeuvres complètes de Victor Hugo 31, Drame I Cromwell, Préface S. 16: „La muse moderne ... sentira que tout dans la création n'est pas humainement beau, que le laid existe à côté du beau, le difforme près du gracieux, le grotesque au revers du sublime.“ S. 17: „Aussi voilà ... un type nouveau introduit dans la poésie ... ce type, c'est le grotesque.“ S. 19: „Dans la pensée des modernes ... le grotesque a un rôle immense. Il y est partout; d'une part il crée le difforme et l'horrible; de l'autre, le comique et le bouffon.“ In den Notes S. 547 vermag Victor Hugo freilich das Bekenntnis nicht zu unterdrücken: „Rien n'est beau ou laid dans les arts que par l'exécution“, und S. 548 bemerkt er einschränkend: „Du reste, dans l'art comme dans la nature, le grotesque est un élément, mais non le but. Ce qui n'est que grotesque n'est pas complet.“ S. 49 wird das Programm so ausgesprochen: „On conçoit que ... si le poète doit choisir dans les choses (et il le doit), ce n'est pas le beau, mais le caractéristique.“

Ich habe diese Stellen hier mitgeteilt, weil Victor Hugo, wie auch Balzac, anscheinend nicht ohne Einflufs auf Brownings Schaffen geblieben ist. In einem Brief vom 3. Februar 1847 schreibt Elisabeth Browning:

„Robert is a warm admirer of Balzac and has read most of his books“ (Mrs. Sutherland Orr, Life and Letters of Robert Browning[2] S. 152), und aus Brownings späteren Jahren fügt Mrs Sutherland hinzu l. c. S. 385: „His allegiance to Balzac remained unshaken.“ Als Browning den Winter 1851/52 in Paris zubrachte, hätte er äufserst gern die persönliche Bekanntschaft Victor Hugos gemacht. Sein Wunsch ist ihm aber weder damals noch später erfüllt worden, obwohl er jahrelang einen Brief, in dem ihn Lord Houghton Victor Hugo empfahl, bei sich getragen haben soll (ib. S. 179). Es dürfte sich lohnen, zu prüfen, wo und wie weit Victor Hugo und Balzac Spuren ihrer Einwirkung in Dichtungen Brownings hinterlassen haben.

Bremen. **Edmund Ruete.**

---

299) **Webster's Collegiate Dictionary.** A Dictionary of the English Language. London, George Bell & Sons. Springfield, Mass. U. S. A. G. & C. Merriam Co., 1907. LVI u. 1062 S. (zu 2 Sp.). 8. geb. Sh. 12.

Alles, was seinerzeit in dieser Zeitschrift anläfslich der Anzeige von Webster's International Dictionary (letzte Ausgabe vom Jahre 1902) zum Lobe und zum Tadel dieses lexikalischen Riesenwerkes gesagt ist (vgl. Jahrg. 1903, S. 92 ff.), läfst sich bis zu einem gewissen Grade auch auf diesen kleinen Webster übertragen, der in knappester Form das gröfsere Werk exzerpiert bringt. Auch dieser gedrängte Auszug ist in diesem Neudruck weiter gefördert und zeitgemäfs nachgebessert worden. Auf die Verhältnisse der Englischen Landsleute in allen Weltteilen berechnet, gibt das Kleine Wörterbuch, das wohl fast alle vorkommenden Wörter verzeichnet, ihre Aussprache, Ableitung und Bedeutung, eventuell mit umschreibender Erklärung. Dabei werden besonders zoologische und botanische Namen durch eingedruckte, einfache Zeichnungen miterläutert, weniger häufig die technologischen Ausdrücke, obwohl hierbei eigentlich das Bedürfnis des modernen Lebens gröfser ist und bei der Beschreibung komplizierter Gegenstände und ihrer Teile aus der Anschauung weit mehr Förderung gewonnen werden mufste, als bei der Bestimmung der Tiere und Pflanzen, die uns unsere alltägliche Umgebung zeigt. Immerhin bietet das Lexikon unseren deutschen Benutzern eine recht brauchbare Ergänzung zu den Englisch-Deutschen Schullexicis, zumal die Eigentümlichkeiten des internationalen Englisch, wie sie in Amerika, Australien oder Indien hervor-

treten, berücksichtigt sind. — Als besondere Beigaben folgen dem 948 Seiten zählenden Hauptwörterbuche noch mehrere Speziallexica: 1) A pronouncing glossary of scottish words and phrases; 2) A vocabulary of rhymes; 3) A pronouncing vocabulary of proper names; 4) A vocabulary of english christian names; 5) An account of the chief deities, heroes, etc. in classical mythology; 6) A dictionary of classical and foreign quotations, phrases, etc.; 7) A table of abbreviations and contractions; 8) A table of arbitrary signs used in writting and printing. Die Auskunft bei den Personennamen ist freilich nur sehr dürftig; mit einem schlichten M. werden Bismarck, Bonaparte, Charlemagne, Chatam als Männer der Neuzeit abgetan, desgleichen mit einem einfachen C. die klassischen Namen Gabinius, Galenus, Gigantes, Granicus, gleichgültig, ob der Name einem Manne, Flufs oder Gebirge zukommt. Die antiken Gottheiten und Heroen bekommen wenigstens einen ganzen Satz zu ihrer Definition. Bei den Fremdworten und Zitaten fällt uns unter den lateinischen noch eine altmodische Orthographie auf, wie judice, justus, jacere usw., lethale, penitentia coelebs, coelum, Skripturen, die man doch in den Oxforder Musterausgaben der Klassiker nicht mehr findet. Interessant ist es, bei den geflügelten Worten einmal die Summen der Anleihen aus fremden Literaturen zu vergleichen. Den Hauptanteil stellt das Latein und zwar meist aus den Werken des Virgil, Horaz und Ovid. Manche Formeln haben eine variierte Fassung, wie: aut Caesar aut *nullus*. Sehr oft begegnen ferner französische Worte und Wendungen (NB hier nicht immer korrekt gedruckt). Griechischen Ursprungs sind drei Ausdrücke (hier mit Lautumschrift versehen). Fünf bis sechs Anführungen haben deutsche Herkunft, darunter eine, die man bei uns wohl nicht unter den Proverbien findet: „Lade nicht alles in ein Schiff.“ — Wertvoll ist das Register der Abbreviaturen in Schrift und Drucksatz. Ebenso leistet die Übersicht über die den verschiedenen Spezialwissenschaften z. B. der Medizin, Astronomie eigentümlichen Signaturen gute Dienste, wie auch das Muster einer Druckbogenkorrektur. Man sieht, es ist für alle literarische Handreichung Sorge getragen. Selbst für schnellstes Zurechtfinden im Werke sind durch Buchstabenmarken am Buchschnitt und durch entsprechenden Aufdruck auf dem Rande der rechten oder linken Textseite gute Hilfen geboten, deren Verwertung häufiges Hantieren lehrt.

Die Druckschrift ist scharf, allerdings für unsere Gewöhnung zu klein, das Papier dauerhaft und stark, wie auch der Einband. Wem der Grofse

Webster zu teuer ist, dem kann diese kleine Ausgabe als ausreichender Behelf empfohlen werden.

---

300) **Carl Weiser, Englische Literaturgeschichte.** Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung, 1906 (Sammlung Göschen 69). 175 S. 8. geb. ℳ —.80.

Mit dem Zusatz versehen: „verbessert und vermehrt" liegt die zweite Auflage der Englischen Literaturgeschichte von Weiser vor uns. Der Zusatz ist berechtigt. Die in der ersten Auflage vorhandenen Irrtümer und Versehen, welche in dieser Zeitschrift (Jahrgang 1898, Nr. 6) berührt wurden, sind nunmehr beseitigt, und die dort gegebenen Anregungen wurden berücksichtigt. (In § 94 mufs es jedoch „Cadenus and Vanessa" heifsen — anstatt „Stella und Vanessa".) — Auch die Vermehrung ist wesentlich. So wurde der die angelsächsische und die mittelenglische Periode behandelnde Teil vollständig umgearbeitet und erweitert, wobei die neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der englischen Metrik gebührend beachtet wurden. Dann wurde das Zeitalter der Königin Viktoria so weit ergänzt, als ein abschliefsendes Urteil über die hervorragendsten Erscheinungen desselben möglich ist. Nachgetragen wurden Keats und Elisabeth B. Browning, wie der einer früheren Zeit angehörige Cowper; ganz neu ausgearbeitet ist das Kapitel über die Prärafaeliten, in welchem Morris und Swinburne die ihnen zukommende Berücksichtigung finden.

Die neuangefügten Kapitel erheischen einige Bemerkungen. Zu § 150. Unter den neueren Historikern gebührt auch Froude, Freeman, Green ein Platz. — Zu § 163. Unter Elisabeth B. Browning's Werken ist ihr wohl bedeutendstes — Aurora Leigh — gar nicht erwähnt. — Zu § 163. Die dem letzten Jahrzehnt von Morris' Leben angehörigen Prosadichtungen — wie A Tale of the House of the Wolfings — A Story of the Glittering Plain — hätten schon der eigentümlichen Sprache wegen, in der sie abgefafst sind, angeführt werden können. — Zu § 168 und 169. Neben Swinburne wäre sein Freund Theodore Watts-Dunton, der Verfasser von Aylwin und The Coming of Lowe des Erwähnens wert, wäre es auch nur, um auf diesen in Deutschland fast gänzlich unbekannten, bedeutenden Schriftsteller die Aufmerksamkeit zu lenken. Was die „nichtigen Versspielereien" Swinburne's anlangt, halte ich es mit eben diesem Watts-Dunton, wenn er sagt: „No foreigner cau really judge of the finer and more subtle effects of English

poetic art." Über Swinburne's Verskunst ist auch zu vergleichen: James Douglas im dritten Band der Neuauflage von Chambers's Cyclopaedia of English Literature. — Zu § 177. Dieser Paragraph sollte in einer neuen Auflage erweitert werden, etwa in einen solchen mit der Überschrift: Ruskin, John Stuart Mill, Charles Darwin, Huxley. — Im 22. Kapitel werden ungern Namen vermifst wie: Whittier, Lowell, Hawthorne, Emerson. Auch der Geschichtschreiber Motley verdient es, endlich einmal einem gröfseren deutschen Publikum nähergebracht zu werden. — Jerome Klapka Jerome ist kein Amerikaner.

In seiner neuen Gestalt hat das Weisersche Büchlein an Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit gewonnen. Neben Schröer, Grundzüge und Haupttypen der Englischen Literatur (ebenfalls in der Sammlung Göschen), die das englische Schrifttum von hoher Warte aus betrachten und beleuchten, wird es besonders unseren Lehramtskandidaten und -Kandidatinnen gute Dienste leisten und kann ihnen wie jedem Literaturfreund, dem es um Gewinnung eines raschen Überblicks über die englische Literaturgeschichte zu tun ist, empfohlen werden.

Speyer. **Th. Marx.**

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Lateinische Syntax
(Bedeutungslehre)
für Reform-Realgymnasien.
Von
Dr. **Hermann Hesselbarth** und **Hermann Wibbe,**
Professoren an der Ostendorf-Schule zu Lippstadt.
Preis: ℳ 1.25.

Leitfaden
der
römischen Altertümer
für Gymnasien, Realgymnasien und Kadettenanstalten
von
Dr. **Adolf Schwarzenberg,**
Professor an der Dreikönigschule (Realgymnasium) zu Dresden-Neustadt.
Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage.
Preis: gebunden ℳ 1.20.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.

Zusammengestellt von
Professor Dr. R. Schnee.

Erster Teil: **Phrasensammlung.**
Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.
Für Quinta bis Prima.
Preis: ℳ 1.—.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**
Für Sekunda und Prima.
Preis: ℳ —.80.

Hundert ausgeführte Dispositionen

zu
deutschen Aufsätzen
über
Sentenzen und sachliche Themata
für die obersten Stufen der höheren Lehranstalten.
Von Dr. Edmund Fritze,
Professor am Gymnasium in Bremen.

Erstes Bändchen:
a) Entwurf einer Aufsatzlehre.
b) Die ersten 48 Dispositionen.
Preis: ℳ 3.

Zweites Bändchen:
Die letzten 52 Dispositionen.
Preis: ℳ 2.

Le petit Vocabulaire.

Französisch-deutsche Wörtersammlung,
geordnet nach Bildern aus Natur und Menschenleben und verteilt auf die Klassen Sexta bis Untersekunda.
Nebst einem Anhang:
Die Stammformen der unregelmäßigen Verben.
Von
Dr. K. Engelke,
Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.
Preis: ℳ 0.70.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

1909

Gotha, 12. Dezember. Nr. 25, Jahrgang 1908.

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

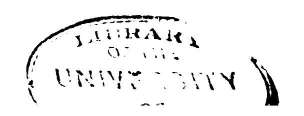
Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

301) **Cornell Studies in Classical Philology edited by Charles Edwin Bennett, John R. Sitlington Sterret and George Prentice Bristol.** Nr. XVIII: **Mary Corwin Lane, Index to the Fragments of the greek elegiac and iambic poets** as contained in the Hiller-Crusius Edition of Bergk's Anthologia Lyrica. Ithaca, New York, Longmans, Green & Co., 1908. III u. 128 S. 8. 80 cts.

Der Index enthält den Wortschatz der elegischen und iambischen Dichter, die in der Bergk-Hiller-Crusiusschen Anthologia lyrica herausgegeben sind; jedoch ist das Pseudophokylideische Lehrgedicht S. 337 f. ausgeschlossen, und ebenso die Epigramme des Aristotelischen Peplos S. 365 f. Die Sammlung ist, nach den vorgenommenen Stichproben zu schliefsen, vollständig; die Formen des Artikels und *καί* in ihrer gewöhnlichen Verwendung sind weggelassen. Der Index beschränkt sich auf die Angabe der vorkommenden Formen, die bei Substantiven nach Numerus und Kasus, bei Adjektiven nach Numerus, Kasus und Genus, bei Verben


LIBRARY OF THE UNIVERSITY

nach Tempora und Modi, bei Konjunktionen nach Modi, bei Präpositionen nach Kasus geordnet sind. Man wird der Verfasserin für ihre Arbeit dankbar sein; aber noch gröfser wäre der Dank, wenn sie in der Angabe des Sprachmaterials noch etwas weitergegangen wäre. Viel Zeit wäre den Benutzern erspart, wenn bei den Adverbien die Verbindungen, in denen sie vorkommen, bei den Adjektiven die Substantiva und umgekehrt bei den Substantiven die Adjektiva, die dabei stehen, bei den Verben die Konstruktion, in der sie sich finden, mitangegeben wäre. Ein Mangel ist es, dafs bei Wörtern wie *ἀθάνατος*, *ἀγαθός*, *κακός* u. a. zwischen adjektivischem und substantivischem Gebrauch nicht geschieden ist. *β.*

302/3) **J. van Leeuwen, Menandri quatuor fabularum Herois Disceptantium Circumtonsae Samiae fragmenta nuper reperta.** Leyden, A. W. Sijthoff, 1908. IV u. 112 S. 8. ℳ 5.50.

— —, **Menandri quatuor fabularum Herois Disceptantium Circumtonsae Samiae fragmenta cum prolegomenis et commentariis iterum ed.** Leyden, A. W. Sijthoff, 1908. VIII u. 180 S. 8. ℳ 5.10.

In erstaunlich kurzer Zeit nach der ersten Ausgabe der neuen Menanderfragmente durch Lefebvre gab uns van Leeuwen eine Bearbeitung der vier Komödien, die zweifellos in der Hervorhebung der szenischen Gliederung, der Verteilung des Dialogs und in der Einfügung weniger leicht bestimmbarer Fragmente (N und T in die Disc.; ferner wurde das von Grenfell und Hunt in den Oxyrh. Pap. II 211 veröffentlichte Bruchstück in die Circumt. aufgenommen, frgm. J aus der Sam. dorthin umgestellt) einen Fortschritt über Lefebvre hinaus bedeutet. Die schon drei Monate nach der ersten erschienene zweite Ausgabe van Leeuwens bringt weitere Neuerungen auch in dieser Hinsicht (Aufnahme des frgm. Jernstedt 1891 am Anfang der Disc., des frgm. R mit v. Arnim nach Disc. 366); aufserdem ist sie mit einem verhältnismäfsig schon sehr ansehnlichen Kommentar und einem Index rerum et nominum ausgestattet. Beide Ausgaben empfehlen sich schliefslich durch ihre Billigkeit gegenüber der Lefebvreschen (25 frcs.).

Während dem Herausgeber bei der ersten Bearbeitung nur Beiträge von Wilamowitz, Crönert und Herwerden vorlagen, mufste er bei der zweiten schon nicht weniger als 25 Aufsätze berücksichtigen, die eine Unmenge von Konjekturen enthalten. Sie sind ziemlich vollständig in

den kritischen Apparat und in meist glücklicher Auswahl in den Text aufgenommen; überhaupt wird den Kenner der van Leeuwenschen Aristophanesausgaben die Zurückhaltung erfreuen, die sich der Herausgeber in der Behandlung des überlieferten Textes auferlegte.

Trotzdem kann der kritische Apparat nur mit gröfster Vorsicht benützt werden. Wo der edierte Text sich doch auf die eine Handschrift und hier wieder nur auf deren Lesung durch Lefebvre und Croiset stützt, wäre es vielleicht kein zu weit gehendes Verlangen, wenn man Auslassungen auch nur eines Buchstabens, selbst wenn man diesen unfehlbar richtig ergänzen zu können glaubt, im kritischen Apparat vermerkt finden wollte. In der ersten Ausgabe van Leeuwens passieren aber Ergänzungen wie *τυντονλαβοι...ισθον* = *λάβοιμι μισθόν* (Disc. 332) *εγωπροσ.στ..οψομαι* = *προσεστῶσ᾽ ὄψομαι* (Circumt. 61), *ακουεδηνυνπ.ρ...* = *Παρμένων* (Sam. 90) u. ä. ohne jede Notiz. Diese gröberen Versehen sind (ausgenommen *φιλοτιμουμε...* = *φιλοτιμούμενος* Circumt. 252) in der zweiten Ausgabe alle verbessert; aber auch hier erregen Bemerkungen wie: „singulorum versuum litteras initiales *tres duasve vel unam* supplevit Lef." (zu Disc. 101—110; ganz ähnlich Disc. 247—250, 312—320) Argwohn und machen jedenfalls eine Kontrolle über die Richtigkeit der Ergänzungen unmöglich. Soll also die verdienstvolle Arbeit, die in so kurzer Zeit zu leisten nur dem gewiegten Kenner der attischen Komödie möglich war, als Unterlage für wissenschaftliche Arbeiten am Menandertext brauchbar sein, so dürfte es sich empfehlen alle Ergänzungen — und dann vielleicht auch alle durch Konjekturen hervorgerufenen Änderungen des Textes — entweder durch veränderten Druck oder durch die sonst beliebten Klammern hervorzuheben.

München. **Ernst Wüst.**

---

304) **R. W. Macan, Herodotus. The seventh, eighth and ninth books with introduction, text, apparatus, commentary, appendices, indices, maps.** Vol. I part 1: Introduction, book VII (text and commentaries). C u. 356 S. Vol. I part 2: Books VIII and IX (text and commentaries). 357—831 S. Vol. II: Appendices, indices, maps. X u. 462 S. 8. London, Macmillan and Co., 1908. 30 sh.

Im J. 1895 erschien von R. W. Macan die Ausgabe des 4., 5. und 6. Buches des Herodot, die in dieser Zeitschr. 1896 S. 305 flg. besprochen

ist. An diese reiht sich die vorliegende Ausgabe des 7., 8. und 9. Buches an. Sie besteht wie jene aus Einleitung, Text, Kommentar und Anhängen, ist aber aufserdem noch mit einem kritischen Apparat versehen, der in der Ausgabe der früheren Bücher fehlt. Karten und Indices sind auch diesen Bänden beigefügt wie früher.

Die Einleitung weist auf den innigen Zusammenhang der drei letzten Bücher untereinander hin und legt ihre Disposition eingehend dar. Hieran schliefst sich die Besprechung der schon so oft behandelten Frage, ob das Geschichtswerk im Sinne Herodots abgeschlossen und vollständig sei. Nach einer sorgfältigen Erörterung der Gründe für und wider kommt der Verf. zu dem Ergebnis, dafs die Frage zu bejahen sei. Es scheint mir aber, als ob er die dagegen sprechenden Gründe doch nicht voll gewürdigt habe. Die Anekdote am Schlusse des 9. Buches macht eine Weiterführung der Geschichte gewifs ebensowenig unmöglich wie die im 4. Buch, Kap. 143 und 144, und wenn, wie der Verf. sehr wahrscheinlich macht, die Bücher 7—9 zuerst von Herodot abgefafst wurden, so folgt auch daraus noch nicht, dafs der Geschichtschreiber nicht weiter gehen wollte; denn wie er eine Vorgeschichte vorausschickte, so konnte er auch eine Fortsetzung anfügen. Und dafs er dies wirklich beabsichtigte, zeigt das Versprechen, das er VII 213 hinsichtlich des Berichts über die Tötung des Ephialtes macht, deutlich. Der Verf. sagt im Kommentar, wo er — nebenbei gesagt — richtiger urteilt als in der Einleitung, selbst, dafs Herodot, als er dies schrieb, vorhatte, weiter in seiner Geschichtserzählung herabzugehen, jedenfalls bis in die Zeit nach dem Tode des Ephialtes, der nach dem J. 476/5 fällt. Wenn er aber zur Erklärung, warum Herodot sein Versprechen nicht erfüllte und sein Vorhaben nicht ausführte, annimmt, er habe im Verlaufe seiner Darstellung seinen ursprünglichen Plan geändert, so ist dies an sich zwar wohl möglich, nach Lage der Umstände aber wenig wahrscheinlich. Denn einmal sollte man glauben, dafs der Geschichtschreiber mit Aufgabe seines ursprünglichen Planes auch die Stelle VII 213 geändert und seiner sonstigen Übung gemäfs das Nötige über die Tötung des Ephialtes sofort beigefügt hätte, wozu die Gelegenheit sicherlich nicht fehlte, da er ja nach dem Verf. — und darin mufs ihm jeder, der seine Ansicht über die Abfassungszeit der letzten Bücher billigt, beistimmen — mindestens zwei Revisionen dieser Bücher vornahm. Sodann halte ich mit anderen den Abschlufs des ganzen Werkes mit der Eroberung von Sestos für wenig geeignet, weil er mit Herodots

Plan nicht im Einklang steht; die Kämpfe zwischen Persern und Hellenen sind damit noch nicht beendigt, und besonders ist das Schicksal der Ionier, über das sich die Griechen IX 106 beraten, noch nicht entschieden. Dies mufste aber geschehen, da sie ja die Urheber des ganzen Krieges sind. Wer zum Beweise dafür, dafs das Herodotische Geschichtswerk mit der Eroberung von Sestos passend schliefsen konnte, auf den Gebrauch von *τὰ Μηδικά* hinweist, womit Thukydides u. a. den Krieg der Jahre 480 und 479 bezeichnen, der übersieht, dafs diese Bedeutung des Wortes gerade auf der Beschaffenheit des Herodotischen Werkes beruht; weil Herodots Geschichte mit diesem Kriegszuge abbricht, beschränkte man später *τὰ Μηδικά* auf ihn und knüpfte die Geschichtserzählungen der folgenden Zeit an ihn an. Herodot selbst gebraucht das Wort IX 64 von einem Ereignis aus unbekannter Zeit, das man gewöhnlich in den sogenannten dritten Messenischen Krieg versetzt; man kann also nicht sagen, dafs er *τὰ Μηδικά* in jenem beschränkten Sinne verwandt habe, oder was dasselbe ist, dafs die Perserkriege für ihn mit dem Zuge des Xerxes beendigt waren.

Noch schwieriger als die Frage nach dem Abschlufs des Herodotischen Geschichtswerks ist die nach der Zeitfolge der Reisen des Geschichtschreibers. Macan führt unter den Beweisen, dafs die drei letzten Bücher zuerst von Herodot abgefafst wurden, auch den Umstand an, dafs Reisenotizen in ihnen fehlen. Dies wird sich angesichts der zahlreichen geographischen Schilderungen, die in diesen Büchern enthalten sind, nicht aufrecht erhalten lassen. Die Reise Herodots in den Pontos bringt der Verf., wie schon früher, einer Vermutung Dunckers folgend, mit Perikles' Zug in den Pontos im J. 443 in Verbindung. Irgendein Anhaltspunkt dafür liegt, soviel ich sehe, nicht vor; an Gelegenheit, dahin zu kommen, fehlte es nicht, und was besonders gegen diese Annahme spricht, ist der Mangel jedes Hinweises auf dieses Ereignis, den sich Herodot gewifs nicht hätte entgehen lassen; auch erscheint es zweifelhaft, ob die Zeit des Zuges für die Erkundigung Herodots ausgereicht hätte. Der Aufenthalt in Thurii dauerte nach Macan nicht lange; auch kann er keinen Beweis dafür finden, dafs Herodot von Thurii aus Sizilien oder Syrakus besucht habe. Wohl aber nimmt er auf Grund der letzten Bücher eine Thurische Redaktion des Geschichtswerkes an, das ihm erst sein volles Ziel, seine grofse Weite und seine tiefe Einheit brachte; jedoch meint er, dafs darin die Libyschen und Ägyptischen Geschichten noch nicht gestanden haben; denn

die libysche Reise falle in die Zeit nach seinem Aufenthalt im Westen oder sogar in die Rückreise von Thurii nach Athen. Was nun Herodots Rückreise nach Athen betrifft, so kann ich mich nicht davon überzeugen, dafs sie stattgefunden hat. Die Überlieferung läfst den Geschichtschreiber in Thurii sterben, wo sie auch sein Grab kennt; bei Marcell. vita Thucyd. 17 beruht der Name *Ἡροδότου* auf einem Schreibfehler. Von einem nochmaligen Aufenthalt Herodots in Athen nach seiner Auswanderung nach Thurii weifs die Überlieferung nichts, und doch hätte ihr ein solcher schwerlich entgehen können, wenn er stattgefunden hätte. Damit stimmt, was wir aus dem Geschichtswerke entnehmen können; Herodot ist mit der Ausschmückung der Akropolis, wie sie unter Perikles' Verwaltung vorgenommen wurde, unbekannt. Was er von der athenischen Geschichte nach 443 bis in die Anfänge des Peloponnesischen Krieges hinein mitteilt, ist alles derart, dafs er es leicht in der athenischen Kolonie erfahren konnte. Auch liegt meiner Meinung nach kein Grund vor zu bezweifeln, dafs die Reisen des Geschichtschreibers im Westen, besonders auch in Sizilien, eben in die Zeit seines Aufenthaltes in Thurii fallen. In diese Zeit verlegt die Überlieferung die Abfassung des Geschichtswerkes; ich glaube aber, dafs der Verf. mit Unrecht eine athenische Redaktion nach der thurischen annimmt. Es fand nur eine Redaktion in Thurii statt, die dem Werke die Gestalt gab, in der wir es haben; die Begeisterung für Athen, die sich darin ausspricht, brachte Herodot schon nach Thurii mit. Wer eine athenische Redaktion annimmt, mufs sie vor die Reise nach Thurii setzen. Über Herodots Quellen urteilt Macan gut, und sehr treffend ist die Würdigung, die er dem „Vater der Geschichte" zuteil werden läfst.

Der Text der Macanschen Ausgabe ist der Hauptsache nach der Steinsche. Der beigefügte kritische Apparat enthält die hs. Lesarten und eine reiche Auswahl von Verbesserungsvorschlägen älterer und neuerer Gelehrten. Dabei hat sich aber hin und wieder ein Versehen eingeschlichen; so schreibt er VII 154 *πεφεύγεε* Schenkl zu, während es doch schon in meiner Ausgabe steht; allerdings halte ich es jetzt nicht mehr für richtig, sondern lese im engsten Anschlufs an die Überlieferung *οὐδεμία (ἀ)πέφευγε*, indem ich annehme, dafs *α* nur einmal geschrieben wurde. VIII 12, 3 merkt er an: *ἐξεφερέοντο* Holder, van H. st. *ἐξεφορέοντο β* Holder. VIII 94, 8 nennt er für die Lesart *τῇ δὴ συμβάλλονται* unter andern auch Holder, der aber mit den Hs. *τῇ δὲ σ.* liest. Auch VIII 5, 5

ist die Angabe ὁ Κορίνθιος Suidas (s. v. ἤσπαιρεν) cum v. l. Κορινθίων ungenau; es mufste noch beigefügt werden, dafs bei Suidas die vorhergehenden Worte Ἀδείμαντος γὰρ ὁ Ὠκύτου fehlen; denn ständen diese, so würde es gewifs nicht ὁ Κορίνθιος heifsen, sondern ohne Artikel Κορίνθιος. Die eigenen Vermutungen des Verf. beziehen sich gröfstenteils auf Wörter und Sätze, die er für Glossen und Interpolationen hält; jedoch scheint er mir dabei nicht genug beachtet zu haben, dafs eine gewisse Breite und Wiederholung im Wesen des Herodotischen Stils liegt. Im einzelnen erwähne ich VII 84 ταῦτα τὰ ἔθνεα ⟨πάντα⟩; ich schrieb ταὐτὰ ταῦτα ἔθνεα. VII 114: ἀντιχαρίζεσθαι ⟨ζώοντας⟩ κατορύσσουσαν; doch läfst sich dieser Begriff leicht aus dem vorhergehenden ergänzen. VII 144, 7 will er ἑκατόν st. διηκοσίας schreiben und dann die zwei folgenden Sätze: αἱ δὲ ἐς τὸ μὲν ἐποιήθησαν κτλ. und αὗταί τε δὴ αἱ νέες κτλ. umstellen, indem er in dem letzteren τοσαύτας nach ἑτέρας τε ergänzt; aber damit würde ohne Zweifel Herodot selbst korrigiert werden, der mit διηκοσίας eben die Gesamtzahl der athenischen Schiffe, wie sie bei Salamis gebraucht wurden, zusammenfafst und mit ἑτέρας τε ἔδεε προσναυπηγέεσθαι den Bau von Ersatzschiffen meint, wie schon Stein darlegt. VII 181 schlägt er Ἀσωπίδης st. Ἀσωνίδης vor, für einen Ägineten nicht unpassend. VIII 74 ἤδη δρόμον θέοντες st. δρόμου; so schon in meiner Ausgabe von 1887. VIII 76 wünscht er τήν Κέον τε καὶ [τὴν] Κυνόσουραν, was recht wahrscheinlich ist. VIII 90, 4 vermutete Stein συνήνεικε ὧν οὕτω ⟨γενέσθαι⟩ ὥστε; Macan möchte lieber οὕτω streichen, und in der Tat findet sich οὕτω sonst bei συνήνεικε ὥστε nicht; jedoch liest man VIII 132 ähnlich συνέπιπτε δὲ τοιοῦτο ὥστε und öfter οὕτως ποιεῖν ὥστε; demnach ist der Satz mit ὥστε als Erklärung von οὕτω zu fassen. VIII 112 klammert der Verf. die Worte χρεώμενος τοῖσι ... ἐχρήσατο als Glossem ein und 123, 4 vermutet er διέφερον τὰς ψήφους; beides schon in meiner Ausgabe von 1887. VIII 137 haben die Hs. ἐνθαῦτα δὲ ἐθήτευον ἐπὶ μισθῷ παρὰ τῷ βασιλέϊ, ὁ μὲν ἵππους νέμων, ὁ δὲ βοῦς, ὁ δὲ νεώτατος αὐτῶν Περδίκκης τὰ λεπτὰ τῶν προβάτων. ἦσαν δὲ τὸ πάλαι καὶ αἱ τυραννίδες τῶν ἀνθρώπων ἀσθενέες χρήμασι, οὐ μοῦνον ὁ δῆμος· ἡ δὲ γυνὴ τοῦ βασιλέος αὐτὴ τὰ σιτία σφι ἔπεσσε. Stein stellte die beiden letzten Sätze um, so dafs ἦσαν δὲ (oder γὰρ) κτλ. sich kausal an ἡ δὲ γυνὴ κτλ. anschliefsen. Macan will den Satz ἦσαν γὰρ κτλ. zwischen βασιλέος und αὐτὴ einschieben. In Wirklichkeit ist jede Änderung unnötig; die Worte ἦσαν

κτλ. geben den Grund an, warum die Söhne des Temenos Hirtendienste verrichten mufsten, und leiten so natürlich zu ἡ δὲ γυνὴ κτλ. über. Zum Schlusse erwähne ich noch, dafs Macan in IX 121 die letzten Worte καὶ κατὰ τὸ ἔτος τοῦτο οὐδὲν ἐπὶ πλέον τούτων ἐγένετο streicht, um einen besseren Abschlufs des ganzen Werkes zu gewinnen, ein Wunsch, der zur Verwerfung dieser echt Herodotischen Worte nicht genügt, die, wenn auch kein sicherer Beweis, doch eine wahrscheinliche Andeutung dafür sind, dafs der Geschichtschreiber hier noch nicht abbrechen wollte. Wie leicht hätte er in diesem Fall einen geeigneteren Schlufs gefunden!

Der Hauptwert des Macanschen Buches liegt in dem Kommentar unter dem Text und in den Anhängen des zweiten Bandes. Diese machen die Ausgabe zu der bedeutendsten Erscheinung auf dem Gebiete der Herodot-Literatur innerhalb der letzten Jahre, die niemand, der sich mit unserm Schriftsteller beschäftigt, ohne Schaden beiseite lassen kann; denn unter selbständiger Verwertung dessen, was bis jetzt zur Erklärung und Beurteilung Herodots beigebracht ist, hat der Verf. eingehend und erfolgreich alle Fragen behandelt, die das Geschichtswerk der wissenschaftlichen Forschung stellt. Jedoch sind nicht alle Teile gleich wertvoll; die grammatischen Bemerkungen lassen da und dort zu wünschen übrig. So meint er, VIII 2 könne εἴρηται δέ μοι καὶ ὡς τὸ πλῆθος κτλ. eine Rechtfertigung der Reihenfolge sein, in welcher der Geschichtschreiber die einzelnen Völkerschaften aufgezählt habe, während doch nur eine offenbare Korruptel vorliegt statt καὶ τὸ πλῆθος ὅσον ἕκαστοι κτλ.; ὅσον war vergessen, wurde nachgetragen und kam an unrichtiger Stelle in verschriebener Form in den Text. VIII 11 will er ἑτεραλκέως, das man bisher, dem Zusammenhang entsprechend, als „unentschieden“ erklärte, in homerischer Bedeutung „entscheidend“ fassen; dazu pafst aber zunächst einmal ἀγωνιζομένους schlecht statt νικῶντας; sodann mufs man τοὺς ἀγωνιζομένους nur auf die Griechen beziehen statt auf beide kämpfenden Parteien; das macht aber νὺξ ἐπελθοῦσα διέλυσε unmöglich, ganz abgesehen davon, dafs bei entscheidendem Sieg der Griechen die Perser auch vor Einbruch der Nacht geflohen wären. Nach alle dem mufs man sich mit der bisherigen Erklärung zufrieden geben. VIII 30 erklärt er παρέχειν τέ σφι κτλ. für Imperfektum und würde noch lieber das Plusquamperfektum an der Stelle sehen; wie stimmt aber zu dieser Auffassung εἰ ἄλλως βουλοίατο? VIII 40, 11 ergänzt er zu τὰ ἄλλα δὲ ἀπιέναι ein Partizipium wie βουλομένους oder νοέοντας, trotzdem Stein[5] zu der

Stelle richtig bemerkt: „ἀπιέναι, parallel zu τειχέοντας, wie V 15, 6“. VIII 64 ὡς δέ σφι ἔδοξε, καὶ ἐποίευν ταῦτα bezeichnet er als eine inkorrekte Parataxis, in der ὡς oder καί zu viel sei. VIII 102 findet er in συμβουλευομένῳ τυχεῖν τὰ ἄριστα εἴπασαν den Gegensatz zwischen Mann und Weib, indem er erklärt: viro consulenti optimum dare consilium mulieri difficile est. Gerade als ob es für einen Mann einem Manne gegenüber leichter wäre! Der Satz bezieht sich eben nur auf den vorliegenden Fall; die Personen sind zu ergänzen, und so übersetzte Stephanus richtig: „me tibi consulenti etc.“ VIII 107 nimmt er πειρώμενον mit Stein im Sinne von „si fieri posset“, was unmöglich ist; ebensowenig läfst es sich mit ihm erklären: „soviel an ihm liege“. Das Partizipium mufs aus dem Infinitiv πειρᾶσθαι verschrieben sein, wenn man es nicht mit Krüger für ein Glossem halten will. IX 2 κατὰ μὲν γὰρ τὸ ἰσχυρὸν κτλ. macht dem Verf. viele Mühe; will er doch Ἕλληνας ὁμοφρονέοντας sogar mit Baehr als Akkus. pendens nehmen; in Wahrheit haben wir nur eine persönliche Konstruktion Ἕλληνας χαλεποὺς εἶναι περιγίνεσθαι statt der unpersönlichen χαλεπὸν εἶναι περιγίνεσθαι Ἑλλήνων κτλ.; auch die Verbindung von κατὰ τὸ ἰσχυρόν mit ὁμοφρονέοντας ist unmöglich.

Der wertvollste Teil sind die geschichtlichen Darlegungen, die Herodots Berichte eingehend auf ihre Wahrheit hin prüfen. Jedoch scheint mir die von Macan angewandte Kritik öfters zu scharf zu sein; Herodot gehört nicht zu den Geschichtschreibern, die jedes Wort vor der Niederschrift nach allen Seiten hin auf seine Tragweite genau abwogen. Man darf also aus einem von ihm gebrauchten Ausdruck nicht zu viel herauslesen wollen. So halte ich es nicht für richtig, gegen Herodots Worte VIII 7, die Perser hätten keine Lust gehabt, an diesem Tage die Griechen anzugreifen οὐδὲ πρότερον ἢ τὸ σύνθημά σφι ἔμελλε φανήσεσθαι παρὰ τῶν περιπλεόντων ὡς ἡκόντων, die Frage aufzuwerfen, woher denn dieses Signal wohl hätte kommen sollen; da diese Perser im Rücken der Griechen erscheinen sollten, so hatten sie doch sicherlich die Möglichkeit, ihren Landsleuten, die vor den Griechen standen, ihre Ankunft kundzutun. Ich halte es für verfehlt, aus den Worten IX 2 τὴν Λυκίδεω οἰκίην schliefsen zu wollen, dafs Lykides auf Salamis ein Haus besessen haben müsse; Herodot will damit doch nur den Ort bezeichnen, wo eben Lykides mit den Seinen gerade wohnte. Ich halte es für nicht angängig, gegen IX 12 zu bemerken, wie der ἡμεροδρόμος wohl durch die Mauer über

den Isthmos gelangt sei; dies wird voraussichtlich auf dieselbe Weise geschehen sein wie bei den Gesandten der Athener oder dem Heere der Peloponnesier. Ich halte es für zwecklos, IX 22, 17 zu untersuchen, ob denn nach dem Fall des Masistios kein Offizier da war, um an Stelle des Gefallenen den Oberbefehl zu übernehmen; ich glaube, gerade die Tatsache, dafs man ihn vermifste, zeigt, dafs solche Offiziere da waren. Solche und ähnliche Stellen mufs man sich jeweils nach dem Zusammenhang zurechtlegen und darf nicht mehr dahinter suchen, als Herodot damit sagen wollte. Für die Widersprüche, die sich — oft nahe beieinander — finden, macht Macan mit Recht an erster Stelle die Quellen verantwortlich. An manchen Stellen, wo der Verf. solche Widersprüche finden will, liegen aber gar keine vor. IX 11 widerspricht nicht IX 8; denn wie IX 7 zeigt, ist die Mauer über den Isthmos beendigt, ehe die athenischen Gesandten nach Sparta kommen; auch in IX 8 wird dies gesagt und von Herodot als Grund dafür angeführt, dafs die Spartaner den Ausmarsch von einem Tag auf den andern verschieben; demnach sind die Worte *ἐν δὲ τούτῳ τῷ χρόνῳ . . . καί σφι ἦν πρὸς τέλεϊ* nichts weiter als eine ungeschickte Interpolation, beigeschrieben, um das vorhergehende zu begründen. Ebensowenig liegt in IX 22 ein Widerspruch; es wird nicht zweimal von dem Fall des Masistios gesprochen, sondern die Worte *οὕτω δὴ ἔπεσέ τε καὶ ἀπέθανε* fassen nur die vorausgehende Erzählung von dem Fall und der Tötung zusammen, um zum folgenden überzuleiten. Von den Anhängen behandelt der erste die Quellen der Geschichte der persischen Kriege abgesehen von Herodot, der zweite die Rüstungen der Perser, der dritte die der Griechen, die fünf folgenden die Kämpfe in Thessalien, bei Artemision und in den Thermopylen, bei Salamis, von Salamis bis Sestos und bei Platää, der letzte die Chronologie des Krieges. Von diesen verdient besonders der über die Schlacht bei Platää hervor- gehoben zu werden, der eine ganze Reihe neuer Ergebnisse zutage förderte. Den Schlufs bilden ausführliche Indices, die sich gleichmäfsig auf Sprache und Inhalt beziehen.

Freiburg i. Br. **J. Sitzler.**

---

305) **Ludwig Hertel, Virgils Äneide, 5. und 6. Gesang in deutsche Strophen übertragen.** Arnstadt, Gimmerthalsche Buchhandlung, 1908. 122 S. kl. 8. geb. *ℳ* 2. —.

Die Leier, auf welcher H. Klammer eine so prächtige Übertragung des ersten Buches gelang, scheinen die Musen jetzt L. Hertel übergeben

zu haben. Auch er weiſs den Saiten wohlklingende Stanzen zu entlocken. So gibt er V 124/8 in St. 25 wieder:

„Weit von dem schaumbespritzten Uferstrand
Ragt eine Felsenkuppe aus dem Meer.
Die Wogen fliegen jauchzend drüber her,
Wenn Winterstürme brausen durch das Land.
Doch schweigend träumt im sanften Wellenspiel,
In weltverlorner Abgeschiedenheit,
Das Eiland in der warmen Sommerzeit,
Den Möwen ein willkommenes Asyl."

Besonders im sechsten Buche, wo ja auch der Dichter sein Bestes getan hat, hat H. die schwere Aufgabe, welche er sich gestellt hat, in manchen Abschnitten, ich nenne z. B. St. 138—149, vortrefflich gelöst. Mit berechtigtem Wohlgefallen sieht er auf St. 125 = VI 645/7:

„Hier läſst der Thrazier sein seelenvolles Spiel,
Der Leier siebenfält'ge Töne, klingen:
Bald schweben leis sie durch die Luft und linde,
Bald mächtig rauschend, wie geschwellt vom Winde —
Die Geister faſst der Wehmut süſs Gefühl:
Von allerwärts nahn sie auf leichten Schwingen,
Und voller Andacht lauscht der Sel'gen Schar
Dem Sänger in dem wallenden Talar."

In dieser Fülle von Wohllaut wird die leichte Dissonanz: Spiel, Gefühl gern verziehen; für ein norddeutsches Ohr schwer zu ertragen aber sind solche Reime, wenn sie gehäuft auftreten, wie z. B. V 58/60, oder so hart aufeinander platzen wie V 86:

„Wie er mit Steingeschützen und mit W i d d e r n
Den Ring des Mauerwerks sucht zu e r s c h ü t t e r n."

Sollte H. einmal Gelegenheit haben, solche konsonantischen und vokalischen Unebenheiten wegzufeilen, so sei ihm auch noch folgendes zur Revision empfohlen: V 71: „Nun hebe an als dritter Kampf d a s R i n g e n", ebenso 92: „D e r R i n g k a m p f ist beendet", wozu auch wohl zu ziehen 87: „sich an ihn krallend, eine biss'ge Katze", ferner VI 152 Inus statt Inuus, 155 „Z e r e s, die die Mauerkrone ziert", statt R h e a. Vielleicht entschlieſst er sich dann auch V 168 aus B l a u i n g wieder G l a u c u s, aus A l t i n g wieder P a l a e m o n zu machen und G r u t t a, B l u t i, W a l h i l d

und Schwester Wundermild ins Griechische zu retrovertieren. Wie gefährlich solche Übertragungen sind, zeigt VI 150:

„Dein Walther ist's, der einst, entsprofst im Wald",

wo die Übertragung von Silvius zu falscher Etymologie verleitet hat.

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

306) **Karl Meiser, Über Ovids Begnadigungsgesuch** (Tristien II). [Sep.-Abdr. a. d. Sitzungsber. der philosoph. Kl. d. K. Bayer. Ak. d. W. 1907. Heft II.) München, G. Franzscher Verlag (J. Roth), 1907. 35 S. 8.

Der Vortrag zerfällt inhaltlich in mehrere untereinander wenig zusammenhängende Teile. Zunächst begründet M. die Ansicht, dafs das zweite Buch der Tristien nicht ein Begnadigungsgesuch von 578 Versen, sondern deren zwei umschliefse, das erste von Vers 1—206, das zweite von 207—578 reichend. Ich glaube, der Nachweis ist erbracht. Dafs die Überlieferung der Elegiker hinsichtlich der Buch- und Gedichtzählung sehr unzuverlässig ist, ist bekannt, anderseits spricht der Inhalt von Tristien II durchaus für Meisers Annahme. Die an dritter Stelle folgende eingehende Inhaltsangabe der Elegie bzw. der Elegien gibt zu Einwänden keinen Anlafs. An zweiter Stelle aber setzt sich M. mit Hartmann auseinander, der in seiner Schrift De Ovidio poeta (in dieser Zeitschr. in Nr. 12 des vor. Jahrg. besprochen) die Vermutung Schömanns wieder aufgenommen hat: Ovid sei im tiefsten Grunde weder wegen seiner Ars, noch wegen irgendwelcher Mitschuld an dem Vorgehen der jüngeren Julia verbannt worden; man habe beide Gründe nur vorgegeben, während in Wahrheit der unglückliche Dichter sich sein Schicksal durch die Verse 147 und 148 des ersten Buchs der Metamorphosen zugezogen habe, durch die Livia und Tiberias sich getroffen gefühlt hätten. Was M. gegen diese Auffassung vorbringt, hat mich nicht völlig überzeugt. Dafs „der Dichter nicht wegen der Abfassung der Ars allein bestraft worden wäre", gesteht M. selber zu. Aber infolge des Rufes, den der Dichter der Ars unter der goldenen Jugend Roms gewonnen, habe auch Julia sein Haus aufgesucht und dort ihre Abkunft durch schamlose Tänze geschändet. Das ist aber doch nur Vermutung. Was wir wissen, ist, dafs mit Ovid im gleichen Jahre Julia und ihr Ehebruchsgenosse Silanus verbannt wurden. Also liegt's doch am nächsten, anzunehmen, dafs man Ovid eine gewisse



Mitschuld an diesem Skandale vorgeworfen hat, vielleicht, dafs die beiden sich in des leichtfertigen Dichters Hause Stelldichein gegeben haben. Julia ist in der Verbannung gestorben, ihr Mitschuldiger Silanus aber, dessen Strafe schon weit minder hart als die Ovids gewesen, nur Verbannung aus Italien, durfte unter Tiberius zurückkehren, während Ovid bis an sein Ende die Luft des Getenlandes atmen mufste. Warum ist gerade er so hart bestraft, warum seinen flehentlichen Bitten um Strafmilderung nie Gehör geschenkt worden? Drängt sich nicht von selbst der Gedanke auf, dafs der alternde Kaiser von denen, die ihm am nächsten standen, gerade gegen den Verfasser der Metamorphosen aufgereizt worden ist? Dafs Tiberius seine Gründe hatte, gerade ihn weiter schmachten zu lassen? Sind doch auch die Metamorphosen aus den öffentlichen Büchereien entfernt worden, obgleich sie sicherlich nicht besonders sittengefährlich, wohl aber ein Werk waren, dessen gleichen die römische Dichtung bisher nicht besessen! Kurz: mir scheint die Schömann-Hartmannsche Vermutung immer noch brauchbar, um wenigstens gewisse Züge im Schicksal Ovids zu erklären.

Den Schlufs des Meiserschen Heftchens bilden Vorschläge zu etwa 30 Stellen der Tristien und der Pontusbriefe; nur zum Teil eigene Vermutungen M.s, zumeist Wiederaufnahme bisher abgelehnter Lesarten gewisser Handschriften der Ausgaben. In den meisten Fällen scheinen mir M.s Ausführungen das Richtige zu treffen, hier und da ist wohl das Mifstrauen gegen die Überlieferung zu weit getrieben oder doch, wenn man die Überlieferung als verderbt anerkennen will, die Herstellung unsicher. Vermerkt seien wenigstens zwei schlagend richtige Besserungen, beide in Trist. II, V. 449 für tandem: timidam nach Tibull I 2, 15; V. 507 quid? mimus prodest für quoque minus prodest.

Jauer. **Oskar John.**

---

307) **A. Schaefer, Einführung in die Kulturwelt der alten Griechen und Römer.** Für Schüler höherer Lehranstalten und zum Selbstunterricht. Hannover-List-Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior), 1907. VIII u. 270 S. gr. 8.
geh. ℳ 3.—; geb. ℳ 4.—.

Vorliegende „Einführung“ soll junge Leute, welche die alten Sprachen im Schulunterricht nicht kennen gelernt haben, mit dem Kulturleben des Altertums bekannt machen.

Den Hauptinhalt bilden naturgemäfs die alten Sagen, die Götterfabeln und Heldensagen, denen eine Übersicht über den klassischen Boden Altgriechenlands vorangestellt ist. Angehängt sind ein paar kleinere Abhandlungen über Tempelbau, Theaterwesen, Verslehre und Philosophenschulen.

In allen Abschnitten läfst Verfasser mit Recht die alten Schriftsteller selbst zu Worte kommen, und zwar in ansprechender Verdeutschung, um den Leser unmittelbar an die Quellen heranzuführen. Dem Texte, der sich durch anregende und fliefsende Darstellung empfiehlt, hat er, wie es in den Ausgaben der Klassiker üblich ist, reichlich bemessene Anmerkungen und Erläuterungen beigefügt, die sich auf Einzelheiten des Inhalts beziehen und die verschiedenartigsten Gebiete des Wissens beleuchten.

Das Buch kann demnach als Lern-, Lehr- und Nachschlagebuch mit gleichem Erfolge benutzt werden. Möge es gerade in unserer dem Gymnasium abholden Zeit recht viele zu der Erkenntnis führen, dafs die Schriften der Alten auch für die Modernen und Modernsten immer noch geistige Fundstätten von unvergänglichem Werte sind. In diesem Sinne sei es allen, für die es bestimmt ist, angelegentlich empfohlen.

Wernigerode a. H. **M. Hodermann.**

---

308) **Fritz Mauthner, Die Sprache.** Frankfurt a. M., Literarische Anstalt Rütten & Loening, 1906. 120 S. 8. geb. ℳ 2.—.

Die Schrift bildet das neunte Bändchen der Sammlung sozialpsychologischer Monographien, die Martin Buber unter dem Titel „Die Gesellschaft" herausgibt.

Eine systematische Darstellung des Wesens der Sprache als sozialpsychologischer Erscheinung bietet sie freilich nicht. Mauthner geht auf einige Gesichtspunkte seines grofsen sprachkritischen Werkes näher ein und behandelt diese geistreich wie immer. Er will zunächst zeigen, dafs von Religion nicht viel übrig bleibt, wenn man alles ausscheidet, was in das Gebiet der Sitte und der Sprache gehört. Religiöse Bräuche scheiden also aus als in das Gebiet der Sitte gehörig. Dogmen u. a. gehören in das Gebiet der Sprache und stellen nicht selten einen „Ahnenkult der Sprache" dar. Die Seele des Individuums, zugleich Subjekt und Objekt der Religion, existiert genau so wie die Seele des Volkes, d. h. sie existiert nur als sprachliche Zusammenfassung für gewisse Funktionen des Gehirns. Das Gehirn ist Sensorium des Individuums, die Sprache

Sensorium des Volkes. Und dabei ist das Sensorium des Volkes greifbarer als das des Individuums.

Mit vollem Recht wendet sich M. gegen künstliche Sprachen, und zwar ebenso gegen das neu aufkommende Esperanto des Dr. Samenhof wie gegen das Volapük, das bereits zu den geschichtlichen Kuriositäten gehört. Sein Erfinder, der Priester Schleyer, ist übrigens kein Schweizer, sondern ein Badner, in Baden geboren und im badischen Dorf Litzelstetten am Bodensee im Amt. Kam er ja doch als gutbadischer Patriot gelegentlich mit seiner Schuljugend auf die Mainau zu dem alten Grofsherzog Friedrich I. und liefs dabei seine Dorfkinder die Nationalhymne in Volapük vorsingen, was zu den absonderlichsten patriotischen Genüssen des hohen Herrn gehört haben mag. An Stelle einer künstlichen Weltsprache trete allmählich die gemeinsame „Seelensituation" der Kulturvölker, namentlich der Grofsstädter, die auch in einer stets wachsenden Zahl gemeinsamer Worte ihren natürlichen Ausdruck finde. Die Schlagworte dieser Weltseelensituation sind ihm bereits Elemente einer heimlichen Weltsprache.

Der Begriff der Tochtersprache wird abgelehnt. Die gemeinsame Abstammung der sog. arischen Sprache von e i n e r Ursprache ist ihm Fabel. Dafür nimmt er Entlehnung im weitesten Umfang an. Entlehnung in drei Formen, dem Lehnwort, der Lehnübersetzung (z. B. Rücksicht, Ausdruck, Wohltat) und dem auf Entlehnung beruhenden Bedeutungswandel (z. B. Stimme im Sinn von Votum, Wort im Sinn von eidlicher Versicherung u. dgl.). So wandere alles (auch die flexion?) durch Entlehnung von Volk zu Volk, und zwar vom stärkeren zum schwächeren. Wo wir die Entlehnung nicht nachweisen können, ist unsere Unkenntnis schuld.

Bei dieser Gelegenheit wiederholt M. auch die Behauptung, die man seltsamerweise auch in ernsthaften Grammatiken finden kann, das deutsche Plural-s sei aus dem Französischen übernommen. Wir sagten also Jungens, weil der Franzose garçons sage. Verfasser dieser Zeilen hat einen Teil seiner Knabenjahre in einem Dorfe der badischen Pfalz zugebracht, wo die Bauernburschen sich mit Buschuhr begrüfsten, die Kinder mit „a l l e z a l l e z" und „d u t z w i t t" zur Eile angetrieben wurden, wo also der französische Einflufs ziemlich weit ging. Aber von dem Plural-s keine Spur! Im ganzen Elsässer und Lothringer Deutsch, wo der französische Einflufs naturgemäfs am gröfsten sein mufs, keine Spur von dem

Plural-s. Ich kann mich noch deutlich aus frühen Knabenjahren erinnern, wie fremd es mich anmutete, und wie vornehm und fein, was mir damals mit Norddeutsch zusammenfiel, als ich zum erstenmal die Form Kerls hörte. Dieses Plural-s ist durchaus germanisch. Es erscheint im Gotischen in allen Deklinationen. Im Althochdeutschen hat es sich verloren, weſshalb heute in oberdeutschen Dialekten keine Spur mehr von diesem s zu finden ist, trotz hier stärkster Beeinflussung durch das Französische. Im Niederdeutschen hat es sich erhalten von den ältesten Zeiten bis in die Gegenwart, im Angelsächsischen, Altsächsischen, heute im Englischen, Holländischen, Friesischen und allen niederdeutschen Mundarten. In ostpreuſsischer Mundart z. B, also so fern als möglich von französischem Einfluſs, sagt man sogar Kinners und Gedankens. Überhaupt blieben die germanischen Sprachen und Mundarten in der Flexion völlig unbeeinfluſst vom Französischen, selbst die Sprache der Engländer. Und nun soll das deutsche uralte Plural-s dem Einfluſs einer Sprache zu verdanken sein, in der dies s seit Jahrhunderten nicht einmal mehr ausgesprochen wird.

In den letzten Abschnitten wird das Verhältnis der Sprache zu Erziehung, Politik und Recht erörtert. M. ist der Meinung, man könne begabten Proletarierkindern die Kenntnisse, die für ein Amt oder eine Stellung erforderlich seien, und zu deren Erwerbung der Sohn aus höheren Ständen 16—18 Jahre brauche, in 1—2 Jahren beibringen. Denn in diesen 16—18 Jahren werde auſser „Schulkram", wozu er u. a. die Römische Geschichte rechnet, nur die „Sprache der leitenden Stände" gelernt. Allerdings, wenn Denken restlos Sprechen ist, dann handelt es sich allüberall nur um Worte. Daher ist ihm auch bei jedem Kulturfortschritt kein Kampf neuer Anschauungen mit alten, sondern nur ein Kampf der neuen Worte gegen die alten Worte, bis die neuen Worte, die anfänglich in der Minderheit sind, die Majorität gewonnen haben.

Ein Satz ist mir unerklärlich geblieben. Wo M. von Kants Stabilierung der Sittlichkeit a priori spricht, fährt er fort: „Es war wie ein Rausch, der dem Charakter unseres herrlichen Immanuel Gregers Werle mehr Ehre macht als seiner Erkenntnistheorie." Sollten die Namen zweier Setzer in den Text geraten sein und alle Instanzen der Korrektur glücklich passiert haben?

Mannheim. **J. Keller.**

309/10) **Bibliotheca Romanica** Nr. 41—61, in 11 Bändchen. (Die Nummer zirka fünf Druckbogen, kl. 8.) Strafsburg i. E., J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel) s. a. [1908]. Jede Nummer ℳ —. 40. Nr. 41/44: Cervantes, Cinco Novelas Ejemplares; Nr. 45: Camões, Os Lusiadas: Canto V, VI, VII; Nr. 46: Molière, L'Avare; Nr. 47: Fr. Petrarca, J. Trionfi; Nr. 48/49: Boccaccio, Deccamaron, Terza giornata; Nr. 50 P. Corneille, Cinna; Nr. 51/52: Camõens, Os Lusiadas: Canto VIII, IX, X; Nr. 53/54: Chanson de Roland; Nr. 55/58: A. de Musset, Poésies (1828—1833); Nr. 59: Boccaccio, Decameron, Quarta giornata; Nr. 60/61: Maître Pierre Pathelin.

Gowan's International Library: 1) Les Chefs d'œuvre Lyriques de Ronsard et de son École, LVIII u. 131; 2) Les Chefs d'œuvre Lyriques d'André Chénier, LXI u 95; 3) Les Chefs d'œuvre Lyriques d'Alfred de Musset, XXIV u. 127; Leipzig, W. Weicher; London und Glasgow, Gowans & Gray, Ltd. kl. 8.

Die in diesem Jahre bis jetzt erschienenen Nummern der Bibl. Rom. bringen teils Fortsetzungen von früher begonnenen Werken, teils Neuausgaben. Fortgesetzt werden Camõens' Lusiadas und Boccaccios Deccameron, letzterer mit kurzen, quellengeschichtlichen Einleitungen aus der bewährten Feder des Herausgebers, Gustav Gröber; ferner sind auch Corneille mit Cinna und Molière mit L'Avare wieder vertreten. Von den Neuerscheinungen sei hier besonders auf die Chanson de Roland hingewiesen, die mit einem reichhaltigen einleitenden Beitrag zur Geschichte des Rolandliedes und einem kurzen Glossar, beides von Gröber, versehen ist; der Ausgabe liegt die Stengelsche photographische Wiedergabe des Oxforder Manuskriptes, auf dem bekanntlich die übrigen vorhandenen Handschriften basieren, zugrunde; es ist dies wohl bei weitem die billigste unter den zahlreichen Ausgaben der Chanson de Roland, und sie wird deshalb schnellen Eingang bei den Studierenden der französischen Philologie finden. Nicht minder wieder willkommen wird jedem Freunde der französischen Literatur die Ausgabe des Maître Pierre Pathelin sein, die von E. Schneegans vortrefflich besorgt ist. Von neuzeitlichen Dichtern, die, in billigen und hübschen Ausgaben veröffentlicht, zweifellos den weitesten Leserkreis finden, ist diesmal der Lieblingsdichter der französischen Jugend, A. de Musset, vertreten, und zwar der junge, noch nicht vom Feuer der Leiden-

schaften verzehrte und in Schwermut vergrämte Dichter der Contes d'Espagne et d'Italie, der Poésies diverses, der Namouna, und des Lustspiels „Un spectacle dans un fauteuil" (1ère liv.). Die italienische Serie enthält neu die Trionfi des Petrarca, während Spaniens literarische Blütezeit sich widerspiegelt in Cervantes' „Musternovellen", die sich in ihrem Wechsel der Szenerie und in dem Reichtum der Erfindung mit Don Quichotte messen können.

Von der Gowanschen, in Anbetracht der gediegenen, in Druck und Papier vorzüglichen Ausstattung, aufserordentlich billigen Sammlung liegen drei Bändchen vor; die Sammlung lyrischer Gedichte von Ronsard und seiner Schule ist geeignet, uns in bequemster Weise mit der Eigenart der französischen Renaissancelyrik bekannt zu machen; auch das Chenier- und das Mussetbändchen können als glückliche Auslesen der Lyrik der beiden voneinander so grundverschiedenen Dichter bezeichnet werden. Auguste Dorchain, einer der bekanntesten lebenden französischen Lyriker, hat zu jedem Bändchen eine Einleitung geschrieben, die über Leben und Werk gewissenhaft orientiert und wegen ihrer Frische und Lebendigkeit alle Anerkennung verdient.

Lübeck. **Roth.**

311) **Otto Jespersen, John Hart's Pronunciation of English** (1569 and 1570) [A. u. d. T.: Anglistische Forschungen herausgegeben von J. Hoops, Heft 22]. Heidelberg, C. Winter, 1907. 123 S. 8. ℳ 3.20.

Mit dieser Ausgabe und ihrer wertvollen Einleitung bringt der Herausgeber einen Plan zum Abschlufs, dessen erste Anfänge bis zu seinen „Studier of over Engelske Kasus" (Copenhagen 1891) zurückreichen, ein Werk, das in seiner erweiterten Form als „Progress in Language" so befruchtend vor allem auf unsere syntaktische Forschung eingewirkt hat. Wenn wir sehen, wie gerade in den letzten Jahren eine ganze Auswahl von Werken der Orthoëpisten neu herausgegeben oder behandelt wurden, so erkennt man daran den richtigen Blick Jespersen's für den Gang und die Erfordernisse unserer Wissenschaft. John Hart ist lange als Stiefkind verschrieen gewesen, und das ungünstigste Urteil des sonst so verdienstlichen Ellis (On Early English Pronunciation I 35) mufste erst durch Jespersen's objektive Beurteilung vom modernphonetischen Standpunkt aus für immer begraben werden. Jespersen zeigt, wie weit Hart in phone-

tischen und in philologischen Dingen allgemein seinerzeit voraus war, wie sich bei ihm schon Kernpunkte der allerneuesten Methoden vorfinden und ihn daher moderne Wissenschaft und Praxis mit Interesse lesen und studieren werden, wenn er ja auch nicht Ende des 16. Jahrhunderts in allen Dingen das Richtige treffen konnte.

Äufserlich betrachtet enthält Jespersens Buch (ich gebe hier die Titelüberschriften): Sources, Gill and Ellis on Hart, Standard of pronunciation, Hart's Phonetic equipment, Syllabic consonants, Aspirated stops, Doublets, Voice assimilations and other double forms, And, an, Hart's System compared with Bullakar's and Gill's, Hart's practice, The sounds in detail, Gill's criticism, Luick on Hart (i. e. Jespersen contra Luick) — Word-lists.

Innerlich betrachtet erhalten wir eine gründliche Untersuchung, die auch für die historische neuenglische Grammatik mit grofsen Nutzen verwertet werden kann und eine korrekte Wiedergabe der Wortlisten, die auf diese Weise allgemein und bequem nutzbar gemacht werden.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

312) **Methode Toussaint-Langenscheidt.** Berlin-Schöneberg, Langenscheidtsche Verlagshandlung (Prof. G. Langenscheidt). Langenscheidts Sachwörterbücher. **Carl Naubert, Land und Leute in England.** Neubearbeitet durch Eugen Oswald. Dritte Bearbeitung, 1906. XXII u. 615 S. 8. geb. ℳ 3. — **A. Sacerdote, Land und Leute in Italien.** o. J. XVI u. 454 + 44 S. 8. geb. ℳ 3. — Langenscheidts Taschenwörterbücher. **G. Sacerdote, Taschenwörterbuch der italienischen und deutschen Sprache.** Teil I: Italienisch-Deutsch. o. J. XXXVI u. 470 S. 8. geb. ℳ 2. Teil II: Deutsch-Italienisch. XII u. 480 + 40 S. 8. geb. ℳ 2. — Langenscheidts Sprachführer. **A. Sacerdote, Italienisch.** o. J. XIII u. 229 + 338 S. 8. geb. ℳ 3. — **H. Sabersky und G. Sacerdote, Brieflicher Sprach- und Sprechunterricht für das Selbststudium der italienischen Sprache.** 712 + 43 S. nebst Beilagen I–VI. 8. ℳ 27.

Die Sachwörterbücher, umfassend angelegt und gut durchgeführt, empfehlen sich als praktische Hilfsmittel zur Vorbereitung auf unsere Ferienkurse und Studienreisen im Auslande. Was man dort von Sitten

und Gepflogenheiten des Volkes und der Gesellschaft kennen mufs, insofern sie sich von den unseren unterscheiden, kann man sich mit diesen Nothelfern sehr gut und bei ihrer gut redigierten Fassung auch sehr bald aneignen. Die alphabetische Abfolge der Artikel ist kein Hindernis einer planmäfsig zusammenhängenden Lektüre, da eine geordnete Übersicht der in den Büchern behandelten Materien unter bestimmten Schlagworten (Staat, Feste, Religion, geistiges Leben, Sport, Spiele usw.) alles zusammengehörige verzeichnet. Diese Doppelform macht die Sachwörterbücher geeignet sowohl der Vorbereitung wie dem unmittelbaren Reisebedürfnis und schliefslich wieder der Erinnerung nach vollbrachter Auslandsfahrt zu dienen. Mit gutem Erfolge hat Ref. diese Bücher bei der Lektüre zu Rate gezogen, wenn es sich um Auskunft über bestimmte politische oder soziale Verhältnisse handelt, und die bequeme Form der Handreichung angenehm empfunden. Hat sich der Englische Teil schon in mehreren Auflagen bewährt, so wird auch der jüngere Italienische bald sein Publikum finden. Dieser letztere hat noch einen der sprachlichen Vorbereitung dienenden Anhang, dessen Materialen dem Gebiete des Reiseverkehrs entnommen sind. Dem gleichen Zwecke wie auch der Konversation dient ferner A. Sacerdotes Italienischer Reiseführer, der zu einer schnellen Erlernung der Sprache behilflich sein will. Er gibt eine bescheidene, indes ausreichende Elementargrammatik, ein deutsch-italienisches und ein kürzeres italienisch-deutsches Wörterbuch. Die Transskriptionen der Aussprache beruhen auf feinfühliger Beobachtung. Die beigegebenen Karten und Münztafeln sind recht zweckentsprechend ausgeführt. Für weitergehende Ansprüche, also namentlich auch noch für Lektüre und Schulgebrauch hat die Verlagshandlung mit den beiden selbständig erschienenen Wörterbüchern gesorgt. Der Italienisch-Deutsche Teil gibt die Aussprache für den Deutschen an, während der andere Band die deutschen Worte für den Italiener mundgerecht macht. In der Zuführung der Bedeutungen hat der Herausgeber beim Deutsch-Italienischen Teile sich nicht mit der Aufzählung der Gegenwerte begnügt, sondern bei etwaiger Konkurrenz von Übersetzungen jede mit einem zusammenhangsmäfsigen Worte ausgestattet, auch wohl ein Beispiel oder eine syntaktische Verbindung zugefügt; damit ist zweifellos dem Benutzer die richtige Wahl erreichtert. — Bei der grofsen Sprachlehre in Briefform macht es von vornherein einen guten Eindruck, dafs die Langenscheidtsche Unternehmung alle Anpreisungen und Versprechungen der „vollkommenen Belehrung in kür-

zester Zeit" vermeidet, vielmehr von vornherein auf die Schwierigkeit der Aufgabe aufmerksam macht, Mühe und Arbeit und dazu festen Willen und Ausdauer verlangt und auch in einem verständigen Schlufsworte die dringliche Forderung des Weiterarbeitens erhebt. Die Unterweisung geschieht so, dafs der Lehrstoff in kleineren Abschnitten geboten wird, die dann wieder in Lektionen zusammengefafst sind. Als Substrat des Unterrichtsmaterials ist ein italienisches Originalwerk verwandt; daneben wird auf Bekanntmachen mit Land und Leuten Bedacht genommen. Die Aussprachebezeichnungen sind wohl durchdacht und gewöhnen Zunge und Ohr mit unterscheidender Sicherheit zur Aneignung der Sprachform. Wem die Verhältnisse es erlauben, ein Übriges zu tun, der kann sich von den ersten Mustergesprächen die Langenscheidtschen Grammophonbriefplatten zu Hilfe nehmen, die es gut ermöglichen, sich an die dem Auslande eigentümliche Art des Tonfalls und der Lautwiedergabe zu gewöhnen. Diese Platten sind natürlich von nationalen, stimmlich gut veranlagten Phonetikern besprochen und ersetzen hinsichtlich der Aussprache den Mustervortrag des Lehrers. Doch ist dies Mittel, das übrigens auch für die 25 Gespräche des kleinen Toussaint zu haben ist und dort bei dem vorwiegenden Konversationszwecke besonders am Platze sein dürfte, nur ein fakultatives Element in der Lehre der Aussprache, nützlich und angenehm, indes nicht unbedingt erforderlich, wenigstens nicht für dialektfreie Scholaren. Sonst kommt das Werk durch Druckhilfen, Zeichensetzung und Übersichtstabellen mancherlei Art der sicheren Einprägung und dem besseren Verständnis entgegen. Die Regelfassung ist klar und, eine Hauptsache bei solchem Lehrbetrieb, vollständig erschöpfend. Schriftliche Übungen wechseln mit mündlichen; in geeigneten Abschnitten treten Repetitionen und Examinatorien ein, Auflösungen der Aufgaben bieten Gelegenheit zur Kontrolle, nach Umständen eine mehrfache Lösung des Lehrpensums. Der Konversation ist in der Belehrung ein sehr weiter Raum gewährt. Ein sehr ausführliches (43 S.) Register sichert eine letzte Orientierung und gibt gelegentlich selbst noch da Auskunft, wo das gewöhnliche Wörterbuch versagt. Den Schlufs des Werkes bilden einige recht wertvolle Beilagen, die u. a. Konjugationsmuster, Übersicht der Ausspracheregeln, Verzeichnis von Italianismen und Sprichwörtern, Belehrung über den Briefstiel (mit sehr vielen Proben), und endlich einen Abrifs der italienischen Literaturgeschichte (3 Bogen) enthalten. Angesichts des wohlüberlegten Lehrganges und der sorgsamen Durchführung ist Ref.

überzeugt, dafs dies Unterrichtswerk sich für den Zweck der Selbstbelehrung in hohem Grade eignet.

---

313) **Robert Philippsthal, Festschrift zum 13. allgemeinen deutschen Neuphilologentage** in Hannover Pfingsten 1908, herausgegeben von R. P. Berlin und Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior), 1908. 100 S. 8.

An der Spitze der kleinen Sammlung steht ein Aufsatz von Sachs, „Neuphilologie einst und jetzt", ein kurzer Vergleich der Hilfsmittel, die dem Neuphilologen vor 50 Jahren zu Gebote standen, mit dem grofsen Aufschwung der fachwissenschaftlichen Literatur seit jener Zeit. — Es folgen „einige Gedanken über Wortkunde" von Münch, der für ein tieferes Eingehen auf die „Seele" des einzelnen Wortes eintritt, dessen eigenartige, selten genau übersetzbare Bedeutungsschattierungen den besonderen Charakter einer Sprache wesentlich mitbedingen. — Sodann gibt C. Friesland eine „Entstehungsgeschichte der französischen Schriftsprache für Schüler und Schülerinnen von Oberklassen höherer Lehranstalten und an Seminaren", in der neben den äufseren geschichtlichen Vorgängen auch die kulturellen Einflüsse, z. B. der Germanen, auf knappstem Raume gewürdigt werden. Die rein sprachliche Seite tritt naturgemäfs zurück und wird auf lateinlosen Schulen wohl noch mehr zurücktreten müssen.

Stengel bringt „eine weitere Textstelle aus der franco-venezianischen Chanson de geste von Huon d'Auvergne", gegen 300 Verse der Berliner, verglichen mit den entsprechenden der Turiner Handschrift. Hieran reiht sich ein alphabetisch angeordnetes und mit zahlreichen Varianten versehenes Verzeichnis der Sprichwörter, die sich in den „Refranes glosados" finden, welche im 16. Jahrhundert in Spanien weit verbreitet waren. Nach dem Herausgeber, R. Heiligbrodt, gehen die verschiedenen Ausgaben alle auf ein Werk des Klerikers Mossen Dimas zurück, der 1510 in Toledo, 1523 in Valencia erwähnt wird. — „Deutsche Reisende des 18 Jahrhunderts in England" führt uns R. Philippsthal vor. Von bekannteren behandelt er vor allem Möser, Lichtenberg, Moritz, Archenholz und Forster und legt ihre verschiedenartige Auffassung englischer Verhältnisse dar. — Den Beschlufs bildet K. Nagel mit einer echt geschickten Übersetzung von Robert Burns' Auld lang Syne.

Bremen. **R. Vonhof.**

---

314) Meyers Grofses Konversationslexikon. Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Zwanzigster Band. Werke bis Zz. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1908. 1055 S. 8. geb. ℳ 10. —.

Mit diesem Bande ist das grofse Werk glücklich zu Ende geführt, und Verleger, Schriftleiter und Mitarbeiter können mit Befriedigung auf ihre Leistung zurückschauen. — Die Bearbeitung dieses Bandes hat den Stoff bis auf die neueste Zeit herangezogen, und in Einzeldaten wie in Literaturangaben findet man schon mehrfach das laufende Kalenderjahr erwähnt; so z. B. unter Richard Wagner, Wilhelmj, Westindien. Gröfsere Zusammenfassungen sind seltener in diesem Teile, der dafür eine grofse Summe von Namen und Gegenständen erledigt. Doch fehlen die Artikel der ersteren Art nicht ganz, wie der Aufsatz „Vereinigte Staaten von Nordamerika“ zeigt, der etwa 40 Spalten lang und mit fünf schönen Karten ausgestattet ist. An guten Karten mangelt es überhaupt nicht, vgl. noch: Welthandel, Westfalen, Westindien, Zentralasien, ferner die Stadtpläne von Venedig, Wien (zweifach), Wiesbaden, Wilhelmshaven, Würzburg, Zürich. Geradezu Prachtstücke von Illustrationen findet man unter Verdienstorden, Volkstrachten, Wappen und bei der Beschreibung verschiedene Pflanzenarten. Dafs die Artikel aus dem Bereiche der Industrie, des Gewerbes und der Technik von den besten graphischen Darstellungen begleitet sind, ersieht man unter Kennworten wie Wagen, Walzwerke, Wasserleitungen, Wasserräder und Turbinen, Webstühle und Weberei, Weinbereitung, Wohnhaus, Zinngufs, Zuckerfabrik. — Wie auf dem Umschlage zu ersehen ist, wird dem Gesamtwerke noch ein Ergänzungsband folgen, der das Lexikon in seinen wesentlichen Bestandteilen bis auf den Tag seiner Vollendung vervollständigen soll, da nach einem Zeitraume von sechs Jahren — so lange hat die Herstellung der sechsten Auflage gedauert — doch mancherlei Neuerungen, Veränderungen, Berichtigungen und Ergänzungen nötig geworden sind.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Lateinisches Übungsbuch
im Anschlufs an Cäsars Gallischen Krieg.

Von

Dr. **Friedrich Paetzolt,**
Direktor des Königl. Gymnasiums zu Brieg.

I. Teil. Für die Untertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 1—29; Buch II—IV.

Zweite Auflage.

Preis: broschiert ℳ 1.

II. Teil. Für die Obertertia des Gymnasiums und die entsprechende Stufe des Realgymnasiums. Buch I, Kap. 30—54; Buch V—VII.

Zweite Auflage.

Preis: broschiert ℳ 1.25.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Im Verlage von **Ferdinand Schöningh** in **Paderborn** ist soeben erschienen:

Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums. Herausgegeben von Dr. E. Drerup, Dr. H. Grimme und Dr. J. P. Kirsch.

II. Bd. 2. Heft. **Altbabylonische Privatbriefe.** Transkribiert, übersetzt und kommentiert nebst einer Einleitung und 4 Registern von P. Simon Landersdorfer O. S. B. gr. 8. 154 Seiten. Preis ℳ 5,—.

II. Bd. 3. Heft. **Galla Placidia.** Von M. Assunta Nagl. gr. 8. 74 Seiten. Preis ℳ 2,—.

[108]

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Lateinische Syntax
(Bedeutungslehre)
für Reform-Realgymnasien.
Von
Dr. **Hermann Hesselbarth** und **Hermann Wibbe,**
Professoren an der Ostendorf-Schule zu Lippstadt.
Preis: ℳ 1. 25.

Hilfsbüchlein für den lateinischen Unterricht.
Zusammengestellt von
Professor Dr. **R. Schnee.**

Erster Teil: **Phrasensammlung.**
Eingerichtet zur Aufnahme von weiteren im Unterrichte gewonnenen Ausdrücken und Redensarten.
Für Quinta bis Prima.
Preis: ℳ 1. —.

Zweiter Teil: **Stilistische Regeln.**
Für Sekunda und Prima.
Preis: ℳ —.80.

Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia.
Von
Prof. Dr. **Ernst Bachof.**
Dritte Auflage.
Preis: broschiert ℳ 2.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen.
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

1909

Gotha, 26. Dezember. **Nr. 26, Jahrgang 1908.**

Neue Philologische Rundschau

Herausgegeben von

Dr. C. Wagener und Dr. E. Ludwig

in Bremen.

Erscheint alle 14 Tage. — Preis halbjährlich 4 Mark.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, sowie die Postanstalten des In- und Auslandes an.
Insertionsgebühr für die einmal gespaltene Petitzeile 30 Pfg.

315) **Ed. Hermann, Probe eines sprachwissenschaftlichen Kommentars zu Homer.** Festschrift der Hansaschule zu Bergedorf bei Hamburg 1908. S. 171—214. 4.

Der Verfasser hebt hervor, dafs wir eine auf der Höhe der neuzeitlichen Forschung stehende Homergrammatik nicht besitzen, sondern uns begnügen müssen mit allgemeineren Darstellungen wie der von Brugmann. Die Form eines Kommentars hat er gewählt, weil er hofft, dafs diese dem Bedürfnisse angehender Philologen am besten entsprechen werde. Die Literatur ist bis auf Bechtels Buch über die Kontraktion bei Homer sorgfältig beigezogen. Der Nichtspezialist wird schon aus dieser kurzen Behandlung der vierzig ersten Verse der Odyssee mit Staunen sehen, wie viel Neues und vom Landläufigen Abweichendes die unermüdliche Arbeit



der vergleichenden Sprachwissenschaft im letzten Menschenalter zutage gefördert hat: hochinteressant sind z. B. die Beobachtungen der experimentellen Phonetik, die man an lebenden Sprachen angestellt hat und die eine exakte Grundlage geschaffen haben für Erscheinungen wie Positionslänge und spätere Vokalkürzung vor Muta und Liquida oder bei Diphthongen vor folgendem Vokal. Auch die seit W. Schulze eingehender begründeten Untersuchungen über die „metrische Dehnung" haben auf manche Form ein überraschendes Licht geworfen; zu V. 24 hätte uns der Verfasser Wackernagels mit gewohntem Scharfsinn (in den Verm. Beitr. 1897, S. 47) entwickelte Darlegung über den tieferen Grund der Präsensbedeutung von *δυσομένου* nicht vorenthalten sollen. Jedenfalls ist Hermanns Gedanke fruchtbar und bei entsprechender Ausführung, für die seine bisherigen Veröffentliehungen das günstigste Vorurteil erwecken, wird er sich um alle die Philologen, die aus der Sprachwissenschaft kein Fachstudium gemacht haben, von ihren wertvollen Ergebnissen aber doch Gebrauch machen möchten, ein entschiedenes Verdienst erwerben.

Stuttgart. **Hans Meltzer.**

316) **Friedrich Staehlin, Das Hypoplakische Theben.** Eine Sagenverschiebung bei Homer. Progr. des K. Wilhelms-Gymn. in München für das Schuljahr 1906/1907. München 1907. 31 S. 8.

Bethe schreibt in den Jahrb. f. d. kl. A. Bd. VII, S. 670, 1901: „Die Ilias kennt ein Theben; sie nennt es das hypoplakische; wo es lag, wufsten offenbar schon die homerischen Dichter nicht oder sicherlich doch nicht alle, und wenn es antike Gelehrte bei Adramyttion ansetzten, so mufsten sie doch gestehen, dafs es dort weder Ruinen einer Stadt, noch vor allem den Berg Plakos gebe. Zudem haben Äoler nie dort Fufs gefafst, also auch nicht Achill. Dieses Theben, die Stadt des Eetion, Andromaches Heimat, hat Achill gebrochen." Er stellt nun die Vermutung auf, die er ausführlicher zu begründen sucht, dafs dieses Theben mit dem phthiotischen identisch sei. Auch Kern (ebenda, Bd. XIII, S. 16, 1904) ist der Ansicht, dafs das hypoplakische Theben in der Phthiotis gelegen habe.

Für diese Ansicht tritt der Verfasser der vorliegenden Programmabhandlung ebenfalls ein. Er ist sich bewufst, dafs er keinen völlig geschlossenen Beweis für diese Gleichsetzung erbringen könne; es müfste ja

auch bei der aufserordentlichen Lückenhaftigkeit unseres Materials und bei einer so hohes Altertum berührenden Frage eine ungewöhnliche Gunst der Umstände obwalten, wenn dies gelingen sollte. Aber immerhin, sagt er, habe sich ihm bei einer eingehenden Untersuchung der Frage eine solche Reihe von Gründen für die Gleichsetzung ergeben, dafs es wohl der Mühe wert sei, sie anderen zur Prüfung vorzulegen.

Im ersten Kapitel vergleicht er die Stellen, in denen von Theben die Rede ist, miteinander: *B* 688 ff. wird berichtet, dafs Achill Theben und Lyrnessos erobert und aus der zweiten der beiden Städte die Briseis erbeutet, *T* 291 ff., dafs er die Stadt des Mynes d. h. Lyrnessos zerstört habe. Es ist wohl anzunehmen, dafs, wenn auch Theben hier nicht genannt wird, doch von demselben Zuge des Achill, wie im zweiten Gesang, die Rede ist. In Zusammenhang mit Thebens Fall wird *A* 365 ff. die Erbeutung der Chryseis gebracht. Odysseus führt sie aber nicht nach Theben, sondern nach Chryse. In diesen drei Stellen findet sich also eine Verbindung von Thebens Eroberung mit dem Fall von Chryse und Lyrnessos und die Erbeutung der Chryseis und Briseis. Beide Namen sind ursprünglich keine Eigennamen, sondern bedeuten „das Mädchen von Chryse und Brisa". Wenn der Verfasser die Auslegung, Chryseis sei nach *A* 365 f. in Theben erbeutet, als eine falsche bezeichnet, so irrt er sich; eine andere ist gar nicht möglich. Auch ist es unrichtig, dafs deswegen alte Homererklärer die Verse *A* 366—392 hätten athetieren müssen. Brisa war ein Ort auf Lesbos, wohl auch Chryse (vgl. Wilamowitz, Hom. Unters. 410 ff. und Tümpel, Philol., 49. Bd., 1890, S. 93 f.). Briseis und Chryseis befinden sich also unter den sieben lesbischen Jungfrauen, die Achill erbeutete (*I* 128). Die drei erwähnten Stellen der Ilias gehören nach Robert (Stud. zur Ilias) zu den jüngeren, und die genannten Städte lagen wohl auf Lesbos. Mit diesen Orten auf Lesbos kann, wie der Verfasser auseinandersetzt, ein Theben in der Troas nicht benachbart gewesen und nicht ursprünglich zusammen erobert worden sein; schon daraus würde sich ergeben, dafs die Verbindung Thebens mit Chryse und den anderen erwähnten Städten sekundär ist. Zur Gewifsheit, fährt er fort, wird dies aber erhoben, wenn wir *Z* 395 ff. betrachten, eine Stelle, die nicht von einer der bisher genannten beeinflufst ist und am ausführlichsten von diesem Theben erzählt, die Nachbarorte aber unberücksichtigt läfst. Er bezeichnet das Lied von Theben und Eetion in diesem Gesang als einen „Petrefakt", der mitten in der jüngeren Dichtung stecke und

viel älter sei als ganz *Z*, auch als die oben erwähnten Stellen in *A, B, T*. Wir finden nur *Z* 396 u. 425 und in der Klage der Andromache *X* 479 den Ausdruck *ὑπὸ Πλάκῳ ὑληέσσῃ* und nur *Z* 397 *Θήβῃ ὑποπλακίῃ*. Nach Ansicht des Verfassers erschien den Jüngeren dieses Attribut so unwesentlich, dafs sie es wegliefsen. Auch weist er darauf hin, dafs sich hier der Volksname *Κίλικες* erhalten habe. Wenn nun den jüngeren Stellen eine Zeitperiode entspricht, die der aiolischen Besiedlung der Troas noch um eine Stufe vorauslag, ist es — so fragt er — dann glaublich, dafs sich die weit ältere Stelle in *Z* auf ein Theben in der Troas, das doch wohl eine aiolische oder jonische Gründung jüngerer Zeit ist, beziehen sollte? Nun wendet er sich zu einer Untersuchung über die Gründungszeit des troischen Theben, die er ungefähr 600 v. Chr. ansetzt, während er annimmt, dafs der Gesang *Z* bis spätestens ca. 750 v. Chr. im wesentlichen vollendet gewesen sei und dafs der Dichter das Heldenlied von Thebens Fall nur deswegen aufgenommen habe, um die rührende Vorgeschichte Andromaches zu erzählen und Hektor als die letzte und einzige Zuflucht derselben hervortreten zu lassen. Die Eigennamen, auch das hypoplakische Theben, übernahm er — nach den Ausführungen des Verfassers — aus dem alten Heldenlied, auch wenn er sie nicht verstand. Erst nachdem die Sage der Ilias einverleibt war, trat das troische Theben mit dem Anspruch, Homers Theben zu sein, auf. Etwa gleichzeitig mufsten auch die lesbischen Städte Chrysa und Brisa zugunsten des troischen Chrysa und Lyrnessos auf ihre Stellung in der Sage verzichten.

Man kam in grofse Verlegenheit, wie man *ὑπὸ Πλάκῳ ὑληέσσῃ* und *ὑποπλάκιος* beim troischen Theben erklären sollte. Schon Demetrios von Skepsis und ihm folgend Strabo bemerkten, dafs es hier keinen Wald und keinen Plattenberg gebe. Die Untersuchungen neuerer Geographen und Reisenden bestätigen dies. Der Verfasser zeigt, dafs der Paschá-Dagh, der allein hier in Betracht kommen könnte, nicht ein Platten-, sondern ein Kuppenberg sei und kommt zum Schlufs, dafs dem troischen Theben der Name hypoplakisch nur durch Übertragung zukomme. Von den alten Grammatikern fafsten nur einige den Stamm *πλακ* in *ὑποπλάκιος* als Berg, die andern als Ebene.

Im folgenden Abschnitt stellt der Verfasser eine sorgfältige Untersuchung über die Eigennamen der *Z*-Episode an im Anschlufs an *Z* 396 *Ἠετίων, ὃς ἔναιεν ὑπὸ Πλάκῳ ὑληέσσῃ, Θήβῃ ὑποπλακίῃ, Κιλίκεσσ' ἄνδρεσσιν ἀνάσσων* und an Vers 414 ff., wo erzählt wird, Achill habe Theben,

die Stadt der Kiliker, zerstört und den Eetion getötet. Er zeigt hier, dafs wir über troische Kiliker keine historische Nachricht besitzen, diese also nur poetisch beglaubigt und wohl lediglich infolge einer Sagenverschiebung der echten südlichen mit Eetion und Theben verbunden worden seien. Er zeigt ferner, dafs Eetion, über den er ausführlicher redet, zur Lokalisierung der Sage nichts beitrage. Schliefslich behandelt er den Namen *Θήβη* und die verschiedenen Städte, welche diesen Namen führten, mit den Beinamen, welche bei Homer Theben erhält, und wendet sich zuletzt der Erklärung des Epithetons *ὑποπλάκιος* zu. Von der Grundbedeutung „Platte“, sagt er, sind die beiden anderen abgeleitet a) die Ebene, Fläche, b) die Platte eines oben flachen Berges. Für dieses Adj. seien drei Bedeutungen sprachlich möglich: 1) wie es Porphyrios auffasse (vgl. Eust. 322, 30), etwas niedrig, flach gelegen; 2) der Teil der Ebene (des Plattenbergs), der unten liegt, 3) das, was unten an der Ebene (bzw. dem Plattenberg) liegt. Nur die Örtlichkeit selbst könne lehren, welche von diesen sprachlich möglichen Übersetzungen die richtige sei.

Von diesen drei Bedeutungen passe keine auf das troische Theben. Von den fünf anderen Städten, die noch den Namen Theben führten, komme vor allem das phthiotische Theben in Betracht. Es liege im Heimatlande des Achill, mit dem die Sage des hypoplakischen Theben aufs engste verknüpft sei. Kern schreibt an der oben angeführten Stelle: „Die Ruinen dieses phthiotischen Theben, die uns in den letzten Jahren viele Inschriften, wenn auch nicht gerade sehr wichtige, gespendet haben, liegen auf einer Anhöhe des Krokiongebirges, so dafs Thebens Lage den Namen *ὑποπλακίῃ* wohl rechtfertigt; man kann da wohl von einem Plattenberge sprechen.“ Ob derselbe die Gegend aus Autopsie kennt, vermag ich nicht zu sagen; der Verfasser der vorliegenden Schrift aber, der Thessalien bereist und die Überreste des phthiotischen Theben besucht hat, urteilt anders. Es senkt sich nach seiner Beschreibung die Krokische Ebene von der im Süden gelegenen hohen Othrys her allmählich nach Norden, und am Nordrand, auf einem niedrigen Hügel der zirogiotischen Berge, liegt Theben. Ausgezeichnet der Örtlichkeit entsprechend sei die Übersetzung „unten an der Ebene gelegen“, so dafs Strabo IX C. 433 ganz unwillkürlich zu dem gleichen Ausdruck gegriffen habe: *ὑπὸ τῷ Κροκίῳ* (sc. *πεδίῳ*) *Θῆβαί εἰσιν αἱ Φθιώτιδες*. Für *ὑπὸ Πλάκῳ* will der Verfasser *Ὑποπλάκῳ* lesen, was auch einige Handschriften bieten. *Ὑπ. ὑλῃέσσῃ* übersetzt er: „in dem waldigen unteren Teil der Ebene“, weil

die günstigen Bedingungen für den Baumwuchs sich nur in diesem Teil finden; wenn Andromache *Z* 425 gesagt habe, dafs ihre Mutter 'Υπ. geherrscht habe, so sei es wahrscheinlicher, dafs Theben Herrscherin nur des unteren Teils der Ebene gewesen sei, während oben an der Othrys das uralte Halos sein Gebiet gehabt. In dem Ausdruck 'Υποπλάκῳ ὑλη-έσσῃ Θήβῃ ὑποπλακίῃ stehe zuerst der Dativ des Orts, der die ganze Landschaft angebe, dann folge ein zweiter Dativ zur Angabe der Hauptstadt. Die Schlufssätze seiner weiteren Erörterungen lauten: „Auch eine Hauptperson der Sage Thebens, Andromache, ist als Gefangene fest verbunden mit der Nachbarstadt Pharsalos, der natürlichen Feindin Thebens und Heimat Achills. Kyklopische Mauern und Funde in Theben lehren uns, dafs in prähistorischer Zeit dort eine grofse Ansiedlung war, das hypoplakische Theben. Da es vor dem Trojanischen Krieg zerstört wurde, ist es im Schiffskatalog nicht genannt; seine Sage, vom heimatlichen Boden losgelöst und nur noch im Munde der Sänger lebendig, fand in dem jungen troischen Theben ein neues Lokal."

Mit dem gröfsten Interesse habe ich die mit vielem Geschick und grofser Sorgfalt dargelegten Erörterungen des Verfassers gelesen. Sind seine Resultate auch nicht bis zur Evidenz erwiesen, wie dies bisher nicht möglich war und wohl kaum jemals möglich sein wird, so sind sie zweifellos sehr beachtenswert.

Der Druck ist deutlich und korrekt. Aufgefallen ist mir, dafs der Name Eustathios stets falsch geschrieben ist (vgl. S. 6. 7. 12. 16 [zweimal]. 19. 21. 24. 29). Im Text sind eingedruckt drei Kärtchen: Umgegend von Adramyti nach Kiepert, von der nördlichen Phthiotis und ein Plan der Ausgrabung von Dimini im östlichen Thessalien. Am Schlufs beigegeben sind noch drei Tafeln mit der Abbildung der Kyklopischen Mauern an der Ostseite der Akropolis Thebens, ferner der Ringmauern an der Westseite von Dimini, endlich ein Blick durch den Dromos in das Kuppelgrab von Dimini.

Magdeburg. **E. Eberhard.**

---

317) **Thomas Day Seymour, Life in the Homeric age.** New York, Macmillan Company [London, Macmillan & Co.] 1907. XVI u. 704 S. 8. 17 Sh. (*M* 17.—).

In diesem Buche liegt eine verdienstliche Arbeit des leider inzwischen hingeschiedenen Verfassers vor uns. Mit eingehender Kenntnis der beiden

grofsen homerischen Epen sind in gründlichster Weise alle Stellen der Ilias und Odyssee herangezogen, die auf Lebensweise und Anschauungen der Zeit schliefsen lassen, welche dem Dichter — oder den Dichtern — der beiden Epen vorgeschwebt hat. Nach einer umfangreichen Einleitung, die einen Überblick über die gestellte Aufgabe und die Hauptseiten der homerischen Frage gibt, ordnet der Verfasser das einschlägige Material nach folgenden Gesichtspunkten: Kosmographie und Geographie; der homerische Staat; Frauen und Familie, Erziehung und Erholung; Kleidung und Schmuck; Haus und dessen Ausrüstung; homerische Nahrung; Eigentum; Sklaverei und Dienstbarkeit; Handel und Handwerke; Seeleben und Schiffe; Ackerbau, Pflanzen und Bäume; Tiere, Fische, Vögel und Insekten; der Olymp und die Götter; Hades und sein Reich; Tempel, Gottesdienst und Weissagung; die Troas; der Krieg; Waffen. Als Erläuterung dienen 37 Abbildungen, deren Verzeichnis dem Buche vorausgeschickt ist. Die Darstellung ist behaglich breit, für einen, der sich schnell über die verschiedenen Punkte unterrichten will, vielleicht zu breit. Von anderer Seite ist dem Verfasser vorgeworfen worden, dafs er fast nirgends selber entschieden Stellung zu den einzelnen Fragen nimmt, sondern die verschiedenen Ansichten anderer Forscher nebeneinander aufführt, ohne Partei zu ergreifen. Wenn man nur den Titel des Buches ins Auge fafst, so kann man diesen Vorwurf berechtigt nennen; denn der Titel scheint eine Untersuchung zu versprechen einmal darüber, was als homerisches Zeitalter zu verstehen ist, dann aber besonders über Grund und Deutung der Tatsache, dafs in den homerischen Dichtungen keineswegs durchaus gleichartige Lebensformen und Anschauungen den Schilderungen zugrunde liegen, sondern dafs nicht selten in dem einen Teile Lebensformen erscheinen, die mit den in anderen Teilen hervortretenden sich gar nicht vereinigen lassen. Jeder Kenner der homerischen Gedichte weifs ja, dafs in Ilias und Odyssee Sitten und Anschauungen verschiedener Entwickelungsstufen durcheinander gemischt erscheinen; die Frage ist nur, wie diese Mischung entstanden ist, und diese Frage wird recht verschieden beantwortet. Eine selbständige Untersuchung dieser Tatsache würde man in dem Buche Seymours vergeblich suchen: das Material ist, wenigstens zu einem grofsen Teile, gegeben, aber für welche Erklärung der einzelnen Tatsachen der Verfasser sich entscheidet und weshalb, ist nur hier und da aus einer Anmerkung oder einer anderen Andeutung zu ersehen oder zu ahnen. So wäre also der oben angeführte Vorwurf berechtigt, wenn man nur auf

den Titel des Buches sieht; aber der Verfasser sagt am Eingang der Einleitung, dafs die Schrift ein „Handbuch" sei, welches sich begnügen müsse, die wichtigsten Tatsachen auf dem Gebiete der Lebensformen zu registrieren und ihre gegenseitigen Beziehungen klarzulegen. Und wenn das Buch ein Handbuch sein soll, so hat der Verfasser recht, wenn er das Material — auch zur Gewinnung eines eigenen Urteils — zusammenstellt, nicht aber durch Polemik schon ein fertiges Urteil dem Leser aufzudrängen sucht. Das Einzige, was man ihm schuldgeben kann, ist, dafs er die Eigenschaft der Schrift als „Handbuch" nicht durch den Titel von vornherein kenntlich gemacht, sondern Erwartungen erregt hat, die nicht erfüllt werden. Wer aber nachschlagen will, was bei Homer über die oben aufgezählten Seiten des menschlichen Lebens zu finden ist, wird nicht vergebens suchen, wenn er die nötige Geduld besitzt, sich durch die breite Behaglichkeit hindurchzuwinden, was ja freilich in unserer eiligen Zeit nicht jedermanns Sache ist.

Cöthen. **H. Kluge.**

---

318) **Wilfred B. Mustard** (Johns Hopkins University), **Virgils Georgics and the british poets.** American Journal of Philology Vol. XXIX 1. 32 S. 8.

Durch etwa vier Jahrhunderte britischer Dichtung, von dem schottischen Virgilübersetzer Gawin Douglas an bis auf Browning und Tennyson, folgt die interessante Studie den Spuren der Georgika. Oft bestehen sie nur in einzelnen Phrasen, wie bei Milton und Byron, ungemein häufig in einem Motto; so tragen nicht weniger als 25 Essays im Spektator ein Motto aus den Georgika. Besonders gern nachgeahmt wird der Hymnus auf Italien und der Preis des Landlebens; II 458 f. finde ich achtmal mit mehr oder weniger Grazie wiedergegeben, z. B. in Herrick's *Hesperides*:

O happy life! if that their good
The husbandmen but understood!

Eine reiche Ernte, so dafs der Verfasser nicht vermag sie ganz in die Scheuer zu bringen — *too long to quote,* ruft er einmal aus — liefern die Lehrgedichte des 18. Jahrhunderts. Die stattliche Reihe eröffnet John Philipps 1706 mit seinem *Cyder,* indem er also die Saiten zu schlagen beginnt:

What soil the apple loves, what care is due
To orchats, timeliest when to press the fruits etc.

Einen süfseren Gegenstand des Gesanges, nämlich das Zuckerrohr, erkor sich Grainger, aber auch er folgt demselben Meister, denn sein *Sugar-Cane* (1763), in der Vorrede als *a West India Georgic* bezeichnet, hebt an:

> *What soil the cane affects, what care demands,*
> *Beneath what signs to plant, etc.*

Die übrigen Gedichte ähnlichen Charakters vermag ich, *spatiis exclusus iniquis,* hier nicht einmal namentlich aufzuführen. Besonders viele Anklänge weisen Thomsons Dichtungen auf, zumal die *Seasons*; hier fällt der Verfasser einmal aus dem sonst unerschütterlich bewahrten ehrbaren Tone, wenn er mitteilt, dafs in der *Liberty* das, was Georg. II 149 von dem Klima Italiens gesagt wird, von Thomson „entschlossen" übertragen wird auf das Klima von Grofsbritannien. Berechtigter klingt es, wenn Mason in seinem *English Garden* (1772/82) klagt, dafs Virgil das anmutigste Thema, den Gartenbau, zu besingen vorschmäht habe, während C. T. Turner sogar in Sonetten auf eine Dampfdreschmaschine seiner Verehrung für den *poet-husbandman,* den *lord of verse* Ausdruck gibt.

Unter den vielen anderen Zeugnissen der Verehrung des Dichters der Georgika ist wohl das schönste Tennysons Ode an Virgil, in der es von dem *landscape-lover, lord of language* heifst:

> *All the charm of all the Muses*
> *Often flowering in a lonely word.*

Eystrup. **L. Heitkamp.**

---

319) **Karl Staedler, Horaz' Iamben- und Sermonendichtung.** Vollständig in heimischen Versformen verdeutscht. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1907. VIII u. 206 S. 8. ℳ 3.—.

St. hat seiner Übersetzung der Oden nun auch die übrigen Kinder der Horazischen Muse verdeutscht und daran, dafs er die Epoden von den Oden getrennt, gut getan; denn die Epoden schliefsen sich inhaltlich mehr den Satiren an als den Oden. St. hat zu seiner Übersetzung teils trochäische, teils iambische, teils ungereimte, teils gereimte Verse verwendet. Das ist des Übersetzers gutes Recht. Aber diesen Wechsel innerhalb eines Gedichtes eintreten zu lassen, auf etwa 30 Zeilen mit männlichem Reim ebensoviel mit weiblichem folgen zu lassen, dann die Trimeter durch Tetrameter abzulösen oder gar den iambischen Rhythmus in den tro-

chäischen überspringen zu lassen, wirkt recht störend, namentlich da, wo nicht einmal ein neuer Teil des Gedichtes beginnt. Vgl. namentlich Ep. II 1 und 3. Ganz etwas anders ist es, wenn der Übersetzer, um die derbkomische Ausdrucksweise wiederzugeben, gelegentlich einmal einen bedeutend kürzeren Vers einschaltet. Das ist durchaus am Platz. So in Ep. I 3, 5, 7. Die Übersetzung ist im ganzen treffend und verständlich, trotzdem sie wortgetreu ist. Das Verständnis wird erleichtert durch eine am Rande markierte Disposition. Einzelne Unrichtigkeiten in der Übersetzung laufen mit unter, so z. B. Epod. 16, 66 secunda, sat. I 4, 21 ultro, sat. I 2, 53 ist das „nur" unverständlich, sat. I 5, 19 Maul für Maultier ist wohl sehr ungewöhnlich, sat. II 2, 128 „glau". Was ist das? Ep. I 16, 49 „er verbeut" für „er bestreitet" ist auch doch ungewöhnlich, sat. 5, 48 „rafften" für rauften ist wohl nur ein Druckfehler. Gut getroffen ist der Ton der drollig-drastischen Stellen, was zum guten Teil den sehr gewagten Knüttelversen zu verdanken ist. Zu gewagt ist wohl der Reim „inniger — Jupiter" Ep. I 16, 27/28. Die Verse lesen sich nicht immer glatt; manchmal gehört ein gewisses Geschick dazu, sie als Verse zu lesen, so als Trimeter iamb. Ep. II 3, 129—250 u. a. Oft würde eine kleine Änderung genügen. So Ep. 3, 283 für „forderte" im iambischen Versmafs „heischte", Ep. II 3, 245 für „wie Vólk des Fórums noch Gássenvolk" wohl besser: „wie Márktvolk óder Gássenvolk". Da wird denn für die zweite Auflage, die man der alles in allem doch tüchtigen Leistung nur wünschen kann, die Parole sein: „Sich nicht stofsen an des Feilens Müh' und Zeitverbrauch." Denn dafs St. flüssige Verse schreiben kann, hat er in seiner Übersetzung Horazischer Oden bewiesen.

Lyck. **Albert Scheffler.**

---

320) **Felix Stähelin, Zu Ciceros Briefwechsel mit Plancus.** A. d. Festschr. z. 49. Vers. Deutscher Philologen und Schulmänner. Basel 1907. Leipzig, Carl Beck. 10 S. 8. ℳ —.60.

Felix Stähelin weist in diesem Aufsatze mit überzeugenden Gründen eine Anzahl willkürlicher Annahmen zurück, die Emile Jullien in seiner Monographie über L. Munatius Plancus aufgestellt hat. Es bietet sich ihm dabei zugleich die Gelegenheit, die Darstellung, die er selbst vor einigen Jahren in einer kurzen biographischen Skizze über Plancus gegeben hat (Basler Biographien I, S. 1 ff. Basel 1900), nachträglich zu

begründen und sich hier und da mit P. Groebe und C. Bardt auseinanderzusetzen. Die wichtigsten Ergebnisse der besonnenen Untersuchung Stähelins sind folgende. Ciceros Antwort auf die von Plancus an den Senat gerichtete Ergebenheitsadresse (Ep. X 8) sowie auf den gleichzeitig an Cicero gesandten Privatbrief (Ep. X 7) liegt nicht, wie Bardt in seinem Kommentar zu den „Ausgewählten Briefen aus Ciceronischer Zeit“, Leipzig 1900, annimmt, in Ep. X 10, sondern in Ep. X 12 vor, und der hier erwähnte Beschlufs, den der Senat auf Ciceros Antrag zu Ehren des Plancus fafste, ist mithin die Anerkennung für jene Ergebenheitsadresse. Zur Gewifsheit wird diese an und für sich schon wahrscheinliche Annahme durch die Tatsache, dafs der von Plancus Ep. X 7 erwähnte römische Ritter M. Varisidius, ex quo omnia cognoscere posses, in der Tat der Überbringer eines Privatbriefs an Cicero (= X 7) und eines offiziellen Schreibens an den Senat (= X 8) ist, vgl. Ep. X 12, 2. Ich füge noch hinzu, dafs nach Ep. X 10 Cicero noch nicht durch Varisidius, sondern nur durch den auch schon Ep. X 6 erwähnten Furnius und einen Brief des Plancus über dessen Vorsatz, für den Senat einzutreten, unterrichtet ist, und dafs Cicero Ep. X 12, 1 deutlich auf Furnius und diesen früheren Brief hinweist, nachdem er zuvor des neuen hocherfreulichen offiziellen Schreibens gedacht hat, das M. Varisidius zugleich mit dem neuen Privatbrief überbracht hat: Quod mihi quidem minime novum, qui et te nossem et tuarum litterarum ad me missarum promissa meminissem et haberem a Furnio nostro tua penitus consilia cognita. Ep. X 11 enthält dann den Dank des Plancus. Da für die Datierung dieses Briefes das Datum der Schlacht bei Mutina in Betracht kommt, so benutze ich diese Gelegenheit, zu erklären, dafs auch mir jetzt der 21. oder 20. April als das wahrscheinlichste Datum erscheint, da die Schlacht bei Forum Gallorum am 14. April nach einer Stelle in Ciceros Brief an M. Brutus I 3, 4 nur wenige Tage vor der Entscheidungsschlacht stattgefunden hat und die ebenda und I 5, 1 erwähnte Ächtung des Antonius und die sich daran anschliefsenden Mafsregeln doch wohl erst unter dem Eindruck der Nachricht von dem Siege bei Mutina beschlossen worden sind. Dieser Erwägung gegenüber dürfte den Angaben des zum Zaudern geneigten D. Brutus Ep. XI 13 a und XI 9, aus denen ich einst den 26. April als Datum erschliefsen zu können glaubte (Die Korrespondenz Ciceros in den Jahren 44 und 43, S. 81, A. 51), kein ausschlaggebendes Gewicht beizulegen sein. Stähelin verteidigt ferner den 14. Mai als Datum des Briefes Ep. X 21 mit einleuch-

tenden Gründen und weist nach, dafs der Ansatz auf den 28. oder 29. Mai nicht zu halten sei.

Bremen. **Edmund Ruete.**

---

321) **Anton Elter, Itinerarstudien.** Bonn 1908. 76 S. 4°.

Das für die Topographie des römischen Reiches so überaus wichtige Itinerarium provinciarum omnium imperatoris Antonini Augusti entspricht in der uns vorliegenden Gestalt nicht mehr seinem Titel, der eine nach Provinzen geordnete Aufzählung der Strafsen erwarten läfst, sondern liegt uns in einer Überarbeitung vor, welche den Zusammenhang der einzelnen Provinzen vielfach durchbrochen und zerrissen hat und in welcher die kreuz und quer verlaufenden Strafsenzüge oft jeder Ordnung zu spotten scheinen. Dafs dies Itinerarium keine offizielle Publikation, keine Art von amtlichem Reichskursbuch sein kann, ist das negative Ergebnis der sorgfältigen Studie von W. Kubitschek „Eine römische Strafsenkarte“ in den Jahrbüchern des österreichischen archäologischen Institutes 1902, S. 20—96. In diesem Ergebnis stimmt A. Elter in diesen scharfsinnigen und in die Tiefe gehenden Studien mit K. überein. Wenn aber letzterer wegen mannigfacher und zahlreicher Fehler (fehlerhafter Angaben von Stationen, des Fehlens wichtiger Strafsennamen, z. B. in Italien der Via Aemilia und Cincia, Verwechslung der via Clodia und Cassia, planlosen Aneinandersetzens verschiedener Strafsenstücke, wobei manche zwei- bis viermal, die Strecke Mutina—Bononia sogar sechsmal wiederholt wird usw.), das I. A. als ein jämmerliches Elaborat, als die Arbeit eines Unberufenen, eines Schülers und Unfertigen, als ein unverständiges und unrationelles Exzerpt aus einer Strafsenkarte bezeichnet, erblickt Elter (S. 54) darin eine durchaus praktische und übersichtlich angelegte, wohldurchdachte Arbeit. Er glaubt den Ariadnefaden gefunden zu haben, welcher durch das Labyrinth dieser Strafsenzüge leitet. Schon Kubitschek hatte konstatiert: „Die Anlage ist auf mehrere grofse Weglinien aufgebaut, welche weite Gebiete des römischen Reiches durchqueren und sich nirgends an den Grenzen der römischen Provinzen stofsen, wie etwa an die grofse Pulsader des tierischen Körpers die Verästelung der Blutwege sich anschliefst.“ Auch hierin stimmt Elter im wesentlichen mit ihm überein. Das I. A. beginnt gleich mit einer solchen Hauptlinie, die von der Westküste Mauritaniens nach Karthago und von da nach Alexandria weiterführt; das Rückgrat des ganzen aber ist die Route Rom—Mailand—Aquileja—Sirmium—Nicomedia—



Antiochia—Alexandria—Hiera Sycaminos (am Nil an der Südgrenze Ägyptens), als Hauptlinie schon durch ihre grofse Länge gekennzeichnet, da sie mit ihren 4132 m. p. drei- bis viermal so lang ist als die längste der übrigen Routen. Auf dem Rückweg über Palästina, Syrien, Kleinasien zweigt von ihr vor Sirmium eine Linie ab über Lauriaco—Augusta Vindelicorum—Argentoratum—Treveros (Trier) und eine zweite, die auf öfter von ihr divergierenden Strecken ebenfalls Argentoratum erreicht, aber bis zur Rheinmündung fortgeführt wird. Wie die nordafrikanische Linie mit der von Mailand ausgehenden Hauptlinie in Alexandria zusammentrifft, so führt von Mailand ein Strafsenbündel über die westlichen Alpenpässe des Mont Genèvre (per Alpes Cottias), Kleinen St. Bernhard (p. A. Graias) und Grofsen St. Bernhard (p. A. Penninas) nach Gallien hinüber, die gröfste Strafse nach Gessoriacum (Überfahrtsplatz nach Britannien), andere nach Spanien, dessen Strafsennetz so an die Hauptlinie in Mailand angeschlossen wird, und von Spanien nach Aquitanien.

Was hat nun jene grofse von Mailand über Antiochia und Alexandria bis nach Hiera Sycaminos laufende Linie für eine Bedeutung? Sie fällt von Mailand bis nach Palästina (Tyrus—Ptolemais—Sycamenos Iudaeorum) mit dem im Jahre 333 p. Chr. verfafsten Itinerarium a Burdigala Hierusalem usque zusammen, nur dafs das I. A. die kleineren Haltestellen, die mutationes, übergeht. Damit glaubt Elter die Lösung der Frage gefunden zu haben, was das It. Ant. zu bedeuten habe. Es ist nach seiner Meinung ein Itinerarium Hiersolymitanum, im 4. Jahrhundert bearbeitet, wie auch die Tabula Peutingeriana in derselben Zeit als Itinerarkarte für Pilger nach Jerusalem vorab und dann nach Rom umgestaltet worden sein soll (S. 11). Aber woher will denn der Verfasser wissen, dafs die christlichen Einträge in der Tab. Peut. wirklich im 4. Jahrhundert gemacht worden sind, und glaubt er wirklich, dafs diese wenigen Spuren genügen, um aus der Tab. Peut. eine Pilgerkarte zu machen? Das It. Ant. ist somit nach Elter ein auf Grund eines Reichsitinerars mit Hineinarbeitung von Spezialitinerarien zusammengestelltes Gesamtitinerar für Pilger aus allen Teilen des Reiches, die sich eine Reiselinie nach Palästina daraus zusammenstellen konnten, und zwar, wie weiter ausgeführt wird und wodurch die sonderbare Zerreifsung der Beschreibung der Strafsen Italiens und Galliens erklärt wird, in Form einer Periegese.

Diese Hypothese hat auf den ersten Blick etwas Bestechendes, kann aber einer vorurteilsfreien Prüfung nicht standhalten. In der Tab. Peut.

sind wenigstens in ihrer jetzigen Gestalt Spuren christlichen Einflusses vorhanden, beim Itin. Ant. aber fehlt jede, auch nur die leiseste Spur, dafs es je durch christliche Hände gegangen ist, ja man könnte eher das Gegenteil annehmen. Ich will kein Gewicht darauf legen, dafs im Itinerarium maritimum, das doch nach Kubitschek (S. 55) gewifs von demselben Verfasser herrührt, heidnische Zusätze sich finden, die in einem Pilgerreiseführer sich absonderlich ausnehmen und sicherlich von dem Verfasser eines solchen getilgt worden wären, wie bei der Insel Samos „in hac Iuno nata est“, insula Cyprus sive Paphos „Veneri consecrata“, bei Delos „in hac Apollo et Diana ex Latona nati sunt“, am Schlufs: „suprascriptae insulae in mari vagari solitae erant. Has Apollo conligavit et stabiles fecit“. Umgekehrt geht der Verfasser des It. Ant. an allen Stätten, die den Christen heilig sind, mit absoluter Gleichgültigkeit vorüber, ja er nennt sie überhaupt nicht einmal mit Namen oder nur mit dem späteren griechisch-römischen. Der Verfasser des Itin. Burdig., der bei seinem Stationenverzeichnis nur äufserst selten eine kurze historische Anmerkung macht, wird unwillkürlich ausführlicher in dem Grade, wie er sich seinem Reiseziel nähert, und gibt von Neapolis (Sichem), Jerusalem mit dem Berg Zion und dem Ölberg, Jericho, dem Toten Meer, dem Jordan, Bethlehem, Terebinthus, Hebron mehr oder minder eingehende Beschreibungen, um, sobald das Heilige Land verlassen ist, wieder in eine blofse Aufzählung der Stationen zurückzuverfallen. Gleich die erste Route des It. Ant., die Route von Westmauritanien über Karthago endigt in Alexandria, obwohl das Ziel, auf das alle Wege gerichtet sind, Palästina und Jerusalem sein sollen. Noch auffallender ist, dafs die Hauptlinie, das Rückgrat des ganzen Itinerars, nicht in Jerusalem endigt, sondern Palästina und das Heilige Land links liegen lassend nach Ägypten führt (Tyrus — Caesarea — Ascalon — Pelusium — Alexandria — Hiera Sycaminos), erst auf dem linken Ufer des Nils hinauf bis zum südlichsten Punkt des römischen Reiches Hiera Sycaminos, dann wieder langsam nilabwärts auf dem rechten Ufer, um erst später nach Syrien und Palästina zu gelangen. Dafs zu einem Besuch des Heiligen Landes meist auch ein Besuch des Sinai, sowie der Klöster der nitrischen Wüste in Ägypten gehörte (S. 19), sei zugegeben, nur dafs statt „meist“ „bisweilen“ gesetzt werden mufs. Aber einmal wird weder der Sinai noch die Vallis Nitria genannt, sodann führt auch gar keine Strafse des It. Ant. in die Nähe des Sinai. Ferner machten die Pilger, die auf dem Landwege ins Heilige Land zogen, die

Reise nach Ägypten und dem Sinai als Abstecher von Jerusalem aus, so Etheria, die unter dem Namen Silvia bekannte Pilgerin von 388 (s. Archiv f. lat. Lex. XV, 234 f.), und Antoninus Placentinus im 7. Jahrhundert. Auch die Erklärung, dafs in der Vorlage unseres Verfassers die Hauptroute an Jerusalem vorbeiführte und er daran nichts ändern wollte (S. 19), hat geringe Wahrscheinlichkeit; dann müfste er ein noch jämmerlicherer Stümper gewesen sein, als er nach Kub. ohnehin ist; und warum ist er gerade hier so pietätvoll gegen die Tradition, während er sonst doch seine Vorlage frei umgestaltet, ja Spezialitinerare hineinkontaminiert haben soll? „Der Lauf der Pilgerlinie im It. Ant. widerspricht sogar ihrem eigenen Zweck" gibt Verfasser selbst zu, bleibt aber trotzdem dabei: „aber der heutige Zweck ist dennoch der eines Pilgeritinerars".

Dafs Palästina im Itinerar eine ganz untergeordnete Rolle spielt, beweist aufser dem geringen Raum, welcher der Aufzählung seiner Strafsen gewidmet ist, dafs nicht einmal der Name der Provinz genannt wird und dafs nur wenige Orte im Innern des Landes verzeichnet werden. Ja, was allein genügt, um die ganze Hypothese Elters über den Haufen zu werfen, Jerusalem, welches doch das Ziel eines It. Hierosol. sein müfste, ist so wenig der Mittelpunkt der Strafsenbeschreibung, dafs es nur einmal unter dem Namen Aelia als Zwischenstation erscheint, also nicht einmal den End- und Ruhepunkt auch nur einer Nebenlinie bildet: Item a Neapoli Ascalonem m. p. LXXIIII. Aeliam m. p. XXX. Eleutheropolim m. p. XX. Ascalonem m. p. XXIIII [1]). Daraus sieht man doch klar, dafs die Städte Neapolis und Ascalon, ebenso Caesarea und Eleutheropolis, welche Ausgangs- und Zielpunkte von Reiselinien bilden, für den Verfasser wichtiger sind als Aelia. Mit keinem Worte ist seine Bedeutung für den Christen hervorgehoben, ja der Name Jerusalem selbst kommt im ganzen „Pilgeritinerar" nicht vor. Abgesehen von einigen Küstenstädten wie Caesarea und Diospolis wird nur erwähnt Neapolis, Scythopolis, Eleutheropolis. Die Namen Sichem, Hebron, Terebinthus, Bethleem, Jericho, die in dem gewifs knappen Itin. Burdig. genannt werden, sucht man vergeblich.

Unter diesen Umständen möchte ich zu dem Satz S. 48 „worauf der Verfasser nilabwärts zurückkehrend zunächst, was ihm allerdings das wichtigste von allem ist, Syrien und Palästina mit Jerusalem be-

1) An Orten, die für den Christen bedeutungsvoll sind, wird, obwohl sie am Weg liegen, vorbeigeeilt, wie Silo, Bethel, Rama, Gibea, Sochot.

sucht" ein starkes Fragezeichen machen. Der verehrte Herr Verfasser scheint sich übrigens von vornherein auf Widerspruch gefafst gemacht zu haben, wenn er (S. 58) prophezeit: „Es wird ja nicht ausbleiben, dafs man daran Anstofs nehmen wird (dafs die Hauptroute nicht in Jerusalem endigt) und zuletzt doch wieder bedenklich werden wird, weil scheinbar nicht alles so stimmt, wie wir es für uns haben möchten; Pedanten werden den Splitter nach Jerusalem vermissen und darüber den Balken, der mitten im Buch liegt, nicht sehen wollen." Ich gestehe offen, dafs ich ein solcher Pedant bin.

Augsburg. **P. Geyer.**

---

322) **Alfred v. Domaszewski, Die Anlage der Limeskastelle.** Mit 5 Tafeln. Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1908. 31 S. 8. *M* —.80.

Ausgehend von der Lagerbeschreibung des (sogenannten) Hyginus und anknüpfend an eine die Bedeutung der Pedaturasteine des Kastells Zugmantel im Taunus erklärenden Inschrift stellt der bekannte Limesforscher fest, dafs die Lagervermessung von der *striga,* der Lagerlinie eines Manipels, ausgeht oder vielmehr — da die beiden Centurien des Manipels einander gegenüberliegen und zwischen ihnen eine Strafse freibleibt, an der beide Centurien teilhaben — von der Hälfte der *striga,* dem *hemistrigium*; ein zwar nirgends ausgesprochener, aber überall in der Anwendung hervortretender Grundsatz. Die Pedaturasteine stimmen mit den Vorschriften des Hyginus genau überein; darnach läfst sich die Innenanlage der Limeskastelle mit allen Einzelheiten und ihr geschichtliches Werden verstehen. Dies erläutert Verfasser an dem Plane des Feldbergkastelles. Noch wird an dem Beispiele des Kastells Köngen (württ. Neckarkreis) dargelegt, dafs die Grundsätze der Hyginischen Lagerbeschreibung überhaupt mafsgebend waren. Eins ist für das Lager des Hygin besonders kennzeichnend: der Plan ist von einem Geiste ängstlicher Defensive diktiert, während im polybianischen Lager der Geist unbedingter Offensive ausgesprochen war: die Taunuskastelle geben ein deutliches Beispiel von der durch Hadrian überall im Reiche endgültig eingerichteten Form der Grenzverteidigung. — Die kleine, aber gehaltvolle Schrift liefert ein wichtiges Glied in der Kette der Limesforschung.

Hanau. **O. Wackermann.**

---

323) Hermann Gummerus, Die Fronden der Kolonen. S.-A. aus: Ofversigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar. L. A. 1906—1907. Nr. 3. 72 S. 8.

Vor einiger Zeit hatte der Verfasser dieser Abhandlung ein Werk über die römische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte veröffentlicht: „Der römische Gutsbetrieb nach Cato, Varro und Columella“ (in dieser Zeitschrift besprochen Jahrg. 1908, S. 205 ff.) und dort der bei Columella hervortretenden Wirtschaft der Kleinpächter, der coloni, eine besondere Betrachtung gewidmet (S. 82—86). Doch konnte da nur festgestellt werden, dafs die coloni bei Columella keine Fronbauern sind, sondern noch die Kleinpächter der republikanischen Zeit. In der vorliegenden Untersuchung nun geht Verfasser, sein früheres Werk nach dieser Seite ergänzend, den Spuren nach, wo der Kolonen in der Kaiserzeit gedacht wird. Natürlich kommen hier nur inschriftliche Überlieferungen und einige Papyri in Betracht; und auf Grund dieser gelangt er zu dem Schlusse, dafs in den kaiserlichen Domänen (seit Hadrian) und auch in Privatgütern die coloni einzelne Tagwerke, *operae,* kontraktlich abzuarbeiten haben, womit der Anfang der Fronde gemacht ist. Aus den hier mitgeteilten und ergänzten Inschriften (sog. Dekret des Commodus, lex Hadriana, lex Manciana aus der letzten Zeit des Trajan u. a.), die sich auf die Verhältnisse der afrikanischen Provinzen beziehen, ergibt sich, dafs hier den Kolonen Fronden zugemutet wurden, und nicht nur zu Ackerfronden, sondern auch zu Baufronden wurden sie herangezogen. Die rechtliche Begründung der Fronden und die wirtschaftliche Bedeutung der *operae* werden einer besonderen Betrachtung unterzogen. Übrigens hat sich die Fronpflicht in den Provinzen früher entwickelt als in Italien, wo auch, wie in den östlichen Provinzen, die spätere Kaiserzeit gesetzliche Regelung brachte. Verfasser ist in seinen Schlufsfolgerungen sehr vorsichtig, und so hat seine Quellenprüfung sogar manches, was man von Fronden der Kolonen zu wissen meinte, noch geschmälert. Drei Tatsachen stellt er als urkundlich gesichert fest: 1) die Kolonen der grofsen afrikanischen Domänen sind im 2. Jahrhundert n. Chr. zu einer Anzahl Fronden verpflichtet; 2) in Italien war um das Jahr 500 die Fronpflicht der Kolonen auf den ravennatischen Kirchengütern eingeführt; 3) in Gallien war das Fronsystem schon in der ersten Merovingerzeit allgemein in Anwendung. So gering indessen auch die Ergebnisse bei dem gegenwärtigen Stand der Forschung über das römische Fronwesen auch sind, so ersieht man doch,

dafs es für die Entwicklung der Leibeigenschaft von ungemeiner Bedeutung gewesen ist — ein immerhin dankenswertes Ergebnis der scharfsinnigen Untersuchung.

Hanau. **O. Wackermann.**

324) **Otto** und **Else Kern, Carl Otfried Müller.** Lebensbild in Briefen an seine Eltern mit dem Tagebuch seiner italienisch-griechischen Reise. Mit 3 Bildnissen und 1 Faksimile. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. XVI u. 401 S. 8. ℳ 6.—.

Je geringer die Wahrscheinlichkeit geworden ist, dafs uns noch einmal eine wirklich erschöpfende Biographie von Carl Otfried Müller beschert wird, desto willkommener ist die schöne Gabe, welche jetzt aus pietätvoll gehüteten Sammlungen der einst ihm Nahestehenden pietätvoll veröffentlicht ist. Wir begleiten sein Leben von den Schülerzeiten in Brieg bis zu jenem traurigen Briefe vom 26. Juli 1840, in dem er noch selber von der schweren Erkrankung in Livadia berichtet, die wenige Tage nachher seinen frühen Tod in Athen herbeiführte; sehr zu bedauern ist, dafs die Briefe aus der Zeit, wo er in Berlin Böckh zuerst näher trat (1816/7), verloren sind. Die Herausgeber haben einige Anmerkungen (S. 370—374), ein Verzeichnis der Literatur über C. O. Müllers Leben (S. 375/6) und ein Personenregister (S. 377—401) hinzugefügt. Trotz aller darauf verwendeten philologischen Akribie ist hier Vollständigkeit wohl nicht mehr zu erreichen gewesen; das ist schade, denn das persönliche Interesse wird durch diese lebensvollen Briefe so stark gefesselt, dafs man gerne auch über alles Einzelne völlige Klarheit und Gewifsheit hätte; wo sie nicht zu ermitteln war, wäre hier und da ein Hinweis darauf erwünscht gewesen. Auch wäre eine kurze Zusammenstellung der äufseren Lebensdaten Müllers, sowie seiner Schriften zweckmäfsig gewesen, dies ganz besonders auch um der nicht-philologischen Leser willen, die wir dem ausgezeichneten Buche in grofser Zahl wünschen. Denn, so eingehend auch in diesen Briefen an die Eltern die gelehrte Tätigkeit des grofsen Forschers geschildert wird, sie gewinnen unser Interesse und unsere warme Sympathie noch weit mehr durch den herzlichen Ton kindlicher Verehrung, den der Sohn auch auf der Höhe wissenschaftlichen Ruhmes den Eltern gegenüber nie verleugnet. Welche Fülle des kulturgeschichtlich Merkwürdigen diese lebendigen Schilderungen einer nun schon so weit zurückliegenden Vergangenheit enthalten, braucht kaum erst gesagt

zu werden. Niemand wird das köstliche Buch ohne das Gefühl reichsten Genusses aus der Hand legen.

Sondershausen. **Funck.**

325) **W. Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik.** 2. Auflage. V. Band. 2. Hälfte: Lehrerinnenvereine bis Munterkeit. S. 481—982 + VII S. gr. 8. — VI. Band: Musikalische Erziehung bis Präparieren. VII u. 927 S. gr. 8. — VII. Band: Prinzenerziehung bis Rettungsanstalten. VII u. 932 S. gr. 8. — VIII. Band: Schulbesuch bis Stoy. VII u. 937 S. gr. 8. Langensalza, Hermann Beyer Söhne (Beyer & Mann), Herzogl. Sächs. Hofbuchhändler, 1906—1908.

W. Rein, Enzyklopädisches Handbuch der Pädagogik. Achter Band: Erster Ergänzungsband. Zweite Hälfte. Ebenda 1906. S. 481—962 + VI S. gr. 8. — Neunter Band: Zweiter Ergänzungsband. Erste Hälfte. Ebenda 1908. S. 1—464. gr. 8. Jeder Halbband ℳ 7.50.

Ref. macht zunächst wieder auf das Verhältnis der Ergänzungsbände zum Gesamtwerke aufmerksam. Die ersteren gehören nicht zur zweiten Auflage der Enzyklopädie, sondern bringen den Besitzern der ersten Auflage die Zusatzartikel der zweiten Auflage, unter denen besonders die Monographien über das Schulwesen des Auslandes zu nennen sind, in Form von Supplementbänden (= Achter und Neunter Band.) —

Wenn in dem letzten Berichte an dieser Stelle (vgl. S. 539 dieses Jahrg.) die Wichtigkeit des Werkes für Verwaltungsbehörden, und nicht zum wenigsten für Kommunalämter, betont wurde, so wird das ohne weiteres einleuchten, wenn hier aus den vorliegenden Bänden einige Schlagwörter aufgezählt werden, die sie (aufser anderen Materien) ganz besonders angehen: Lehrlingsvereine und Lehrlingswesen; Mädchenerziehung und Mädchenunterricht; Mädchengymnasien; Mädchenheime und Mädchenschulwesen; Nebenämter und Nebenbeschäftigung der Lehrer; Ortsschulaufsicht; Pflege und Pflegeeltern; Privatschulen, Reichsgedanke und Schulwesen; Rettungsanstalten; Schmuck der Schule und Schulzimmer; Schulaufsicht und Schulbesuch; Schulzwang; Schulbureaukratie, Schuldeputationen, Vorstände, Schulgärten; Schulgeld, Schulgemeinde, -haus-, -hygiene, -hof-, luft, -museum, -speisung, Sport und Spiel, Spielplätze;

Sterblichkeitsverhältnisse der Schulbeamten. Es würde manches zur rechten Zeit und am rechten Ort gespart, manche Bewilligung besser ausgenutzt, mancher Antrag williger aufgenommen und überhaupt jede Schulinstitution eine gerechtere Beurteilung finden, wenn die Schulinteressenten in den sog. Schuldeputationen, Konventen und Synoden sich in solchen Fragen ordentlich umsähen. Wer wie Ref. einige Zeit mit Stadträten, geborenen Schulinspektoren und sog. Kuratoren hat arbeiten müssen, wird von diesem Aufklärungsdienst ein Lied zu singen wissen. — Doch wenden wir uns einigen Neuerungen der zweiten Auflage zu. Die wichtigste machen wohl die Auslandsberichte aus. Da begegnet zunächst ein sehr eingehendes Referat Knut Svanljungs über die Geschichte und Verfassung des finnländischen Schulwesens; sodann ein gleiches von T. Tsuji über das japanische, in dem man mit Genugtuung den Einfluſs Westeuropas und besonders auch deutsche Vorbilder betont findet, übrigens eigenartige Organisation im weitesten Umfange bemerkt. Wenn auf irgendeinem Gebiete, so sieht man auf diesem den Fortschritt der jüngsten Weltgroſsmacht. — Ein verhältnismäſsig ausführlicher Aufsatz ist dem kretischen Schulwesesen durch Kalitsunakis (Canea) zuteil geworden, wohl wegen der am Ende des vorigen Jahrhunderts sanktionierten Sonderstellung dieses Schutzstaates. Über die älteste Zeit wird man kaum besondere Belehrung verlangen; wenn aber wie hier ein Anlauf dazu genommen wird, so konnte wie der altkretischen Knabenerziehung auch der Mädchenerziehung gedacht werden: erwähnt doch die Ilias in der Hoplopoiie des von Dädalus entworfenen Sportplatzes der Ariadne und gemeinschaftliche Reigen der Jünglinge und Jungfrauen. Die Behandlung der modernen Zeit und ihrer Leistung gewährt einen guten Einblick in das gesamte Bildungswesen des Inselstaates. Das sonstige neugriechische Schulwesen in der Europäischen Türkei, Kleinasien, Syrien und Ägypten ist von P. Oikonomos anhangsweise in einer Übersicht am Schlusse des Hauptartikels „Neugriechische Schulen“ erledigt. Das Hauptstück selbst behandelt nach einem Rückblick über die Zeit bis 1833 die neue (bis 1878) und neueste Zeit ausführlich, und man ersieht, daſs deutsche Vorbilder und Autoritäten (im Bereiche der Volksschulen Ziller und Stoy) von gröſstem Einfluſs auf die Organisation der letzten Periode gewesen sind, wenn auch in den höheren Schulen, zurzeit 50 Gymnasien, als lebende Fremdsprache immer nur das Französische figuriert. Auch über die Anfänge der Realschule, über die Hochschule, technische und Berufsschulen verbreitet sich der Ver-

fasser eingehend. — „Niederländisches Schulwesen“ hat D. Bos übernommen; er legt nach einer historischen Einleitung den Zustand der Holländischen Unterrichtsanstalten dar, wie er seit der Mitte des 19. Jahrhunderts geschaffen und zum Teil noch im Werden ist. Diese Verhältnisse kennen zu lernen ist immerhin für unsere deutschen Schulzustände sehr lehrreich, da sie im Bereich des niederen Schulwesens da und dort die Schattenseiten des Konfessionalismus zeigen. In den höheren Schulen findet man mehrfach Anlehnung an die deutsche Schulverfassung. — Wenn bei Reformfragen in neuerer Zeit so gern auf norwegische Einrichtungen exemplifiziert wird, so mag man sich in der kritischen Behandlung des „Norwegischen Schulwesens“ durch H. Raabe über die Licht- und Schattenseiten auf den verschiedenen Unterrichtsgebieten belehren lassen. — Bekannter ist uns schon das Thema der österreichischen Schulen, wenigstens was das Mittelschulwesen anlangt, da der Programmaustausch uns mit den eigenartigen Einrichtungen dieser Schulrichtung einigermaſsen auf dem laufenden hält. Aber den historischen Teil, die vielfachen Wandlungen in der neuen Zeit findet man doch nirgends so gut ausgeführt wie hier, und eine gute systematische Darstellung des gegenwärtigen Standes, wie sie Rud. Hornig in dem vorliegenden Werke bietet, wird man stets gern studieren und daraus sich gelegentlich Auskunft holen. Es empfiehlt diesen, wie die anderen Spezialartikel, daſs dem Räsonnement überall das Quellenmaterial und ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur beigegeben ist. Neben diesen Monographien über die Schulen des Auslandes möchte Ref. noch G. Lenz' kurzen Artikel über Deutsches Schulwesen im Auslande hervorheben, in dem die Bedeutung der Schule für die Erhaltung des Deutschtums wie für die wirtschaftliche und soziale Förderung der Landsleute ansprechend gewürdigt ist. Doch hätte hier noch etwas weiter ausgeholt und manches Wichtige angeführt werden können, so die respektablen Zuschüsse des Reiches zur Erhaltung der Schulen, die Übereignung der Berechtigungen der höheren Schulen, die Revisionen durch Reichsschulbeamte, die Anrechnung der Dienstjahre der Oberlehrer an den Auslandsschulen im heimischen Dienst u. a. m., wodurch eine amtliche Angliederung an die heimatlichen Verhältnisse geschaffen ist. — Über weitere Vermehrungen und Vorzüge der zweiten Auflage dieser trefflichen Enzyklopädie muſs Ref., um den Raum nicht zu überschreiten, seinen Bericht auf spätere Gelegenheit verschieben.

326) **Chr. Koese, Unterrichtsbriefe für das Selbststudium der Lateinischen Sprache.** Leipzig, E. Haberland. 8. 48 Briefe. je *M* —.50.

Das Gesamtpensum der Unterrichtsbriefe wird in drei Kursen durchgeführt. Der erste umfaſst das grammatische Pensum der Sexta bis Quarta des humanistischen Gymnasiums. Viele Interessenten werden, besonders wenn es ihnen nur um eine Bekanntschaft mit den Elementen des Lateins zu tun ist, nicht um den Anschluſs an eine Schullaufbahn, sich mit diesem Abschnitt begnügen. Der zweite bringt den Lehrstoff von Untertertia bis Untersekunda und berücksichtigt die Einjährigenprüfung, während der dritte Teil den Unterricht bis Oberprima ersetzen und damit zur Abiturientenprüfung anleiten will. Das schwerste Stück Arbeit für den Herausgeber war offenbar die Ausarbeitung des ersten Teiles. Er gibt gute allgemeine Vorschriften für den Schüler und beginnt dann in geeigneten kleinen Absätzen die besondere Belehrung. Was er auswählt und wie er es vorträgt, zeigt den denkenden und erfahrenen Lehrer, der weiſs, worauf es ankommt, und der Wesentliches vom Unwesentlichen unterscheidet. Daſs der Fremdwörterschatz zur Gedächtnishilfe verwertet wird, kann man gutheiſsen. Die schwierige Aufgabe, den Schüler an den Klang des lebendigen Wortes und an seinen Tonfall zu gewöhnen, lieſse sich bei der nächsten Ausgabe vielleicht durch Beigabe von phonographischen Platten ermöglichen, wie solche bei den Neueren Sprachen mit gutem Erfolg angewendet werden. Ein paar auffällige Kleinigkeiten aus dem ersten Abschnitte müſsten bei gleicher Gelegenheit noch geändert werden: S. 13 ist bei Sestius der scharfe Anlaut zu umschreiben, die S. 39 angegebene Betonung in Germaniaque, ebenso S. 151 die von utraque und S. 228 die von alicui ist zu ändern; S. 298 muſs auf die verschiedene Quantität das í in fio und fieri aufmerksam gemacht werden; S. 235 steht idoneus dreimal mit kurzem o bezeichnet. — S. 73 die Wiedergabe von „usque ad Oceanum“ verführt den Schüler, in usque die Version von „bis“ zu sehen. — S. 85. Der heillose Miſsbrauch des deutschen „derselbe“ würde erheblich abnehmen, wenn die lateinischen Grammatiken endlich bei is diese Bedeutung streichen würden. Auch vom unglücklichen „derjenige welcher“ könnten sie uns befreien. Letztere Bemerkungen treffen natürlich Roese nicht mehr als andere Lehrbücher, aber es fehlt hier doch das abmildernde Wort des Lehrers, der sonst die Schäden zurückdrängt. Im übrigen hat man von der Gesamtarbeit dieses Teiles den günstigen Eindruck, daſs mit diesem Lehrmittel das Ziel wohl zu erreichen ist. Der zweite Kursus führt in die Lektüre der lateinischen Literatur, Cäsar, Sallust, Livius, Ovid und Virgil ein. Cicero ist ausgeschlossen. Bei jedem Autor wird eine Übersetzungsanleitung gegeben; grammatische Belehrung und Materialien zum Übersetzen ins Lateinische gehen nebenher. Der dritte Teil erweitert und ergänzt die grammatische und stilistische Belehrung und gibt die erforderliche Einführung in die Lektüre des Cicero, Virgil, Tacitus und Horaz. Die beiden letzten Kurse bringen eine vollständige Erledigung des Schulpensums in angemessener Verteilung, wie Ref. sich überzeugt hat. Über die Unterrichtswirkung wird man freilich mit Sicherheit nur urteilen können, wenn man ab und zu Proben mit einem Autodidakten, der das Hiflsmittel benutzte, machen könne. Bis dahin bleiben alle Schlüsse natürlich nur bedingte. Erwünscht wäre es, wenn später einmal ein Studienbeflissener dieser

Vorbildung das Wort zur Würdigung des absolvierten Lehrganges nähme. Roeses Anleitungen haben übrigens auch sonst Wert für Kollegen, die auf den betreffenden Stufen des Gymnasiums zum ersten Male unterrichten, da sie sich hier mancherlei lehrhafte Beobachtungen aneignen können.

---

327) **K. Thieme, Scribisne litterulas latinas?** Kleine moderne Korrespondenz in lateinischer Sprache. Dresden und Leipzig, C. A. Kochsche Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers), 1908. VIII u. 122 S. 8. ℳ 1.80.

Das Heftchen stellt sich Capellanus' bekannten lateinischen Dialogen über moderne Stoffe nicht unwürdig zur Seite. Es werden auch hier alltägliche Vorkommnisse und Gegenstände zugrunde gelegt: Einladungen, Ablehnungen, Gesuche, Reiseberichte, Feste, Gratulationen, Schule und Studium, Krankheit, Tod, Beileid, grofse und kleine Politik usw. Der Verfasser hat sich mit Erfolg um leichte Verständlichkeit bemüht, umständliche Periodisierung vermieden, die ohnehin der zwanglosen Gelegenheitsschriftstellerei nicht gut ansteht. Wie in dem lateinischen Konversationshefte ist dem deutschen Texte die lateinische Fassung gegenübergestellt, zu deren Version besonders Seneca und Cicero Ausdrücke und Wendungen geliefert haben. Des Verfassers Latinisierung moderner Begriffe und Phrasen ist annehmbar, oft sogar recht zutreffend ausgefallen. Es wird Thiemes liebenswürdigem Büchlein nicht an Zuspruch und Anerkennung fehlen.

---

328) **Mélanges Chabaneau.** Festschrift, Camille Chabaneau zur Vollendung seines 75. Lebensjahres 4 März 1906 dargebracht von seinen Schülern, Freunden und Verehrern. Erlangen, Verlag von Fr. Junge, 1907. XVI u. 1117 S. 8. ℳ 40.—.

Es ist ein schöner Brauch der Gelehrtenwelt, namhafte Vertreter der wissenschaftlichen Forschung anläfslich eines Jubiläums mit einem Sammelbande Festschriften zu ehren und zu erfreuen. Diese meist nur in engerem vaterländischen Kreise geübte Art der Festfeier gewinnt eine gröfsere Bedeutung, wenn sie eine internationale Beteiligung der Autoren aufbietet, wie seinerzeit bei den „Melanges Graux“ oder wie im vorliegenden Falle zum 75. Geburtstage des Romanisten Chabaneau, dem über achtzig Gelehrte, Schüler und Freunde des Jubilars ihren Glückwunsch durch gemeinschaftliche Adresse und einen Sammelband Festschriften dargebracht haben. Derartige Gelegenheitsschriften haben das Gute, dafs sie manches herausbringen, zu dessen Veröffentlichung es sonst an der zweckmäfsigen buchhändlerischen Veröffentlichung fehlt, Arbeiten, die einzeln nicht lohnen und die man doch nicht missen mag, Forschungen, die zunächst nur einen

kleinen Kreis interessieren, die aber doch einmal gemacht werden müssen, Ausgaben schwer zugänglicher Texte, die sonst noch lange im Dunkel geblieben wären. Allerdings hat ein solcher Sammelband manche Nachteile. Das Interesse des einzelnen gilt vielfach nur einer kleinen Anzahl von Abhandlungen, manchmal nur einer einzigen, und deshalb das Ganze anzuschaffen, das kann sich nicht jeder leisten. Die Verleger würden gut tun, bei diesen Gelegenheitsschriften Sonderausgaben der gröfseren Artikel resp. einer Gruppe von Artikeln zu veranstalten. Dieser Wunsch nach Separatabdrücken drängt sich auch bei dem vorliegenden Bande auf, der in Einzelstudien die verschiedensten Materien aus dem Gebiete der Romanischen Philologie bringt. Eine eingehende Berichterstattung erscheint gar bei der Fülle und Mannigfaltigkeit des Gebotenen ausgeschlossen, da der einzelne nur einem Teile ein besonderes Interesse angedeihen lassen kann. Es scheint deshalb hier zweckmäfsiger, die gesamten Titel zu verzeichnen, wonach jeder ermessen mag, wieweit er mit seinen Sonderstudien an dem Bande interessiert ist. Er enthält in alphabetischer Folge der Autoren:

J. Anglade, Les Troubadours à Narbonne. — C. Appel, Zur Metrik der Sancta Fides. — G. Baist, Das Osterspiel von Notre Dame aux Nonnains in Troyes. — Joseph Bédier, La „Prise de Pampelune“ et la route de Saint-Jacques de Compostelle. — D. Behrens, Wortgeschichtliches. — Giulio Bertoni, L'imitazione francese nei poeti meridionali della scuola poetica siciliana. — Leandro Biadene, Cortesie da tavola di Giovanni di Garlandia. — E. Bourciez, Le verbe „Naître“ en gascon. — Ferd. Brunot, La langue du Palais et la formation du „bel usage“. — Ferdinand Castets, „Li Livres Bakot“, manuscrit contenant des parties d'échecs, de tables et de mérelles. — G. Cirot, Quelques remarques sur les archaïsmes de Mariana et la langue des prosateurs de son temps (Conjugaison). — L. Clédat, Le futur à la place du présent. — W. Cloetta, Ysoré im Moniage Guillaume und im Ogier. — Léopold Constans, Une rédaction provençale du Statut maritime de Marseille. — Jules Cornu, Phonétique française. — Jules Coulet, Spécimen d'une édition des poésies de Peire d'Alvernhe. — Albert Counson, Noms épiques entrés dans le vocabulaire commun. — V. Crescini, No sai que s'es. — Albert Dauzat, L'amuissement de *s*, *r*, *l* explosifs dans la Basse Auvergne. — Dr. Dejeanne, Sur l'Aube bilingue du Ms. Vatican Reg. 1462. — J. Ducamin, Herran ou l'Arlot-qui-pleure. Eglogue 4e de Pey de Garros. — A. Dujarric-Descombes, Camille Chabaneau et les troubadours du Périgord. — C. Fabre, Les Provençalistes du Velay et M. Camille Chabaneau. — Wendelin Foerster, Le saint Vou de Luques. — L. Gauchat, *R* anorganique en franco-provençal. — E. Gorra, I „nove passi“ di Beatrice. — M. Grammont, La métatèse à Pléchâtel (Ante-Bretagne). — G. Gröber, Zur provenzalischen Verslegende von der hl. Fides von Agen. — Pier Enea Guarnerio, Reliquie sarde del Condizionale perifrastico col Perfetto di *habere*. — A.-G. van Hamel, Jocaste-Laudine. — A. Jeanroy, Le troubadour Austorc d'Aurillac et son

sirventés sur la septième Croisade. — Leo Jordan, Ancienne traduction italienne du *Confessionale* de St. Antonin de Florence (1389—1459). — Adolf Kolsen, Ein Lied des Trobadors Guilhem de Cabestanh. — Louis Lambert, La Pourcairouleto. — L. Lamouche, Quelques mots sur le dialecte espagnol parlé par les Israélites de Salonique. — Ernest Langlois, Le jeu du Roi qui ne ment et le jeu du Roi et de la Reine. — Edmond Lefèvre, Bibliographie sommaire des œuvres de Camille Chabaneau. — J. Leite de Vasconcellos, Fórmas verbaes arcaicas no Leal Conselheiro de el-rei D. Duarte. — Alfred Leroux, L'idiome limousin dans les chartes, les inscriptions, les chroniques. — C. de Lollis, Su e giù per le biografie provenzali. — W. Meyer-Lübke, Confluentes. — Ed. Meynial, Remarques sur la réaction populaire contre l'invasion du droit romain en France aux XII[e] et XIII[e] siècles. — A. Morel-Fatio, La plainte du Soldat espagnol. — O. Nobiling, Zu Text und Interpretation des „Cancioneiro da Ajuda". — Francesco Novati, Un dotto borgognone del sec. XI, e l'educazione letteraria di S. Pietro Damiani. — Kr. Nyrop, Le sort du radical dans la dérivation française. — H. O. Östberg, Bloi und Poi. — E. G. Parodi, Sul raddoppiamento di consonanti postoniche negli sdruccioli italiani. — Léon G. Pélissier, Lettres de romantiques français. — J. J. Pépouey, *U* final atone = lat. *ŭlum* dans le parler de Bagnères-de-Bigorre et des environs. — Dimitry Pétrof, Quelques notices sur Felix de Vega, père de Lope de Vega. — Pio Rajna, La patria e la data della Santa Fede di Agen. — Eugène Rigal, La signification philosophique du „Satyre" de Victor Hugo, Eugène Ritter, Chanfon de la complanta et desolafion dé paitré. — J. Ronjat, Notes sur l'affouagement de Maillane. — Mario Roques, Recherches sur les conjonctions conditionnelles *să*, *de*, *dacă*, en Ancien Roumain. — Lazare Sainéan, Anc. prov. *cos*, *gos*, *chien*. — J. J. Salverda de Grave, Quelques observations sur les mots d'emprunt. — C. Salvioni, Il dialetto provenzaleggiante di Roaschia (Cuneo). — A. Sanchez Moguel, Dos romances del Cid conservados en las juderias de Marruecos. — J. Saroïhandy, Gloses catalanes de Munich. — B. Schädel, Un art poétique catalan du XVI[e] siècle. — Dr. Rudolf Schevill, On the Bibliography of the Spanish Comedia. — O. Schultz-Gora, Einige unedierte Jeux-partis. — Erik Staaff, Contribution à la syntaxe du pronom personnel dans le Poème du Cid. — E. Stengel, Ein Beitrag zur Textüberlieferung des Romanz de saint Fanuel et de sainte Anne et de Nostre Dame et de Nostre Segnor et de ses Apostres. — Albert Stimming, Altfranzösische Motette in Handschriften deutscher Bibliotheken. — Hermann Suchier, Provenzalische Beichtformel. — Walther Suchier, Bruchstücke einer Handschrift des *Conseil* von Pierre de Fontaines. — L. Suttina, Intorno alla perigionia di Jacopo da Montepulciano. — Henri Teulié, Les vocabulaires spéciaux. 1. Le vocabulaire du noyer à Bétaille (Lot). — Antoine Thomas, L'orijine limousine de Marcial d'Auvergne. — A. Tobler, quitte à ..., sauf à. — Jakob Ulrich, Le fabliau du jaloux et de l'ange Gabriel. — Hugues Vaganay, Quelques mots peu connus. — Jules Véran, La presse de langue d'oc. — Karl Vollmöller, Briefe Konrad Hofmanns an Eduard von Kausler aus den Jahren 1848 bis 1873. Mit Einleitung und Anmerkungen mitgeteilt. Nebst 2 Beilagen: 1. Das Geusenliederbuch von 1611, 2. Dr. Karl Friedrich Wilhelm Lanz, und 2 Tafeln — B. Wiese, Aus Karl Wittes Briefwechsel. — Fredrik Wulff, Quelques ballatas de Pétrarque non admises dans les recueils de 1356 et

de 1366. — R. Zenker, Das provenzalische „Enfant sage“, Version B. — Nicola Zingarelli, Quan lo boscatges es floritz.

Zum Schlufs sei noch angemerkt, dafs das Werk schön ausgestattet ist und aufser dem deutschen und französischen Gratulationsschreiben das Bild des (inzwischen verstorbenen) Jubilars und eine Liste der Subskribenten enthält, durch deren finanzielle Anteilnahme die Publikation der Festschrift in diesem stolzen Umfange möglich geworden ist.

---

329) **W. Bang, Materialien zur Kunde des älteren englischen Dramas** begründet und herausgegeben von W. B. Louvain, A. Uystpruyst; Leipzig, O. Harrassowitz. Band VII, zweiter Teil: **W. Bang, Ben Jonson's Dramen** in Neudruck herausgegeben nach der Folio 1616. 1908. p. 277—552.

ℳ 24 —; für Subskribenten ℳ 20. —.

Band XXII: **W. Bang** und **L. Krebs, Ben Jonson's The Fountaine of Self-Loue or Cynthias Revels** nach der Quarto 1601 in Neudruck herausgegeben. 1908. 92 S. 8.

ℳ 5. 60; für Subskribenten ℳ 4. 80.

Der erste der beiden neuen Bände aus der immer lebendigeren Sammlung Professor Bangs bildet die Fortsetzung des von mir seinerzeit in dieser Zeitschrift angezeigten ersten Teils. Es enthält den gröfseren Teil des *Poetaster* (bis S. 354), dann *Sejanus his Fall* (S. 355—438), *Volpone or The Foxe* (S. 439—524) und führt *Epicoene or The silent Woman* bis zum Beginn des dritten Akts (S. 525—552).

Dafs die Zuverlässigkeit des Textes der einfach glänzenden äufseren Ausstattung nicht nachsteht, bedarf keiner weiteren Erörterung. Jede Bibliothek, die das Werk besitzt, schafft sich damit einen dauernden Gewinn.

Der andere Band enthält lediglich den diplomatischen Abdruck der Quartoausgabe von 1601, besorgt von Walter Burre, ohne dafs auch durch eine Bemerkung ersichtlich würde, wie grofs der Anteil jedes einzelnen der beiden Herren Herausgeber ist. Als Vorlage ist das Exemplar der Bodleyana in Oxford „Malone 193“ benutzt worden. Eine Nachprüfung war mir nicht möglich, doch dürfen wir nach den Antezedentien das Vertrauen haben, dafs korrekt verfahren wurde.

Berlin. **Heinrich Spies.**

---

330) **Geni-Ichiro Yoshioka,** A Semantic Study of the **Verbs of Doing and Making** in the Indo-European Languages. (Chicagoer Doktordissertation.) Tokyo, Japan, Printed at the Tokyo Tsukiji Type Foundry, 1908. 46 S. 8.

Der Zweck der vorliegenden sehr fleifsigen und gelehrten Dissertation ergibt sich am besten aus dem, was der Verfasser selbst darüber sagt: „The purpose of this dissertation", bemerkt er auf S. 7, "is to show what are the various specific forces from which come the verbs of doing and making in the Indo-European languages. Attention is given primarily to the commonest words of this kind in the several languages, — those which are the usual equivalents of English *do* or *make;* and it is hoped that none of these has been overlooked. But words in which such a general meaning is only occasional, the more specific sense being commonly preserved, as well as words which, though not verbs of doing and making in the strictest sense, come very near to this meaning, are equally instructive as showing the possibilities of devolopment in this direction; and many of these have been considered. In this regard, however, it is obviously impossible to aim at completeness, which could be attained only in study devoted to a single language — Verbs of doing and making are treated together for the simple reason that it is impossible to keep them apart. It is true that the distinction which exists in English, where *do* refers to an action *per se,* while *make* contains the notion of result, is common to many languages; but the line of demarcation is a vague one, and never quite the same even in languages which have precisely the same pair of words as German and English. Compare *Was macht er? = What is he doing?*" — Wir möchten dieser letzten Bemerkung hinzufügen, dafs auch in Deutschland selbst nicht alle Landschaften in diesem Punkte übereinstimmen. Der Norddeutsche gebraucht (im Einklang mit der Schriftsprache) mehrfach *tun,* wo der Mitteldeutsche *machen* sagt, z. B. norddeutsch „Das mufst du nicht tun!" = obersächsisch „Das mufste nich machen!" Vgl. dazu bei Yoshioka S. 16 f. u. 40, Die Fälle, wo für englisches *do* auch der Norddeutsche *machen* sagt, sind ziemlich zahlreich, z. B. to do business, one's hair, to do oneself the pleasure, to do a picture, an exercise und a room. — Einen beachtenswerten rückläufigen Übergang aus der allgemein gewordenen in eine neue spezielle Bedeutung, und zwar die einer Bewegung, zeigt das intransitive *make* im Englischen, dem in der Bedeutung „reisen" das obersächsische

machen entspricht", welches im Perfekt sogar mit *sein* statt *haben* verbunden wird: *nailich saimr widerämool noch Träsen gemocht* = neulich sind wir wieder einmal nach Dresden gefahren.

Wir wünschen dem Verfasser, der auf einem ihm ursprünglich so ganz fernliegenden Gebiete ausgezeichnete Kenntnisse an den Tag legt, Glück zu weiteren Forschungen. Er gibt uns durch seine Studien einen schönen Beweis dafür, dafs der materiellen Konkurrenz seines Volkes mit dem Abendlande auch ein Wettbewerb anderer Art zur Seite tritt, ein Zeugnis für jenen altjapanischen Idealismus, von dem uns Lafcadio Hearn in so ansprechender Weise zu erzählen weifs. **P.**

---

331) **J. Schipper, Beiträge und Studien zur englischen Kultur- und Literaturgeschichte.** Wien und Leipzig, C. W. Stern, 1908. 371 S. 8.

Das Buch zerfällt in einen kultur- und einen literarhistorischen Teil. Der erste eröffnende Aufsatz „Über die Kultur der Angelsachsen" zeigt uns doch, dafs auch diese Seite der philologischen Arbeit nicht ganz so vernachlässigt wird, wie gewisse Kreise glauben machen möchten. Vielleicht wäre in dem Essay hier und da ein Hinweis auf das, was spezifisch angelsächsisch im Unterschied zum Gemeingermanischen, angebracht; ich denke gerade an die Darlegung der Familienverhältnisse und die Stellung der Frau. Die übrigen Aufsätze des ersten Teils beschäftigen sich zumeist mit den Universitäten. Am umfangreichsten ist die Geschichte von Oxford und Cambridge, die Schilderung ihrer Verwaltung, ihrer Colleges und ihres Unterrichtsbetriebes. Dieser Aufsatz sollte einzeln zugänglich gemacht werden, denn man wird nicht leicht anderswo eine so knappe und doch alles Wichtige bietende Darstellung dieser, von unseren Einrichtungen so abweichenden, Verhältnisse finden. Die übrigen Aufsätze über Dublin und seine Geschichte und über Edinburg sind kürzere Gelegenheitsarbeiten, ebenso wie jener über die Bibliothek des Britischen Museums, die übrigens für die Benutzung des reading room doch eine schärfere Legitimation verlangt als z. B. die Münchener Bibliothek. Im literarischen Teil beansprucht, wie billig, Shakespeare den meisten Raum. Wir finden eine ausführliche Besprechung der Conradschen Neubearbeitung der Schlegelschen Übersetzung mit vielen geschmackvollen Besserungsvorschlägen (vgl. übrigens auch Krüger in den letzten Heften d. Ztschr.

f. franz. u. engl. Unterricht); eine Kritik der neuen Sh.-Biographie Raleighs in der „Men of Letters Series“, und endlich eine ebenso sachliche wie witzige Zurückweisung der Alvorschen, Bleibtreuschen und Gallup-Bormanschen Phantasien zur Verfasserfrage der Shakespeareschen Dramen. — Einen grofsen Genufs gewährt die Übersetzung des mittelschottischen Schwanks von den Mönchen von Berwick, die — ebenso wie die anderen hier gebotenen Schipperschen Verdeutschungen (z. B. Burial of Sir John Moor) — sowohl was treue Wiedergabe des Originals als was Beherrschung des Deutschen betrifft, sehr gut gelungen sind; die literarhistorische Einführung ist sehr feinsinnig, freilich ist der Dunbar Biograph und Herausgeber hier auf eigenstem Gebiet.

Den Schlufs bilden eine akademische Festrede über R. Burns und ein Essay über Byron und die Frauen, indem Sch. auch für die Existenz der vielumstrittenen Thyrza eintritt (vgl. hierzu jetzt auch Ackermann und Koeppel in d. Ztschr. f. franz u. engl. Unterricht, III. Band 1908). — Das Buch ist ein schönes anglistisches Seitenstück zu Morfs „Aus Dichtung und Sprache der Romanen“, das auch aufserhalb des Kreises der Fachkollegen Verbreitung verdient.

München. **M. Degenhart.**

---

332) **Haberlands Unterrichtsbriefe** für das Selbststudium lebender Fremdsprachen. Englisch. Unter Mitwirkung von **A. Clay** herausgegeben von **Thiergen.** Kursus I, Brief 11—15. Leipzig, Haberland, 1908. 8. Jeder Brief *M* —.75.

Nachdem die ersten zehn Unterrichtsbriefe bereits in einer der früheren Nummern dieser Zeitschrift besprochen worden sind, finde ich in den fünf folgenden Briefen eine Bestätigung dessen, was dort bereits anerkennend und lobend über das verdienstliche Werk von mir hervorgehoben wurde.

Das hier behandelte Stück der Grammatik umfafst die Lehre vom Adjektiv und die von den Zahlwörtern, den bestimmten wie den unbestimmten. Die Methode ist dieselbe: Nach einer allgemeinen Wiederholung, der der elfte Brief gewidmet ist, wechseln Fragen über grammatische Dinge, die später beantwortet werden, mit Lesestücken und darauf bezüglichen Sprechübungen sowie leichten kaum verfehlbaren Aufgaben und Gesprächen aus dem täglichen Leben ab — alles unter Beigabe von Lautschrift und Übersetzung. Dazu kommen noch reichhaltige Listen von Vokabeln, sogar ein Kapitel zur Wortbildung und als schätzenswerte

Beigabe allerlei Wissenswertes aus Küche und Wirtshaus, Speisekarten mit Preisangabe usw.

Man sieht, alles, was die jetzt herrschende vermittelnde Methode vom Schulunterricht verlangt, findet sich hier vereint, und da alles mit offenbarer Sorgfalt durchdacht und mit praktischer Hand zusammengestellt ist, so darf man wirklich sagen, dafs einem einigermafsen verständigen Schüler die Briefe den Lehrer ersetzen können.

Ein paar Einzelheiten: Hinsichtlich des th habe ich immer gefunden, dafs die Anweisung die äufserste Zungenspitze zwischen die beiden Zahnreihen zu bringen einer befriedigenden Hervorbringung dieses Lautes am förderlichsten ist, und einen ebenso guten Erfolg erzielte ich, wenn ich meine Schüler anwies, bei der Aussprache von er, or, ir (wie in servant, word, sir) die Zunge in ruhiger Lage vor den Unterzähnen zu halten und sie nicht zurückschnellen zu lassen. Endlich bemerke ich noch, dafs meines Wissens jetzt auch die Quäker sich nicht mehr der 2. Pers. Sing. bei der Anrede bedienen.

Dessau. **Bahrs.**

Ankündigung.

Mit dieser Nummer stellt die

Neue Philologische Rundschau

ihr Erscheinen ein.

Bremen und Gotha, Ende Dezember 1908.

Redaktion und Verlag
der
Neuen Philologischen Rundschau.

Anzeigen.

Meyers Kleines Konversationslexikon. Siebente, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage in sechs Bänden. Fünfter Band. Nordkap bis Schönbein. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1908. 992 S. 8. Halblederband ℳ 12. —.

Eine Durchsicht dieses neuen Teiles bestätigt nur das über die voraufgehenden Bände abgegebene Urteil, dafs auch dies kürzere Nachschlagewerk auf der Höhe der Zeit steht und den Erfordernissen der Gegenwart durchaus

gerecht wird. Wichtige Fragen, Vorgänge und Erscheinungen sind bis in die Tage der Drucklegung berücksichtigt, wie man unter den folgenden, beliebig herausgegriffenen Stichworten ersehen kann: Nordpolexpeditionen (Amundsens Unternehmen 1908), Numantia (Schultens Ausgrabungen), Persien (Verfassungskämpfe bis zum Juni d. J.), Preufsen (Neuwahlen im Juni), Rufsland (Statistik bis 1908), Russische Geschichte (bis Ende Juli d. J.). — Dafs wichtige Artikel im Kleinen Handbuche ebenfalls zu ihrem Rechte kommen, ergibt sich aus Stichworten wie Norwegen (9 Sp., eine Beilage), Österreich (über 23 Sp., dazu 8 S. Beil. und 5 Karten), Preufsen (ähnlich), Sachsen usw. Hervorragend ist dieser Band wieder durch zahlreiche Abbildungen und Kunstblätter, vgl. u. a. Orchideen, Orden, Ornamente, Renaissance, Römische Kunst.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

LA CLASSE EN FRANÇAIS.
Ein Hilfsbuch
für den Gebrauch des Französischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache
von
Dr. K. Engelke,
Oberlehrer an der Oberrealschule zu Flensburg.
Zweite, verbesserte Auflage. Preis: ℳ 0.80.

Matériaux
pour la méthode à suivre dans la lecture des auteurs français
à l'usage des professeurs chargés de cet enseignement
dans les écoles secondaires de tous les pays
par **Oscar Knuth,**
Docteur ès lettres et professeur au lycée de Steglitz.
Preis: ℳ 1.20.

Die Entwickelung
der
Französischen Litteratur
seit 1830.
Von Erich Meyer.
Preis: ℳ 5.—; gebunden ℳ 6.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

FIRST STEPS IN ENGLISH CONVERSATION.

For use in schools.

Ein Hilfsbuch

für den Gebrauch des Englischen als Unterrichts- und Schulverkehrssprache.

Auf Grund der neuen Lehrpläne von 1901
bearbeitet von

Dr. phil. et jur. **M. Thamm,**
Oberlehrer des Kadettenkorps.
Preis: ℳ 0.80.

Hundert ausgeführte Dispositionen

zu

deutschen Aufsätzen

über

Sentenzen und sachliche Themata
für die obersten Stufen der höheren Lehranstalten.

Von Dr. **Edmund Fritze,**
Professor am Gymnasium in Bremen.

Erstes Bändchen:
a) Entwurf einer Aufsatzlehre.
b) Die ersten 48 Dispositionen.
Preis: ℳ 3.

Zweites Bändchen:
Die letzten 52 Dispositionen.
Preis: ℳ 2.

Griechisches Elementarbuch für Unter- und Obertertia.

Von
Prof. Dr. **Ernst Bachof.**
Dritte Auflage.
Preis: broschiert ℳ 2.—.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

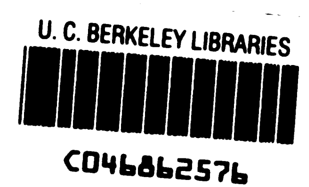
Für die Redaktion verantwortlich Dr. E. Ludwig in Bremen
Druck und Verlag von Friedrich Andreas Perthes, Aktiengesellschaft, Gotha.

Hierzu als Beilage: **Titel** und **Register** zu **Jahrgang 1908** der **„Neuen Philologischen Rundschau“.**








U. C. BERKELEY LIBRARIES
C046862576


231824
neue